This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

J
88. C. 11

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Siebente,
verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortſetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Erſter Theil.

Mit Königl. Würtembergiſchem allergnädigſtem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's

Geschichte der alten Welt.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Erster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

OXFORD

Auszug

aus Nro. 16. des Königl. Würtembergiſchen Regierungsblattes von 1836.

Se. Königl. Majeſtät haben vermöge höchſter Entſchließung vom 23. d. M. der Buchhandlung Duncker und Humblot in Berlin ein Privilegium gegen den Nachdruck des in ihrem Verlage erſcheinenden Werkes: K. F. Becker's Weltgeſchichte, ſiebente Auflage, neu bearbeitet von J. W. Loebell, mit den Fortſetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel, auf die Dauer von ſechs Jahren gnädigſt zu ertheilen geruhet; was unter Hinweiſung auf die Königl. Verordnung vom 25. Febr. 1815, Privilegien gegen den Büchernachdruck betreffend, zur Nachachtung hiemit bekannt gemacht wird.

Stuttgart, den 24. März 1836.

Schlayer

Aus früheren Vorreden.

Zur fünften Ausgabe.

Karl Friedrich Becker, der Urheber des gegenwärtigen Werkes, welches er bis zum neunten Bande geführt hatte, hinterließ es, als er im Jahre 1806 starb, in doppelter Hinsicht unvollendet. Einmal war noch ein nicht unbedeutender Theil der neuern Geschichte überhaupt rückständig, dann aber auch die Ueberarbeitung der ersten fünf Bände, welche als zweite Auflage derselben erschien, noch nicht vollendet. Der nun gleichfalls verewigte Johann Gottfried Woltmann übernahm die Ergänzung des Fehlenden. Er brachte den fünften Band, von dem Becker für die zweite Ausgabe nur wenige Bogen hinterlassen hatte, zu Ende, so daß ihm dieser fast in seiner ganzen Ausdehnung nicht minder angehört, als der zehnte, der die noch fehlende Geschichte bis zur Französischen Revolution ergänzt, und den er als eine von ihm gegebene Fortsetzung ankündigte. So konnte nun das Werk, mit Ausnahme der Geschichte der neuesten Zeit, als ein zusammenhängendes und fertiges Ganze erscheinen, da Becker die Umarbeitung nur bis auf das Ende des Mittelalters hatte führen wollen. In Rücksicht auf die neuere Geschichte scheint auch Woltmann so gedacht, und diese Theile des Werkes nur einzelner Verbesserungen und Zusätze, keiner gänzlichen Umschaffung, bedürftig geglaubt zu haben; wie denn in der That jeder Urtheilsfähige das Beste, was Becker geleistet, in der Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erkennen wird. Hier ist es, wo sein ausgezeichnetes Talent am meisten und schönsten hervortritt. Ueber die ersten, die alte Geschichte enthaltenden Bände urtheilte Woltmann anders, und mit wenigen Ausnahmen arbeitete er sie nach und nach völlig um. Aber auch ihn entriß ein früher Tod, wie einem ausgebreiteten Wirkungskreise und seinen Freunden, so diesem Werke, als er in der Ausarbei-

tung des dritten Bandes bis auf die Alleinherrschaft des Augustus gekommen war. So stimmten denn beide Freunde, welche dieser Weltgeschichte die besten Kräfte ihres Lebens gewidmet haben, auch darin überein, sich bei der Gunst des Publicums, deren sich das Werk schon in der ersten Auflage im hohen Grade erfreute, keineswegs zu beruhigen, wie sie es so leicht gekonnt hätten. Vielmehr strebten Beide nach steter Vervollkommnung ihrer Arbeit.

Ueber das Verhältniß der Arbeiten Woltmann's und Becker's zu einander, über die Eigenthümlichkeit und den Werth einer jeden scheint das Publicum ziemlich einstimmig entschieden zu haben. An Becker fesselte seine lebendige, gewandte Darstellung, seine seltene Gabe zu individualisiren und mit wenigen Strichen ein anschauliches Bild zu entwerfen, seine leichte, von jeder Künstlichkeit entfernte, ungemein fließende Schreibart. Dagegen hat er es mit der Forschung und strengen Richtigkeit der Thatsachen nicht immer genau genug genommen; abgeleiteten, einseitigen Schriftstellern zu viel getraut; die oberflächlichen, schiefen Ansichten über frühere Zeiten, welchen das achtzehnte Jahrhundert huldigte, mit einem, ich möchte sagen gutmüthigen Glauben an ihre Wahrheit fortgepflanzt. Ganz anders Woltmann. In seiner Arbeit findet man wenig von der zweiten Hand Erborgtes, sondern erkennt bald ein gründliches und umfassendes Quellenstudium; man freut sich der geistreichen, eigenthümlichen Auffassung und Verknüpfung der Begebenheiten, des hellen, scharfen Blickes, des freien, gründlichen Urtheils, des warmen Eifers für das Würdige und Hohe in der Geschichte. Dagegen treten Darstellung und Schreibart gegen die Beckersche in den Schatten. Es scheint, als habe das Bestreben, den grandiosen Geschichtsstil der Alten nachzubilden, Woltmann hier auf Abwege geführt; seine Perioden sind häufig verwickelt und ermangeln der Klarheit; man merkt, daß der Ausdruck, dem er mühsam nachringt, öfters hinter dem Gedanken zurückbleibt. Diese Mängel würden ohne Zweifel weit weniger bemerkt werden, wenn sie sich nicht gerade in dem Beckerschen Werke fänden, dem die entgegengesetzten Eigenschaften viel Freunde erworben haben. Besonders steht auch Woltmann's Art, einzelne Charakterzüge, Aussprüche bedeutender Männer u. dgl., mehr in die Mitte einer betrachtenden Periode einzuflechten, als sie ausdrücklich zu erzählen, mit Becker's Manier in einem scharfen Contrast

Solche Urtheile und Ansichten, die von sehr verschiedenen Seiten her laut geworden waren, brachten die Verleger, die Herren Duncker und Humblot, als Eigenthümer dieses Werkes, auf den Gedanken einer Bearbeitung, welche die großen Vorzüge, die Woltmann dieser Weltgeschichte gegeben, weniger auf Kosten des von ihm Geopferten erkaufe, und zugleich dem von der bisherigen Entstehungsweise herrührenden Mangel an Uebereinstimmung in der geschichtlichen Grundansicht abhelfe. Da ich das Beckersche Werk in beiden Gestalten lieb gewonnen hatte, übernahm ich diese Bearbeitung gern. Die Aufgabe war nach der ungleichen Behandlungsweise der einzelnen Theile eine sehr verschiedene. Die ersten drei, die alte Geschichte enthaltenden Bände waren sowohl in Becker's Arbeit von der zweiten Hand, als in einer von Woltmann herrührenden, mit Ausnahme einiger Abschnitte des ersten Bandes fast durchgängigen Umgestaltung vorhanden. Hier war die Aufgabe die: Woltmann's Sprache und Darstellung der Beckerschen mehr zu nähern und geschmeidiger zu machen, einzelne Darstellungen der ältern Ausgabe, welche Woltmann gegen weniger anziehende vertauscht, auch wol ganz weggelassen hatte, wieder aufzunehmen und in den Zusammenhang der neuern Arbeit, die überall zum Grunde gelegt ward, einzufügen. Man muß eine solche Arbeit selbst versucht haben, um über die ungemeine Schwierigkeit derselben urtheilen zu können. An unzähligen Stellen machte schon die Aenderung des Ausdrucks, wenn ich nicht in Gefahr gerathen wollte, die Thatsache falsch zu färben, die Vergleichung der Urquellen nöthig. Auf dieselbe Weise habe ich die aus der zweiten Ausgabe wieder ins Leben gerufenen Erzählungen, Schilderungen u. s. w. vorher meistens geprüft, wie die häufigen Aenderungen in denselben beweisen. Dieser hier in Becker's Tone wieder erscheinenden Erzählungen werden sich gewiß viele Leser freuen, obschon sie mit der übrigen Darstellungsweise nicht ganz übereinstimmen. Ein Werk, welches sich aus dem Kreise, dem es anfangs bestimmt war, von selbst hervorgehoben hat, ohne ihn doch ganz zu verlassen, ein Werk, welches, wie die Erfahrung gezeigt, zugleich der Jugend, ihren Lehrern und anderen Geschichtsfreunden dient, muß den Anspruch auf durchgängige Gleichheit des Tons und der Behandlung fahren lassen. Es darf nicht verschmähen, der Ununterrichteten wegen Manches beizubringen, was den Erfahrnern

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von

J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Erster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's

Geschichte der alten Welt.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Erster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Alte Geschichte. Zweites Buch.
Die Griechen bis auf Alexander den Großen.

	Seite
1. Die ältesten Zeiten Griechenland's	175
2. Theseus (im 13. Jahrh. v. Chr.)	182
3. Die Thebanischen Kriege	186
4. Der Argonautenzug (um 1250 v. Chr.)	188
5. Der Trojanische Krieg	190
6. Scenen aus dem Trojanischen Kriege	193
7. Die Rückkehr von Troja	208
8. Scenen aus der Odyssee	210
9. Die Dorische Wanderung und die Abschaffung der Königswürde	230
10. Lykurg's Staatsreform in Sparta (885)	235
11. Erster und zweiter Messenischer Krieg (743—668)	246
12. Solon, Gesetzgeber in Athen (594)	251
13. Pisistratus und seine Söhne (560—510)	259
14. Unruhen in Athen nach der Vertreibung der Pisistratiden (510—504)	263
15. Colonien der Griechen	266
16. Das Delphische Orakel, die heiligen Spiele und die Bundesgenossenschaften	270
17 Griechische Poesie und beginnende Wissenschaft	277
18. Die Pythagoräer	283
19. Veranlassung zum Perserkriege durch den Aufstand der Jonier	286
20. Erste Feldzüge der Perser nach Griechenland (495—490)	293
21. Die Schlacht bei Marathon (490)	296
22. Tod des Miltiades; Themistokles und Aristides	298
23. Rüstungen in Persien zum dritten Feldzuge, und Aufbruch des Heeres	302
24. Themistokles, Griechenland's Retter	307
25. Leonidas bei Thermopylä	311
26. Themistokles bei Artemisium.	315
27. Die Schlacht bei Salamis (Septr. 480 v. Chr.)	316
28. Neue Gefahren	322
29. Schlacht bei Platää (Septr. 479)	324
30 Schlacht bei Mykale	327
31. Gleichzeitiger Kampf der Sicilischen Griechen mit den Karthagern (480)	328
32. Athen und Themistokles nach den Perserkriegen (478—477)	331
33. Athen's Hegemonie. Letzte Schicksale des Pausanias und des Themistokles	335
34. Cimon's Staatsverwaltung	340
35. Perikles und Cimon	344
36. Athen auf seiner Mittagshöhe unter der Verwaltung des Perikles	349
37. Kämpfe Athen's bis zum Ausbruche des Peloponnesischen Krieges (448—432)	353

Einleitung.

ist sie Führerin und Leitstern. Man hat die Vergangenheit häufig einen Spiegel der Gegenwart genannt, und sie ist es in der That, weil der Forschende zwischen vielen Begebenheiten und Völkerschicksalen früherer Jahrhunderte und seiner Zeit eine Uebereinstimmung in den ursachlichen Verhältnissen wie im Laufe der Entwicklung entdeckt, aus welcher von selbst die eindringlichsten Belehrungen über die Wege fließen, welche hier zum Heil, dort zum Verderben führen. Daher finden Diejenigen, welche zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen sind, in der Geschichte die trefflichste Richtschnur für ihren großen Beruf.

Die Begebenheiten, welche sich vor unserer Zeit auf dem Erdball zugetragen haben, sind uns keinesweges vollständig bekannt; gesetzt aber auch, wir besäßen die umständlichsten, sich über alle Zeiten und Völker erstreckenden Jahrbücher, immer würde nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben den Stoff der allgemeinen Geschichte oder Weltgeschichte bilden. Der Maßstab, nach welchem die Ereignisse von der Weltgeschichte aufgenommen, und verzeichnet oder übergangen werden, wird freilich nach dem nähern Zweck, den die Darstellung derselben in dieser oder jener Form verfolgt, sehr verschieden ausfallen; im Allgemeinen aber kann sie nur von denjenigen Begebenheiten Kunde nehmen, die sich auf die Cultur und geistige Thätigkeit der Menschen beziehen, so daß sie diese entweder unmittelbar betreffen, oder einen mittelbaren Einfluß auf sie ausüben. Da nun aber weder alle Völker der Erde an der Cultur Theil nehmen oder genommen haben, noch alle in demselben Maße, so kann auch in einer allgemeinen Geschichte, die eine Geschichte des menschlichen Geschlechts in Beziehung auf sein geistiges Daseyn seyn soll, weder von allen Völkern die Rede seyn, noch von allen mit derselben Ausführlichkeit. Man nennt daher auch diejenigen Völker, welche die geistige Cultur der Gattung ausgebildet und in sich getragen haben, im engern Sinne des Wortes geschichtliche Völker, und bezeichnet dadurch einen Kreis, in den die Weltgeschichte manche Nationen, je nachdem sie sich in der Cultur gehoben haben, oder gesunken sind, eintreten und wieder daraus scheiden gesehen hat. In den verschiedenen Zeiträumen der Geschichte gibt es immer einige Völker, welche den Kern der geistigen Bildung ausmachen; andere stehen von diesem Mittelpunkte mehr oder weniger entfernt; oder die Richtung ihrer Cultur ist eine durchaus eigenthümliche, nur für sie, und auch für sie nur in einer bestimmten Zeit, bedeutend. Deswegen bleibt der Begriff eines geschichtlichen Volkes freilich immer

ein relativer, der eine strenge Sonderung nicht begründen kann. Manche Völker, die auf einem sehr niedrigen Standpunkte der Cultur stehen, erwähnt die Weltgeschichte nur, weil sie mit cultivirten in Berührung gekommen sind, und auf deren Schicksal Einfluß geübt haben.

Der universalhistorische Charakter eines Volkes besteht demnach in seinem Antheil an der allgemeinen geistigen Cultur der Menschheit. Aber diese geistige Cultur ist nicht nur in solchen Erscheinungen enthalten, welche in einer und derselben Form Gemeingut geworden sind, sondern auch in dem besondern Leben der einzelnen Völker. So wie jeder einzelne Mensch in seinem geistigen Daseyn ein Mal der Gattung angehört, dann aber auch als bestimmtes Individuum erscheint, so hat auch jede geistige Cultur außer ihrer dem allgemein Menschlichen zugewandten Richtung eine besondere, auf diese Weise nur ihr gehörige; ja sie vermöchte außer dieser ihr eigenthümlichen Seite gar nicht zur Erscheinung zu gelangen. Wenn daher die Cultur eine lebendige ist, so muß sie eine aus dem Volke, welches sie besitzt, hervorgewachsene, keine von außen angelernte und angenommene seyn folglich bei den einzelnen Völkern sich auf verschiedenartige Weise gestalten. Die völlige Einerleiheit der Bildung kann nur von Außen her stammen, und ist eben darum Tod und Erstarrung. Die Weltgeschichte kann sonach die Cultur der Menschheit nicht entfalten, ohne bei der besondern Entwicklung der Hauptvölker zu verweilen, und nur indem sie bemüht ist, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in dem geistigen Daseyn der Völker darzustellen, kann sie ihren Zweck, ein allgemeines Bild der höheren Cultur zu entwerfen, erreichen. Darum aber fällt die Weltgeschichte, dem Begriffe nach, keineswegs mit einer Nebeneinanderstellung einzelner Volksgeschichten zusammen, und es wäre irrig, sie als ein bloßes Aggregat derselben zu betrachten.

Wenn es nun die höhere Bildung des menschlichen Geschlechts ist, welche den Mittelpunkt der Weltgeschichte ausmacht, so müssen Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst, als Hauptrichtungen dieser Cultur, von ihr umfaßt werden. Da indeß das Studium der Religions- und Kirchengeschichte, so wie die Geschichte der einzelnen Wissenschaften und Künste mit dem tiefern Eingehen in die Gegenstände selbst innigst verbunden ist, so begnügt sich die Weltgeschichte in der Regel hier mit allgemeinen Uebersichten und Andeutungen, und macht das Staatsleben nach seinen inneren und äußeren Verhältnissen zu ihrem Hauptgegenstande. Doch ist es keineswegs dieser äußere Grund allein, der

ſie berechtigt, vorzugsweiſe den Staat ins Auge zu faſſen und das politiſche Leben der Völker nach ſeinen Veränderungen zu beſchreiben. Denn außer dem Staate kann es gar keine Entwicklung der Cultur geben; das Zuſammenleben der Menſchen in dem Staatsverbande iſt eine nothwendige Bedingung derſelben; nur durch eine ſtets rege lebendige Mittheilung, durch das Ineinandergreifen mannichfaltiger Kräfte, und ſehr verſchiedener, den Kreis der Geiſtesthätigkeiten wo möglich erſchöpfender Richtungen iſt ein wahres Fortſchreiten der Bildung möglich. Der Staat wird daher auch die religiöſe, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Cultur wenigſtens in ihren äußeren Erſcheinungen in ſich ſchließen, und der Geſichtspunkt deſſelben immer der allgemeinſte und fruchtbarſte für die Weltgeſchichte ſeyn.

---

2. Quellen der Geſchichte.

Vor der Erfindung der Schreibekunſt, oder vielmehr vor dem allgemeinen Gebrauche derſelben zu ganzen Schriften, war das Andenken der Begebenheiten der Aufbewahrung im Gedächtniß anvertraut. Aber obſchon in dem jugendlichen Alter der Menſchheit dieſe Geiſteskraft viel ſtärker und treuer war, liegt es doch in der Natur der Sache, daß die Kunde von den Thaten und Schickſalen der Vorfahren ſich auf dieſe Weiſe von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr zuſammenziehen, untreuer werden, zuletzt, bis auf wenige hervorragende ganz im Allgemeinen im Gedächtniß behaltene Wendepunkte, bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht ſeyn mußte. Die in Schrift aufbewahrte Rede dagegen bleibt auch für die ſpäteſten Geſchlechter, wenn ſie die Sprache derſelben verſtehen, und das Volk, unter dem ſie entſtanden, kennen ein dauerndes Beſitzthum. Daher iſt der Anfang ſolcher ſchriftlichen Aufbewahrungen, welche die Zeit des Niederſchreibenden, oder die zunächſt vorangegangene zum Gegenſtande haben, der Anfang der gewiſſen Geſchichte. Alles, was die Begebenheiten der dieſer Epoche vorangegangenen und daher dunklen Zeit betrifft, iſt als Sage auf uns gekommen, und tritt uns entweder unter der Form einer von ſpäteren Schriftſtellern aufgezeichneten geſchichtlichen Ueberlieferung entgegen,

oder — und dieſes iſt der reichſte Quell für die Kunde jener alten Zeiten — als Mythus und Poeſie.

Es iſt nämlich nicht nur die Aufbewahrung im bloßen Gedächtniß, welche die Hiſtorie früherer Jahrhunderte nach Inhalt und Form von der ſpäteren unterſcheidet, ſondern beſonders auch der eigenthümliche Charakter der Zeit. Zur Reflexion, zur Entwicklung abſtracter Verſtandesbegriffe war das jugendliche Geſchlecht noch nicht erwacht; es bedurfte überall ſinnlicher und bildlicher Anſchauungen zur Auffaſſung geiſtiger Gegenſtände. Die Lehrart, deren ſich die älteſten Weiſen und Prieſter bedienten, war daher entweder ſymboliſch, d. i. durch Sinnbilder, durch äußere, ſichtbare Zeichen, welche eine damit auf bedeutſame Weiſe verbundene Vorſtellung zu erwecken beſtimmt ſind, oder mythiſch, d. i. durch Erzählungen, an die ſich irgend eine Belehrung, ſey ſie hiſtoriſcher, theologiſcher, moraliſcher, phyſiſcher Art, knüpft. Man darf den Mythus mit der Fabel, wenn man unter dieſer bloße Dichtung verſteht, nicht verwechſeln. Die Willkür hat den Mythus nicht erfunden; urſprünglich enthält er ſtets irgend ein wahres Element, und dadurch unterſcheidet er ſich von der Fabel; aber mehr oder weniger tritt auch die Erdichtung hinzu, ſey es nun, daß die Erzählung bloße Hülle iſt, wie wenn die Naturkräfte in perſönliche Götter umgedeutet, und dieſen dann Handlungen beigelegt werden, welche ſich auf die Eigenſchaften und Wirkungen jener Naturkraft beziehen, z. B. dem Meeresgotte die Erregung der Stürme, oder daß wirkliche Thatſachen, deren Erinnerung erhalten werden ſoll, dem kindlichen Sinne durch Vereinfachung und Zuſammenziehung näher gebracht werden, wie wenn die Thaten eines ganzen Stammes auf die Perſönlichkeit eines einzelnen Helden übertragen werden. Hier fließen nun die Verdunklung der Sage im Laufe der Zeiten, und die mythiſche Vorſtellungsweiſe zuſammen; die den Helden angedichtete Abſtammung von den Göttern, und die Vorſtellungen von dem unmittelbaren Einwirken der Götter in die Handlungen der Menſchen, bringen Göttergeſchichten und Heldenſagen in die genaueſte Berührung; dazu tritt die jedem Menſchen eingepflanzte, in einer früheren Zeit unſeres Geſchlechts doppelt thätige Neigung zum Wunderbaren: und alles dieſes erzeugt die mit Mythologie und mährchenhaften Wundergeſchichten innigſt verwebten Sagen von einer der hellen und gewiſſen Geſchichte vorangegangenen Zeit. Es ſind dieſe Sagen ſpäteren Geſchlechtern aufbewahrt im Gewande der Poeſie, weil der Charakter der Zeit poe-

tisch, und das Organ für ihre Mittheilung Poesie war, die in jenen Gebilden der Phantasie den freiesten und schönsten Spielraum fand.

In diesen Mythen und Dichtungen liegen die wichtigsten Aufschlüsse über die Vorzeit der Völker und ihre früheste Entwicklung verborgen, aber die Deutung derselben ist ein sehr schwieriges, die höchste Umsicht und Behutsamkeit erforderndes Geschäft, wenn der Scharfsinn, der sich auf diesem Felde besonders gefällt, nicht zu einem bloßen Spiele der Willkür führen soll. Denn je nachdem man diesen oder jenen Grundsatz über die Zurückführung der Mythen auf ihren ursprünglichen Sinn gelten läßt, müssen auch die Ergebnisse der Mythendeutung oder ihrer Uebersetzung in wahre Geschichte ganz anders fallen; daher ein System der Lösung dieser Aufgaben das andere verdrängt, und alle hier zu findenden Resultate nur bis zu einem gewissen Grade als wahrscheinlich geltend gemacht werden können. Zuweilen ist das Daseyn historischer Personen aus den früheren Jahrhunderten des Alterthums mit Unrecht bloß darum geläugnet worden, weil sie wohl auch gänzlich mythisch seyn könnten, d. i. erfunden um irgend eine Begebenheit an ein persönliches Daseyn zu knüpfen. Andrerseits scheint Vieles auf den ersten Blick wahre Geschichte, und ist es doch nicht; namentlich muß bei der epischen Poesie die größte Vorsicht angewandt werden, und der Inhalt derselben, wenn er vom Wunderbaren entkleidet ist, ist darum noch nicht für eine Thatsache zu halten. Das Allgemeinste einer großen Begebenheit, z. B. daß die Griechen einmal nach Asien zogen und dort Troja zerstörten, hat sich im Gedächtniß erhalten, die näheren Umstände sind vergessen oder entstellt, und werden daher vom epischen Dichter nach seinem Bedürfniß hinzu erfunden, die natürlichen wie die wunderbaren. Historische Wahrheit, in dem Sinne, wie wir sie nehmen, die genaue Uebereinstimmung der Erzählung in allen ihren Umständen mit der Thatsache, wird in jener Zeit, wo das epische Gedicht noch die Stelle der Historie vertritt, nicht gefordert; die Wahrheit, die sie verlangt, ist die innere poetische, d. h. die Uebereinstimmung des Sinnes, der Gemüthsart, der Leidenschaften, welche den handelnden Personen beigelegt werden, mit der Beschaffenheit des menschlichen Herzens.

Unter den Geschichtschreibern der eigentlich historischen Zeiten müssen die gleichzeitigen von den späteren unterschieden werden, da die Glaubwürdigkeit in der Regel in dem Verhältnisse abnimmt, in dem der Schriftsteller von der Zeit, die er beschreibt, entfernter lebte.

Streng genommen können auch nur jene Geschichtschreiber Quellen genannt werden; man dehnt diesen Namen aber auch über alle diejenigen Werke aus, die für uns darum das Ursprüngliche enthalten, weil sie aus Quellen geschöpft sind, die später verloren gegangen. Die Quellen verdienen beim Studium der Geschichte allemal den Vorzug vor den abgeleiteten Büchern, da in diesen die Darstellung schon wieder den Weg durch einen andern Geist genommen und, den Eigenschaften der menschlichen Natur gemäß, dadurch eine gewisse Färbung erhalten hat. Freilich ist dieses Studium ein unermeßliches, alle Kräfte in Anspruch nehmendes. Die nothwendige Prüfung der historischen Nachrichten in den ursprünglichen Berichten ist das Geschäft der historischen Kritik, deren sorgfältige und geistreiche Anwendung einem erst nach langer Zeit aus den Quellen geschriebenen Werke auch in Rücksicht der Glaubwürdigkeit den Vorzug vor solchen geben kann, deren Verfasser den Begebenheiten viel näher lebte, oder wohl selbst Augenzeuge war.

Zur Kenntniß der Begebenheiten und des Zustandes vergangener Zeiten dienen übrigens nicht nur die eigentlichen Historiker und die ihnen zunächst stehenden Erd- und Reisebeschreiber, sondern auch andere Schriftsteller, besonders Redner und Dichter, deren Sittenschilderungen, wenn sie auch, wie die der letzteren, an ersonnene Begebenheiten geknüpft sind, doch oft ein sehr wahres und anschauliches Bild der Zeit gewähren; ferner Inschriften, Denkmäler der Baukunst, Werke der Malerei und Bildhauerkunst, Münzen, Medaillen, Wappen u. s. w.; theils um eine frühere Zeit in den Werken, die sie hervorgebracht, zu erkennen, theils zur Ergänzung der Kunde von den Begebenheiten, und zur Erläuterung derselben.

---

3. Ueberlieferungen und Vermuthungen von der Urzeit.

Je weiter hinauf in die Jahrhunderte vor dem Anfang der gewissen Geschichte die Begebenheiten fallen, je dunkler und ungewisser ist, wie wir gesehen haben, die Kunde von denselben: aber die dem menschlichen Geiste tief eingepflanzte Begierde, die Wurzel und den Anfang der Dinge zu erforschen, treibt ihn mit seinen Gedanken in die Urzeit,

um, wenn es möglich wäre, die ersten Keime der Cultur, die Entstehung des Menschengeschlechtes, und unsers Wohnplatzes, der Erde, zu ergründen. Viele Völker gehen daher mit ihren Sagen bis zu diesem Punkte zurück, und beginnen ihre Vorgeschichte mit einer mythischen Darstellung der Entstehung der Welt und des Menschengeschlechtes. Auch die heiligen Urkunden der Juden, welche mit unserm christlichen Glauben in so naher Beziehung stehen, fangen im ersten Buche Mosis mit der Schöpfungsgeschichte an, welcher sich Nachrichten von den Schicksalen der ersten Geschlechter der Menschen auf Erden sofort anreihen.

Am Anfang, so beginnt die heilige Schrift, schuf Gott Himmel und Erde. Allmählig, in abgesonderten Zeiten, wurden die einzelnen Theile des Weltalls, die Erzeugnisse und Bewohner der Erde erschaffen, nach dem Ausdrucke der Urkunde, in sechs Tagen. Am ersten Tage schuf Gott das Licht; am zweiten schied er Himmel und Erde; am dritten schied er Erde und Wasser (da das Wasser ursprünglich die Erde bedeckt hatte) und ließ die Pflanzen entstehen; am vierten schuf er die Himmelslichter, die Gestirne; am fünften die Thierwelt; am sechsten den Menschen nach seinem Bilde. Die ersten Menschen, Adam und Eva genannt, lebten anfangs im Paradiese oder Garten Eden, unschuldsvoll und ohne Arbeit. Da sie aber wider Gottes Gebot von einer Frucht vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen aßen, wurden sie hinausgetrieben aus dem Paradiese; es begann die Zeit der Arbeit und der Schmerzen. Von Adam's Söhnen ging gleich eine zwiefache Lebensart der Menschen aus. Abel wurde ein Hirt (Nomade), Kain ein Ackersmann. Der Letztere beging die erste Blutthat; er erschlug seinen Bruder Abel, weil Gott dessen Opfer gnädiger aufgenommen, als das seine. Dafür verdammte ihn Gott, unstät und flüchtig zu seyn auf Erden. Er verließ daher den väterlichen Wohnsitz, nahm ein Weib, und zeugte mit ihr viele Söhne und Töchter. Dasselbe that Seth, ein jüngerer Sohn Adam's. Nun vermehrten sich die Menschen immer mehr, ergaben sich aber auch einem so ruchlosen Leben, daß Gott beschloß, sie von der Erde zu vertilgen. Ein einziger Mann, Namens Noah, ein Nachkomme des Seth, ward der Erhaltung werth befunden. Er baute auf Gottes Geheiß ein großes Schiff, Arche genannt, stieg mit seiner Familie und einem Paare von jeder Thiergattung hinein, und während Gott nun eine große Wasserfluth, welche alles Lebendige verschlang, über

die Erde strömen ließ, wurden alle in Noah's Arche Aufgenommene gerettet. Die drei Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet, wurden nun die Stammväter des neuen Menschengeschlechts, welches sich nach und nach über die ganze bewohnte Erde verbreitete.

Diese Mosaische Schöpfungsgeschichte gibt freilich keine andere Erklärung des uns unbegreiflichen Anfangs der Dinge in der Zeit und im Raume, als den Willen Gottes; aber in dem, was sie mittheilt, ist sie unendlich vernunftmäßiger, einfacher und faßlicher, und in dieser Einfachheit großartiger und erhabener, als die mit abenteuerlichen Phantasien erfüllten Schöpfungsmythen aller anderen Asiatischen Völker. Die Wissenschaft späterer Zeiten hat in der gegenwärtigen Gestalt der Erde nach der Geschichte ihrer Entstehung geforscht; die Ergebnisse dieser Forschungen lassen uns manchen Blick in die Urwelt thun; aber was hier nicht Hypothese, sondern unbestreitbare Thatsache oder bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhöhte Vermuthung ist, vermag das große Räthsel auch nicht vollständiger zu lösen. Es lehrt die Geologie, daß die Erde ihre gegenwärtige Gestalt nicht plötzlich, sondern allmählig erhalten hat, und weiset dies in den verschiedenen Formen der Gebirge, der ältesten oder Urgebirge, der Uebergangs-, Flötz- und aufgeschwemmten Gebirge nach, die in der angegebenen Ordnung auf einander ruhen, so daß die letzten die jüngsten Schichten bilden. Die in den jüngeren Gebirgen vorkommenden unzähligen Versteinerungen von Seethieren, deren Beschaffenheit von der ruhigsten Ablagerung derselben zeugt, läßt schließen, daß das Meer die Ebenen der Erde nicht bloß bedeckt, sondern auch lange und ruhig darauf gestanden habe. Unter den Lagern mit Meeresproducten finden sich andere mit Versteinerungen aus dem Pflanzen- und Thierreich; das Wasser muß also dieselben Gegenden mehr als einmal bedeckt haben. In den Urgebirgen finden sich keine Versteinerungen; daraus läßt sich sehr wahrscheinlich schließen, daß dieser Theil der Erdbildung vollendet war, ehe organisches Leben entstand. Man sieht leicht, daß diese Resultate der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nirgends widersprechen.

Eine dem menschlichen Geiste noch näher liegende Frage, als die über die Entstehung der Erde und der ersten Menschen durch die Hand Gottes, ist eine andere über den Ursprung und die Fortbildung der Cultur. Hierüber stehen sich zwei Ansichten völlig entgegen.

Die erste Ansicht läßt den Menschen von einem Zustande thierähnlicher Rohheit in langer Zeit allmählig und mit großer Mühe zu

den Grundlagen der Bildung emporklimmen. Dieſer Behauptung zufolge glichen die erſten Menſchen den verwahrloſeſten Wilden ferner Erdſtriche, deren die Reiſebeſchreiber Erwähnung thun, oder ſtanden, wo möglich, noch einige Stufen niedriger. Den Thieren des Waldes ähnlich liefen ſie nackt umher, bis ſie dieſe bezwingen und zähmen lernten, und nun zu Jägerſtämmen wurden, oder zu Nomaden, d. h. zu Hirtenvölkern ohne bleibende Wohnſitze, die immer weiter ziehen, wenn ihre Heerden in einer Gegend das Gras abgeweidet haben. Nach langer Zeit wird der Werth und die Behandlungsart des Getreides entdeckt, und nun erſt gelangt der Menſch zu feſten Wohnſitzen, und zu allen den Erfindungen, die vom Ackerbau, dieſem Erzeuger aller Cultur, abhängig ſind. Die geiſtigen Vorzüge der Menſchen vor den Thieren entwickelten ſich dieſer Anſicht zufolge gleichfalls aus der völligſten Rohheit. So die Sprache aus thieriſchen Lauten und dem Nachlallen der Naturtöne. Die Religion entſteht aus grober Furcht vor der Gewalt und Tücke der höheren Mächte, die man in auffallenden Naturerſcheinungen (Blitz und Donner, Sturm, Waſſerfluthen) wirkſam glaubt. Menſchen von vorzüglich fruchtbarer Einbildungskraft, die ihre Einfälle für unmittelbare Eingebungen der Götter halten, und ſie als ſolche dem Volke verkünden, oder auch, um ihren Einfluß und ihre Herrſchaft zu ſichern, mit Abſicht betrügen, bilden nach und nach die Syſteme der Vielgötterei, die erſt nach vielen Jahrhunderten dem Glauben an Einen Gott Platz machen.

Die zweite Anſicht ſchließt ſich an die Erzählung der heiligen Schrift vom Paradieſe an, aus dem der Menſch erſt durch die Sünde vertrieben worden, und an die Sagen und Mythen alter Völker von einer goldenen Zeit, wo die Menſchen der Gottheit näher geſtanden, nach deren Verſchwinden zunehmende Ausartung folgte. Dieſer Anſicht nach war der Zuſtand der Cultur der erſte unſeres Geſchlechts und dieſelbe wohlthätige Hand der Gottheit, die den Menſchen bildete, gab ihm auch unmittelbar die nothwendigen Keime aller Humanität und Cultur, Sprache, Religion und die Anfänge der Wiſſenſchaften und Künſte, ſo wie der Verbindung zu einem Staate. Alle Barbarei ſtammt aus dem Untergange dieſer Cultur; die thieriſche Rohheit, wo ſie angetroffen wird, iſt durch Herabſinken aus derſelben zu erklären. So iſt der Polytheismus nicht die urſprüngliche Vorſtellungsweiſe von den höheren Gewalten, ſondern Entartung aus dem früher vorhanden geweſenen Monotheismus.

Die Entſcheidung zwiſchen dieſen beiden Anſichten gehört nicht in den Bereich der eigentlichen Geſchichte, welche ſie, als die vorgeſchichtliche Zeit betreffend, der Philoſophie zuweiſet. Folgendes müſſen wir jedoch hierüber noch bemerken. Man hat die unmittelbare Anknüpfung der edelſten Fähigkeiten und Richtungen des Menſchen an die Gottheit unbegreiflich gefunden; aber eben ſo unbegreiflich mindeſtens iſt das Emporſproſſen der Bildung aus der Rohheit, welches ja eine Entſtehung des Edelſten und Geiſtigſten aus dem Niedrigen und Geringen, folglich aus ſeinem Gegentheil wäre; und zuletzt muß doch um die Fähigkeit des Emporarbeitens zu erklären, auf die Gottheit, als auf die Grundurſache alles Daſeyns zurückgegangen werden, deren Einwirkung alſo durch jene Annahme nur weiter in den Hintergrund zurückgeſchoben wird. Zweitens bleibt, wie man auch über die zweite Anſicht denken mag, die erſtere, oben geſchilderte, auch nur eine Hypotheſe, die der vollgültigen Beweiſe durchaus entbehrt. Die Europäiſchen Reiſenden haben in den anderen Erdtheilen ſeit Jahrhunderten Völker beobachtet und beſchrieben, welche auf einer den Thieren ſehr ähnlichen Stufe des Daſeyns ſtehen; in dieſen hat man ein Bild des uranfänglichen Zuſtandes der Menſchheit zu ſehen geglaubt. Nun ſind die gebildeten Völker in der Cultur allerdings allmählig fortgeſchritten; aber daraus folgt ja keineswegs, daß ſie ſich auch einmal in einem ganz elenden, thierähnlichen Zuſtande befunden haben. Auf einer Grundlage von Cultur haben ſie fortgebaut, aber nichts berechtigt zu dem Schluſſe, daß dieſe Grundlage ſelbſt erſt durch ein Emporſteigen aus dem Zuſtande eigentlicher Wildheit entſtanden ſey. Daß eine völlig rohe Nation aus ſich ſelbſt Cultur entwickelt habe, lehrt keine Erfahrung; die Bildung ſolcher Völker ſtammt vielmehr ſtets aus der Berührung her, in welche ſie mit anderen, ſchon cultivirten gekommen ſind. Die vorzüglichſten der cultivirten Völker aber, den eigentlichen Kern der Geſchichte, zeigt keine Thatſache in einem Zuſtande völliger Wildheit, ſondern ſtets unter Verhältniſſen, welche die Grundbedingungen der Cultur, den Ackerbau, Gebrauch der Metalle u. ſ. w., ſchon vorausſetzen. Für die Geſchichte alſo bleibt die Verſchiedenheit zwiſchen cultivirten und eigentlich wilden Völkern eine urſprüngliche.

Eine ſehr merkwürdige, mit dieſer Verſchiedenheit in naher Beziehung ſtehende Trennung iſt die des menſchlichen Geſchlechts in verſchiedene Raſſen. Man verſteht darunter die Menſchenſtämme, in ſo fern zwiſchen ihnen ein in der äußeren Geſtalt, beſonders in der Bildung

nate dienten, indem deren Verlauf die Jahreszeiten wenigstens im Groben zurückführt. Da die Zeitrechnung sich auf Beobachtung der Himmelskörper gründet, so hängt ihre Genauigkeit von dem Zustande der Sternkunde ab; sie vervollkommnete sich daher mit den Fortschritten der Völker in wissenschaftlicher Cultur, blieb aber im Alterthum, wegen der größeren Trennung und Abgeschlossenheit derselben, bei den einzelnen Völkern sehr verschieden. Wir haben Kenntniß von einer Aegyptischen, Hebräischen, Griechischen und Römischen Zeitrechnung, und vermuthen mit Grund, daß die Chaldäer ebenfalls eine eigenthümliche gehabt haben. In Bezug auf das Jahr lassen sich diese Verschiedenheiten auf drei Formen zurückführen, die man das freie Mondjahr, das freie Sonnenjahr und das gebundene Mondjahr nennt *). Das freie Mondjahr ist vom Sonnenlauf ganz unabhängig, und besteht aus zwölf Mondmonaten; das freie Sonnenjahr nimmt auf den Mondlauf gar keine Rücksicht, sondern schließt die Zeit in sich, in der die Sonne zu dem Punkte des Himmels, von welchem sie ausgegangen ist, zurückkehrt; bei dem letzten, dem gebundenen Mondjahre, werden Sonnen- und Mondlauf zugleich berücksichtigt, und da das Mondjahr kleiner ist, so wird es durch Einschaltungen mit dem Sonnenjahr ausgeglichen.

Eine fast noch größere Verschiedenheit herrscht in den Epochen, oder Begebenheiten, die als Anfangspunkte für die Zählung der Jahre bei einem Volke dienen, und demzufolge in den Aeren, d. i. den Reihefolgen der von irgend einer bürgerlichen Epoche gezählten Jahre, wie die jetzt unter den Christlichen Völkern fast überall angenommene Aere die von der Geburt Christi ist. Die Universalgeschichte aber bedarf einer allgemeinen Aere, um die Begebenheiten aller Zeiten und Völker auf dieselbe zurückzuführen, und es entsteht die Frage, welche hiezu am besten tauge.

Wenn sich das Alter des Menschengeschlechts, der Zeitpunkt, wo die Erde ihre gegenwärtige Gestalt erhielt, mit Genauigkeit bestimmen ließe, so würde eine von dieser Epoche beginnende Zeitrechnung bei einer Universalgeschichte unstreitig den Vorzug vor allen anderen verdienen. Die Geschichtschreiber haben sich daher in der That lange Zeit dieser Aere bedient, bei deren Bestimmung die Chronologen die Zahlen im alten Testamente zum Grunde ihrer Rechnung legten, und

*) Ideler Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, Bd. I. S. 66

die Schöpfung etwa vier Jahrtausende vor den Anfang unserer Christlichen Zeitrechnung setzten. Und wo es auf eine allgemeine, ungefähre Schätzung ankommt, kann man sich bei diesem Resultate auch beruhigen. Man hat der Erde zwar ein viel höheres Alter zuschreiben wollen, und sich dabei auf die Ueberlieferungen der Inder, Aegypter und Chaldäer gestützt, welche ungeheure Zahlen darbieten. Allein diese Ueberlieferungen sind von aller historischen Glaubwürdigkeit entblößt. Vielmehr leiten die geologischen Untersuchungen der gründlichsten Naturforscher unserer Tage auf ein Ergebniß, welches mit dem aus der Bibel zu entnehmenden Alter der Erde nahe zusammenstimmt *).

Aber damit gewinnen wir noch keine bestimmte Epoche zum Behufe der Zeitrechnung. Die Berechnung der Welt-Aere nach den Zahlen in der Bibel beruht auf so schwankenden Grundlagen, daß die Systeme der Chronologen mehr als hundert verschiedene Angaben darbieten. So ist, um einige der bekanntesten dieser Bestimmungen anzuführen, das erste Jahr unserer Christlichen Aere seit der Schöpfung das 3950ste nach Scaliger und Calvisius, das 3984ste nach Petavius das 4004te nach Usher, das 4182ste nach Frank. Um also irgend eine Angabe nach Jahren der Welt zu verstehen, muß man immer erst wissen, nach welchem Systeme sie gemacht ist, d. i. wie viele Jahre von Christi Geburt rückwärts bis zu der angenommenen Epoche der Schöpfung zu zählen sind. Dieses Geburtsjahr Christi, oder vielmehr dieses erste Jahr unserer Aere **) ist ein festes, und es ist daher ungleich

*) Cuvier Ansichten von der Urwelt, deutsch von Nöggerath, S. 106: „Wenn man genau untersucht, was auf der Oberfläche der Erde vorgegangen ist, seit sie zum letztenmal trocknete, und die Continente ihre dermalige Gestalt erhielten, so sieht man deutlich, daß diese letzte Revolution, und folglich auch die Bildung des jetzigen menschlichen Geschlechts, nicht sehr alt seyn kann. Ein Resultat der vernünftigen Geognosie, welches zugleich am besten bewiesen ist, und am wenigsten erwartet wurde." S. 197: „Wenn irgend ein Gegenstand der Geologie feststeht, so ist es der, daß die Oberfläche unserer Erde eine große und plötzliche Revolution erlitten hat, deren Epoche nicht viel über 5 bis 6000 Jahre hinausreichen kann; — — daß seit dieser Revolution die kleine Zahl Individuen, welche dieser Katastrophe entgangen sind, auf der neuen, aufs Trockne gekommenen Erdoberfläche sich verbreitete und vermehrte, und daß folglich seit jener Epoche die menschlichen Gesellschaften sich wieder gebildet haben."

**) Die Rechnung nach Jahren von der Geburt Christi hat den Römischen Abt Dionysius mit dem Beinamen Exiguus, der im sechsten Jahrhundert lebte, zum Urheber; mit dem zehnten Jahrhundert wurde sie, in Deutschland und Frankreich wenigstens, allgemein. Dionysius hat aber das Geburtsjahr des Erlösers mindestens um vier, nach der wahr-

natürlicher und gewisser, nach dieser Grundlage sofort alle Angaben zu machen, und die beschwerliche Reduction zu ersparen. Es hat daher auch in der alten Geschichte die Zählung nach Jahren vor Christi Geburt den meisten Beifall gefunden, obschon sie das Unbequeme hat, eine rückwärts zählende zu seyn; doch muß man sich daneben, in der Griechischen Geschichte die Olympiadenrechnung, und in der Römischen die Aere von Erbauung der Stadt geläufig machen.

Die Geschichte der Menschheit, vornehmlich der Europäischen, zerfällt in drei große Hauptmassen, nach der gänzlichen Verschiedenheit des herrschenden Sinnes, der Denkungsart, der Sitten, nach dem veränderten Zustande der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, der Staatsverfassung, kurz aller wichtigen Momente des menschlichen Daseyns. Diese Hauptmassen sind die alte, mittlere, und neuere Geschichte.

Die alte Geschichte, deren Anfang aus den erwähnten Gründen unbestimmt ist, endet im fünften Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung, wo, mit dem Untergange der Römischen Herrschaft in West-Europa, das antike Leben verschwindet, und mit der Entstehung der Christlich-Germanischen Staaten neue Formen herrschend werden.

Die mittlere Geschichte reicht von da bis ans Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wo die größere Ausbreitung gelehrter Bildung, die Buchdruckerkunst, der Gebrauch des Schießpulvers in den Kriegen, die Entdeckung der Seewege und eines neuen Welttheils, bald auch die Reformation, wiederum eine ganz neue Gestaltung der Europäischen Verhältnisse herbei führen.

Die neuere Geschichte umfaßt die seit der Entdeckung von America verflossene Zeit. Oefters wird auch die gesammte Europäische Geschichte seit der Bildung der gegenwärtigen Staaten nach dem Umsturze des großen Römerreiches unter diesem Namen begriffen.

In jeder dieser Hauptperioden kann die Anordnung entweder die seyn, daß das räumliche Verhältniß die Einheit bildet, und alles ein Volk Betreffende in fortgehender Reihe erzählt wird (die ethnographische Methode); oder die Zeit wird als Einheit angenommen, die Masse in kleinere Perioden getheilt, und innerhalb derselben werden die Ge-

---

scheinlichsten Vermuthung aber um sechs Jahre zu spät angesetzt; so daß man also sagen muß: Christus sey geboren im Jahre 6 vor dem Jahre der Geburt Christi nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Ueber die Gründe dieser Bestimmung findet man eine eben so genaue als faßliche Belehrung in dem angeführten, trefflichen Werke Ideler's, Bd. II. S. 388 fg. Vergl. Münter der Stern der Weisen

schichten der nacheinander auftretenden einzelnen Völker bis zu der angenommenen Epoche geführt (die synchronistische Methode). Wenn die alte Geschichte nach der letztern dargestellt werden soll, wird sie am füglichsten in folgende vier Zeiträume getheilt.

Der erste Zeitraum umfaßt die älteste Geschichte bis auf die Gründung und Ausbreitung des großen Persischen Reiches im sechsten Jahrhundert vor Christo, wo durch die Vereinigung der Macht von Südwestasien ein verhängnißvoller, folgenreicher Kampf mit den Griechen, einem Volke ganz verschiedener Bildung und Sitten, vorbereitet wird. Von diesem großen, Jahrtausende umfassenden Zeitraum haben sich bei dem Mangel gleichzeitig niedergeschriebener Nachrichten fast nur Bruchstücke und dichterische Sagen erhalten. Mit dem Ende desselben tritt die Geschichte aus dem Halbdunkel in die helle Zeit.

Der zweite Zeitraum reicht bis auf Alexander den Großen (336 v. Chr.), wo sich Europa gegen jenes vereinigte Asien wendet, es unterwirft, und seine Cultur dorthin verpflanzt;

der dritte bis auf die Ausbreitung der Herrschaft Rom's über die meisten der bis dahin aufgetretenen Völker der alten Welt, welches zugleich die Epoche des Untergangs seiner eignen Freiheit ist (30 v. Chr.);

und der vierte bis auf die oben angegebene Grenze der alten Geschichte, die man, um einen festen Punkt zu gewinnen, in das Jahr der gänzlichen Auflösung des westlichen Reiches (476 n. Chr.) setzt.

Aber obschon für die allgemeine Geschichte die Einheit der Zeit vor der des Raumes, oder die synchronistische Methode vor der ethnographischen den Vorzug verdient, und für die mittleren und neueren Jahrhunderte die zweckmäßigste Grundlage bildet: so hat doch in der alten Geschichte die Periodeneintheilung den auf keine Weise zu vermeidenden Nachtheil: daß die früheren Einschnitte für eines der Hauptvölker, für die Römer, von gar keiner Bedeutung sind, und die Geschichte desselben willkürlich und störend unterbrechen. Es scheint daher am zweckmäßigsten, sich in der alten Geschichte an keine der beiden Methoden streng zu halten, sondern beide auf gewisse Weise zu verbinden. Demgemäß haben wir sie in folgende fünf Bücher getheilt.

Erstes Buch: Geschichte der Hauptvölker von Asien und Africa bis auf die Blüthezeit des Persischen Reiches, oder bis auf den Anfang des großen Krieges der Perser und Griechen.

Zweites Buch: Geschichte der Griechen bis auf Alexander den Großen, in welche sich der Verfall des Persischen Reiches verflicht.

Drittes Buch: die Macedonische Herrschaft im Osten bis zur Berührung mit Rom.

Viertes Buch: die Römer von der Gründung der Stadt bis zur Alleinherrschaft des Augustus.

Fünftes Buch: die Römische Kaisergeschichte bis zum Untergange des westlichen Reiches.

Alte Geschichte.

Erstes Buch.

Asiatische und Africanische Völker bis auf den großen Krieg der Perser gegen die Griechen (500 v. Chr.).

Die älteſten Ueberlieferungen der Völker, und die dunkleren Spuren, die der Forſcher zu einem Ganzen verknüpft, weiſen vereint auf Süd-Aſien als auf die Heimath der älteſten Bildung und die Wiege der Religion hin. Dort finden wir, ſo weit die urkundliche Geſchichte hinaufſteigt, die Menſchen in Staaten vereinigt, Anbau des Landes, die Natur durch künſtliche Einrichtungen geleitet und bezwungen, die Bedürfniſſe des Lebens zu Bequemlichkeit und Pracht geſteigert, reiche Städte mit großen Tempeln und Paläſten, einen weitverbreiteten Handelsverkehr, kurz den Menſchen mitten unter geordneten und verfeinerten Verhältniſſen des Lebens. Dennoch ſind in dieſem uralten Wohnſitze der Geſchichte, theils durch die ſich bis auf den heutigen Tag gleich gebliebenen Staatsformen, theils durch die allzureiche Ueppigkeit der Natur, den Fortſchritten der Cultur Grenzen gezogen, über die ſie nicht hinausgekommen iſt. Schwer laſtet mit wenigen Ausnahmen der Despotismus auf den Völkern, und hemmt den freien Aufſchwung der Geiſter; das Familienleben entbehrt bei der herrſchenden Vielweiberei ſeinen ſchönſten Einfluß auf den Menſchen, es kennt die edelſten Antriebe und Früchte nicht. Immer zitterten dort die entarteten Völker vor jeder neu ſich erhebenden Kraft kriegsluſtiger Stämme; daher wechſelten die herrſchenden Nationen oft, und die Eroberungskriege, welche Aſien erſchütterten und ſeine Staatsrevolutionen erzeugten, haben bis auf die neuere Zeit denſelben Grundcharakter behalten. Die rohen aber tapfern Bewohner des Hochlandes und der Wüſten, gelockt von der üppigen Fruchtbarkeit der Ebnen, von dem Reichthum und der Pracht ihrer Bewohner, ſind von Zeit zu Zeit aus ihren Sitzen hervorgebrochen, und haben mit leichter Mühe die erſchlafften Beſitzer jener geſegneten Landſchaften unterjocht, bis ſie ſelbſt, von den Genüſſen, die ſie ſuchten, überwältigt, verweichlichten, und anderen, noch unverdorbnen Söhnen der Natur zur Beute wurden. Indem

wir uns zu den einzelnen Völkern Asien's wenden, überlassen wir die Chinesen, welche Regentennamen und Jahreszahlen, aber keine Geschichte im höhern Sinne des Wortes, haben, der Völkerkunde, führen zuerst die Inder vor, und gehen dann zu den Völkern über, die in unmittelbarer Beziehung zu den Abendländern und ihrer Cultur stehen. Unter diesen finden die Aegypter, die bei vieler Eigenthümlichkeit doch den Asiaten verwandt sind, ihre natürliche Stelle.

I. Inder.

Indien, zum Unterschiede von Westindien heut zu Tage gewöhnlich Ostindien genannt, ein unermeßlicher Erdstrich, ja nach seiner Ausdehnung, dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit seiner Naturerzeugnisse, wie nach der großen Zahl und Verschiedenheit seiner Bewohner, eher ein Welttheil als ein Land zu nennen*), besaß schon in uralten Zeiten eine höchst merkwürdige, eigenthümliche Cultur. In den Griechischen Schriftstellern, welche die Inder seit den Eroberungszügen Alexander's des Großen näher kennen lernten, finden sich anziehende Nachrichten über dies merkwürdige Volk, aber die Kunde, welche wir durch sie erlangen, ist höchst dürftig im Vergleich mit derjenigen, welche das in unseren Tagen angeregte Studium der ursprünglichen Indischen Quellen gewährt, und noch mehr zu gewähren verheißt. Denn erst seitdem die Engländer in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts die Uferlande des Ganges ihrer Herrschaft unterworfen haben, sind die litterarischen Schätze Indien's den Europäischen Gelehrten eröffnet, und Gegenstand für ihren Fleiß und Scharfsinn geworden. Die bis jetzt gewonnenen und bekannt gemachten Ergebnisse die-

*) Man stellt sich, wie Karl Ritter (Landeskunde von Indien, im Berliner Kalender für 1829) sehr richtig bemerkt, durch die Größe der Generalkarten von Asien im Verhältniß zu den Europäischen verführt, die Ausdehnung Indien's gewöhnlich nicht groß genug vor. Vorderindien's Nordende ist von seinem Südende so weit entfernt, wie Bourdeaux von Moskau oder wie Neapel von Archangel. Von Westen nach Osten gleicht die Ausdehnung dem Abstande zwischen Madrid und Königsberg. Denkt man sich das Ganze wie zwei zusammengeschobene Triangelländer, die von gleicher Grundlinie aus ihre Spitzen, die eine nach Norden, die andere nach Süden, erstrecken, so kann man in das nördliche Dreieck dreimal die ganze Oesterreichische Monarchie eintragen, und in das südliche eben so oft die Größe von Frankreich.

ſer Forſchungen haben allgemeine Aufmerkſamkeit und große Theilnahme erregt; in Vielen die Hoffnung, hier, wenn irgendwo, Licht über die dunkle, räthſelhafte Urzeit unſeres Geſchlechts zu finden. Aber ſo bedeutend und dankenswerth jene Ergebniſſe auch ſind, ſo bleibt doch ſehr Vieles zu thun übrig, da eine große Zahl von Denkmälern noch der Durchforſchung und Prüfung harret. Erſt wenn dies geſchehen ſeyn wird, darf man hoffen, den Schleier, der das Indiſche Alterthum noch theilweiſe bedeckt, mehr gehoben zu ſehen.

Geſchichte, in dem Sinne, in welchem wir das Wort faſſen, haben die Inder von ihrer ältern Zeit ſo gut als gar nicht. An der Stelle von Ueberlieferungen aus der Vorzeit des Volkes finden wir Sagen, mit einer ſo phantaſtiſchen, abenteuerlichen Mythologie durchwebt, daß man entweder gar keine Spuren wahrer Begebenheiten darin entdecken kann, oder doch nur einige ganz allgemeine und unbeſtimmte, von aller Chronologie entblößte. Dagegen ruht die Kenntniß von dem Zuſtande des Volkes im hohen Alterthum auf einem ſicherern Boden, da hier große Uebereinſtimmung zwiſchen den Nachrichten der Griechen und den einheimiſchen Quellen herrſcht, und beide ihre Beſtätigung in den gegenwärtigen Verhältniſſen finden, die ſich ſeit Jahrtauſenden in vielem Betracht gleich geblieben ſind.

Der politiſche Zuſtand der Inder hängt auf das genaueſte zuſammen mit der Eintheilung in ſtreng von einander geſonderte Caſten, d. i. erbliche Stände, in welchen die von den Geſetzen genau beſtimmte politiſche und ſociale Stellung der Vorfahren, größten Theils auch der Lebensberuf derſelben auf die folgenden Geſchlechter übergingen. Dieſe Einrichtung, welche bei den Indern noch heut zu Tage beſteht, war im hohen Alterthum weit verbreitet. Trotz mancher Vortheile, welche ſie, zumal durch die frühe, ausſchließliche Richtung auf die künftige Beſtimmung gewährte, trat ſie bei weiteren Fortſchritten des Volkes der freien Entwicklung der Cultur hemmend in den Weg, indem ſie die niederen Caſten zum ſteten Beharren in den untergeordneten Kreiſen des Lebens verdammte, die höhere Geiſtesbildung der oberſten Caſte aber zu einem unlebendigen Beſitzthum erſtarren ließ. In einer willkürlichen Einrichtung iſt jedoch der Urſprung dieſer Trennung nicht zu ſuchen. Theils iſt das naturgemäße, bei der Mehrzahl der Menſchen ſich von ſelbſt einſtellende, Forterben der Verhältniſſe vom Vater auf den Sohn gewiß erſt ſpäter durch Geſetz und Vorſchrift zu einer unüberſteiglichen und eben dadurch ſchädlichen Schranke geworden, theils

ist das Verhältniß der oberen Casten zu den niederen so entstanden, daß ein Stamm von höherer Bildung oder größerer Kraft zu roheren und schwächeren Urbewohnern kam, und sie entweder unterjochte, oder wegen der Cultur, die er mitbrachte und lehrte, von ihnen so verehrt wurde, daß sie ihm freiwillig gehorchten. In Indien findet diese Ansicht von der Entstehungsart der Casten noch Bestätigung durch die höchst merkwürdige Thatsache, daß, nach der Bemerkung neuerer Reisenden, sich die oberen Classen durch hellere Farbe und schönere Gesichtsbildung von allem andern Volke unterscheiden*). Hier ist es also recht augenscheinlich die Kaukasische Rasse, von der die Cultur ausgegangen ist.

Die vier Hauptcasten der Inder sind: die Brahmanen oder Priester; die Kshatryas oder Krieger; die Vaisyas oder Gewerbtreibenden; und die Sudras oder Dienenden. Diese Hauptclassen zerfallen wieder in Unterabtheilungen, die zum Theil aus der Vermischung der vier ursprünglichen Casten entstanden sind. Eine aus allen Casten ausgestoßene, der tiefsten Verachtung preisgegebene Abtheilung ist die der Paria. Alle Gemeinschaft mit diesen ist streng untersagt; sie sind unrein, und ihr bloßer Anblick verunreinigt.

Die Brahmanen, d. i. Abkömmlinge und Verehrer des Gottes Brahma, bilden den ersten und einflußreichsten Stand, dessen Glieder heilig und unverletzlich sind. Sie sind die Priester, Lehrer, Weise der Nation, Räthe des Königs, Richter, Aerzte. Ein strenges, tadelloses Leben wird von ihnen gefordert, sie sollen oft fasten und beten, nichts Lebendes tödten oder genießen, höchstens geweihtes Opferfleisch. Vor Allem sollen sie sich dem Dienste der Religion widmen, die heiligen Bücher eifrig lesen und erklären, und die Opferceremonien verrichten. Doch ist dieses nur ihr vornehmster Beruf, nicht ihr ausschließlicher. Vielmehr ist es ihnen erlaubt, sich durch jedes ehrbare Geschäft ihren Unterhalt zu erwerben, daher sie in großer Zahl weltliche Beschäftigungen ergreifen. Zu ihren ansehnlichsten Vorrechten gehörte die Abgabenfreiheit für ihre Ländereien, während die aller übrigen Stände dem Könige steuern mußten.

Die Könige der alten Inder waren, wie noch heut zu Tage die einheimischen Fürsten, aus der Kriegercaste, aber das Gesetz schreibt ihnen vor, ihre vornehmsten und obersten Diener aus dem Brahma-

*) Ritter Erdkunde (ältere Ausg.) Thl. I. S. 805.

nenſtande zu wählen. Durch die Prieſter und die von ihnen ausgegangenen umfaſſenden Geſetze war die Königliche Gewalt beſchränkt.

Wenn die Prieſter und Krieger die mächtigſten Caſten bildeten, ſo waren die Vaiſyas doch keineswegs zurückgeſetzt. Beſonders enthält das Indiſche Geſetz für die zu ihnen gehörenden Kaufleute und Ackerbauer günſtige Vorſchriften. Handel, Ackerbau und Viehzucht ſind die vorherrſchenden Neigungen des Inders. — Dagegen waren die Sudras zwar nicht von der Ausübung eines Gewerbes, Handwerks oder einer Kunſt ausgeſchloſſen, jedoch war zwiſchen ihnen und jenen drei höheren Caſten eine weſentliche Verſchiedenheit geſetzt. So war es ihnen z. B. unterſagt, die heiligen Religionsbücher zu leſen, oder dem Vorleſen derſelben beizuwohnen.

Die alten Indiſchen Inſtitutionen ſind enthalten in einem Geſetzbuche, welchem die Ueberlieferung einen ganz mythiſchen Urſprung gibt, indem ſie als den Verfaſſer deſſelben Manu, den erſten Sterblichen, nennt. Einer ſehr alten Zeit gehört dieſes Geſetzbuch in jedem Falle an; von einem großen Kenner der Indiſchen Litteratur wird die Entſtehung deſſelben in das zwölfte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung geſetzt. Nach alterthümlicher Weiſe enthält es nicht bloß Geſetze, ſondern umfaßt das Leben in ſeinen wichtigſten Beziehungen, die Pflichten nicht bloß gegen die bürgerliche Geſellſchaft, ſondern auch die der Gottesverehrung, der häuslichen Verhältniſſe und der Erziehung; es handelt von der Schöpfung, der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode.

Wir berühren mit der Erwähnung dieſes Geſetzbuchs das Gebiet der alten Indiſchen Litteratur, durch deren Denkmäler, wie durch die der Kunſt, die Höhe der Bildung, auf welcher dies Volk einſt ſtand, verkündet wird. Das Sanskrit, die heilige, jetzt ausgeſtorbene Sprache der Inder, die Mundart, in welcher die älteſten und trefflichſten Werke geſchrieben ſind, gehört nach dem Urtheile der Kenner deſſelben zu den reichſten, wohllautendſten, gebildetſten Sprachen der Erde. Es ſteht, wie die neueren Forſchungen gelehrt haben, mit dem Perſiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen, ſo wie mit den Germaniſchen, Lettiſchen und Slaviſchen Sprachen in Verwandtſchaft, und bildet mit dieſen eine große Sprachfamilie. Die Indiſche Poeſie, ſo manches Fremdartige für unſer Gefühl ſie auch enthält, zieht durch ein eigenthümliches Zartgefühl und durch Anmuth an. Die epiſche Dichtkunſt der Inder nimmt in die Heroenſage die ganze Fülle der kosmogoniſchen

Dichtungen auf, und durchwebt das Ganze mit einer großen Menge gnomischer Sprüche. Zwei große epische Dichtungen gehen an Berühmtheit allen andern voran, der Ramayana und der Mahabharata. Sie sind von einem so hohen Alter, daß die Inder ihnen einen göttlichen Ursprung geben. In Europa wurde die Aufmerksamkeit zuerst auf das Drama der Inder geleitet, als ein treffliches Schauspiel, Sakuntala, übersetzt erschien. Es rührt von einem Dichter Kalidasa her, welcher unter dem Könige Vikramaditya lebte, dessen Regierung gewöhnlich in das erste Jahrhundert vor Chr. gesetzt wird, aber, bei dem großen Schwanken der Indischen Chronologie, keineswegs mit voller Sicherheit.

Die merkwürdigsten Kunstdenkmäler der Inder sind die aus einer sehr frühen Zeit stammenden und bis auf den heutigen Tag erhaltenen Bauwerke, von erstaunenswürdiger Größe, Kühnheit des Planes und Sorgfalt der Ausführung. Es sind theils unter, theils über der Erde befindliche, in und aus Felsen gehauene Tempel, Grotten, Pyramiden, dann auch eigentliche Gebäude, alle zu religiösen Zwecken. Die meisten Wände sind mit halberhabner Arbeit geziert. Besonders berühmt sind die Felsentempel auf den Inseln Elephante und Salsette; die Grotten von Elora; die sieben Pagoden (Tempel) von Mavalipuram; die von Chalâmbron, wo ein Heiligthum sich in der Mitte einer dreihundert und sechzig Fuß langen und zweihundert und sechzig breiten Säulenhalle befindet. Gegen tausend Säulen, jede dreißig Fuß hoch, tragen das flache Dach. Nicht weniger als dreitausend Brahmanen waren bei diesem Heiligthume angestellt. In aller bildenden Kunst der Inder herrscht das Bestreben vor, durch das Ungeheure und Massenhafte Eindruck zu machen; ihre Göttergestalten sind seltsam und auf das abenteuerlichste zusammengesetzt. Durch Sinnbilder das Bedeutsame hervorzuheben ist Hauptzweck, gegen welchen der Schönheitssinn ganz in den Hintergrund tritt.

Speculative Philosophie war wol unter allen Völkern bei den Indern am frühesten einheimisch. Es gab verschiedene, sehr von einander abweichende philosophische Systeme, deren historische Entwickelung noch wenig erforscht ist. Eine der bedeutendsten Erfindungen, die der Decimalziffern, rührt, nach den Zeugnissen der Araber, von den Indern her. Sonst darf man ihre realen wissenschaftlichen Kenntnisse freilich nicht nach Europäischem Maßstabe messen. Ueber ihre Sternkunde sind die Meinungen verschieden; ihre Systeme der Geographie und Chronologie nennt ein Kenner abenteuerlich.

Die Neigung zu einem ſtillen, ganz in ſich zurückgezogenen, beſchaulichen Sinnen iſt eben ſo, wie der Hang ſich einer ausſchweifenden Einbildungskraft zu überlaſſen, im Charakter der Inder gegründet, und dieſe beiden Richtungen finden ſich in ihrer Religion und Mythologie ſtark ausgedrückt. Die Quellen der Indiſchen Religion ſind die heiligen Schriften, Vedas genannt, die älteſten Denkmäler der Sanskrit-Litteratur. Es gibt vier Sammlungen, welche dieſen Titel führen; jede derſelben beſteht theils aus Gebeten und Hymnen, theils aus Vorſchriften und theologiſchen Lehren, die mit philoſophiſcher Speculation durchwebt ſind. Die Vedas enthalten die Lehre von Einem allmächtigen Gotte, und laſſen alle Weſen durch Emanation, d. i. durch Ausfluß, Entwickelung aus demſelben, entſtehen. Mit dieſem Gedanken der Entwickelung aus der Gottheit iſt der eines Herabſinkens in Sünde und Verderbtheit durch immer größere Entfernung von derſelben verbunden. Alle Weſen befinden ſich hienieden in einem ſolchen Zuſtande, werden aber durch eine Reihe von Wandrungen durch thieriſche und menſchliche Körper wieder gereinigt, und ſo nach und nach zu ihrem urſprünglichen Zuſtande, zur Wiedervereinigung mit der Gottheit erhoben. Dies iſt die Grundlage der Lehre von der Seelenwandrung.

Der vielgeſtaltige Polytheismus Indien's, welcher die erhabene Lehre von der Einheit Gottes faſt verdrängt hat, ſcheint aus dieſer auf folgende Weiſe entſtanden zu ſeyn. Es wurden in der Gottheit als drei Haupterſcheinungen ihrer Wirkſamkeit die ſchaffende, erhaltende und zerſtörende Thätigkeit gedacht; dieſe drei Kräfte deſſelben Urweſens aber alsdann in drei Götter umgedeutet, genannt Brahma, Viſhnu Siva. Mit der Perſonification dieſer Gottheiten iſt nun der Phantaſie ein weites Feld geöffnet; Viſhnu, dem erhaltenden Gotte, wird eine Reihe von Incarnationen oder Wandlungen in mancherlei Geſtalten zugeſchrieben, um die Welt von dem zerſtörenden Einfluſſe des Böſen zu retten, und dieſe geben einer Göttergeſchichte voll ſeltſamer Abenteuer reichen Stoff; eine große Zahl anderer Götter erſcheint neben den Hauptgottheiten. Dieſe bunte, phantaſtiſche Mythologie, welche die eigentliche Volksreligion ausmacht, iſt nicht in den Vedas enthalten; ihre Hauptquellen ſind die Puranas, mythologiſche Gedichte, die zwiſchen dem Epos und dem Lehrgedichte in der Mitte ſtehen, und in einer Zeit fleißiger Gelehrſamkeit aus früheren Gedichten zuſam-

mengetragen sind. *) Aus der besondern Verehrung eines der drei Hauptgötter gingen verschiedene Secten hervor, die einander mit feindseliger Wuth bekämpften, bis die Anhänger Vishnu's und Siva's die Oberhand behielten, und der reine Brahmaismus ganz verdrängt ward. **) Noch eine andre, von allen diesen ganz verschiedene Secte ist die der Anhänger des Buddha. Es trat ein Mann, Gautama, mit dem Beinamen Buddha, als Reformator der Brahmalehre auf. Sein Zeitalter wird außerordentlich verschieden angegeben, auf keinen Fall ist er später als in das sechste Jahrhundert v. Chr. zu setzen. ***) Er gab sich entweder selbst für eine Incarnation des Vishnu aus, oder wurde nach seinem Tode von seinen Schülern so angesehen. Der Buddhaismus hielt sich in Indien eine Zeit lang neben dem Brahmanenthum, dann wurde er von diesem verdrängt, und flüchtete im vierten Jahrhundert v. Chr. nach Ceylon, von wo er auf die übrigen Inseln und dann wieder auf das feste Land kam. Gegenwärtig ist er über fast alle Ostindische Inseln, über den größten Theil Hinterindien's und China's, über Tibet und die Mongolei bis in das Russische Reich hinein ausgebreitet. Unter allen Religionsparteien zählt diese in Asien die meisten Anhänger. Der Buddhaismus hat diese außerordentliche Verbreitung vorzüglich einer gewissen Schmiegsamkeit zu danken, vermöge deren er sich mit andern Religionsmeinungen, die er als herrschend antraf, zu verschmelzen wußte. Dagegen ist er mit dem Brahmanenthum, von dem er doch ausging, bald in eine so feindselige Stellung gerathen, daß seine Anhänger sogar die Casteneintheilung verwerfen, und den Priestern die Ehe verboten ist.

Mehr als unter irgend einem andern Volke der alten und neuen Geschichte finden wir bei den Indern die schärfsten Gegensätze, das Bewundernswürdige und Treffliche, und das Verwerfliche und Niedrige, dicht neben einander; eine uralte, nach dem Erhabensten strebende Bildung, die doch in ihrem Fortschreiten gehemmt und erstarrt ist;

---

*) Heeren Ideen über die Politik u. s. w. Vierte Aufl. Werke Th. XII. S. 190.

**) Daß dem Brahma keine Tempel errichtet, und keine Statuen, als eigentlicher Gegenstand der Verehrung, aufgestellt werden, erklärt sich nach A. W. v. Schlegel, Ind. Biblioth. B. II. S. 450., ganz natürlich daher, daß die Epoche des Brahma in eine Zeit fiel, wo es noch keine Tempel und keine Götzenbilder gab.

***) v. Bohlen, das alte Indien Th. I. S. 315, führt nach den Angaben verschiedener Völker, die sich zur Lehre des Buddha bekennen, dreißig verschiedene Jahreszahlen für seine Erscheinung an, zwischen 2420 und 543 v. Chr.

die höchſte Selbſtentäußerung, und die Erſchlaffung entnervender orientaliſcher Ueppigkeit; einen über der zukünftigen Welt die Freuden und Schreckniſſe der gegenwärtigen verachtenden Sinn, und eine bis zur gänzlichen Ertödtung aller freien Selbſtthätigkeit willenloſe Unterwerfung unter das Machtgebot Andrer.

II. Aegypter.

1. Aelteſte Geſchichte.

Die Aegypter haben ſchon im Alterthume durch das Sonderbare und Abweichende vieler ihrer Einrichtungen und Sitten die Aufmerkſamkeit anderer Völker im hohen Grade auf ſich gezogen. So eigenthümlich die Art des Volkes, ſo eigenthümlich war und iſt noch heut zu Tage die natürliche Beſchaffenheit des Landes, und kaum weiß die Geſchichte ein Volk aufzuweiſen, in deſſen Bildung die Natur der örtlichen Verhältniſſe ſo tief eingegriffen hätte, als bei den Aegyptern.

Unter allen Ländern Nordafrica's iſt Aegypten das einzige, welches an einem großen Strome liegt; dieſem Strome, dem Nil, verdankt es ſeine Fruchtbarkeit und ſeine Cultur, und würde ohne denſelben eine dürre Sandwüſte ſeyn. Der Nil nämlich ſchwillt jährlich von dem häufigen Schnee und Regen, der im Winter in den Gebirgen Abyſſinien's fällt, dergeſtalt an, daß er in der Mitte des Auguſt übertritt, und bis zum Ende des October das Land an ſeinen Ufern unter Waſſer ſetzt. Das ganze, auf dieſe Weiſe überſchwemmte Aegypten gleicht dann einem See, aus dem die Städte wie Inſeln hervorragen. Allmählig tritt der Strom wieder in ſein Bett zurück, nachdem er einen fetten Schlamm zurückgelaſſen, der den wieder hervortretenden eingeweichten Boden bedeckt, und eine ungemeine Fruchtbarkeit bewirkt, ſo daß man nur ſäen darf, ohne zu graben oder zu pflügen. Dieſe Fruchtbarkeit erſtreckt ſich eben darum nur über denjenigen Theil des Landes, den die Ueberſchwemmung von ſelbſt erreicht, oder wohin ſie durch Canäle, mit welchem die Ebne überall durchſchnitten iſt, geleitet wird. Es ſtrömt aber der Nil durch Ober- und Mittel-Aegypten in einem nur wenige Meilen breiten, von beiden Seiten durch Berge eingeengten Thale. Wo dieſes Thal ſich endet, theilt ſich der Fluß, und

bildet durch seine Arme den fruchtbaren Theil von Nieder-Aegypten, welcher (von der Aehnlichkeit mit der Figur des Griechischen Buchstabens) das Delta heißt, und ganz und gar für ein Geschenk des Nil gehalten wird, weil er von dem durch den Strom abgesetzten Schlamm nach und nach erhöhet und zu einem festen, fruchtbaren Boden gebildet worden ist.

Diese Ebne und das Nilthal, welche aus dem oben bemerkten Grunde allein zum Ackerbau fähig sind, dem Flächeninhalte nach kaum der sechste Theil des ganzen Landes, waren auch der alleinige Sitz der Cultur. Sie haftete an dem Strome, und war, nach allen Zeugnissen der überlieferten Geschichte wie der Denkmäler, seinem Laufe folgend, von Süden nach Norden eingewandert. Da, wo oberhalb Aegypten's die verschiedenen Arme des Nil zusammenstoßen und eine große Insel bilden, lag der uralte Priesterstaat Meroë (etwa das heutige Königreich Sennaar einnehmend), und hier ist, nach den Untersuchungen eines Deutschen Forschers*), welche durch die neuesten Reisenden Licht und Bestätigung erhalten haben, die Wiege der Aegyptischen Cultur zu suchen. Meroë war einst ein erobernder Staat von hohem Glanze; Priester stifteten und beherrschten ihn, und gaben ihm als Mittelpunkt eines religiösen, vorzüglich auf Orakel gestützten Götterdienstes und eines weit verbreiteten Handelsverkehrs große Bedeutung bei den umwohnenden Barbaren. Religion und Handel waren, und sind zum Theil noch jetzt, im Orient eng an einander geknüpft. Im Alterthume war der Handel größten Theils Landhandel, der, wie heut zu Tage, durch Caravanen geführt wurde. In den endlosen Wüsten, durch welche diese Züge den Weg finden müssen, gibt es nur wenige von der Natur bestimmte Ruheplätze, über deren Wahl keine Willkür Statt findet. An vielen dieser Plätze entstanden der bequemen Lage wegen zugleich Heiligthümer, die sich dann den aus der Ferne kommenden Kaufleuten als die besten Märkte darboten, weil sie hier die zu den Götterfesten weit und breit zusammenströmende Menge trafen, und der Verkehr — was er in der Nähe räuberischer Nomadenvölker so sehr bedurfte — im Schutz des Heiligthums Sicherheit fand. Noch heut zu Tage findet in diesen Gegenden ein reger Handelsverkehr Statt; in uralten Zeiten war Meroë ein Hauptpunkt des Caravanenhandels zwischen Aethiopien und den diesseits der Nubischen Wüste

*) Heeren Ideen ꝛc. Werke Th. XIII. S. 352 fg.

gelegenen Ländern. Aber noch mehr: es stand auch mit der See in Verbindung und war Mittelpunkt einer über das Arabische und Indische Meer hin bestehenden Handelsverbindung zwischen Africa und Südasien, die bis nach dem fernen Indien reichte; ja es ist nicht unwahrscheinlich vermuthet worden, daß in dieser Verbindung der Grund mancher sehr auffallenden Uebereinstimmung zwischen dem altägyptischen und altindischen Leben in Verfassung, Religionscultus, Kunst, Lebensart und Sitten zu suchen sey.

Die Priestercaste, die als herrschender Stamm ihren Hauptsitz in Meroë hatte, sandte von dort Colonien aus, verbreitete dadurch in diesen neu angelegten Städten und Staaten ihren Cultus und ihre Staatseinrichtungen, und bildete dadurch neue Mittelpunkte für den Caravanenhandel. Eine solche Colonie war Ammonium in der Libyschen Wüste, wo sich das berühmte Orakel des Ammon befand; eine noch viel wichtigere und bedeutendere, Theben in Ober-Aegypten. So empfing Aegypten die Keime seiner Cultur von dem Aethiopischen Meroë. Wenn man die historischen Zeugnisse, welche für diese Annahme sprechen, wegen des ungemein hohen Alters der Thatsache nicht für hinlänglich erweisend halten sollte, so wird sie durch die Forschungen mehrerer Reisenden*) in den letzten Jahrzehenden an Ort und Stelle auf eine merkwürdige Weise bestätigt. Diese nämlich fanden südlich von Aegypten innerhalb des Nilthals durch ganz Nubien viele Tempel, Kolosse, Grabmäler, welche nicht nur die Uebereinstimmung mit altägyptischer Religion und Kunst in diesem Lande beweisen, sondern auch zum Theil gerade die Urform der Aegyptischen Architektur darstellen, und wie sich von diesem Punkte aus die nationale Form der Baukunst immer höher erhob. Und daß in Aegypten selbst das obere Land früher cultivirt war, als die nördlicheren Theile, sagen die unzweideutigsten Zeugnisse. So wird denn der Weg, den die Cultur in diesem Erdstriche genommen hat, nicht in Zweifel gestellt werden können.

Wenn man sich nun, in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht, die Aegyptischen Staaten als durch einzelne Colonisationen entstanden vorstellt, so geht schon hieraus hervor, was überdies auch sonst von der Geschichte bestätigt wird, daß Aegypten von Anfang her keineswegs Ein großes Reich war, sondern eine Menge kleinerer Staaten enthielt,

*) Caillaud, Gau und Andre.

die nach und nach zu größeren Massen zusammenschmolzen. Theben in Ober-, und Memphis in Mittel-Aegypten waren es, welche sich über die anderen erhoben, sie unterwarfen, und dadurch groß und mächtig wurden. In Unter-Aegypten erfolgte die Staatenbildung, der Natur der Dinge nach, am spätesten.

In Griechischen Schriftstellern, namentlich im Herodot und Diodor, und in den Auszügen, die aus dem Werke erhalten sind, welches der Aegyptische Oberpriester Manetho auf Befehl des Königs Ptolemäus II. Philadelphus schrieb, finden wir lange Reihen Aegyptischer Königsnamen, die unter einander wenig übereinstimmen, wahrscheinlich weil sie aus den Sagen und Ueberlieferungen der Priester an verschiedenen Orten geschöpft sind. Der erste König heißt bei allen Menes Die beigefügten Nachrichten helfen uns freilich nur zu einer sehr fragmentarischen Geschichte des alten Aegypten, die indeß, zumal in Verbindung mit den erst in unseren Tagen durchforschten und beschriebenen Denkmälern, manchen Aufschluß über die Verhältnisse und den Entwicklungsgang des merkwürdigen Volkes geben. Eine der gewissesten Thatsachen in diesem Dunkel ist die Eroberung eines großen Theiles von Aegypten durch benachbarte nomadische Stämme. Ihre Herrschaft, die mehrere Jahrhunderte dauerte, wird die der Hykfos (Hirtenkönige) genannt, die man verschieden, auch, wiewol mit geringer Wahrscheinlichkeit, auf die Juden, gedeutet hat; doch scheinen mehrere der einheimischen Staaten gegen Erlegung eines Tributs während dieser Fremdherrschaft fortgedauert zu haben. Endlich ermannten sich die Aegypter und vertrieben die Fremdlinge, man meint um das Jahr 1700 v. Chr., denn eine sichre Chronologie gibt es in diesen frühen Jahrhunderten durchaus nicht. Die Vertreibung der Hykfos ist eine der wichtigsten Epochen der Aegyptischen Geschichte. Nicht lange nachher erfolgte die Vereinigung des ganzen Landes zu Einem Staate, dessen Hauptstadt das hochberühmte, reiche Theben war, schon bei Homer als die hundertthorige Stadt gepriesen. Und nun beginnt die nicht viel weniger als ein Jahrtausend umfassende Blüthezeit des Aegyptischen Reiches, während welcher manche seiner Könige auch als mächtige Eroberer und Herrscher außerhalb der Grenzen ihres Landes erscheinen. Im Anfange dieser Periode, wo wir in Asien noch kein großes Reich kennen, war Aegypten in der ganzen damaligen Welt, wenigstens bis zum Indus hin, der bei weitem cultivirteste Staat und

das mächtigste Reich, sein Mittelpunkt Theben ein Hauptsitz menschlicher Bildung *).

Dem alten Griechischen Geschichtschreiber Herodot, der im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Aegypten bereis'te, lasen die Priester die Namen von dreihundert und dreißig Königen vor, die auf den Menes gefolgt seyen; der letzte dieser Reihe soll Möris geheißen haben, welchem die Anlage des gleichnamigen Sees zugeschrieben wird. Dieser See war von außerordentlichem Nutzen für das Land, denn er diente vermittelst eines großen Schleusenwerks als Behälter für das Nilwasser, nahm in Jahren allzureicher Ueberschwemmung den Ueberfluß auf, und gab Wasser her, wenn sie zu dürftig war. Indeß ist dieser See, von welchem ein Theil noch gegenwärtig vorhanden ist, keinesweges gänzlich von Menschenhänden gegraben. Ein Theil der Landschaft Arsinoë, in der er sich befindet, liegt so niedrig, daß sie durch die jährlichen Ueberschwemmungen einen natürlichen Landsee bildet, den man durch Dämme und Canäle zu jener Bestimmung einrichten konnte.

Des Möris Nachfolger war, nach Herodot, der berühmte Sesostris, der ins vierzehnte Jahrhundert v. Chr. zu setzen ist. Von ihm wird erzählt, daß er mit 600,000 Fußgängern, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen einen ungeheuren Eroberungszug unternommen, und sowol mit diesem Heere, als mit einer auf dem Rothen Meere ausgerüsteten Flotte von 400 Kriegsschiffen, Aethiopien, Asien bis über den Ganges hinaus, und die Scythischen Völker bis zum Don unterworfen habe; dann sey er nach Europa gegangen, und habe erst in Thracien seinen Zügen ein Ziel gesetzt. So sehr sich in dieser Sage auf den ersten Blick Uebertreibung und Ausschmückung zeigen, so darf man doch deswegen die ihr zu Grunde liegende geschichtliche Thatsache von den Eroberungen eines Aegyptischen Herrschers weit über die Grenzen seines ursprünglichen Reiches hinaus nicht verwerfen. Auch Verdienste um das Innere des Landes werden dem Sesostris zugeschrieben: die Eintheilung Aegypten's in sechsunddreißig Districte, Nomen genannt, Befestigung der Ostgrenze des Landes gegen räuberische Anfälle, Anlegung von Canälen und Aehnliches.

Etwa zwei Jahrhunderte nach dem Sesostris setzt Herodot die Regierungen dreier Könige, des Cheops, Chephren und Mycerinus, die

*) Heeren Th. XIV. S. 128 und 307.

nach einander herrschten, und den Bau großer Pyramiden unternahmen. Da die beiden ersteren zu diesem Behufe das Volk hart drückten, so waren sie als Tyrannen verhaßt; besonders aber standen sie bei den Priestern in einem sehr übeln Andenken, da sie ihnen widerstrebten und die Tempel verschlossen; Mycerinus dagegen wird als ein gerechter und milder Regent gepriesen. Von dem Vorgänger des Cheops, dem Rhampsinit, hat jener Griechische Geschichtschreiber eine Volkssage aufbehalten, die wir hier einschalten wollen, da sie einen Blick in die Sitten der Zeit thun läßt.

König Rhampsinit, erzählt Herodot, besaß mehr Schätze, als irgend einer seiner Nachfolger, und ließ zur Aufbewahrung derselben ein besonderes steinernes Gebäude errichten. Aber der unredliche Baumeister setzte einen Stein so künstlich ein, daß er von einem der Sache Kundigen leicht herausgenommen werden konnte. Es war ihm indessen nicht beschieden, die Früchte seiner List zu schmecken, denn kurz nach der Vollendung des Gebäudes ward er zum Sterben krank; doch entdeckte er noch vor seinem Tode seinen beiden Söhnen das Geheimniß. Diese eilten in der nächsten Nacht nach dem Schatzhause, fanden bald den bezeichneten Stein, und holten sich heraus, so viel sie tragen konnten. Mit Verwunderung bemerkte der König den Verlust, ohne eine Spur von Verletzung am Gebäude entdecken zu können, und da nun bei den nächsten Besuchen immer mehr fehlte, so ward er neugierig, den Dieb und sein Verfahren kennen zu lernen, und ließ Schlingen zwischen die Gefäße legen, welche die Schätze enthielten. Die List gelang, denn als die Brüder in einer Nacht abermals erschienen, und einer von ihnen durch das Loch hinein stieg, verwickelte er sich im Finstern dergestalt in die Schlingen, daß er jeden Gedanken zu entkommen aufgeben mußte. „Bruder, rief er in der Verzweiflung, für mich ist keine Rettung; damit aber du dem Verderben entgehst, so schneide mir den Kopf ab, und nimm ihn mit dir, so wird man mich nicht erkennen." Der Bruder that es, und der König erstaunte aufs höchste, da er den kopflosen Leichnam in seiner fest verschlossenen Schatzkammer fand. Indeß baute er die Hoffnung, den Dieb dennoch kennen zu lernen, auf den religiösen Sinn seines Volkes, dem die Bestattung und Ehre der Todten über Alles am Herzen lag. Daher ließ er den Rumpf an die Mauer hängen, und Wächter dabei hinstellen, welche Den, der darüber weinen und jammern würde, festhalten und zu ihm bringen sollten.

Auch wäre dieser Einfall dem Könige beinahe geglückt. Denn die Mutter der beiden Brüder war untröstlich darüber, daß sie an dem Todten einen solchen Jammer erleben sollte, und drohte dem andern, dem Könige Alles zu verrathen, wenn er ihr nicht den Leichnam verschaffen würde. So ersann denn dieser eine neue List. Er füllte eine Anzahl Schläuche mit Wein, belud einige Esel damit, und führte diese vor der Mauer vorbei, wo die Wächter standen. Als er nahe bei ihnen war, öffnete er heimlich einen Schlauch und ließ den Wein auf die Erde laufen. Jene eilten mit Töpfen herbei, den rinnenden Wein aufzufangen. Der Eseltreiber stellte sich anfangs aufgebracht, nachher aber, als die Wächter ihm lachend zuredeten, that er, als ob er es sich gefallen ließe, setzte sich zu ihnen, und gab ihnen auch von den anderen Schläuchen zum Besten, bis sie sämmtlich niedertaumelten und einschliefen. Unterdeß war es dunkler geworden, und nun ward es dem Schlaukopf leicht, den Leichnam seines Bruders abzuschneiden und auf seine Esel zu laden. Zum Schimpfe schor er noch, ehe er von dannen zog, den schlafenden Wächtern auf einer Seite den Bart ab. Des Königs Erstaunen stieg mit seinem Zorne, und so groß war seine Begier, Den kennen zu lernen, der ihm diese Streiche gespielt, daß er seiner eignen Tochter befahl, Jedem zu Willen zu seyn, der ihr vorher die klügste und die schändlichste That seines Lebens erzähle. Der kecke Dieb aber unternahm es, den König von neuem zu überlisten, ging hin, und als die Königstochter ihm die gebotene Frage vorlegte, antwortete er: seine schändlichste That sey die, daß er seinen Bruder getödtet, und seine klügste die, daß er die königlichen Wächter trunken gemacht habe. Als sie dies hörte, griff sie nach seiner Hand, aber in dem Augenblick sah sie ihn zur Thür hinaus springen, und nahm nun mit Entsetzen wahr, daß sie die Hand des todten Bruders festhielt, welche der Listige abgeschnitten, und statt seiner eignen unter dem Mantel hervorgehalten hatte.

Jetzt gab der König die Hoffnung auf, diesen Meister der Verschlagenheit zu überlisten; daher machte er bekannt, daß derselbe von aller Strafe frei seyn, und noch eine große Belohnung empfangen solle, wenn er sich freiwillig vor ihn stellte. Jener trug kein Bedenken, sich zu melden, der König bewunderte ihn höchlich, und gab ihm seine Tochter zur Ehe.

2. Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst der Aegypter.

Die Grundlage aller Staatseinrichtungen im alten Aegypten war, wie in Indien, die Theilung des Volkes in Casten, und wie dort, läßt sich auch hier nachweisen, daß dies Verhältniß theilweise durch Einwanderungen fremder Stämme oder Colonisten entstand, welche große Veränderungen in der Cultur und im Besitzstande herbeiführten. Man kann nicht zweifeln, daß auch in Aegypten verschiedene Menschenrassen zusammenstießen, und daß die Cultur so wie die herrschende Gewalt im Staate im Besitz des hellfarbigen Stammes waren; denn durch die hellere Farbe sind auf den übriggebliebenen Bildwerken die höheren Casten im Gegensatz gegen die übrigen ausdrücklich bezeichnet.

Die Verehrung, welche die Völker den Priestern besonders auf den ersten Entwicklungsstufen der Cultur zollen, machte auch in Aegypten die Priestercaste zu der angesehensten. Die zu ihr gehörigen Familien waren die ersten, vornehmsten und reichsten des Landes; der größte und schönste Theil der Ländereien war ihr Eigenthum. Der Beruf und die Beschäftigungen dieser Priester waren aber auch hier keineswegs bloß auf den Dienst der Götter beschränkt, sondern umfaßten die ganze höhere Cultur der Nation. Sie waren im Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse, waren Richter, Aerzte, Baumeister, kurz Alles, was besondre Bildung des Geistes und eine Art von Gelehrsamkeit voraussetzt. Auch den Königen standen sie als Räthe zur Seite, und da diese in Zeit und Einrichtung der Staatsgeschäfte, der gottesdienstlichen Gebräuche und des häuslichen Lebens an sehr genaue religiöse Vorschriften gebunden waren, so befanden sie sich in großer Abhängigkeit von den Priestern. Jeder Versuch, sich davon loszumachen, wurde als ein Verbrechen gegen die Religion angesehn. Indeß fehlte es an solchen Versuchen nicht; aus mehreren Thatsachen darf man schließen, daß es Könige gegeben hat, welche die ihnen von den Priestern gesetzten Schranken mit Erfolg durchbrachen, und sehr eigenwillig herrschten, wohin die oben angeführten Könige Cheops und Chephren gehörten, welche in den Jahrbüchern der Priester als Gottlose bezeichnet waren. Uebrigens gehörten die Aegyptischen Könige, Pharaonen genannt, auch der Priestercaste nicht an, sondern — wiederum wie in Indien — als Heerführer und Beschützer des Landes, den Kriegern, deren Caste in Vorzug und Ansehn gleich auf die der

Prieſter folgte. In der blühendſten Epoche des Reiches ſoll die Anzahl dieſer Streiter ſich auf 400,000 belaufen haben. Sie waren im Beſitz gewiſſer Ländereien, die ihnen ſtatt des Soldes dienten, und durften, um den kriegeriſchen Geiſt nicht zu ſchwächen, kein Handwerk treiben. Die Gewerbe waren einer dritten Caſte überlaſſen, die eine der zahlreichſten war, und Handwerker, Künſtler, Krämer und Kaufleute in ſich begriff. Ob, wie bei den Indern, die einzelnen Gewerbe wieder in einzelnen Unterabtheilungen erblich waren, oder ob unter allen dieſen Beſchäftigungen von der ganzen Caſte nach Willkür gewählt werden konnte, iſt ungewiß, die erſtere Annahme jedoch die wahrſcheinlichere. Ueber die andern Caſten ſtimmen die Nachrichten der beiden Griechiſchen Geſchichtſchreiber, die ſich am ausführlichſten über die Aegyptiſchen Einrichtungen verbreiten, des Herodot und des Diodor, nicht überein. Der letztere hat noch die Ackerbauer als eine beſondere Caſte, die der erſtere nicht aufführt, wahrſcheinlich weil er ſie zu den Gewerbtreibenden rechnet. Diodor hat ferner nur Eine Hirtencaſte, Herodot unterſcheidet zwei: Rinderhirten und Schweinehirten. Die Hirten wurden gehaßt und verachtet; Viehhirten, heißt es in der Bibel, ſind den Aegyptern ein Gräuel. Wenn unter dieſer Caſte die nomadiſchen Stämme begriffen waren, welche in den Gebirgen hauſeten, anderer Abkunft waren und von den Königen wol nicht dauernd unterworfen werden konnten, ſo iſt dieſer Haß ſchon daraus zu erklären; er läßt ſich aber auch noch aus einer andern Urſache ableiten, nämlich aus dem Beſtreben der herrſchenden Caſten, dem Volke den Werth des Ackerbaues und der anſäßigen Lebensart ſtets lebendig zu erhalten. Am meiſten traf jene Verachtung die Schweinehirten, weil das Schwein bei den Aegyptern, wie bei den Juden, für ein unreines Thier galt. Daher war ihnen alle Vermiſchung mit anderen Aegyptern, ja ſogar der Zutritt zu den Tempeln, unterſagt.

Außer dieſen Caſten, welche den Kreis der menſchlichen Thätigkeit im Allgemeinen umfaſſen, führt Herodot noch zwei andere auf, Dollmetſcher und Schiffer. Die erſtere entſtand erſt zu den Zeiten des weiter unten zu erwähnenden Königs Pſammitichus, der die Nation in genaue Verbindung mit Griechenland zu bringen trachtete, und daher eine beträchtliche Anzahl Aegyptiſcher Kinder durch die ins Land gerufenen Griechen erziehen ließ. Die Abkömmlinge derſelben bildeten nun jene Caſte. Endlich die Schiffer waren nicht Seefahrer, da Aegypten ſich in früheren Zeiten nach der Meeresſeite ganz verſchloß,

sondern Nilschiffer, deren Bedeutung aus der gänzlichen Abhängigkeit der Cultur Aegypten's von diesem Strome, und aus der Lage aller Städte des Landes an demselben, genügend hervorgeht. Herodot sah den Nil mit Fahrzeugen und Lastschiffen wie übersäet, und an gewissen Nationalfesten schifften die Aegypter von Stadt zu Stadt, so daß sich oft gegen siebenhundert tausend Menschen auf dem Flusse befanden. Zur Zeit der jährlichen Nilüberschwemmungen war die Schifffahrt sogar das einzige Verbindungsmittel im Lande.

Von den Gesetzen der Aegypter wollen wir hier einige anführen, die auf fortgeschrittene Cultur und Milde der Sinnesart hindeuten. Wenn Jemand auf der Landstraße einen Menschen hatte umbringen oder sonst eine Gewaltthätigkeit leiden sehen, und ihm nicht geholfen hatte, wenn er es vermocht, so war er des Todes schuldig. War er zur Hülfe unfähig, so mußte er die That wenigstens anzeigen; unterließ er auch dies, so wurde er gegeißelt, und mußte drei Tage hungern. Falsche Kläger mußten das leiden, was den Verleumdeten bevorgestanden hätte, wenn sie verurtheilt worden wären. Jeder Aegypter war gehalten, bei der Obrigkeit anzugeben, wovon er lebe; wer hiebei log, oder eines verbotenen Gewerbes überwiesen wurde, mußte es mit dem Leben büßen. Eltern, welche ihre Kinder umgebracht hatten, wurden genöthiget, den Leichnam drei Tage und drei Nächte fortwährend in den Armen zu halten; denn, fügt der Griechische Geschichtschreiber*) hinzu, es wurde nicht für gerecht gehalten, Diejenigen des Lebens zu berauben, welche es den Kindern gegeben hatten, sondern durch Schmerz und Reue von solchen Thaten abzuhalten. Schwangere Weiber, die zum Tode verurtheilt waren, wurden nicht eher hingerichtet, als bis sie geboren hatten. Krieger, die ihre Reihen verließen, oder den Befehlen der Anführer nicht gehorsam waren, wurden nicht mit dem Tode, sondern mit der äußersten Ehrlosigkeit bestraft, konnten jedoch durch Tapferkeit ihre Ehre wieder herstellen. Darlehen durften durch aufgelaufene Zinsen nicht über den zwiefachen Betrag vergrößert werden. Gläubiger durften sich nur an das Vermögen, nicht an die Person ihrer Schuldner halten, denn die Personen gehörten dem Staate zu den gesetzlichen Leistungen in Krieg und Frieden.

Von den Sitten der Aegypter bemerkt Herodot, daß, gleichwie ihr Himmel und ihr Fluß von ganz eigenthümlicher Art wären, so auch

*) Diodor I, 77.

ihre Gebräuche oft gerade das Umgekehrte von denen anderer Völker darſtellten. So ſind die Weiber auf dem Markt und treiben Handel die Männer ſitzen daheim und weben; ſie haben keine Prieſterinnen, ſondern nur Prieſter; die Söhne brauchen ihre Eltern nicht zu ernähren, die Töchter aber müſſen es; ſie haben keine Ställe für das Vieh, ſondern leben mit ihm in einer Wohnung; den Teig kneten ſie mit den Füßen und den Lehm mit den Händen; der Mann hat zwei Kleider und das Weib nur eins.

Der Handel der Aegypter war, obſchon ſie das Meer verabſcheuten, gleichwol ſehr bedeutend. Die Fremden kamen zu Lande, von der großen Caravanenverbindung mit Meroë iſt ſchon geſprochen Ober-Aegypten konnte theils durch das Rothe Meer mit den Küſten ländern Südaſien's in Verbindung treten, theils durch die Caravanen ſtraßen mit den ſüdlicher und weſtlicher gelegenen Ländern Africa's Es vereinigte dieſes Land alle Vortheile, welche es zu einem Hauptplatze des Welthandels machen konnten*). Auch der Kunſtfleiß der Aegypter war bedeutend; die Weberei, ſowol in Linnen als in Baumwolle, hatte einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Man verfertigte Decken und Teppiche bis hundert Ellen lang, und viele darunter wurden mit Stickereien von farbigen Fäden, oder auch von Goldbraht ausgeſchmückt. Die Formen der auf den Denkmälern abgebildeten Geräthſchaften, der muſikaliſchen Inſtrumente u. ſ. w. zeigen Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit.

Ueber die Religion und Mythologie der Aegypter lauten die Berichte aus dem Alterthum ſehr verſchieden, und nicht weniger verſchieden ſind die Erklärungsverſuche der aufbewahrten Aegyptiſchen Mythen ausgefallen, indem man bald hiſtoriſche, bald aſtronomiſche, oder phyſikaliſche Thatſachen und Gedanken, auch philoſophiſche Anſichten, als Grundlage derſelben betrachtet hat. Viele ſcheinbare Widerſprüche löſen ſich auf, wenn man theils die Prieſterreligion vom Volksglauben, theils verſchiedene Entwicklungsperioden der Aegyptiſchen Mythologie unterſcheidet. Auch hier ſpielt das Oertliche, die eigenthümliche Natur des Landes, eine wichtige, einflußreiche Rolle. Die einzelnen Diſtricte, die in älteren Zeiten verſchiedene Staaten ausmachten, hatten eben darum ihre beſonderen Localgottheiten; allgemein war die Verehrung des Oſiris und der Iſis. Oſiris wurde theils als ein alter

*) Heeren Th. XIV. S. 379.

Heros betrachtet, als der um Aegypten hochverdiente Urheber des Ackerbaues und aller Cultur, und scheint als solcher die von Meroë herkommende Priestercaste zu bedeuten; theils war er Symbol der zur Fruchtbarkeit wirksamen Naturkräfte, des Nil, der Sonne, des Sonnenlaufs; den Mythen von ihm liegt der physische und astronomische Verlauf des Jahres zum Grunde. Isis war Bild des Mondes und der befruchteten Erde. Sehr merkwürdig ist der Thierdienst der Aegypter. Viele Thierarten galten für heilig, besonders Katzen, Schlangen, Hunde, Ibis, Sperber u. a. m. Die Nachrichten von der Verehrung, die ihnen gezollt wurde, übersteigen fast allen Glauben. Wer eines dieser Thiere aus Vorsatz tödtete, mußte sterben, wenn es unvorsetzlich geschah, konnte er sich mit einer Geldstrafe lösen. Wer aber eine Katze, einen Ibis oder einen Habicht auch unvorsetzlich tödtete, mußte die Todesstrafe leiden. Wer daher eines dieser Thiere todt erblickte, blieb stehen und betheuerte unter lautem Schreien und Wehklagen, daß er es todt gefunden. Diodor erlebte es selbst bei seinem Aufenthalte in Aegypten, daß ein Römer, der unvorsetzlich eine Katze umgebracht hatte, zu einer Zeit, wo Aegypten's Schicksal in Rom's Händen war, hingerichtet wurde; weder die herrschende Furcht vor dem mächtigen Rom, noch die Bitten des Königs konnten den Unglücklichen vor der Volkswuth schützen. Bei einer Feuersbrunst, erzählt Herodot, tragen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen, als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze sich in die Flammen stürzt, so wird große Wehklage erhoben. Wenn in einem Hause eine Katze von selbst starb, so schor sich Jedermann in demselben die Augenbraunen ab; starb ein Hund, so schor man sich Kopf und Leib kahl. Todte Katzen wurden einbalsamirt, und in der Stadt Bubastis beigesetzt. Gefallene Ochsen wurden bis an die Hörner vergraben, und zu gewissen Zeiten durchzogen bestimmte Männer das ganze Land, um diese an den Hörnern kenntlichen Gräber aufzusuchen, und die ausgegrabenen Gebeine auf dem Nil nach der Insel Prosopitis im Delta zu führen, wo sie an einer besonderen Stätte begraben wurden. Gewisse Thiere, z. B. das Krokodil, wurden nicht überall, sondern nur in einigen Districten verehrt. Einigen Thierindividuen wurde eine besonders große Verehrung erwiesen; sie wurden von angesehenen Männern bedient, mit kostbaren Speisen gefüttert, gesalbt und gebadet. Dahin gehörten besonders zwei Ochsen, der Apis zu Memphis und der Mnevis zu Heliopolis. Der Apis zumal ward im ganzen Lande ver-

ihrt, und eben so allgemein war die Trauer, wenn er starb, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten, wo denn große Freude entstand. Er mußte nämlich schwarz seyn, mit einem weißen Dreieck auf der Stirn, einem weißen, halbmondförmigen Fleck auf der rechten Seite und einem käferförmigen Knoten unter der Zunge. Daß die List der Priester hiebei thätig war, ist leicht begreiflich.

Um diesen seltsamen Thierdienst zu erklären, haben schon die Alten sowol mythische als natürliche Gründe aufgestellt. Furcht vor den bösen Thieren und Dankbarkeit gegen die guten, aus denen man diese Verehrung häufig abgeleitet hat, sind zur Erzeugung eines so enthusiastischen Dienstes schwerlich hinreichend, obschon sie wol dazu mitgewirkt haben können. Der Ursprung mag in den rohen Empfindungen und Begriffen der ältesten Bewohner Aegypten's zu suchen seyn; in der Priesterlehre wurden die heiligen Thiere höchst wahrscheinlich als Symbole der Naturkräfte angesehen. So wurde im Apis eigentlich Osiris verehrt.

Der Glaube an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode nimmt nicht nur eine der vorzüglichsten Stellen in den religiösen Vorstellungen der Aegypter ein, sondern war auch auf ihr ganzes Leben und ihre Sinnesart von dem größten Einfluß. „Die Aegypter, sagt Diodor, halten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sich ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil wir nur eine kurze Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber nennen sie ewige Häuser, weil die Todten in der Unterwelt eine grenzenlose Zeit zubringen. Auf die Erbauung der Häuser wenden sie deshalb nur geringe Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet." Daher denn auch die Aegypter einen so großen Fleiß auf die Einbalsamirung der Leichen wandten, daß viele derselben, unter dem Namen der Mumien bekannt, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und aller Verwesung zu trotzen scheinen. Es geschah die Zubereitung der Leichen, nachdem die Verwandten es mehr oder minder kostbar verlangten, entweder durch bloßes Einlegen in Natrum, oder der Leib wurde außerdem noch mit köstlichen Specereien angefüllt. Hierauf wurde die Leiche mit feinen Zeugen bewickelt, und mit Gummi überstrichen, dann mit einer aus zusammengeleimtem Lattun und einem Gypsüberzug bestehenden Maske umgeben, worauf das Gesicht des Verstorbenen gemalt und der übrige Leib mit bedeutsa-

men Hieroglyphen versehen wurde. So umhüllt kam die Mumie in einen mit Schnitzwerk verzierten, zum Aufrechtstellen eingerichteten Sarg aus Sykomorenholz. Vor der Bestattung aber wurde, nach Diodor's, freilich der moralisirenden Ausschmückung verdächtigen, Erzählung, ein förmliches Todtengericht gehalten, wo Jeder vor den besonders dazu versammelten Richtern auftreten, und dem Verstorbenen durch Beweise, daß er schlecht gelebt, die Ehre des herkömmlichen Begräbnisses streitig machen konnte. Trat aber Niemand auf, oder wurde der Kläger, wofür er in schwere Strafe verfiel, der Verleumdung überwiesen, so hielten die Verwandten eine Lobrede, und bestatteten den Todten auf herkömmliche Weise. Die Gräber, große unterirdische Gewölbe, befanden sich am Fuße der westlichen Gebirgskette, deren natürliche Felsenhöhlen dazu benutzt und durch künstlich eingehauene vermehrt wurden. Welche Sorgfalt die Aegypter auf die Ausstattung dieser Grabgewölbe wandten, hat uns bereits die angeführte Stelle des alten Geschichtschreibers gelehrt. In der That sind die Wohnhäuser der Lebendigen verschwunden, während die der Todten sich erhalten haben, und zur Nachwelt reden. Jede Aegyptische Stadt bedurfte, nach dem Verhältnisse ihrer Größe, einer Reihe solcher Grabgewölbe. An diese großen Todtenstädte reihte sich die Vorstellung von einem großen unterirdischen Todtenreiche, Amenthes genannt, in welchem wiederum Osiris und Isis, als Gebieter der Todten, herrschen, obschon dieser Glaube mit dem an die durch das Mumisiren bedingte Fortdauer nicht recht verträglich scheint, und schon eine höhere Bildung voraussetzt, da die dem letztern zu Grunde liegende Vorstellung noch ganz roh ist. Auch mit der nach Herodot's Zeugniß bei den Aegyptern herrschenden Meinung von einer Wanderung, welche die Seele nach der Verwesung des Leibes durch allerlei Thiere beginnen muß, sind jene fast auf Unverweslichkeit gerichteten Anstalten schwer in Uebereinstimmung zu bringen, wenn man nicht diese Lehre von der Seelenwanderung für ein der Volksreligion fremdes Philosophem der Priester erklären will.

Die Aegyptischen Priester waren schon im hohen Alterthume im Besitz mancher wissenschaftlichen Kenntniß, aber die strenge Form, in die Alles gebannt war, hinderte den freien, geistigen Aufschwung und die lebendige Fortentwicklung. Die Gestirne wurden bereits sehr früh sorgfältig beobachtet; nach allen Nachrichten sind die Aegypter dasjenige Volk, von welchem die Kenntniß des Sonnenjahres zu 365¼ Tagen

ausgegangen ist. Auf die Meßkunde leitete sie die Nothwendigkeit, die Streitigkeiten zu entscheiden, welche bei den jährlichen Ueberschwemmungen so leicht über die Grenzen der Felder entstanden. Sie hatten für die einzelnen Krankheiten besondere Aerzte, daher es eine große Menge derselben gab; und auch hier zeigte sich ihre starre Beobachtung des Hergebrachten, denn jede erfolglose Abweichung von den in den heiligen Büchern enthaltenen alten Vorschriften konnte dem Arzte eine Klage auf Leib und Leben zuziehn.

Die Aegypter bedienten sich mehrerer Schriftarten; die eigenthümlichste und berühmteste sind die Hieroglyphen, die heilige Bilderschrift, mit welcher die Denkmäler bedeckt sind. Es sind Gegenstände aller Art, welche den alten Aegyptern zu diesem Behufe dienten: die Himmelskörper, Menschen in verschiedenen Stellungen und Lagen, Glieder des menschlichen Leibes, vierfüßige Thiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Pflanzen und Theile derselben, Geräthschaften und Werkzeuge aller Art, Gebäude, geometrische Figuren, endlich phantastische Zusammensetzungen*). Kein Schlüssel, diese seltsamen Zeichen lesen und verstehen zu können, hat sich aus dem Alterthume erhalten, desto mehr war die Wißbegierde gereizt, welche mit der Enträthselung derselben den Schleier eines wichtigen Geheimnisses lüften und in die Tiefen einer verborgenen Weisheit dringen zu können lange geglaubt hat. Bis auf unsere Tage war man der Meinung, daß die Hieroglyphen mit der Buchstabenschrift gar nichts gemein hätten, sondern ohne Bezug auf die Töne die Gegenstände oder Begriffe unmittelbar ausdrückten. Aber in unsern Tagen ist die wichtige Entdeckung gemacht worden, daß es Hieroglyphen gibt, welche allerdings eine solche Beziehung auf die Wortlaute der Sprache haben. Man fand nämlich glücklicherweise auf Denkmälern, besonders auf einem von den Franzosen zu Rosette entdeckten Stein, hieroglyphische Inschriften mit der Griechischen Uebersetzung daneben. In dieser las man einige Eigennamen, und sah, daß in der Bezeichnung derselben durch Hieroglyphen dasselbe Bild so oft wiederkehrte, als sich im Griechischen der Buchstabe wiederholte. Hieraus schloß man mit Sicherheit, daß diese Hieroglyphen Bezeichnungen von Tönen oder Buchstaben seyn, und nannte sie daher phonetische oder Tonhieroglyphen. Es war ein Französischer

*) Champollion, Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens p. 263, berechnet die Summe aller vorkommenden Zeichen auf achthundert und vierundsechzig.

Gelehrter, der 1832 verstorbene Champollion der Jüngere, der diese Entdeckung durch weitere Entwickelung recht fruchtbar machte, wenn er den ersten Gedanken auch von dem Engländer Young, der mit ihm zu gleicher Zeit über diesen Gegenstand forschte, entlehnte. Denn auf diese Grundlage bauend fand Champollion, daß die phonetischen Hieroglyphen Bilder eines physischen Gegenstandes seyen, dessen Wortlaut in der Aegyptischen Sprache mit dem Buchstaben anfängt, den das Zeichen selbst auszudrücken bestimmt ist. Wie wenn man in der Deutschen Sprache für den Laut L eine Hieroglyphe suchte, so könnte man dafür das Bild des Löwen nehmen, weil dieses Wort mit jenem Buchstaben anfängt. Da wir von der alten Aegyptischen Sprache gar nichts mehr übrig haben, so legte Champollion bei seinen Forschungen das Koptische zum Grunde, indem er nach dem Vorgange anderer Gelehrten annahm, daß diese Sprache (die vor der Zeit der Einführung des Islam in Aegypten herrschend war, jetzt ebenfalls ausgestorben, aber noch in der kirchlichen Litteratur der Aegyptischen Christen vorhanden ist) eine der altägyptischen sehr nahe stehende Mundart sey. Mit Anwendung dieses Schlüssels nun ist auf den Monumenten eine Reihe von Königsnamen entziffert worden, die häufig mit den in den Verzeichnissen des Manetho enthaltenen übereinkommen*), wodurch diese Methode ohne Zweifel eine sehr wichtige Bestätigung erhalten hat, und wir dürfen durch die fernere Anwendung derselben noch manchen Aufschlüssen entgegen sehen. Uebrigens sind nach Champollion die Aegyptischen Hieroglyphen keineswegs alle phonetischer Art, sondern auch zum Theil symbolische Zeichen und zum Theil wirkliche Abbildungen der Gegenstände, die sie ausdrücken sollen.

Bei der Kunst der Aegypter kommen vornehmlich Sculptur und Baukunst in Betracht, die mit einander in der engsten Verbindung standen, da man die Mauern und Wände der Tempel und anderer Denkmäler mit Bildwerk bedeckt findet. Auch der höheren Ausbildung der Sculptur stand die Casteneintheilung und das unverrückte Beharren beim Herkömmlichen entgegen; dazu kam der finstere, melancholische Charakter des Aegyptischen Volkes, denn die Kunst erreicht ihre Höhen nur bei freier, ungehinderter Entfaltung und bei einer regsamen, hei-

*) Ausführliche Nachrichten hierüber findet man, außer in den Schriften Champollion's selbst, in Rühle v. Lilienstern Graphische Darstellungen zur Geschichte von Aethiopien und Aegypten, Text, S. 57.

tern Sinnesart. Die Aegyptischen Statuen sind bei großer Sorgfalt und Genauigkeit der Behandlung steif, mager und ungraciös; mehr Freiheit und Ausdruck rühmt man an den Thiergestalten, hier mochten die Künstler nicht so durch einen herkömmlichen typischen Charakter gefesselt gewesen seyn. Weit großartiger und wahrhaft erhaben zeigt sich dagegen die Aegyptische Architektur, wo Ruhe, Beharrlichkeit und der Geschmack an der vorherrschenden geraden Linie, der die Bildnerei steif macht, ganz an ihrer Stelle sind.

Weltberühmt sind jene ungeheuren Baudenkmäler der Aegypter, die erhabenen Zeugen einer längst verschwundenen Größe, die den beharrlichen, in stiller Besonnenheit unternehmenden Geist dieses Volkes der späten Nachwelt verkünden. Griechen, Römer und Araber, die Aegypten, nachdem es seine Unabhängigkeit verloren, nacheinander beherrschten, haben hier große Bauwerke errichtet, aber sie sind alle zertrümmert, während so viele einheimische Denkmäler, die ein Jahrtausend und darüber älter sind, als das älteste von jenen, der langen Reihe von Jahrhunderten und der Zerstörungswuth roher Barbaren Trotz bieten. Es gehören dahin die Obelisken (d. i. Spitzsäulen), die einfachsten Werke der Aegyptischen Baukunst, viereckige, glattpolirte Granitsäulen, die wie schlanke Thürme in die Luft ragen, zur Ehre der Götter errichtet, oder zu Zierden der Tempel und heiligen Plätze bestimmt, an deren Eingange sie sich befanden. Sie haben ohne das Fußgestell eine Höhe von funfzig bis hundert und funfzig Fuß, auch noch darüber; unten sind sie vier und ein halb bis fünf und zwanzig Fuß breit. Die Herbeischaffung und Aufstellung dieser Steinmassen erforderte ungeheure Kräfte und ist bewundernswürdig. Noch sind mehrere Obelisken in Aegypten, viele findet man umgestürzt und zertrümmert. Nach einer Reihe von Jahrhunderten, als Aegypten zum Römischen Weltreiche gehörte, kamen einige Beherrscher desselben auf den Gedanken, einige dieser merkwürdigen Säulen nach Rom schaffen und dort aufstellen zu lassen, welches nur mit großen Kosten und erstaunlicher Mühe zu vollenden war. Als aber auch diese berühmte Stadt zuletzt das allgemeine Schicksal aller irdischen Größe erfuhr, und eine Reihe von Stürmen und Verwüstungen dulden mußte, wurden jene majestätischen Säulen umgestürzt und zerbrochen. Wol ein Jahrtausend mochten die großen Felsentrümmer mit Schutt und Erde bedeckt gelegen haben, bis endlich vor dritthalb Jahrhunderten ein kunstliebender Beherrscher des neuern Rom, Papst Sixtus V.,

vier derselben wieder aufrichten ließ *), und einige spätere Päpste mit einigen anderen Obelisken seinem Beispiele folgten.

Die Pyramiden finden sich nur in Mittel-Aegypten; man zählt ihrer heut zu Tage noch etwa vierzig, die in fünf Gruppen getheilt sind. Die wichtigste dieser Gruppen ist die von Gizé in der Nähe von Memphis, unter welcher sich die schon von Herodot beschriebenen Pyramiden befinden. Die größte derselben besteht aus 203 Steinschichten oder Stufen, und ist, nach den sorgfältigsten Messungen, 468 Französische Fuß hoch; jede ihrer vier Seiten mißt unten 716 Fuß. Oben endet sie sich nicht in eine Spitze, sondern in eine Fläche von 30 Fuß im Durchmesser. Sie ist geöffnet; der wißbegierige Reisende, der in ihr Inneres dringen will, muß durch einige enge Gänge kriechen, ohne zuletzt etwas anderes zu finden, als ein längliches Gemach, ohne alle Verzierung, in welchem sich ein leerer marmorner Sarkophag befindet. Die zweite Pyramide ist fast eben so hoch, als die erste; die übrigen sind bedeutend kleiner. Die meisten Pyramiden sind von Kalkstein erbaut, und mit Platten von Granit oder Marmor bekleidet (oder bekleidet gewesen). Ueber die Bestimmung dieser ungeheuren Gebäude ohne Thür oder Luftzugang hat man viel gestritten, und sehr verschiedne Meinungen aufgestellt. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie von den Königen als Denkmäler über ihre Gräber gesetzt wurden, schon darum, weil sich umher die Grabmäler von Memphis ausbreiten.

Herodot, welcher diese Pyramiden noch mit ihrer schönen Bekleidung sah, erzählt, daß sich auf der größten eine Inschrift befand, die angab, was die Arbeiter bloß an Rettigen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, gegen zwei Millionen Thaler nach unserm Gelde. Jener oben erwähnte verhaßte König Cheops war, seinen Berichten zufolge, der Erbauer dieser Pyramide. Er habe zu dem Ende von allen Aegyptern harte Frohndienste verlangt, und immer hätten hunderttausend Menschen drei Monate nach einander an dem Bau der Pyramide arbeiten müssen. Zuerst habe man die Steine in dem östlichen Gebirge gehauen, dann sie bis an den Nil geschleift, über den Fluß und dann an den Ort gefahren, wo die Pyramide aufgerichtet werden sollte. Hierauf sey ein Damm erbaut worden (nach meiner Meinung, sagt Herodot, ein nicht geringeres Werk, als die Pyramide selbst), auf welchem die Steine zu der erforderlichen Höhe gebracht wurden. Alle

*) Mehr davon in der neueren Geschichte, im Abschnitt von diesem Papste

diese Vorarbeiten haben zehn Jahre Zeit gekostet, dann habe man erst die eigentliche Pyramide zu bauen angefangen, und bis zu ihrer Vollendung noch zwanzig Jahre gebraucht. Die Erbauung der zweiten Pyramide schreibt Herodot dem Bruder und Nachfolger des Cheops, dem Chephren, zu.

Allein noch weit merkwürdiger und lehrreicher als die Obelisken und Pyramiden sind die wunderbaren Tempel und anderen Denkmäler in Ober-Aegypten. Diese erstaunenswürdigen Ueberreste eines hohen Alterthums, von welchen wir erst durch die Französische Expedition nach Aegypten am Ende des vorigen Jahrhunderts eine genaue und anschauliche Kenntniß erhalten haben, lehren uns die Cultur dieses Volkes von einer weit höheren Seite kennen, und geben uns ganz andere Vorstellungen von seinem Reichthum, seinen Hülfsmitteln und Kenntnissen, als die, welche aus jenen bisher fast allein bekannten Monumenten Mittel-Aegypten's zu schöpfen sind. Unter den Denkmälern des obern Landes strahlen die von Theben, der uralten, glanzreichen Hauptstadt, vor allen anderen hervor. Die neueren Reisenden nennen diese Bauwerke nach den Dörfern, die jetzt dort liegen; auf der Westseite des Nils Medinat Abu und Kurnu; auf der Ostseite Luxor und Karnak; ganz am nordöstlichen Ende Med-Amut. Diese Ebene war einst von der ungeheuren Stadt bedeckt, und ist jetzt voll von ihren Trümmern, von Tempeln, Säulengängen, Obelisken, Kolossen, Katakomben, die uns mit ihren Sculpturen und Gemälden in das Leben so ferner Jahrhunderte kaum gehoffte Blicke thun lassen. Ein Reisender der neuesten Zeit sagt, er möchte die alte Stadt eher eine Stadt der Riesen, als einen Aufenthalt der Menschen nennen, so kolossal sind die Bildwerke und Gebäude. Unter siebzehn Kolossen, welche auf einem Felde zu Medinat Abu, theils ganz, theils halb aufrecht, theils umgestürzt gefunden werden, sind zwei, von denen jeder sechzig Fuß Höhe hat; an einem andern hat der Zeigefinger beinah vier Fuß Länge. Eben daselbst ist eine Allee von Sphinxen, die zweihundert dieser Gebilde, alle in kolossalem Maßstabe, enthielt. Die Entfernung von Karnak nach Luxor beträgt 1026 Toisen, ausgefüllt durch eine Allee von Sphinxkolossen, die sich in der Nähe von Karnak wieder in mehrere spaltete. Die große Hauptallee muß allein mehr als sechshundert dieser Kolossen enthalten haben. Der große Palast von Luxor ist ein unermeßliches Gebäude. Ein großer Säulenhof, durch den man kommt, bildet den Vorplatz zu einer bedeckten Säulenhalle, die als das Größte und Erha-

benste aller noch vorhandenen Reste Aegyptischer Baukunst geschildert wird. Die Decke wird von hundert vier und dreißig Säulen getragen; jede Säule der beiden mittleren Reihen hat fünf und sechzig Fuß Höhe und einen Umfang von dreißig Fuß. Keine Beschreibung, sagen die Augenzeugen, vermag die Empfindung zu schildern, welche diese Wunderwerke erregen. So uralt die Zeit ist, in die man die Gründung dieser riesenhaften Anlagen setzen muß, so muß doch Aegypten damals schon eine geraume Zeit Cultur gehabt haben, wie schon daraus hervorgeht, daß einige dieser Gebäude aus den Bausticken älterer aufgeführt sind.

Außer diesen Bauwerken über der Erde finden sich auch unterirdische künstliche Grotten, welche theils zur Wohnung dienten, theils Gräber für das Volk und für die Könige waren. Von diesen Todtengrüften oder Katakomben ist schon oben bemerkt, daß sie sich in jeder Aegyptischen Stadt fanden, aber wie die großen Tempel, so zeichnen sich auch die Katakomben der alten Thebais durch Kunst und Sorgfalt vor allen anderen aus. Sie liegen in der Libyschen Bergkette bei Medinat Abu und Kurnu, und ziehen sich in einer Länge von einer geographischen Meile und darüber neben den Ueberresten des alten Theben hin. Viele stehen unter einander in Verbindung, so daß es schwer ist, sich aus den Irrgängen, die sie bilden, wieder herauszufinden. Die Untersuchung derselben ist mit großen Beschwerden verknüpft. Eine furchtbare Hitze herrscht in den engen Räumen, die mit den widrigen Ausdünstungen vieler tausend ausgetrockneter Leichen und dem scheußlichen Staube der bei jeder starken Berührung zerfallenden Mumien erfüllt sind. An allen Wänden sind Mumien aufgeschichtet, viele hunderte sind aus ihren Behältern gerissen und bedecken den Boden in solcher Menge, daß man gleichsam in ihnen watet, und im Auftreten leicht durch mehrere Mumienleiber hindurchsinkt. Die Verzierungen der Wände bezeugen die Sorgfalt, welche die Aegypter, wie schon oben bemerkt ist, auf die Wohnungen der Todten wandten. Reliefs mit Farben bemalt, und bloße Frescomalereien, die sich zum Theil mit wunderbarer Frische erhalten haben, wechseln mit einander ab, und vergegenwärtigen das häusliche Leben der Aegypter in mannichfachen Beziehungen, indem sie bald ländliche Geschäfte, Jagden, Schifffahrten, Feste, bald Thiere, Geräthe u. dgl. darstellen. Die Grotten, welche die Königsgräber enthalten, sind von den übrigen gesondert, und zeichnen sich durch Größe und Pracht der Verzierungen aus. Mehrere von ihnen sind geöffnet, man fand jede derselben aus einer

Reihe von Gängen, Gemächern und Sälen beſtehend, und in dem größten derſelben eine Erhöhung, auf welcher der Sarkophag mit den Gebeinen des Königs ſtand, oder auch noch ſteht.

Auch ſpätere Zeiten haben dahin geſtrebt, alle Pracht und Herrlichkeit ihrer Kunſt im Dienſte der Religion zu entwickeln, und Tempel und Kirchen vor allen anderen Gebäuden groß und erhaben zu bilden; wie ſehr muß dies nicht erſt in jenen uralten Prieſterſtaaten der Fall geweſen ſeyn, wo alle Verhältniſſe auf Religion und Gottesdienſt bezogen wurden! Dennoch iſt es aus mehreren Umſtänden klar, daß einige jener rieſenhaften Denkmäler Theben's nicht Tempel, ſondern, nach dem Ausdrucke eines Deutſchen Forſchers *), Reichspaläſte waren, wenn ſie auch zugleich die Weihe des Heiligthums erhalten haben mochten, beſtimmt zu allen öffentlichen Verhandlungen, wo das Staatsleben in hohem Glanze und in pomphafter Feierlichkeit erſchien. Beſonders zeigt ſich dieſer Unterſchied in den Vorſtellungen an den Wänden, die in den Tempeln allein von religiöſer, in den Paläſten auch von geſchichtlicher Art waren.

Welch eine Stadt muß dies Theben einſt geweſen ſeyn, da ſeine vor drei Jahrtauſenden errichteten Denkmäler noch heut zu Tage einen ſolchen Eindruck hervorbringen, und wie glanzreich müſſen wir uns nicht den Staat denken, deſſen Hauptſtadt es war! Ein bedeutender Lichtſtrahl fällt hier auf eine Zeit, die in den dürftigen Jahrbüchern dunkel und farblos erſcheint, deren Nachrichten noch überdies angezweifelt und verdächtig gemacht worden ſind. Aber was ſie von dem ehemaligen Glanze Aegypten's weit über die Grenzen des Landes hinaus, und von den Eroberungen alter Könige erzählen, findet hier, wenn man die in ſagenhaft fortgepflanzter Geſchichte natürlichen Uebertreibungen abrechnet, ſeine Beſtätigung. Die Reliefs, und beſonders die Wandſculpturen zu Medinat Abu zeigen uns die Kriegs- und Triumphzüge Aegyptiſcher Könige, Land- und Seeſchlachten, in denen die ſiegenden Aegypter durch Tracht und Färbung ſorgfältig von den beſiegten oder gefangenen Feinden, in welchen man Aſiatiſche Völker erkennt, unterſchieden ſind. Ja man hat die Siegeszüge des Seſoſtris in den Orient hier wiedergefunden, und die Bemerkung gemacht, daß die Thaten dieſes Fürſten hier in derſelben Ordnung erſcheinen, in welcher ſie im Diodor erzählt ſind, zuletzt die ſiegreiche Rückkehr in ſein Reich

*) Heeren, Th. XIV. S. 277.

und zu den Göttern seines Landes, denen er den Tribut seiner Eroberungen darbringt. Die dabei angebrachten Hieroglyphen enthalten wahrscheinlich kurze Erläuterungen. Diese Art der Geschichtschreibung in großen Abbildungen erreicht freilich die Genauigkeit und Fülle der späteren Aufzeichnungen in ganzen Büchern nicht; ihren Zweck aber, die Großthaten der Vorfahren den Enkeln in lebendiger Anschaulichkeit zu erhalten, hat sie in den besten Zeiten Aegypten's schwerlich verfehlt.

3. Psammitichus und sein Haus.

Jene in der überlieferten Geschichte angedeutete, noch klarer durch die erhabenen Denkmäler bezeugte Periode des hohen Glanzes der Pharaonenherrschaft endete im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Die Aethiopier, begünstigt, wie es scheint, durch innere Zwistigkeiten zwischen der Priester- und Kriegercaste, unterwarfen sich Aegypten. Herodot nennt den Aethiopischen Eroberer Sabako; nach Anderen regierte damals eine ganze Dynastie Aethiopischer Könige über Aegypten. Diese fremde Herrschaft währte zwar nur funfzig Jahre, aber die alte Ordnung und Ruhe, und mit ihnen die frühere Blüthe, kehrten nicht wieder zurück. Sethon, ein Priester zu Memphis, wurde König, und schon die ungewöhnliche Erscheinung eines Königs aus der Priestercaste läßt auf innere Unruhen und Umwälzungen schließen. Sethon behandelte die Kriegercaste hart, und beraubte sie ihrer Ländereien; daher versagte sie ihm den Gehorsam, und als Krieg mit dem Assyrischen Eroberer Sanherib entstand, wollte sie nicht ins Feld ziehen, so daß Sethon den Feinden nur Krämer und Handwerker entgegen führen konnte. Sanherib aber, dessen Heer von einem plötzlichen Unglücksfalle getroffen wurde *), kehrte um, und Sethon war gerettet. Vermuthlich war es eine Folge jener inneren Gährungen, daß, nach der Regierung des Sethon, zwölf der Vornehmsten, wahrscheinlich aus der Kriegercaste, sich in Memphis zu einer gemeinschaftlichen Regierung (Dodekarchie) vereinigten, und das ganze Reich unter sich theil-

*) Der Aegyptischen Sage, welche Herodot aufbewahrt hat, zufolge, wurde Sanherib's Lager, als er schon an der Grenze stand, in einer Nacht von Feldmäusen erfüllt, welche die Bogen und Schildriemen seiner Krieger zernagten, so daß sie am folgenden Morgen waffenlos fliehen mußten. Zum Andenken dieser wunderbaren Begebenheit stand eine Bildsäule des Königs im Tempel, eine Maus in der Hand haltend.

ten. Um ein Denkmal ihrer gemeinschaftlichen Wirksamkeit zu hinterlassen, erbauten sie das Labyrinth, welches Herodot in Ansehung der Arbeit und des Kostenaufwandes allen zu seiner Zeit vorhandenen Griechischen Bauwerken voranstellt. Seiner Beschreibung nach bestand es aus zwölf bedeckten Höfen, deren Thore einander gegenüber standen, sechs gegen Norden und sechs gegen Süden. Funfzehnhundert Gemächer waren darin über der Erde, und eben so viele sollen noch unter der Erde gewesen seyn, die man aber dem Griechen nicht zeigen wollte, weil darin die Begräbnisse der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Krokodile waren. Die oberen dagegen, durch welche man ihn geführt hat, bieten, wie er sagt, tausend Wunder dar. Die Franzosen haben im Jahre 1799 an dem von den Alten bezeichneten Orte große Trümmermassen entdeckt, die sie als Ueberreste dieses Wunderbaues erkannten, welchen Einige für eine symbolische Darstellung des jährlichen Sonnenlaufs durch die zwölf Zeichen des Thierkreises halten.

Aber die Eintracht der zwölf Könige hatte keinen Bestand, und nach einiger Zeit gelang es einem von ihnen durch Klugheit und Kühnheit die übrigen zu verdrängen, und sich zum Alleinherrscher zu machen. Dies war Psammitichus aus Sais, der nach Herodot's Erzählung auf folgende Weise König von ganz Aegypten wurde. Die zwölf Herrscher hatten ein Orakel, daß derjenige von ihnen, welcher im Tempel des Gottes zu Memphis aus einer ehernen Schale opfern würde, die Alleinherrschaft erlangen werde. Einmal nun, als die Zwölf im Tempel versammelt waren, und ein Trankopfer aus den dazu gewöhnlichen goldenen Schalen ausgießen wollten, brachte der Oberpriester statt zwölf, aus Versehen nur elf solcher Schalen herbei. Da nahm Psammitich, welcher der letzte war, seinen ehernen Helm vom Haupte, und spendete das Opfer daraus. Er dachte dabei (wie Herodot sagt) nichts Arges, aber die übrigen Fürsten, erschreckt von diesem Anzeichen, verbannten ihn in die morastigen Gegenden an der Meeresküste. Mißmuthig fragte der Verwiesene das Orakel zu Buto um Rath, und erhielt die Antwort: „Die Rache wird kommen, wenn eherne Männer vom Meere herauf steigen." Psammitich zweifelte an der Erfüllung dieser Weissagung, aber nicht lange nachher wurde ihm die Botschaft gebracht, am Ufer sey ein Schwarm von fremden Männern, ganz in Erz gepanzert, gelandet. Es waren Griechische und Karische Seeräuber von der Küste Kleinasien's, die Schrecken verbreiteten, weil man bisher noch nie einen geharnischten Mann der Art in Aegypten gesehen

hatte. Psammitich aber erkannte den Götterspruch, und gewann diese Leute durch große Verheißungen für seinen Dienst. Am wahrscheinlichsten erklärt man diese Erzählung, wenn man annimmt, daß die übrigen Fürsten, welche die Meeresküste für den geringfügigsten Theil des Landes angesehen haben mochten, mit Schrecken bemerkten, wie Psammitich grade von da aus seine ehrgeizigen Absichten am meisten verfolgen konnte. Daher wurden sie ihm feind, und die Sage schrieb den Grund davon dem erfüllten Orakel zu. Psammitich aber wußte aus seiner Lage große und glänzende Vortheile zu ziehen, indem er, gegen das alte Vorurtheil der Aegypter, ihre Küsten zu verschließen, die Häfen den Fremden eröffnete, und mit Griechen und Kariern in Verbindung trat. Aus diesen tapferen Völkern nahm er kriegslustige Leute für seine Pläne in Sold, und auch dieses wußte die Sage auf ein Orakel zurück zu führen.

Die Erscheinung dieser Ausländer mag indeß als ein Zufall, oder als eine Veranstaltung des Psammitich betrachtet werden, gewiß ist, daß er mit ihrer Hülfe die übrigen elf Fürsten Aegypten's besiegte, und Herr über das ganze Land ward. Es geschah dies gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. *). Zugleich machte er sich und seinen Thron so unabhängig von der Kriegercaste, daß diese, welche ihr altes Verhältniß zum Könige schmerzlich vermißte, Aegypten verließ (vielleicht mit den elf vertriebenen Fürsten), und in Aethiopien einen neuen, von Meroë abhängigen Staat gründete. Desto mehr scheint Psammitich im Einverständniß mit der Priestercaste gewesen zu seyn, wie daraus hervorgeht, daß er den Haupttempel zu Memphis durch Hinzufügung großer Prachtsäulen verschönerte. Mit der Regierung dieses Königs beginnt eine neue, zuverlässigere Periode in der Aegyptischen Geschichte; das Land ist den Fremden geöffnet, die Könige streben nach Besitzungen in Asien, neben Eroberungsplänen zeigt sich auch Handelsgeist. Besonders war dies bei Neko (Necho, Nechao), dem Nachfolger des Psammitich, der Fall. Dieser versuchte aus Handelszwecken das Mittelländische Meer mit dem Rothen durch einen Canal zu verbinden, wo er aber gegen das Babylonische Reich, welches damals in der Blüthe seiner Macht stand, den Kürzern zog. Ihm folgte Psammis, und diesem Apries. Unter dem letztern brach der

*) Die sehr verschiedenen Zeitangaben schwanken zwischen 696 und 650 S. Gesenius Commentar zum Jesaia, Bd. I. S. 598.

lange unter der Asche glimmende Haß zwischen den Aegyptern und den ausländischen Miethstruppen zu einem förmlichen bürgerlichen Kriege aus, welches deutlich zeigt, daß die Könige, von Psammitich an, ihre Sicherheit und ihre Gewalt auf diese Fremden gestützt hatten. Apries wurde gestürzt und mit ihm das bisherige Herrschergeschlecht (570). Amasis, welcher durch diese Revolution auf den Thron gelangte, liebte friedliche Ruhe. Er begünstigte die Handelsverbindung mit den Griechen noch mehr als seine Vorgänger, und verbreitete dadurch über das ganze Reich einen solchen Wohlstand, daß die Aegypter seine Zeit zu den besonders glücklichen zählten. Aber diese Blüthe war die letzte, deren sich Aegypten als ein unabhängiger Staat erfreute, denn unmittelbar nach diesem Könige wurde das Land eine Beute der Perser (525), wie die Geschichte dieses Volkes zeigen wird.

III. Babylonier und Assyrier.

Auch die fruchtbaren Landschaften am Euphrat und Tigris in Asien waren ein Sitz uralter Cultur und politischer Verbindungen, worauf schon die bekannte biblische Erzählung vom Thurmbau zu Babel, oder Babylon, der hochberühmten Stadt am Euphrat, deutet. Von hier gingen Eroberer aus, welche Asien erschütterten, und in blutigen Eroberungskriegen weithin die Völker unterwarfen. Eine genauere Kenntniß dieser Begebenheiten fehlt uns, wie fast durchgehends in der frühern Geschichte; besonders aber sind die Nachrichten über diese Länder höchst fragmentarisch und einander zum Theil widersprechend. Die Mosaische Urkunde nennt uns einen alten Heros, Nimrod, als den Stifter des Babylonischen Reichs. Von hier aus wurde, wie dieselbe Urkunde berichtet, Ninive, die Hauptstadt Assyrien's, gegründet. Griechische Geschichtschreiber dagegen machen Ninive, oder Ninus, wie es bei ihnen genannt wird, in ungeheurer Größe von einem uralten König Ninus erbaut, zur ältern Stadt. Dieser Ninus wird als ein gewaltiger Eroberer und als Stifter der großen Assyrischen Monarchie geschildert, aber was von ihm und seiner berühmten Gemahlin Semiramis erzählt wird, verliert sich gänzlich ins Fabelhafte. Ninus, heißt es, eroberte ganz Asien bis auf Baktrien und Indien. Als er gegen das

erstere Land kriegte, wurde die Hauptstadt durch die List und Kühnheit der Semiramis, der Frau eines der vornehmsten Assyrier, eingenommen, und der König, in Liebe für das heldenmüthige Weib entbrannt, begehrte sie von ihrem Manne, der sich darüber selbst das Leben nahm. Nun heirathete Ninus die Semiramis, und hinterließ ihr bei seinem Tode das Reich, welches sie in Mannestracht und mit Mannesgeist beherrschte. Wie sehr ihre Geschichte der Mythe angehört, geht schon daraus hervor, daß sie zur Tochter einer Göttin gemacht wird, die ausgesetzt und dann auf wunderbare Weise durch Tauben ernährt worden sey. Sie erbaute, heißt es in jenen Nachrichten weiter von ihr, Babylon mit außerordentlicher Pracht und Herrlichkeit, in einem Umfange von neun Meilen. Dann begann sie Eroberungszüge, unterwarf sich einen Theil von Africa, unterlag aber in einem Kriege gegen Indien, dessen Schätze ihre Habsucht gereizt hatten. Die folgenden Könige werden nun sämmtlich als in Weichlichkeit und Unthätigkeit versunken geschildert, dreißig Menschenalter hindurch, bis auf den Sardanapalus herab, der alle früheren noch an Ueppigkeit übertraf, und nur in der letzten That seines Lebens sich als Mann zeigte; denn als Arbaces der Meder und Belesys der Babylonier sich wider ihn empörten, und ihn in seiner Hauptstadt belagerten, verbrannte er sich mit allen seinen Schätzen in seinem Palaste. Diese Revolution im neunten oder achten Jahrhundert v. Chr. stürzte das große Assyrische Reich.

Eine andere Reihenfolge Assyrischer Herrscher und Eroberer kennen wir aus Hebräischen Schriftstellern, da die Schicksale des Jüdischen Volks, wie sich weiter unten zeigen wird, mit der Geschichte Assyrien's eng verflochten sind. Die Reihe dieser Herrscher beginnt mit Phul (um 770); den höchsten Gipfel seiner Größe erstieg dieses Reich unter dem Salmanassar (etwa um 730), dessen Herrschaft sich bis an das Mittelländische Meer erstreckte. Unter der folgenden Regierung des Sanherib aber begann schon der Verfall. Dieser König mußte, wie wir in der Geschichte Aegypten's schon erwähnten, seinen Eroberungsversuch gegen dieses Land aufgeben, und ward von zweien seiner Söhne ermordet. Als das Assyrische Reich immer mehr erschlaffte, riß sich Babylon, welches bisher unter seiner Botmäßigkeit gestanden hatte, von der Herrschaft desselben los, ja es half ihm den Untergang bereiten. Nabopolasar, Statthalter oder abhängiger König in Babylon, griff, in Verbindung mit dem Medischen Könige Cyaxares, Ninive an. Sie eroberten und zerstörten es (wahrscheinlich gegen 600), und

so wurde der Assyrischen Herrschaft ein völliges Ende gemacht. — Diese verschiedenen Erzählungen hat man dadurch in Verbindung zu bringen gesucht, daß man nach dem Untergange des Sardanapal aus den Trümmern seiner Herrschaft ein Neu-Assyrisches Reich entstehen läßt, dem jene von den Jüdischen Schriftstellern erwähnten Könige angehören sollen. Indeß ist die angeführte Griechische Erzählung sehr unzuverlässig; Diodor, bei dem sie sich findet, hat sie aus dem Ktesias geschöpft, einem Geschichtschreiber, von dessen Genauigkeit und Wahrheitsliebe die Alten keine große Meinung hatten. Es ist daher vielmehr anzunehmen, daß es nur Ein Assyrisches Reich gegeben hat, zumal die Erzählungen von dem gewöhnlich angenommenen doppelten Untergang Ninive's ziemlich gleich lauten, und, nach einer Nachricht, der König, gegen den sich Nabopolasar erhob, sich gleichfalls in seiner Burg verbrannte. Ohne Zweifel ist es eine und dieselbe Zerstörung Ninive's, von der die Schriftsteller reden, welche nur die Späteren zu einer zwiefachen gemacht haben. Es täuschte sie die verwirrte Chronologie. Denn widersprechend lauten auch die Berichte über die Dauer des großen Assyrischen Reiches. Diodor und Andere geben ihm höchst unwahrscheinlich mehr als dreizehnhundert Jahre, wodurch Ninus noch jenseits des Jahres 2000 v. Chr. zu setzen seyn würde. Der viel zuverlässigere Herodot dagegen sagt, die Assyrier hätten (bis zum Abfall der Meder von ihnen) 520 Jahre über Asien geherrscht; dann würde die Stiftung des großen Assyrischen Reichs etwa um 1250 fallen *).

Nach der Zerstörung von Ninive treten die Babylonier in diesen Ländern als das bedeutendere Volk hervor. Sie werden auch Chaldäer genannt. Nach der Meinung einiger Neueren waren die Chaldäer ein nicht lange vorher aus dem Norden gekommenes Bergvolk, welchem Babylon von den Assyriern eingeräumt worden sey, das sich aber dann unter dem Nabopolasar gegen diese seine bisherigen Herren empört und unabhängig gemacht habe. Der zweite König dieses neu gegründeten Chaldäischen oder Babylonischen Reiches, der berühmte Nebukadnezar, dehnte durch große Eroberungen seine Herrschaft nach Westen sehr weit aus. In dieser Richtung mußte er in Kriege mit

*) Bestätigt wird Herodot's Rechnung durch die vor kurzem bekannt gemachte Armenische Uebersetzung der Chronik des Eusebius. S. Niebuhr über den historischen Gewinn aus dieser Uebersetzung, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1820—21, und in seinen kleinen historischen und philologischen Schriften, S. 179.

Aegypten verwickelt werden, welches damals, unter den Nachfolgern des Psammitichus, wie schon erwähnt ist, ebenfalls nach Besitzungen am Euphrat strebte. Neko zog dem Nebukadnezar entgegen, verlor aber die Schlacht bei Circesium (Carchemisch) gegen ihn, wodurch die Aegypter genöthigt wurden, sich in die Grenzen ihres Landes zurück zu ziehen. Dem Jüdischen Reiche machte Nebukadnezar ein völliges Ende. Auch alle benachbarte Staaten unterwarfen sich ihm, selbst Phönicien, dessen wichtigste Stadt, Tyrus, er dreizehn Jahre belagerte *). Ja Aegypten soll von den Babyloniern, wenn auch nicht bezwungen und als feste Erwerbung behauptet, doch auf seinem eigenen Gebiete feindlich bedrängt worden seyn, wahrscheinlich unter Apries **). Doch der kriegerische Geist des Nebukadnezar (er starb gegen 560) vererbte sich nicht auf seine Nachkommen. Die Kraft des Babylonischen Reiches erschlaffte, und wir werden sehen, wie es späterhin den Persern unterlag.

Von allen Ländern, sagt Herodot, die er kenne, sey Babylonien das vorzüglichste zum Getreidebau. Die ganze Landschaft war von einer Menge größerer und kleinerer Canäle durchschnitten, welche zum Theil vom Euphrat bis zum Tigris gingen, und sowol zur Bewässerung als zur Abwehr der Ueberschwemmungen dienten. Als Babylon nach dem Untergange der Assyrischen Herrschaft Mittelpunkt eines mächtigen Reichs geworden war, erhob sich die Stadt erst zu der erstaunenswürdigen Größe und Pracht, welche das Alterthum wie ein wahres Wunder anstaunte. Jetzt wurden früher schon vorhandene Werke ins Ungeheure umgestaltet, neue Gebäude entstanden in riesenhafter Größe. Dahin gehören die hohen und breiten Mauern, der Tempel des Belus, die berühmten hängenden oder schwebenden, d. i. auf hohen Terrassen angelegten Gärten der Semiramis u. s. w. Es herrschte bei den Babyloniern ein großer Hang zu Pracht und Luxus. Sie dufteten von wohlriechenden Salben, trugen Siegelringe und zierliche Stäbe,

*) Daß er sie wirklich einnahm, ist sehr zweifelhaft. S. Gesenius Commentar über den Jesaia. Th. I. S. 711.

**) Die Erzählungen der Geschichtschreiber über diese Gegenstände sind voll Lücken und Widersprüche. Sollte nicht der von Herodot angeführte Krieg des Apries gegen Sidon und Tyrus eigentlich ein Vertheidigungskrieg gegen Nebukadnezar gewesen seyn, in dessen Gewalt damals Phönicien war? Die von Einigen angeführten Züge Nebukadnezar's nach Libyen und Spanien bedeuten wol nur die Unterwerfung der dortigen von Tyrus abhängigen Colonien.

an deren Griffen ein Vogel, ein Apfel, eine Blume o. dgl. geschnitzt war. Eben dieser Hang weckte den Kunstfleiß und gab ihm Nahrung. Die kostbaren Gewänder, die herrlichen Teppiche, geschnittenen Steine u. s. w., die von den Babyloniern verfertigt wurden, waren im Alterthum berühmt. Ein ausgebreiteter Land- und Seehandel nach allen Weltgegenden machte Babylon zum Mittelpunkt eines großen Verkehrs. Dazu war es vorzüglich günstig gelegen, in der Nachbarschaft des Persischen Meerbusens, und jener beiden großen Ströme, durch deren Verbindung von der Natur selbst ein Weg für die Schätze Indien's nach nördlichern Gegenden gebahnt ist. Auf diesem Wege bildete Babylon einen sehr bequemen und natürlichen Stapelplatz. Die Volksmenge war außerordentlich, und in einer so mit Menschen erfüllten und von Fremden besuchten Stadt konnte leicht die Sitte entstehen, die Herodot anführt, daß man die Kranken auf den Markt trug, damit ihnen die Vorübergehenden nach ihrer Erfahrung guten Rath ertheilen möchten.

Einen anderen seltsamen Gebrauch der Babylonier berichtet derselbe Schriftsteller, die Verheirathung der Mädchen durch Versteigerung. Jährlich einmal wurden in jedem Dorfe die Mädchen versammelt, und rings umher standen die heirathslustigen Männer; der Ausrufer rief zuerst die schönste aus, und stieg dann allmählig bis zur häßlichsten herunter. Bei den schönen überboten sich die reichen Jünglinge; die häßlichen dagegen wurden den Aermeren zu Theil, und zwar den Mindestfordernden, denn wer diese nahm, dem ward zugelegt, und zwar von dem Gelde, welches für die schönen eingekommen war.

Die Babylonier scheinen von uralten Zeiten her einige wissenschaftliche Bildung gehabt zu haben. Zu dieser gehörten vorzüglich astronomische Kenntnisse, ein gewisser Grad von Einsicht in die Erscheinungen und Bewegungen der erleuchtenden Weltkörper am Himmel, der in diesen heiteren Gegenden sich dem beobachtenden Auge immer unverdeckt darstellt. Es stand damit der im Orient überhaupt sehr verbreitete Gestirndienst in genauer Verbindung, und, da man den Sternen als Göttern die Lenkung der menschlichen Schicksale zuschrieb, auch die Astrologie. Denn diesem Bestreben der Menschen, ihre zukünftigen Schicksale in den Sternen zu lesen, verdankt die Astronomie lange Zeit ihre Entwicklung. Hier finden wir also wiederum innige Vereinigung der Religion und Wissenschaft, und daher auch zu

Babylon die Sternkunde ausschließlich in den Händen der dortigen Priestercaste, welche jenen Namen der Chaldäer, mit dem auch das ganze Volk genannt wird, vorzugsweise führte.

IV. Phönicier.

Von jenen Völkern, die sich durch Eroberungen in der Geschichte berühmt gemacht haben, gehen wir zu einem andern über, dessen regsame Thätigkeit friedlicher Natur, aber darum nicht weniger merkwürdig und folgenreich war. Die Phönicier bewohnten einen schmalen Küstenstrich am Mittelländischen Meere, im südlichen Syrien, der etwa fünf und zwanzig Meilen in der Länge, und vielleicht nirgends über vier bis fünf in der Breite hatte. Diese Lage mußte ihnen die Richtung auf das Meer geben. Schifffahrt und Handel waren ihr Element; im frühern Alterthum waren sie das Volk, welches einen eigentlichen Welthandel trieb, und das im friedlichen Verkehr die Producte der entferntesten Länder und Klimate umtauschte. Alles, was zur Schifffahrt gehört, war bei ihnen aufs beste eingerichtet *). Zuerst traten sie als Seeräuber auf (fast immer der Anfang des Seehandels), bald aber steuerten sie als Kaufleute bis zu den äußersten westlichen Grenzen des Mittelländischen Meeres, und noch über dieselben hinaus in den Atlantischen Ocean. Von diesen westlichen Reisen brachten sie Zinn und Bernstein zurück, hüllten aber die Lage der diese Waaren erzeugenden Länder absichtlich in ein Geheimniß, um den Alleinhandel damit zu behalten, denn der Bernstein wurde im Alterthum vorzüglich hochgeschätzt, und an Werth dem Golde gleich geachtet. Daß sie das Zinn von den Kassiterischen Inseln (worunter die heutigen Sorlingischen Inseln an der Südwestküste von England zu verstehen) selbst holten, sagen uns ausdrückliche Nachrichten der Alten; dagegen bleibt es sehr zweifelhaft, ob sie den Bernstein unmittelbar von den Preußischen Küsten brachten, oder ihn durch Zwischenhandel erhielten. Andererseits segelten sie von den nördlichen Häfen des Rothen Meeres nach

*) So führt der Grieche Xenophon ein Phönicisches Schiff an, um zu zeigen, wie man durch eine geschickte Vertheilung auch den kleinsten Raum benutzen könne.

Ophir, d. i. nach den reichen Südländern, vorzüglich dem glücklichen Arabien und Aethiopien, und vom Persischen Meerbusen aus standen sie mit Indien in Verbindung, und schifften vielleicht bis Ceylon. Ja Herodot hat uns eine Erzählung aufbehalten, daß Phönicische Schiffer sogar einst Africa umsegelten. „Neko, König von Aegypten, berichtet er, sandte Phönicische Männer zu Schiffe ab, und befahl ihnen, zurück durch die Säulen des Hercules (die Meerenge von Gibraltar) in das Nordmeer (das Mittelländische) zu segeln, und so nach Aegypten zu kommen. So fuhren die Phönicier aus dem Rothen Meere ab, und schifften in das Südmeer. Wenn es Herbst ward, stiegen sie immer ans Land und säeten, wo sie auch in Libyen seyn mochten, und wenn sie geerntet hatten, schifften sie wieder fort. Im dritten Jahre kamen sie um die Säulen des Hercules herum und wieder nach Aegypten. Auch erzählten sie, was nicht ich, sondern ein Anderer glauben mag, daß sie, um Libyen herumschiffend, die Sonne auf der rechten Seite gehabt hätten." Ganz natürlich, wenn gleich dem Herodot unbegreiflich, mußten die Seefahrer, sobald sie den Aequator passirt hatten, die Sonnenbahn im Norden haben. Darum ist dieser letztere Zusatz so merkwürdig, weil Herodot dadurch gleichsam wider seinen Willen, indem er keine Fabel nacherzählen mag, die Wahrheit der Geschichte verbürgt, oder sie doch im hohen Grade wahrscheinlich macht. Denn allerdings läßt sich nicht leugnen, daß das plötzliche Verschwinden dieser Kenntniß, welche den seltsamsten Vorstellungen über die Beschaffenheit Africa's wieder Platz machte, ein nicht unerheblicher Zweifel gegen die wirklich vollbrachte Umschiffung ist.

Nicht weniger ausgedehnt war der Landhandel der Phönicier, der nach den verschiedensten Gegenden Asien's durch Caravanen getrieben wurde. So gelangten zur See und zu Lande die köstlichen Producte Arabien's und Indien's zu ihnen: Gold, Edelsteine, Perlen, Zimmt und das Räucherwerk, dessen die Griechen und andere Völker bei ihren Opfern vielfach bedurften. Wein, damals noch fast ausschließlich ein Product Asien's, holten sie aus Syrien, und die nördlichen Gegenden Asien's lieferten Metalle, Pferde, Sklaven u. s. w.

Einen so weit verbreiteten Handel zu sichern und zu unterstützen, waren Niederlassungen und Colonien nothwendig, die in der alten wie in der neuen Geschichte am meisten von den Völkern ausgehen, welche nach entfernten Ländern einen großen Seehandel treiben. Die Pflanzorte der Phönicier waren eben so zahlreich als bedeutend. Sie ließen

sich in Cypern, Kreta, Sicilien, Sardinien und anderen Inseln des Mittelländischen Meeres nieder, vorzüglich an den südlichen und westlichen Küsten von Spanien, wohin der Reichthum an edlen Metallen sie lockte. Auf zwei Inseln dicht an der Küste, außerhalb der Säulen des Hercules, an dem äußersten Ende der bekannten Welt, legten sie (um 1100 v. Chr.) das später so merkwürdig gewordene Gades (heut zu Tage Cadiz) an. Die mächtigste aller Phönicischen Colonien aber wurde das an der Nordküste von Africa gegründete Karthago*), welches den Geist des Mutterlandes bis in eine weit spätere Periode der alten Geschichte erhielt.

Wenn man den Spuren dieses mannichfachen und weitverbreiteten Verkehrs nachforscht, wie wir schon bei Meroë, Aegypten und Babylon davon zu reden Gelegenheit hatten, so verschwinden die falschen Vorstellungen von der Rohheit jener Zeiten, von der übergroßen Einfachheit des Lebens und der Bedürfnisse der damaligen Menschen, und von der geringen Verbindung der Völker untereinander. Dann erblickt man die alte Welt, so weit unsere Geschichte hinaufreicht, nicht bloß in kriegerischer, sondern auch in friedlicher, und darum nicht weniger regsamen und belebten Bewegung. Wir sehen an allen Gestaden des Mittelmeeres blühende Handelsstädte, die Küsten voll flatternder Wimpel, und selbst die Wüsten von Handelscaravanen durchstrichen. Erst einem Deutschen Geschichtsforscher unserer Tage**) verdanken wir das Gemälde dieses frühen Völkerverkehrs, dessen Spuren sonst wenig beachtet waren.

Wie durch Handel und Schifffahrt waren die Phönicier schon früh auch durch Kunstfleiß berühmt, und einzelne wichtige Entdeckungen wurden ihnen als ersten Erfindern zugeschrieben. So sollen einst Phönicier, die am Ufer, wo reiner Kiessand lag, kochen wollten, ein Paar Salpeterstücke, die grade in der Nähe lagen, zur Unterlage ihres Geschirrs genommen und Feuer darunter gemacht haben. Da schmolzen Salpeter, Kiessand und Asche zusammen, und die erkaltete und

*) Die erste Gründung Karthago's fällt wahrscheinlich in das dreizehnte Jahrhundert v. Chr. Die nach einer bekannten Erzählung dorthin fliehende Schwester des Königs Pygmalion von Tyrus, Dido, hat die ursprüngliche Anlage wol nur erweitert und die künftige Größe vorbereitet. S. Heyne Exc. I. ad Aen. IV. Diese letztere Begebenheit wird von den Meisten in das Jahr 878 gesetzt.

**) Heeren, in seinen schon mehrmals angeführten Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt.

hart gewordene Masse war Glas, welches nun ein Gegenstand künstlicher Verfertigung wurde, in deren ausschließlichem Besitz die Städte Sidon und Sarepta lange geblieben sind. Da man indeß in allen südlichen Gegenden, wegen des milden Klima's, die Fenster bloß durch Vorhänge zu verschließen brauchte, und zu Trinkgefäßen sich mehr der Becher aus edlen Metallen oder Steinen bediente, so war im Alterthum der Gebrauch des Glases nie so allgemein als bei uns.

Dagegen hatte eine andere Entdeckung, die den Phöniciern zugeschrieben wird, einen größern Erfolg, die des Purpurs. Ein Phönicischer Hirt, so erzählt die Sage, weidete einst am Meeresstrande, als sein Hund mit blutendem Maule, wie es schien, zu ihm kam. Näher besehen aber war es kein Blut, sondern der Saft der Purpurschnecke, deren Muschel der Hund am Ufer zerbissen hatte. So wurde die färbende Kraft dieses Saftes bekannt, und die Phönicier wußten ihn bald künstlich anzuwenden. Zwar blieben sie nicht im ausschließlichen Besitz dieser Kunst, aber der hochrothe und violette Purpur wurde nirgends so trefflich gefärbt als in Tyrus. Man darf sich nämlich unter Purpur nicht eine einzelne Farbe denken, sondern die ganze Gattung der Färberei mit dem Safte der Seemuscheln. Es gab Purpur von allen Farben, sogar weißen. Gewänder dieser Art waren unter den Großen im Alterthum die allgemeinste Mode, und daher kann man leicht denken, wie groß der Umfang dieses Handelszweiges war. Auch die Gewänder selbst waren das Erzeugniß der vortrefflichen Phönicischen Webereien, wozu ihnen die nomadisirenden Völker in der Nähe die vorzüglichste Wolle lieferten.

Auch die Erfindung der Rechenkunst, des gemünzten Geldes und der Buchstabenschrift wird den Phöniciern zugeschrieben. Von der letztern ist es wenigstens gewiß, daß die Griechen sie von diesem Volke erhielten.

Phönicien bildete in den Zeiten seiner Unabhängigkeit nie Einen Staat, sondern bestand aus einer Anzahl unabhängiger Städte, die von erblichen Königen regiert wurden. Es waren dies durch Handel reiche, in hohem Glanz lebende, aber durch Verfassung und Gesetze in ihrer Gewalt sehr beschränkte Fürsten. Unter diesen einzelnen Staaten gab es aber politische Verbindungen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in gewissen Perioden die sämmtlichen Phönicischen Städte einen solchen Bund ausmachten, an dessen Spitze ursprünglich Sidon und nachmals Tyrus stand. Sidon war die älteste aller dieser Städte;

in der Bibel wird sie daher der Erstgeborne Kanaan's genannt. Jünger, und wahrscheinlich eine Colonie von Sidon, war das noch berühmtere und mächtigere Tyrus, in der blühendsten Zeit des Volkes (zwischen 1000 und 600 v. Chr.) das Haupt der Phönicischen Städte. Der gemeinschaftliche Cultus, vorzüglich eines Nationalgottes, welchen die Griechen den Tyrischen Hercules nennen, half diese Verbindungen besonders befestigen. Von der eigentlichen Geschichte der Phönicier wissen wir sehr wenig. Der hohe Wohlstand dieses Volkes reizte die Assyrischen Könige, seine Unterwerfung zu versuchen, aber Tyrus widerstand dem Salmanassar durch seine Flotte. Von der Chaldäischen Eroberung ist oben schon die Rede gewesen. Der Persischen Herrschaft unterwarfen sich die Phönicier freiwillig.

V. Juden.

1. Abraham.

(um 2000 vor Chr. Geb.)

Die Geschichte des Jüdischen Volkes ist von den Geschichtschreibern und Propheten desselben, wie sie uns im Alten Testamente vorliegen, in dem erhabenen Sinne einer Erziehungsgeschichte des Volkes durch die Gottheit behandelt worden. Demzufolge erscheint sie ganz von der unmittelbaren Wirksamkeit Gottes durchdrungen; jedes Gelingen, alles Wohlergehen, Glück und Gedeihen erscheint als Belohnung für die Beobachtung der von Gott gegebenen Gesetze und Vorschriften, jedes Unglück, zuletzt besonders die Zerstörung des Staats, der Untergang der Nationalunabhängigkeit, der höhnende Triumph der Feinde, die Noth des Volkes in der Knechtschaft, als Strafe und Vergeltung für Laster und Sünden, für freventliche Verletzung der dem Volke zu seinem Heile verkündeten Gebote Gottes. Das Festhalten dieses Gesichtspunkts gibt der Darstellung Zusammenhang, Einheit und eine sich überall gleich bleibende Consequenz. Aus diesem Grunde, und weil die Jüdische Geschichte in dieser ursprünglichen Auffassung ihrer Quellen die eigenthümliche Bedeutung gewinnt, welche ihr ein so großes universalhistorisches Interesse gibt, die Bedeutung nämlich,

nach welcher das Christenthum historisch in ihr wurzelt; entfernen wir uns auch in der folgenden Darstellung von dieser Ansicht nicht; obschon neuere Bearbeiter sie zum Theil verlassen, und die aufgelös'ten Bestandtheile der Jüdischen Geschichte nach ihrer Weise wieder zusammengesetzt haben, wobei denn an die Stelle des festen Bodens, auf welchem das alte, ehrwürdige Gebäude ruht, oft schwankende Ungewißheit und vielfache Zweifel getreten sind.

Die in der Bibel enthaltenen Begebenheiten der Stammväter des Jüdischen Volkes, ehe dieses durch Moses einen Staat zu bilden anfing, sind in demselben Sinne erzählt. Uns jener Urkunde treu anschließend, theilen wir sie hier ausführlich mit, weil sie zugleich eine anmuthige Darstellung der einfachen, urväterlichen Sitten wie der Denk- und Handlungsweise des Orients in jenem hohen Alterthum enthalten.

Den biblischen Nachrichten gemäß stammte von dem einen Sohne Noah's, dem Sem*), Abraham, der Stammvater der Juden, ab. Sein Vater war bisher nomadisch in Mesopotamien umhergezogen, aber Abraham vertauschte dieses Land mit Kanaan, diesseits des Euphrat. Nach einiger Zeit wurde er durch einen Mißwachs genöthigt, nach Aegypten zu ziehen, suchte jedoch bald seinen vorigen Weideplatz Kanaan wieder auf. Hier trennte er sich von seinem Vetter Lot, der für seine Heerden die fruchtbare Gegend am Jordan wählte, während er sich selbst mehr nach dem Mittelländischen Meere zu hielt. Vor der Hand ließ er sich in dem Hain Mamre, in der Landschaft Hebron, nieder, und erwarb sich bald ein Ansehen bei den Nachbarn durch die Menge seiner Knechte und seines Viehes. Man nannte ihn Heber, den Ankömmling von jenseits, und daher stammt der Name Hebräer.

Lot hatte nicht die beste Wahl getroffen. In seiner Gegend waren die Städte mehrerer Völkerstämme, wie Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim, Zoar. Jede derselben hatte ihren eigenen König. Jenseits des Euphrat aber wohnte ein sehr zahlreiches Volk, dessen kriegerischer König, Kedorlaomer, sie oft überfiel, ihnen Viehhaufen und Gefangene hinwegführte. Dasselbe that er auch jetzt. Zwar gingen ihm die Könige von Sodom und Gomorra mit ihren Knechten entgegen, aber als es zum Schlagen kam, flohen die Letzteren auf die Ge-

*) Von einem andern Sohne Noah's stammen die Kananiter ab.

birge, und ihre Wohnſitze wurden rein ausgeplündert, auch viele Weiber, Kinder und Männer — unter dieſen Lot — als Sklaven weggeführt. Abraham hörte nicht ſobald von dem traurigen Schickſal ſeines Vetters, als er ſich mit allen ſeinen Knechten, dreihundert und achtzehn an der Zahl, aufmachte, und den Räubern nachzog. Er überfiel die Sicheren des Nachts, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und nahm ihnen ihre ganze Beute wieder ab. Die befreiten Gefangenen beeiferten ſich nun, die Tapferkeit und Großmuth des Hebräiſchen Mannes um die Wette zu preiſen, und dies erwarb ihm ſolchen Ruhm, daß die Könige von Sodom und Salem perſönlich zu ihm kamen, um den Retter ihrer Völker kennen zu lernen. Der erſtere wollte ihm die ſämmtliche Beute ſchenken, aber Abraham ſchlug ſie edelmüthig aus. Der letztere kam als Prieſter und Landeseigenthümer, denn er überreichte ihm Brot und Wein „im Namen des höchſten Gottes.“ Ehrfurchtsvoll beugte ſich Abraham vor ihm, und bot ihm den Zehnten von ſeinen Gütern dar.

Schon früh achteten es die orientaliſchen Weiber für einen Schimpf, kinderlos zu ſeyn. Auch die ſchöne Sarah, Abraham's Weib, war traurig, da ſie keine Kinder bekam. Sie erlaubte daher ihrem Manne den Umgang mit ihrer Sklavin Hagar, deren Kinder ſie nachher als die ihrigen aufziehen wollte. Aber bald machte Eiferſucht ihr die Hagar verhaßt, und ſie ſtieß ſie zum Hauſe hinaus. Da floh die Arme in die Wüſte, und kam an eine Quelle, wo ihr, nach der bibliſchen Erzählung, ein Engel erſchien, und ihr befahl, in Abraham's Hütte zurückzukehren. Sie gebar einen Sohn, den man Ismael nannte. Mehrere Jahre darauf erwies ſich auch Sarah fruchtbar, und gebar einen Sohn, der Iſaak genannt wurde. Nun entſtanden zwiſchen Hagar und Sarah Mißhelligkeiten, und die Erſtere mußte ſammt ihrem Ismael das Haus auf immer verlaſſen. Verzweiflungsvoll durchſtrich ſie mit dem Knaben die Wüſte, und wandte ſich nach Aegypten, ihrer Heimath, hin. Der Bibel nach ſtammen von dieſem Ismael, der in der Folge ein ſtarker und muthiger Mann ward, die ſpäteren Araber ab.

Von Iſaak aber ſtammte das Jüdiſche Volk ab; und dieſem zeigten die heiligen Bücher die unbedingte Unterwerfung unter Gottes Willen, die es der göttlichen Liebe und Sorgfalt vorzüglich würdig machen würden, in dem glänzenden Beiſpiele des frommen Abraham. Letztern, erzählt die Bibel, prüfte der Herr, indem er ihm befahl, ihm

seinen geliebten Sohn Isaak zum Opfer darzubringen, und Abraham rüstete sich sofort zur That. Früh am Morgen ging er mit dem Kinde und einigen Knechten, die das Scheitholz zum Opfer trugen, zu einem Berge, Moria genannt, drei Tagereisen weit von seinen Hütten. Am Fuße des Berges nahm er den Knechten das Holz und das Feuer ab, und sprach zu ihnen: „Bleibet hier, ich und der Knabe wollen dort hinauf ins Dickicht gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen." Und als er nun mit Isaak den Berg hinaufstieg, sagte der Knabe: „Vater, hier ist wol Feuer und Holz, aber wo ist das Schaf zum Brandopfer?" Abraham erwiederte: „Mein Sohn, Gott wird sich sein Schaf zum Brandopfer schon ersehen." So gingen sie weiter, und als sie an einen Stein kamen, der zum Altar bequem schien, schichtete Abraham das Holz darauf, band den Knaben, warf ihn über den Holzstoß, und zog ein Messer hervor, ihn zu opfern. Da rief eine Stimme aus dem Himmel: „Halt ein, denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, da du deines eignen Sohnes um meinetwillen nicht geschonet hast!" Da hob Abraham seine Augen auf, und sahe einen Hirsch hinter ihm in den Hecken mit seinem Geweihe hangen. Und er ging hin, opferte dann den Hirsch, und band den Knaben wieder los. Jehovah aber versprach ihm zum Lohn seiner Treue, daß seine Nachkommen sich mehren sollten, wie der Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel, und daß sie besitzen sollten die Thore ihrer Feinde, wodurch schon auf die nachher erfolgte Besitznahme von Kanaan hingedeutet wird.

Auch der besondern Liebe Gottes gegen Lot, seines gerechten Wandels willen, gedenkt die heilige Urkunde. Die Einwohner von Sodom, wo Lot sich aufhielt, waren gottlos und allen Lastern ergeben; Gott beschloß also, sie zu verderben. Aber vorher sandte er seine Boten zu Lot, und befahl ihm, sich mit seiner Familie zu retten. Sobald dies geschehen, fiel Feuer und Schwefel über Sodom und Gomorra, die Städte wurden zerstört und alles Lebendige ging zu Grunde; dies Schicksal hatte auch Lot's Weib; weil sie sich auf der Flucht, gegen Gottes Gebot, umgesehen hatte, ward sie in eine Salzsäule verwandelt.

2. Isaak's Heirath.

Als nun Abraham seinen Tod nahe fühlte, sprach er zu dem ältesten und treusten seiner Knechte: „Lege deine Hand unter meine Hüfte, und schwöre mir, daß du meinem Sohne kein Weib werben wollest von den Kananitern rings umher, sondern aus meinem Vaterlande und von meiner Verwandtschaft." — „Wie aber, sprach der Sklave, wenn sie mir hieher nicht folgen wollte?" — „Dann sollst du deines Eides ledig seyn," entgegnete Abraham. Da legte jener die Hand unter des Greises Hüfte, und sprach den Schwur aus, belud dann zehn Kameele mit Geschenken, und zog damit nach Mesopotamien. Als er die ersten Wohnplätze der dort hausenden Nomaden von ferne liegen sah, ließ er die Kameele außen an dem Wasserbrunnen sich lagern, und erwartete die Abendstunde, wo die Jungfrauen aus dem Weiler dorthin zu kommen pflegten, Wasser zu schöpfen. Ungewiß, wie er seinen Auftrag am besten ausrichten könne, betete er also: „Herr, du Gott meines Herrn, begegne mir heute, und thue Barmherzigkeit an meinem Herrn Abraham. Siehe, ich stehe hier bei dem Wasserbrunnen, und der Leute Töchter in diesem Flecken werden herauskommen, Wasser zu schöpfen. Wenn nun eine Jungfrau kommt zu der ich spreche: neige deinen Krug und laß mich trinken, und sie sagen wird: trink, ich will deine Kameele auch tränken — daran laß mich erkennen, daß sie die sey, die du deinem Diener Isaak beschert habest." Und siehe, ehe er noch ausgeredet hatte, kam eine schöne sittsame Jungfrau mit einem Wasserkruge, stieg hinab zum Brunnen, und füllte den Krug. Und als sie wieder herauf kam, trat der fromme Diener zu ihr heran, und sprach: „Laß mich ein wenig Wasser aus deinem Kruge trinken." Und sie schenkte ihm freundlich, und sprach, da er getrunken: „Ich will deinen Kameelen auch schöpfen." Verwundernd schwieg der Mann, und sah dem freundlichen Mädchen zu, und als sie fertig war, überreichte er ihr eine goldene Spange und zwei Armringe (vielleicht Aegyptische oder Phönicische Arbeit), und sprach zu ihr: „Meine Tochter, wem gehörst du an, und hätten wir wol Raum in deines Vaters Hütte zu herbergen?" Sie antwortete: „Ich bin Rebekka, Bethuel's Tochter. Es ist viel Stroh und Futter bei uns, und Raum genug, euch zu herbergen." Und hurtig lief sie voran, ihrer Mutter die Geschenke zu zeigen, der Knecht aber folgte

ihr langsam, und dankte Gott für die wundervolle Erhörung. Vor Bethuel's Gehöfte empfing ihn Laban, Rebekka's Bruder, und sprach gastfreundlich zu ihm: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn, ich habe die Hütte geräumt, und auch für die Kameele Platz gemacht." So führte er ihn und die anderen Sklaven hinein, gab ihnen Wasser, ihre Füße zu waschen, und setzte ihnen zu essen vor. Aber der redliche Diener sprach: „Ich will nicht eher essen, als bis ich zuvor meinen Auftrag bestellt habe," und nun erzählte er weitläufig von seinem Herrn und dem Zweck seiner Reise, und vergaß auch das Wahrzeichen am Brunnen nicht. Erfreut und verwundert antworteten ihm Laban und Bethuel: „Das kommt vom Herrn, darum können wir nichts wider dich reden. Dort draußen ist das Mädchen, nimm sie, und ziehe hin, daß sie deines Herrn Schwiegertochter sey." Da bückte sich der Diener dankbar bis zur Erde, und zog noch mehr goldenen Schmuck zum Geschenk für die Braut, für die Eltern aber duftende Gewürze hervor. Rebekka ward herein gerufen, ihre Meinung zu sagen. „Willst du mit diesem Manne ziehen?" fragten die Eltern, und schamhaft antwortete sie: Ja. Unter den Segnungen aller Verwandten bestieg sie eins der Kameele, begleitet von ihrer Amme und mehreren Sklavinnen. Der alte treue Diener führte die kleine Caravane an. Herzlich bewillkommt traten sie nach einigen Tagereisen in Abraham's und Isaak's Hütten ein.

---

3. Esau und Jakob.

Esau und Jakob waren die beiden einzigen Söhne Isaak's, und erst spät, nach langer Unfruchtbarkeit der schönen Rebekka, geboren. Obgleich Zwillinge, zeigten sie schon früh einen widerstrebenden Charakter. Esau, ein rascher, offener und rüstiger Ackermann und Jäger, ward des Vaters Liebling; Jakob, ein frommer Mann, blieb in den Hütten, und ward von der Mutter vorzugsweise geliebt. Um den größten Theil des väterlichen Reichthums einst zu erben, der eigentlich dem Aeltern zufiel, benutzte Jakob einmal eine günstige Stunde, als eben Esau, vom langen fruchtlosen Jagen entkräftet, nach Hause kam, und ihn bei einem schönen Linsengerichte fand. „Laß mich kosten von deinem Essen, bat er; ich bin sehr matt und hungrig." Schlau ant-

wortete Jakob: „Ueberlaß mir dein Erstgeburtsrecht, so soll das ganze Essen dein seyn.“ Der Fahrlässige versicherte es ihm mit einem Eide.

Der Vater Isaak aber, dem dies leid war, hatte sich vorgenommen, dafür dem braven Esau auf dem Sterbebette ausschließend den väterlichen Segen zu geben, dem die fromme patriarchalische Zeit eine göttliche und beglückende Kraft beilegte. Als er sich daher im hohen Alter dem Tode nahe fühlte, und schon das Gesicht ihm vergangen war, rief er ihn zu sich, und sagte zu ihm: „Nimm deinen Köcher und Bogen, geh aufs Feld, und fange mir ein Wildpret, davon mach mir ein Essen, wie ich's gerne habe, und bringe mir's herein, damit ich mich noch einmal labe, und dann dich segne und sterbe.“ Diese Worte hatte Rebekka mit angehört, und eilig sagte sie zu ihrem Liebling Jakob: „Höre, so hat dein Vater geredet, aber hole mir ein Böcklein von der Heerde, das will ich ihm zurichten, wie er's gern isset, und da er nicht mehr sehen kann, so wird er dich leicht für deinen Bruder nehmen, wenn du es ihm hineinbringst, deinen glatten Rock ausziehst, und deine Stimme verstellst.“ Alles geschah, die parteiische Mutter schickte den Jakob in Esau's rauhen Kleidern und mit dem Essen hinein, und als der Vater fragte, wer da komme, antwortete jener: „Ich bin Esau, dein Sohn; ich habe gethan, wie du mir befohlen hast, richte dich auf, iß von meinem Wildpret, und segne mich dann.“ Verwundert sprach der Alte: „Mein Sohn, wie hast du so bald etwas gefunden?“ Jakob antwortete: „Der Herr, dein Gott, bescherte mir's.“ — „Tritt doch näher, sagte Isaak, daß ich dich befühle, ob du es auch wirklich seyst.“ Und da er ihn betastet hatte, sagte er: „Die Arme sind Esau's Arme, aber die Stimme ist wie Jakob's Stimme.“ Er aß indessen von dem lieblich Gebratenen, trank einen Becher Weins dazu, und bald schwand der letzte Verdacht. „Komm her und küsse mich, mein Sohn, sprach er liebreich. Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde, des Korns und Weins die Fülle. Völker müssen dir dienen, und Männer dir zu Füßen fallen. Sey ein Herr über deinen Bruder. Verflucht sey, wer dir fluchet, und gesegnet, wer dich segnet.“

Kaum war Jakob hinausgegangen, da kehrte Esau athemlos von der Jagd zurück, briet sein erlegtes Wild, und brachte es freudig dem Vater. Groß war das Schrecken des alten blinden Mannes, als er des Betrugs inne ward. Esau weinte laut auf. „Ja, rief er, er heißt wol mit Recht Jakob, er hat mich schon zweimal

berückt. Meine Erstgeburt hat er dahin, und nun nimmt er mir auch meinen Segen noch. Hast du mir denn keinen Segen vorbehalten, mein Vater?"

„Ach, seufzte Isaak, ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzt, und alles habe ich ihm unterworfen. Mit Korn und Wein habe ich ihn begabet. Was soll ich dir nun thun, mein Sohn?"

„Hast du denn nur Einen Segen? schluchzte Esau. Segne mich auch, mein Vater."

„Nun wohl, sprach der Alte, du sollst einen fruchtbaren Acker haben. Deines Schwertes wirst du dich nähren, und nicht auf immer deinem Bruder unterworfen seyn. Vielmehr wird eine Zeit kommen, da du auch ein Herr seyn, und sein Joch von deinem Halse reißen wirst."

Esau's Herz blieb aber voll Haß gegen Jakob, und er machte Mordanschläge wider ihn. Als Rebekka dies erfuhr, rieth sie ihrem geliebten Jakob, eilig von hinnen zu flüchten nach Mesopotamien, in Laban's, ihres Bruders, Haus, und dort so lange zu verweilen, bis der Zorn seines Bruders besänftigt sey. Und Isaak hieß ihm, dort ein Weib zu nehmen, und nicht wie Esau sich eine von den Töchtern der Kananiter auszuwählen. Jakob gehorchte und ergriff den Pilgerstab. Esau aber, unterrichtet von der Abneigung seiner Eltern gegen die Kananiterinnen, ging hin und nahm außer den Weibern, die er schon hatte, noch eine Tochter Ismael's.

---

4. Schicksale Jakob's und seiner Söhne.

Nach langer Wanderung erreichte Jakob das Land. Da traf er auf dem Felde an einem Brunnen drei Hirten, die sich dort mit ihren Heerden gelagert hatten. „Wo seyd ihr her, liebe Brüder?" fragte er sie. Sie sprachen: „Aus Haran." — „Kennet ihr Laban, den Sohn Nahor's?" — „Wir kennen ihn wohl; siehe, dort kommt seine Tochter Rahel mit den Schafen, sie zu tränken." — Freudig ging er auf die Jungfrau zu, stellte sich ihr als ihren Vetter dar, und stieg dann zum Brunnen hinab, um den übergedeckten Stein wegzuwälzen, damit ihre Schafe trinken möchten. Sie aber lief nach Hause, ihrem Vater Laban die Botschaft anzusagen. Dieser empfing ihn freundlich,

und da er hörte, daß Jakob ihm eine Zeitlang als Hirt dienen wolle, forderte er ihn auf, selbst seinen Lohn zu bestimmen. „Wohlan, sprach Jakob, ich will dir sieben Jahre lang um Rahel, deine jüngste Tochter, dienen." Denn Lea, die ältere, war häßlich, aber Rahel schön und liebreich. Laban war's zufrieden, und Jakob hütete nun seine Heerden unverdrossen sieben Jahre. Da machte Laban ein großes Hochzeitmahl, und lud alle Bewohner des Dorfes dazu, aber im Dunkel des Abends, da der Bräutigam zur Ruhe gehen wollte, sandte er ihm die häßliche Lea in die Brautkammer. Am Morgen ward Jakob die Verwechslung inne. Er sprach zu Laban: „Warum hast du mir das gethan? Habe ich dir nicht um Rahel gedienet?" Laban antwortete: „Es ist nicht Sitte in unserm Lande, daß man die jüngste Tochter ausgebe vor der ältesten. Halte indeß mit dieser die Woche aus, so will ich dir die andere dazu geben, wenn du dann noch sieben Jahre bei mir bleiben und mir dienen willst."

Da der Herr nun sah, fährt die biblische Erzählung fort, daß Lea von Jakob wenig geachtet ward, so machte er dieselbe fruchtbar, und Rahel unfruchtbar; Lea gebar vier Kinder, ohne daß Rahel ein einziges gehabt hätte. Ihr Schmerz darüber wählte den Ausweg, den schon Sarah ergriffen hatte, und ihre Sklavin Bilha gebar an Rahel's Stelle dem Jakob drei Söhne nacheinander, bis endlich Rahel selbst den ersten Sohn gebar, den sie Joseph nannte. Man kann leicht denken, daß dieser der Liebling des Vaters und der Mutter wurde, vor den übrigen zehn Söhnen, womit der Herr den Jakob gesegnet hatte. Aber da er ihn auch gesegnet mit Heerden, Mägden und Knechten, so wurden die Söhne Laban's eifersüchtig; auch merkte Jakob, daß Laban nicht mehr gegen ihn war, wie früherhin. Er beschloß also zu fliehen, lud seine Kinder und Weiber auf seine Kameele, und führte sie und alle seine Habe, die er in Mesopotamien erworben hatte (denn nicht mehr als einen Stab hatte er gehabt, als er über den Jordan ging), nach Kanaan, in das Land seiner Väter. Da es heimlich geschehen war, so setzte Laban den Fliehenden nach, ereilte sie, versöhnte sich aber mit ihnen und sie schieden freundlich.

Aber nicht so leichte Versöhnung hoffte Jakob von seinem Bruder Esau, dem er nun wieder nahe kam; er zog ihm mit großer Herzensangst entgegen, und ließ einen Theil seiner Heerden zum Geschenk für Esau vor sich hertreiben. Esau aber, welcher mit vierhundert Mann kam, lief seinem Bruder entgegen, fiel ihm um den Hals und

küßte ihn unter beiderseitigen Freudenthränen. Das Geschenk nahm er nur auf Jakob's dringende Bitten an, und versöhnt schieden die Brüder von einander. Esau ward in der Folge in seinen Wohnsitzen Stammvater eines ganzen Volks, der Edomiter, und Jakob (von dieser Zeit an auch Israel genannt) wohnte zu Sichem in Kanaan, bis seine Söhne mit den dortigen Einwohnern in Streit geriethen, worauf er nach Bethel, und von da nach Mamre zog. Auf dem Wege dahin gebar ihm Rahel noch einen Sohn, Benjamin, aber diese Niederkunft kostete ihr das Leben.

Als Jakob nun alt ward, und seine liebste Frau durch den Tod verloren hatte, waren die beiden mit ihr erzeugten Kinder, Joseph und Benjamin, seine einzige Freude. Beide, besonders den Joseph, begünstigte er so auffallend vor allen übrigen, daß diese dem letztern desto mehr gram wurden. Er behielt ihn fast immer zu Hause, und kleidete ihn in bunte, feine Gewänder von ausländischem Zeuge*) während die älteren Brüder in Hitze und Regen über Feld mußten, oft meilenweit von ihren Hütten die Heerden zu weiden. Zur Erhöhung ihres Neides entwickelte sich in dem Knaben ein ungewöhnlicher Geist. Unvorsichtig erzählte er einmal seinen Brüdern, ihm habe geträumt, sie bänden Garben auf dem Felde, und seine Garbe richtete sich auf, während die ihrigen sich gegen diese neigten. Ein andermal: die Sonne, der Mond und elf Sterne hätten sich im Traume vor ihm gebeugt. „Wie? sprachen die Brüder, solltest du denken, unser König zu werden und über uns zu herrschen?" Und sie haßten ihn immer mehr.

Einst, da sie weit von den väterlichen Hütten das Vieh hüteten, schickte der alte Jakob seinen Liebling Joseph zu ihnen hinaus, um zu sehen, was sie machten. „Da kommt der Träumer her, sprachen sie, als sie ihn von ferne sahen. Auf, laßt uns ihn erwürgen!" — Alle stimmten ein, nur Ruben hatte Mitleid, und sagte: „Nein, Brüder, tödtet ihn nicht. In der Wüste ist eine Regengrube (Cisterne), da wollen wir ihn hinein werfen." Es geschah, und der Unglückliche ward hinuntergestürzt. Ruben hatte sich vorgenommen, ihn nachher aus ihrer Hand zu erretten, aber es kam dazu nicht. Eine vorüberziehende Caravane, die mit ihren Kameelen nach Aegypten rei-

*) Dergleichen tauschte man von den Kanaan durchziehenden Aegyptischen oder Phönicischen Caravanen ein.

ſete, kaufte ihn ſeinen Brüdern ab, und führte ihn als Sklaven mit ſich fort. Die zehn unbarmherzigen Brüder brachten dem alten Vater den bunten Rock, den ſie mit Blut beſpritzt hatten. „So haben wir ihn gefunden, ſagten ſie, gewiß hat ein wildes Thier unſern Bruder zerriſſen.“

Indeß verfloſſen viele Jahre, und Joſeph ward allmählig vergeſſen. Der jüngſte Sohn, Benjamin, wuchs unterdeſſen heran, dem Vater Jakob zu einer ſüßen Entſchädigung.

Joſeph aber wurde nach Aegypten gebracht, wo ihn einer der vornehmſten Hofbedienten des Königs, Namens Potiphar, als Sklaven kaufte, und ihn wegen ſeines Verſtandes und ſeiner Geſchicklichkeit ſo lieb gewann, daß er ihm die Verwaltung ſeines Hausweſens übertrug. Aber dieſer hatte eine pflichtvergeſſene Frau, die den ſchönen Sklaven zu verführen trachtete, und von ihm verlangte, was er nicht thun konnte, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen. Weil er ſich nun ſtandhaft weigerte, ſolchen Anträgen Gehör zu geben, klagte ſie ihn aus Rache bei ihrem Manne ihres eignen böſen Vorhabens an, ſo daß dieſer den treuen Diener ins Gefängniß werfen ließ. Aber auch dieſes neue Unglück ſchlug zu Joſeph's Glücke aus. Denn im Gefängniſſe fand er den Bäcker und den Mundſchenken des Königs, die Beide Böſes gethan hatten, und daher des Nachts von böſen Träumen beängſtigt wurden. Joſeph legte ihnen dieſe Träume aus, und ſagte ihnen ihr Schickſal vorher, welches auch in der Folge genau in Erfüllung ging. Der Bäcker wurde nämlich gehängt, und der Mundſchenk begnadigt. So kam Joſeph bei den Aegyptern in den Ruf, daß er Träume auslegen könnte, und das machte ſein Glück.

Der Pharao, oder König von Aegypten, hatte nämlich nach zwei Jahren auch einen Traum, in welchem es ihm däuchte, er ſtünde am Fluſſe, aus dem ſieben fette Kühe ſtiegen und weideten. Darauf erſchienen ſieben magere Kühe, die fraßen die fetten auf, und blieben doch ſo mager als zuvor. Und dann ſah er abermals ſieben Aehren auf Einem Halme wachſen, voll und dick. Danach gingen auf ſieben dürre Aehren, und die ſieben dürren Aehren verſchlangen die ſieben dicken. Bekümmert um das Schickſal, welches dieſe Erſcheinungen verkünden möchten, ließ er alle Wahrſager und Weiſen Aegypten's rufen, und erzählte ihnen ſeine Träume, aber es war keiner, der ſie deuten konnte. Da erinnerte ſich der begnadigte Mundſchenk ſeines Freundes im Gefängniſſe, und erzählte dem Könige von ihm. Der König

ließ Joseph kommen, und dieser sprach also: „Mein König, es werden sieben fruchtbare Jahre kommen in Aegypten, dann aber sieben magre Jahre folgen, die werden alle jene Fülle vergessen machen, und das Land verzehren. Willst du nun klüglich handeln, so laß in diesen fruchtbaren Jahren deine Kornhäuser mit Vorräthen füllen, damit das Land in den sieben dürren Jahren nicht vor Hunger verderbe."

Diese Rede gefiel dem Pharao so wohl, daß er zu seinen Dienern sprach: „Wie könnten wir einen Mann finden, in dem der Geist Gottes sey, wie in diesem!" Und zu Joseph: „Den Rath, den du mir gegeben, sollst du selbst ausführen, und mein erster Diener seyn. Ueber ganz Aegypten will ich dich setzen." Joseph, kurz vorher noch ein gefangner Sklave, bekleidete nun die höchste Staatswürde im Reiche nach dem Könige, und dieser verheirathete ihn mit der Tochter des Priesters zu On. Dadurch trat Joseph also mit dieser mächtigen Caste in die nächste Verbindung. Er kaufte nun in den fruchtbaren Jahren um geringe Preise das überflüssige Korn auf, und sammelte davon einen solchen Vorrath, daß das Volk in den ganzen sieben Jahren des Mangels vor dem Hunger gesichert war.

Der Mißwachs erstreckte sich aber in diesen Jahren nicht bloß auf Aegypten, sondern ward auch in den benachbarten Ländern und namentlich in Kanaan empfunden. Als nun Jakob vernahm, daß in Aegypten noch Getreide zu haben sey, schickte er seine zehn ältesten Söhne hin, um davon zu kaufen.

Als die Brüder vor Joseph kamen, erkannte er sie sogleich, ließ sich jedoch nichts merken. Sie aber kannten ihn nicht mehr. Wer seyd ihr? redete er sie hart an. „Wir sind aus Kanaan, und kommen, um Korn zu kaufen." Das ist nicht wahr, versetzte Joseph mit strenger Miene. Ihr scheint mir Kundschafter zu seyn, die nur sehen wollen, wo das Land offen ist. „Nein, Herr, wir sind ehrliche Leute, und unser alter Vater schickt uns her. Wir sind zwölf Brüder, der jüngste ist zu Hause geblieben, und einer ist nicht mehr vorhanden." Kundschafter seyd ihr! wiederholte Joseph. Daran will ich euch prüfen, ob ihr wahr redet: ihr sollt meine Gefangene seyn, und nicht eher loskommen, bis einer von euch hingeht, und euern jüngsten Bruder herbringt.

Die Unglücklichen zitterten, denn sie dachten an den Schmerz, den es ihrem Vater verursachen würde, wenn sie ihn seines lieben Benjamin beraubten. Drei Tage lagen sie im Gefängnisse und seufzten,

und sprachen untereinander: Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet, da wir seine Angst sahen, und sein Flehen hörten, und ihn dennoch verkauften. — Endlich ward einer von ihnen gebunden, und als Geisel zurück behalten; die übrigen aber zogen fort, und Joseph gab ihnen Korn mit.

Sie kamen wehmüthig mit ihren Eseln nach Hause. Jakob konnte sich vor Kummer nicht fassen, da er ihre Erzählung anhörte. Ich unglücklicher Mann! rief er aus. Zwei Söhne habe ich nun schon verloren, und den dritten wollt ihr nun auch vor meinen Augen fortführen! — Aber, wunderbar! als die Brüder ihre Kornsäcke öffneten, fand jeder sein Geld mit eingebunden. Darüber erschraken sie noch mehr. Endlich erbot sich Juda, mit seinem Leben für seinen jüngsten Bruder zu haften, und so traten sie denn alle Zehn die Reise wieder an. Sie nahmen das geschenkte Geld wieder mit, und noch anderes dazu, um neuen Vorrath zu kaufen.

Diesmal grüßte Joseph sie freundlicher, und lud sie zum Essen ein. Der Schatzmeister wollte von dem Gelde in den Säcken nichts wissen, sondern behauptete, sie wären ihm nichts mehr schuldig. Geht es eurem alten Vater wohl? fragte Joseph mit Rührung; und ist dies euer jüngster Bruder, von dem ihr mir sagtet? — Gott sey dir gnädig, mein Sohn, sprach er weiter. Aber er konnte die Brüder nicht mehr ohne Thränen ansehen, besonders Benjamin nicht, den er am meisten liebte. Er ging fort, und suchte einen stillen Ort, wo er weinen konnte. Nach einer Weile kam er wieder und aß und trank mit ihnen. Nach dem Essen befahl er dem Schatzmeister, einem jeden wiederum sein Geld in seinen Kornsack zu legen, seinen eignen silbernen Becher aber heimlich in Benjamin's Sack zu thun. Am folgenden Morgen zogen sie auf ihren Eseln von dannen.

Auf Joseph's Befehl mußte der Hausmeister den Reisenden nachsetzen, und ihnen zurufen: warum habt ihr meinem Herrn Gutes mit Bösem vergolten, und ihm seinen Becher gestohlen? — Die erschrockenen Brüder sprachen: Herr, wir wissen von nichts. Wir wollen unsere Säcke öffnen, und bei wem du etwas findest, der soll des Todes seyn. — Die Säcke wurden aufgebunden, Jeder fand wieder sein Geld, wie das erstemal, und in Benjamin's Sacke lag der Becher.

Sogleich mußten sie zurück, und wurden vor Joseph gebracht. In der Angst ihres Herzens erboten sich Alle, seine Knechte zu seyn, aber Joseph bestand darauf, daß nur der seine Freiheit verlieren und

bei ihm zurückbleiben sollte, in dessen Sacke sich der Becher gefunden hatte.

„Herr, sprach endlich Juda, indem er sich vor Joseph niederwarf, sey barmherzig gegen deinen Knecht. Siehe, du verlangtest unsern jüngsten Bruder zu sehen, und wir mußten ihn dir bringen, ungeachtet der Bitten und Thränen unsers alten Vaters. Nehmt ihr mir diesen noch, sprach er zu uns, so werde ich mein graues Haar mit Jammer hinunter in die Grube bringen. — Da erbot ich mich, für ihn zu haften, und die Schuld auf mich zu nehmen, wenn ihm etwas Böses begegnete. Wenn ich nun heim käme, und brächte den Knaben nicht mit, an dessen Seele seine Seele hängt, o so müßte ich's sehen, wie meines Vaters, deines Knechtes, graues Haupt vor Schmerz ins Grab sänke. Darum laß mich an seiner Stelle die Strafe leiden, damit nur unser Vater Jakob seinen Liebling wiedersieht."

Länger konnte sich Joseph nicht zurückhalten. Er ließ alle Andere hinausgehen, und rief laut weinend: „Sehet mich an! Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr verkauft habt."

Alle verstummten vor Schrecken und Verwunderung. „Aengstiget euch nicht, fuhr Joseph fort, und denket nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hieher verkauft habt. Nicht ihr, sondern Gott hat mich hieher gesandt, um euer Leben zu retten. Aber eilet und ziehet hin zu meinem Vater, und bringet ihn her zu mir mit seiner ganzen Habe. Erzählet ihm von meiner Herrlichkeit, und kommt bald zurück, dann sollt ihr ein Land in Aegypten zum Wohnsitz bekommen."

Voller Freuden eilten die Brüder zurück zum Vater Jakob, der über die unerwartete Nachricht von seinem längst verloren geglaubten Sohne süße Freudenthränen weinte. Das ganze Haus zog nun aus Kanaan nach Gosen, einer Provinz von Aegypten, die wahrscheinlich nahe an Kanaan grenzte. Hier starb endlich Jakob, und gebot seinen Söhnen, ihn nicht in Aegypten zu bestatten, sondern in dem Begräbniß seiner Vorfahren, in dem Lande ihrer Väter, wohin auch sie der Herr wieder bringen werde. Dies geschah. Die Söhne Jakob's und ihre Nachkommen, Israeliten genannt, wohnten fortan in Aegypten, und vermehrten sich daselbst so stark, daß sie nach einigen Jahrhunderten aus einem Nomadenstamme zu einem Volke von vielen tausend Köpfen angewachsen waren.

5. Moses.

(um 1500 vor Chr.)

Nach Joseph's Tode, und als die großen Verdienste, die er sich um Aegypten erworben, in Vergessenheit gerathen waren, verschlimmerte sich das Schicksal der Israeliten in diesem Lande immer mehr. Sie wurden verachtet, weil sie als Viehhirten ein nomadisches Leben führten, welches, wie wir oben schon gesehen, den Aegyptern ein Gräuel war, und schienen zugleich gefährlich, wenn ein äußerer Feind ins Land eindränge, und sie, zahlreich wie sie waren, sich zu ihm schlügen. Die Pharaonen dachten daher auf allerlei Maßregeln, ihre Vermehrung zu hindern. Sie setzten Frohnvögte über sie, und ließen sie bei der Erbauung zweier Städte schwere Zwangsarbeit verrichten, zu der sie mit großer Unbarmherzigkeit angehalten wurden. Immer härter wurde ihre Behandlung. Endlich gebot der König sogar, daß alle von Hebräischen Weibern gebornen Söhne in den Fluß geworfen werden sollten. Empörung gegen so furchtbaren Druck war bei den fest geordneten Staatseinrichtungen Aegypten's sehr bedenklich und schwierig, bis endlich die Vorsehung den Juden einen Mann aus ihrer Mitte, aber am Aegyptischen Hofe gebildet, zum Retter erweckte, den Moses.

Einst nämlich gebar eine Israelitin, Jochebed, einen Sohn, den sie dem Gesetze gemäß ins Wasser werfen sollte, den aber ihr mütterliches Herz gern erhalten wollte. Länger aber als drei Monate war es ihr nicht möglich, das Kind vor den Aufsehern zu verbergen. Anstatt es aber nun in den Fluß zu werfen, legte sie es in ein kleines, von Papyrusstauden geflochtenes Schiffchen, und setzte es so auf dem Nil aus, gerade um die Zeit, da die Aegyptischen Jungfrauen sich in demselben zu baden pflegten. Mirjam, ihre kleine Tochter, mußte am Ufer stehen bleiben, und dem Schiffchen nachsehen. Da sah sie zu ihrer Freude, wie eben in einiger Entfernung eine der Töchter des Aegyptischen Königs ins Wasser stieg, auf das heranschwimmende Schiffchen aufmerksam ward, es anhalten ließ, und den schreienden Knaben liebkosend herausnahm. Und da mehrere Neugierige zusammenliefen, das Abenteuer anzusehen, schlich auch die kluge Mirjam, wie zufällig, herbei, und fragte die Königstochter, ob sie etwa hingehen, und eine Hebräische Amme dingen solle. Die junge Fürstin war's zufrieden, und eilig holte jetzt das Mädchen ihre Mutter Jochebed

herbei, die nun unbekannt, aber man kann denken, wie treu, Ammendienſt bei ihrem eignen Söhnchen verrichtete. Die Königstochter nahm ihn an Kindes Statt an, nannte ihn Moſes (den aus dem Waſſer Gezogenen) und ließ ihn in allen Wiſſenſchaften der Aegyptiſchen Prieſter unterrichten. Er ſtand auch bis in ſein vierzigſtes Jahr in Gunſt und Ehren am Hofe ihres Vaters. Aber da er einmal einen Hebräer von einem Aegyptiſchen Aufſeher unbarmherzig ſchlagen ſah, gerieth er dergeſtalt in Zorn, daß er den Aufſeher auf der Stelle erſchlug, und ſeitdem hielt er ſich in Aegypten nicht mehr für ſicher. Er entfloh in die angrenzende Arabiſche Wüſte zwiſchen dem Rothen Meere und dem Berge Horeb, wo er einen Zweig der Midianiter antraf, deſſen Emir (Beherrſcher und Prieſter) ſieben Töchter hatte. Dieſe Jungfrauen fanden ihn zuerſt bei einem Brunnen, an welchem er ſich, von der Flucht ermüdet, gelagert hatte. Er ſtand ihnen gegen feindſelige Hirten bei, als ſie ihre Schafe tränken wollten, und zur Dankbarkeit luden ſie ihn gaſtfreundlich ein, mit zu ihrem Vater zu kommen. Hier ward er ſo gut aufgenommen, daß er ſogar eine der Jungfrauen, Zipora genannt, zum Weibe nahm, und ſich entſchloß, ſein Leben unter dieſen Nomaden hinzubringen. Er weidete die Heerden ſeines Schwiegervaters Jethro, und durchſtrich bei dieſer Gelegenheit nach und nach die ganze Arabiſche Wüſte. Von den Gipfeln des erhabnen Sinai und ſeiner niedrigen Nebenkoppe, Horeb genannt, mochte er oft mit ganz beſonderen Empfindungen die unabſehbare Ebene, vorzüglich nach der Gegend hin, wo das viel geprieſene Kanaan, das theure Land ſeiner Urväter, lag, überſchauen, und ſeiner armen geplagten Landsleute in Aegypten gedenken.

Gott, ſo erzählt nun die heilige Urkunde ferner, erſchien am Berge Horeb dem Moſes in einem feurigen Buſche, gab ſich als den Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's zu erkennen, und befahl ihm, die Kinder Iſrael aus der Aegyptiſchen Dienſtbarkeit nach Kanaan in das Land ihrer Väter zu führen. Moſes aber war anfangs verzagt, und obſchon ihn Gott mit Wunderkraft ausrüſtete, ſeine Sendung dadurch den Iſraeliten und Aegyptern zu bewähren, ſo dünkte ihn doch die Ausführung des göttlichen Befehls zu ſchwer zu ſeyn. Ihm fehlte die Gabe der Rede, die ihm zu einem ſolchen Werk vorzüglich nothwendig ſchien. Ich habe eine ſchwere Sprache und eine ſchwere Zunge, ſprach er zu Gott. Da ward ihm der Befehl, er ſolle ſeinen beredten Bruder Aaron zu ſeinem Sprecher machen. Mit dieſem

hatte er am Sinai eine Zusammenkunft. Hierauf reiseten sie Beide nach Aegypten, versammelten zuerst die Hebräischen Familienväter, machten sie mit dem Rufe Jehovah's, der an Moses ergangen sey, bekannt, und überzeugten sie zuletzt durch einige Wunder. Sodann gingen sie geradezu an den König, nannten ihm gleichfalls den göttlichen Befehl, und baten für das ganze Israelitische Volk um die Erlaubniß, auf drei Tage in die benachbarte Arabische Wüste ziehen zu dürfen, um daselbst Jehovah ein großes Nationalopfer zu bringen. Doch der Pharao, statt die geforderte Erlaubniß zu geben, gebot den Amtleuten, die Leute mit Arbeit zu drücken: daß sie zu schaffen haben mögen und sich nicht kehren an falsche Rede.

Moses aber, so wird in der Bibel die Geschichte des Auszugs aus Aegypten weiter erzählt, wiederholte, auf einen neuen vom Herrn erhaltenen Befehl, seine Forderung, das Jüdische Volk ziehen zu lassen, und bewährte seine Sendung durch eine Reihe von Plagen: Ungeziefer, finstere Nebel, Seuchen u. s. w., welche er über das Reich verbreitete. Aber der Pharao verhärtete sein Herz und ließ das Volk nicht ziehen. Ja, er drohte Moses mit dem Tode, wenn er nochmals vor ihm erschiene. „Wie du gesagt hast, erwiederte Moses, ich will nicht wieder vor deine Augen kommen." Hierauf versammelte er das Volk Israel's und sprach also:

„Der Herr befiehlt, ihr sollt am vierzehnten Tage dieses Monden Lämmer schlachten und braten und mit ungesäuertem Brote essen, in derselben Nacht, eure Lenden gegürtet, und den Stab in der Hand, als Hinwegeilende, denn es ist des Herrn Passah (schonendes Vorübergehen). Denn in derselben Nacht wird der Herr alle Erstgeburt in Aegypten schlagen, und ihr werdet am Morgen hinweg ziehen aus dem Lande. Der Tag aber soll alle Jahre zum ewigen Gedächtniß auf diese Weise gefeiert werden"*). Da nun in der bezeichneten Mitternacht alle Erstgeburt starb, forderte der Pharao in der äußersten Bestürzung Moses und Aaron sogleich vor sich, und sprach: Machet euch auf und gehet aus von meinem Volke, ihr und die Kinder Israel; gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr gesagt habt. Es geschah. In der Gegend von Raemses (späterhin Heliopolis) fing der Ausmarsch an. Weiber, Kinder, Vieh und Gepäck mitgerechnet, war der Zug sehr ansehnlich. Die erste Rast ward zu Suchot (d. h. Hirten-

*) Bekanntlich begehen die Juden dieses Fest noch bis auf den heutigen Tag.

lager) gemacht, dann wandten sie sich südlich gegen den Arabischen Meerbusen. Nicht weit von dem heutigen Suez sahen sie zu ihrem Schrecken ein zahlreiches Heer bewaffneter Aegypter hinter sich herkommen. Diese hatten den Abzug des Volkes unmöglich ruhig verschmerzen können, und wollten daher noch einen Versuch machen, es wieder zurückzubringen. Als die Kinder Israel die herannahenden Krieger sahen, entsank ihnen aller Muth. Wäre es uns nicht besser gewesen, sprachen sie zu Moses, den Aegyptern zu dienen, als in der Wüste zu sterben? Aber Moses sprach zum Volk: „Fürchtet euch nicht, stehet fest: denn die Aegypter, die ihr heute sehet, werdet ihr nimmermehr sehen ewiglich." Und nun, so erzählt die Bibel das Wunder der Rettung, ließ der Herr einen starken Wind wehen, und machte das Meer trocken, die Wasser theilten sich von einander, und das Israelitische Volk ging trocken hindurch. Als aber die Aegyptischen Reiter und Wagen ihnen nacheilen wollten, fielen die Wasser über sie und begruben sie.

Die Israeliten setzten sodann ihren Weg fort, der, um Krieg mit den Philistern zu vermeiden, nicht der nächste nach Palästina war. Sie zogen durch die Arabische Wüste, wo ein so großer, mit Weibern und Kindern reichlich versehener Haufe nothwendig von mancherlei Ungemach bedrängt werden mußte. „Wollte Gott, wir wären in Aegypten gestorben durch des Herrn Hand, riefen sie, da wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten die Fülle Brot zu essen: denn ihr habt uns darum ausgeführt in die Wüste, daß ihr diese ganze Gemeine Hungers sterben lasset." Solche Klagen erschollen oft aus dem Munde des Volks gegen Moses und Aaron, bald wenn es ihnen an Speise, bald wenn es ihnen an Trank fehlte. Moses, sagt die Schrift in ihrer kindlichen, einfachen Sprache, war ein geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden. Denn außer jener Sorge für den Unterhalt der Menge, mußte er auch die Streitigkeiten unter dem ganzen Volk entscheiden, und zwar anfangs ganz allein, bis er endlich mehrere Richter, die in steigender Wirksamkeit über Zehn, Hundert und Tausend gesetzt waren, bestellte. Diese sollten die Händel schlichten, und nur die wichtigsten durften fortan vor Moses selbst gebracht werden.

Hier in der Wüste war es auch, wo Moses den Israeliten die Gesetze gab, in welchen Denker aller Zeiten einen großen und tiefschauenden Geist bewundert, und sie als ein wahrhaft göttliches Werk betrachtet haben; hier verkündete er die Verfassung, welche künftig in

dem zu erobernden Kanaan das Jüdische Volk glücklich und stark machen sollte. Auch diese Gesetzgebung und ihre Bekanntmachung sehen wir in der Bibel, eben so wie die Errettung des Volkes aus Aegypten und seine Erhaltung in der Wüste, als das unmittelbare Werk Gottes erscheinen. Die Gegend um den Berg Sinai, der schon der Schauplatz der vormaligen einsamen Betrachtungen des Moses gewesen war, wurde jetzt auch der Ort, wo das Israelitische Volk den Bund mit seinem Gott (denn als ein solcher wurde die neue Gesetzgebung betrachtet) feierlich schloß. Im dritten Monate nach dem Auszuge kam das ganze wandernde Heer hier an, und lagerte sich in den umliegenden Thälern, wo es reiche Weide fand. Ein heftiges Ungewitter mit Donner und Blitz verkündete dem gläubigen Volke die Nähe Jeho h's, und mit heiligem Schauer sah es seinen Führer Moses, den Vertrauten Gottes, den Berg hinauf steigen. Kein Anderer durfte ihm folgen oder sich nur dem Fuße des Berges nahen, bei Todesstrafe. Der heilige Schauer, den Donner und Blitz erweckten, und das Rauchen des Berges, hielt sie auch kräftig genug ab. „Rede du mit uns, sprachen sie zu Moses, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben." Nachdem darauf Moses einige Tage auf dem Berge zugebracht, erschien er wieder vor dem Volke mit ernstem, verklärtem Gesichte, forderte auf die feierlichste Weise Gehorsam für Jehovah, und veranstaltete ein großes Brandopfer am Fuße des Berges. Mit dem Blute der Opferthiere wurde darauf alles Volk besprengt, zum Zeichen des Bundes, nachdem Moses aus dem Buche des Bundes dem Volke vorgelesen, und dieses gerufen hatte: Alles was der Herr gesagt hat, wollen wir thun und gehorchen.

Nun stieg Moses abermals hinauf, und zwar in Begleitung seines Vertrauten Josua und der siebenzig Aeltesten der Israeliten, bis zu einer niedrigen Abstufung des Berges. Und sie sahen den Gott Israel's, heißt es in der Bibel, unter seinen Füßen war es wie Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. Darauf ließ Moses die Aeltesten auf dem Hügel zurück, und stieg mit Josua allein die äußerste neblichte Spitze hinauf, wo er vierzig Tage blieb.

Dem unruhigen Volke währte indessen diese Abwesenheit des Moses zu lange. „Wir wissen nicht, was diesem Manne, der uns aus Aegyptenland geführt hat, begegnet ist," sprachen sie zu Aaron, und verlangten von ihm, er solle ihnen Götter machen, die vor ihnen her-

zögen in einem sichtbaren Bilde. Aaron, dem seines Bruders außerordentliche Kraft und Beharrlichkeit fehlte, verstand sich nach einigen Weigerungen dazu, forderte ihnen aber all ihr goldenes Geschmeide ab, um daraus das Götzenbild zu bereiten. Sie brachten ihm hierauf eine Menge Goldes, daraus verfertigte er ein Götzenbild, welches die Gestalt eines Kalbes oder Rindes hatte, daher an den Aegyptischen Apis erinnerte. Kaum war es aufgestellt, so richtete das Volk rings um dasselbe Altäre auf, zündete Opferfeuer an, und tanzte jauchzend um den neuen Gott.

Eben als der festliche Jubel am lautesten ertönte, kamen Moses und Josua von dem Sinai herunter. Moses trug zwei steinerne Tafeln in der Hand, in welche die zehn Gebote gegraben waren. Außer sich vor Zorn, warf er die beiden Gesetztafeln auf den Boden, daß sie zerbrachen; das Bild vernichtete er durch Feuer. Hierauf rief er laut: „Wer dem Herrn angehört, der trete vor!" Da sammelte sich zu ihm der ganze Stamm Levi *). „Wohlan, sprach er zu diesen, ergreifet die Schwerter, geht durchs ganze Lager, und hauet sie nieder, die Jehovah verlassen haben, wenn es auch euer Sohn und Bruder seyn sollte." Und solche Kraft hat das Wort eines ausgezeichneten Herrschergeistes, daß der schreckliche Befehl auf der Stelle vollzogen ward. Dreitausend Halsstarrige wurden niedergehauen. Moses stieg hierauf noch einmal auf den Berg, und blieb wieder vierzig Tage abwesend. Als er zurückkam und zwei neue Tafeln mitbrachte, nahmen Alle willig die Gesetze an.

6. Das Mosaische Gesetz.

Die Religion der Juden unterschied sich von der aller übrigen Völker des Alterthums durch ihren reinen Monotheismus, und an diesen wurden auf die praktischeste Weise alle politischen und socialen Einrichtungen geknüpft. Der Mittelpunkt der Mosaischen Gesetzgebung war

*) Nach den zehn Söhnen Jakob's und zwei Söhnen Joseph's wurden die zwölf verschiedenen Stämme der Israeliten benannt. Moses selber war aus dem Stamme Levi; daher die besondere Anhänglichkeit dieses Stammes an ihn.

daher die Idee, daß Jehovah, welcher das Volk bis hieher mit starker Hand aus Aegypten geführt hatte, auch hinfort allein Herr und König seyn sollte und seyn werde, und also kein Mensch, sondern das Gesetz selbst, wie es ein göttliches Wort ist, über die Israeliten herrsche. Deshalb erscheint nun auch das Volk sowol, als das zu erwerbende Land Kanaan wie ein Eigenthum Gottes. Von diesem Boden sollten alle andere Stämme mit ihren falschen Göttern vertrieben werden, nicht nur, weil Moses reine Gotteslehre keine Berührung mit Götzendienst dulden konnte, sondern auch weil, bei der engen Verbindung des Religiösen und Politischen im Jüdischen Staate, das freie und selbständige Daseyn desselben auf der Bewahrung dieses reinen Jehovahdienstes beruhete. Demselben Grundgedanken zufolge sollte das Land, sobald es erobert seyn würde, unter alle Juden zwar gleich vertheilt werden, aber doch kein unumschränktes Eigenthum der Einzelnen Statt finden, sondern diese gleichsam nur Pächter und Verwalter, und Jehovah der eigentliche Herr seyn.

Ob nun gleich, vermöge dieses Verhältnisses zu Gott und in Ansehung des künftigen Besitzthums, alle Israeliten völlig gleich waren und kein Unterschied der Stände unter ihnen Statt fand, so machten doch die dem unmittelbaren Dienst Jehovah's geweiheten Priester und Leviten gleichsam einen gelehrten Adel aus. Der ganze Stamm Levi war im weitern Sinne ein Priesterstamm; eigentliche Priester, die ihren übrigen Stammverwandten in Rang und Amtsverrichtungen vorangingen, waren nur die Nachkommen Aaron's, des ersten Hohepriesters. Die Würde des Hohepriesters blieb bis auf die Einführung des Königthums die angesehenste im Staat. Für den Stamm Levi wurde jenes besondern Berufs wegen auch auf eine eigenthümliche Art gesorgt. Das zu erobernde Land Kanaan sollte nämlich in zwölf Antheile getheilt werden für die zwölf Stämme. Jeder dieser Stämme machte ein eignes Ganze aus, und hatte seine besonderen Stammfürsten oder Aeltesten. Die Leviten aber wurden von dieser Vertheilung des Landes ausgeschlossen. Dagegen wurden ihnen durch das ganze Land acht und vierzig Städte angewiesen, und von allen Israeliten bekamen sie den Zehnten vom Ertrage der Ländereien.

So von aller bürgerlichen Thätigkeit ausgeschlossen, konnten sie sich um so ungestörter dem Dienste Jehovah's bei den Opfern und Festen widmen, den ihnen zugetheilten Aemtern der Gesetzgeber, Richter, Aerzte und Genealogisten für das ganze Volk, obliegen, über die

Beobachtung des Gesetzes und der religiösen Vorschriften wachen, und für die Erhaltung der Einheit unter den zwölf Stämmen wirken. Ihr Oberhaupt aber, der Hohepriester, war beauftragt, in dem heiligen Zelte, oder der Stiftshütte, in welcher man sich eine unmittelbare Erscheinung Gottes dachte, die dort ertheilten göttlichen Befehle zu empfangen. Ein solches Zelt hatte Moses, gleich nach der Gesetzgebung auf Sinai, der Vorschrift gemäß, mit Hülfe einiger kunsterfahrnen Männer verfertigt, und es sollte durch seine Schönheit, Pracht und Zierlichkeit sich vor den übrigen Zelten auszeichnen. Das Ganze, von Brettern, die auf silbernen Untersätzen ruheten, eingeschlossen, war in zwei Räume getheilt, von denen der eine das Heilige, der andere das Allerheiligste hieß; in diesem Allerheiligsten stand eine Lade von Acazienholz, von Innen und Außen mit feinem Golde überzogen, zur Aufbewahrung der Gesetztafeln. Ueberdies befanden sich daselbst noch mehrere von Jüdischen Künstlern verfertigte Werkzeuge, Tassen, Schalen, Kannen, ein sechsarmiger Leuchter, Lichtputzen, und Schalen, auf denen diese lagen, Alles von feinem Golde, wozu die Juden ihren goldnen Schmuck und alle goldne Geräthe, die sie aus Aegypten mitgenommen, hergegeben hatten. Aus Aegypten und von Aegyptischer Kunst waren auch die schönen baumwollenen gefärbten Teppiche, welche das Dach des Gezeltes ausmachten, und an den Seitenwänden herunterhingen. Ueber dem Dache befand sich eine länger herunterhangend. Decke von feinem Kamelot, darüber eine von Saffian, und zuletzt eine von einem andern Felle. Der Ort, wo dieses Gezelt, das nachmals durch Salomo in einen Tempel verwandelt wurde, sich befinden würde, sollte den Juden als ein heiliger Vereinigungspunkt dienen; dort sollten die verschiedenen Stämme sich als ein zusammengehörendes Volk fühlen. Zu diesem Ende setzte Moses drei hohe Feste ein, an welchen alle Israelitische Männer zu dem Heiligthum wallfahren sollten, besonders am Passahfeste, dann am Pfingst- und am Laubhüttenfeste, um dort von ihren Früchten und Heerden zu opfern. Da man nun aber von den geschlachteten Thieren nur einen kleinen Theil auf den Altar legte, so blieb das meiste übrig, welches man zu Opfermahlzeiten anwenden mußte, wozu man seine Freunde einlud. Ja um den eigennützigen Alleingenuß zu verhindern, hatte Moses zugleich geboten, daß ein Gastmahlsopfer am ersten, höchstens am zweiten Tage ganz verzehrt seyn müßte; was dann noch übrig wäre, sollte man nicht essen, sondern verbrennen.

Durch diese letztere Verordnung sorgte Moses, mit dem milden Geiste, der alle seine Gesetze bezeichnet, nicht nur für eine heitere, vereinigende Geselligkeit, die zu mannichfaltigen Verbindungen der versammelten Juden führen sollte, sondern auch für die Fremdlinge, Dürftigen und Knechte, denen gütlich zu thun der Gastgeber fast gezwungen wurde. Auch wurden diese Feste große Mittelpunkte des innern Handels und Verkehrs, der bei so zahlreichen Zusammenkünften nothwendig entstehen mußte. Das Gebot, Oel und Wein, zwei Producte, zu deren Erzeugung das zu erobernde Kanaan sehr geschickt war, bei den Opfern zu gebrauchen, deutet zugleich auf die Cultur des Landes hin. Denn auf Ackerbau wollte Moses, nach dem Muster Aegypten's, den Staat gründen, und nicht auf Handlung (womit auch das Gesetz, Zinsen nur von Ausländern, nicht von Hebräern zu nehmen, zusammenhängt), so sehr auch das künftige Land der Juden, Palästina, zum Handel gelegen schien. Der Handel würde, ohne anderer Einflüsse zu gedenken, der strengen Abschließung der Juden, ihrer scharfen Trennung von anderen Völkern hinderlich gewesen seyn, welche Moses, der Erhaltung des Monotheismus wegen, bezweckte. Dazu dienten auch die mannichfaltigen zum Theil aus diätetischen Rücksichten vorgeschriebenen Speise- und anderen Ritualgesetze, welche das Innerste des Privat- und bürgerlichen Lebens umfaßten, und ihre Wirksamkeit zur Erhaltung einer solchen Absonderung bis auf den heutigen Tag bewährt haben.

Aus jenem Grundsatze, der dem Eigenthumsrechte Schranken setzte, gingen einige merkwürdige, ganz eigenthümliche Gesetze hervor. Alle sieben Jahre sollte ein Sabbaths- oder Brachjahr Statt finden, wo das ganze Land ungebaut liegen sollte; man meint, um dadurch ein zweckmäßiges Aufbewahren von Getreidevorräthen zu befördern. Auch in jedem fünfzigsten, dem sogenannten Hall- oder Jubeljahre sollte das ganze Land auf diese Weise feiern. In diesem Jahre sollte zugleich jeder Acker, wenn man ihn seit dem letzten Jubeljahre veräußert hatte, ohne Einlösung an den alten Eigenthümer zurückkehren, so daß also kein wahrer Verkauf des Eigenthums möglich war, sondern nur ein Verkauf der Benutzung. Moses wollte dadurch das gänzliche Verarmen Einzelner und die übermäßige Bereicherung Anderer durch Zusammenkauf verhindern. Man stößt indeß, wenn man sich beide Verordnungen als wirklich vollzogen denkt, auf so große und erhebliche Schwierigkeiten, ja es treten andererseits selbst so schädliche Wirkungen

derselben hervor, daß es wahrscheinlich wird, diese Einrichtungen seyen nie in dem angegebenen Umfange ausgeführt worden.*) Auch in Bezug auf andere Verhältnisse läßt sich aus der spätern Entwicklung der Begebenheiten schließen, daß die Mosaische Verfassung nie vollständig, oder wenigstens nie für die Dauer, ins Leben getreten ist.

Dem Lande Kanaan näherte man sich jetzt nach einem ziemlich langen Aufenthalt am Sinai immer mehr, aber nun brachen auch die Klagen des stets unruhigen Volks wieder hervor, und die Furcht vor den nahen Kämpfen ward immer größer. Von Kades aus, einer Arabischen Landschaft an der Grenze von Kanaan, sandte Moses den Josua und einen eben so wackern Mann, Namens Kaleb, nebst mehreren Aeltesten, als Kundschafter hinein, um zu sehen, ob die darin wohnenden Völker wol zu bezwingen seyn möchten. Jene Beiden bejaheten muthig die Frage, aber die Anderen, die mit ihnen gegangen waren, machten ein solches Geschrei von den Riesen, die sie angetroffen hätten, daß das Volk muthlos gemacht ward, wider Moses murrte, und von einem andern Anführer sprach, der sie wieder nach Aegypten zurückführen sollte. Aber auch hier zeigte sich die unüberwindliche Standhaftigkeit des großen Mannes. Er verkündigte dem Volke den Beschluß Gottes: von Denen, die schon so oft wider ihn gemurrt hatten, und widerspenstig erfunden worden seyen, solle keiner nach dem gelobten Lande kommen, sondern erst nach vierzigjährigem Umherirren in der Wüste sollten es ihre Kinder einnehmen. Und dieses Wort ward erfüllt; erst als die vierzig Jahre um waren, wandte Moses sich gegen Kanaan. Hier verweigerten ihm die Völker, welche an den Grenzen Palästina's im Osten des Jordan wohnten, den Durchzug. Aber zwei Könige der Amoriter, Sihon und Og, die den Israeliten entgegen rückten, wurden gänzlich geschlagen und ihr Land eingenommen, auch die Midianiter wurden besiegt. Weil nun das von den Amoritern eroberte Land zur Schafzucht bequem war, so baten die Stämme Ruben und Gad, und der halbe Stamm Manasse, welche viel Vieh hatten, den Moses, den Hohepriester und die Fürsten der Gemeine um die Erlaubniß, sich hier ansiedeln zu dürfen. Sie erhielten sie, unter dem Versprechen von ihrer Seite, daß sie mit den Uebrigen über den Jordan ziehen und ihnen das Land erobern helfen wollten.

*) S. v. Raumer's scharfsinnige Untersuchungen in den Vorlesungen über die alte Geschichte, Th. I. S. 132. fg.

Aber nicht dem bisherigen Führer des Volks war es beschieden, das Land der Verheißung selbst zu betreten. Als ihm, wie die Schrift erzählt, der Herr sein nahes Ende verkündet hatte, legte er in einer feierlichen Versammlung seine Anführerwürde in Josua's Hände nieder, und ließ diesen durch den Hohepriester Eleasar, Aaron's Sohn (Aaron war das Jahr zuvor gestorben), öffentlich zu seinem Nachfolger weihen. Dann empfahl er Allen nochmals Gehorsam gegen Jehovah's Gesetze, und ließ sich zuletzt auf einen Berg führen, von dem man eine weite Aussicht in das gelobte Land hatte. Er weidete sein Auge an dem erhabenen Anblick, und starb bald darauf, noch in der Fülle der Kraft, im Lande der Moabiter. Hinfort, heißt es in der Bibel, stand kein Prophet in Israel auf, wie Moses.

---

7. Josua erobert Kanaan.

Als Josua nach Moses Tode die Israeliten über den Jordan geführt hatte, waren Jericho und Ai die ersten Städte, welche erobert wurden. Dem strengen Kriegs- und Eroberungsrechte jener Zeit zufolge, wurde in beiden Städten alles Lebendige vertilgt. Auch hatte Moses ausdrücklich die Ausrottung der Kananitischen Stämme geboten, damit die Israeliten nicht zu den Gräueln ihres Götzendienstes verführt werden möchten. Jetzt erst dachten die kleinen Stammfürsten in Kanaan an eine Vereinigung zu gemeinschaftlichem Widerstand. Nur die Gibeoniten glaubten ihre Rettung von einer List erwarten zu dürfen, und sonderten sich von der allgemeinen Sache ab. Es ging nämlich ein Haufe von ihnen aus, lud alte geflickte Schläuche auf Esel, zog alte geflickte Kleider und Schuhe an, und nahm verschimmeltes Brot mit sich. So erschienen diese Abgesandten in dem Lager der Israeliten, gaben vor, aus einem fernen Lande zu kommen, dessen Weite man an ihren abgenutzten Kleidern und dem seit ihrer Abreise schimmlig gewordenen Brote ermessen könnte, und daß sie, unterrichtet von den Wundern, die Jehovah an den Israeliten gethan, nun hier wären, einen Bund mit ihnen zu machen. Allein nachdem das Jüdische Volk den Bund geschworen hatte, erfuhr es, daß die scheinbaren Fremden ein Kananitischer Stamm seyen. Da man indessen den einmal beschwor-

nen Bund nicht brechen wollte, so beschloß man, sie leben zu lassen, aber sie zu Leibeignen des Tempels zu machen.

Fünf andere Fürsten Kanaan's wollten diesen freiwilligen Uebertritt der Gibeoniten bestrafen, und überzogen sie mit Krieg. Allein Josua kam den Angegriffenen zu Hülfe und schlug die vereinigten fünf Könige, die meistens aus dem südlichen Theile Kanaan's waren, nahm sie selbst gefangen, und ließ sie aufknüpfen *). Als nun eine neue Verbindung der nördlichen kleinen Fürsten zu Stande kam, welche den Eroberungen der Israeliten ein Ziel setzen wollten, da zog Josua auch gegen diese, und besiegte sie in einer Schlacht. So besaßen die Juden jetzt einen beträchtlichen Theil des gelobten Landes, den sie ein und dreißig besiegten Fürsten in einem vieljährigen Kampfe abgenommen hatten.

Nun schritt man zur Vertheilung des Landes nach Moses Befehl, und Josua verlosete es unter die Stämme Juda, Benjamin, Simeon, Dan, Isaschar, Ascher, Sebulon, Naphthali, Ephraim und den halben Stamm Manasse. Denn Ruben, Gad und die andere Hälfte Manasse waren, wie oben erzählt ist, jenseits des Jordan angesiedelt. Den südlichsten Theil des Landes, und mehr als ein Viertel des Ganzen, erhielt Juda, der zahlreichste Stamm. Natürlich ging das ganze Geschäft nicht ohne manche Klagen über die nicht völlig gleichmäßige Theilung ab; auch wollten viele Stämme sich nicht sogleich zum ordentlichen Ackerbau und zum Wohnen in Städten und Dörfern bequemen.

Noch schlimmere Folgen aber hatte es, daß nach Josua's bald darauf erfolgtem Tode, als kein militärisch-politisches Oberhaupt an dessen Stelle trat, der fernere Krieg gegen die noch unbesiegten Kananitischen Stämme nicht mit gleichem Eifer fortgesetzt wurde, und man sich hin und wieder begnügte, die Kananiter, ohne sie zu vertreiben, bloß zur Zinspflichtigkeit zu zwingen. Es blieben die Philister an der südwestlichen Küste, die Jebusiter saßen unbezwungen in Jerusalem, und andere feindliche Stämme hatten die Gebirgsgegenden des Libanon fortwährend inne. „Ueberdies, heißt es im Buche der Richter, kam

*) Die Grausamkeit, die von den Juden besonders gegen die Könige oder Anführer ausgeübt wurde, scheint unter den Kananitischen Völkern selbst nicht ungewöhnlich gewesen zu seyn. So, als die Juden in einem später geführten Kriege dem gefangenen Fürsten der Pherestter, Adoni Besek, die Daumen an Händen und Füßen abhieben, sprach dieser die merkwürdigen Worte: „Siebzig Fürsten mit verhauenen Daumen lasen die Brocken auf unter meinem Tisch, nun hat mir der Herr vergolten."

nach dem Tode Josua's, und Derer, die mit ihm gelebt hatten, ein anderes Geschlecht auf, das den Herrn nicht kannte, noch die Werke, die er an Israel gethan." Auch das Ansehen der Hoheprieſter nahm ab, und nicht ohne ihre eigne Schuld, da Einige unter ihnen ſich ihrer hohen Stellung unwürdig zeigten. Das Volk ſeiner Seits fing an von dem reinen Jehovahdienſt abzufallen, alſo der wahren Einheit, die es verband, zu entſagen, und dem Götzendienſt der Kananiter zu huldigen.

Die Folge davon waren die Uebel, denen Moſes durch den Befehl der gänzlichen Ausrottung der Kananiter hatte zuvorkommen wollen. Die feindlichen im Lande gebliebenen Völker, oder auch benachbarte Reiche, benutzten die Trennungen der Juden und überwältigten bald dieſen, bald jenen Stamm, bald auch mehrere Stämme. In dieſen Zeiten der Bedrängniß rief die Noth des Augenblicks heldenmüthige Männer hervor, die ſich an die Spitze ſtellten, die Feinde ſchlugen, und das Volk für einige Zeit befreiten. Ihr Einfluß war bald mehr bald minder groß, und erſtreckte ſich zuweilen nur auf einzelne Stämme. Da ſie im Frieden auch Recht ſprachen, werden ſie Richter (Schophetim) genannt. Einige derſelben wollen wir in der nächſten Abſchnitten näher kennen lernen.

---

8. Gideon.

Nachdem die Juden ſchon in verſchiedenen Zeiten von einem Syriſchen Könige, von Moabitern, den nördlich wohnenden Kananitern, Philiſtern u. ſ. w. theilweiſe unterjocht, aber von muthigen Richtern, wie Athniel und Ehud, einmal auch durch den Heldenſinn eines Weibes, der Debora, waren befreit worden: ſo traf es ſich, daß ſie von neuem von den Midianitern überwältigt wurden, und ihnen ſieben Jahre dienſtbar ſeyn mußten. Dies ſchmerzte einen kraftvollen Mann, Namens Gideon, und er fühlte ſich berufen, der Retter ſeines Volks zu werden. Das erſte Werk ſeines Enthuſiasmus war der Umſturz eines Midianitiſchen Götterbildes, Baal genannt. Er vollführte es mit einigen Gehülfen in der Nacht. Am andern Tage verlangten die furchtſamen Iſraeliten von ſeinem Vater die Auslieferung des Frevlers. „Mit nichten, ſprach der Vater; iſt Baal ein Gott, ſo rechte

er um sich selbst, daß sein Bild und Altar zerbrochen ist." Da sammelten sich die Midianiter in großen Schaaren, das Volk zu züchtigen, aber Gideon traute auf seine Kraft, und eine Erscheinung verhieß ihm die sichere Hülfe des Herrn. Er wählte dreihundert der Tapfersten aus, und überfiel damit das Lager der Feinde in der Nacht. Jeder Israelit hatte einen Krug in der Linken und ein Schwert in der Rechten, und als der Ueberfall geschah, zerschmetterten sie Alle die Krüge mit großem Geräusch, stießen in die Hörner, und riefen wild durch einander: „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" Da floh Alles, was fliehen konnte, und Gideon setzte ihnen nach. Als er über den Jordan kam, bat er die Bewohner von Sukoth: „Freunde, gebt dem Volk, das unter mir ist, etliche Brote, denn sie sind müde. Wir jagen den Königen der Midianiter, Seba und Zalmuna, nach." Diese aber sprachen: „sind denn die Könige Seba und Zalmuna schon in deinen Händen, daß wir dir Brot geben sollen?" — „Wohlan, sprach Gideon zornig, gibt der Herr Seba und Zalmuna in meine Hand, so will ich euer Fleisch mit Dornen aus der Wüste zerdreschen."

Er zog weiter nach Pnuel, bat auch hier die Leute um Brot, und erhielt dieselbe Antwort. Da ging er hungernd auf die Feinde los, erschreckte sie abermals durch einen plötzlichen Ueberfall, und bekam die Fürsten Seba und Zalmuna wirklich gefangen. Und da er nach Pnuel zurück kam, riß er mit seinen Leuten den Thurm ein, der an diesem Orte stand, und erschlug viele der Bewohner. In Sukoth aber ließ er alle Aeltesten vor sich kommen, und zerpeitschte sie mit Dornenstöcken, wie er gedroht hatte. „Seht hier, sprach er, hier sind Seba und Zalmuna, über die ihr mich verspottetet, als ich euch um Brot für meine hungrigen Streiter bat." Und Alles zitterte vor dem gewaltigen Manne.

Als er nach Hause kam, sprach er zu seinen zwei Gefangenen: „Sagt, wie waren die Männer, die ihr zu Tabor erwürgtet?" — Sie antworteten: „Sie waren wie du, ein jeglicher schön, wie eines Königs Kinder." — „Es waren meine Brüder! fuhr Gideon auf. So wahr der Herr lebt, hättet ihr sie leben lassen, so wollte ich euch nicht erwürgen! Steh' auf, mein Sohn, rief er seinem Erstgebornen Jether zu, und stoß sie nieder!" Der Knabe zauderte furchtsam, denn er war noch sehr jung. Mit männlicher Würde sprachen die gefangenen Könige: „Das ist Mannsarbeit, verrichte sie selbst." Und Beide fielen unter des Siegers Schwert.

Hierauf boten die Israeliten ihrem Befreier die erbliche Königswürde an, allein er schlug sie aus, damit Jehovah allein ihr Herr bliebe. So lange er lebte, wagte jedoch kein Feind, die Israeliten anzugreifen. Er hatte viele Weiber, mit denen er siebzig Söhne erzeugte, und noch ward ihm zu Sichem von einem Kebsweibe ein unehelicher geboren. Nach seinem Tode ergaben sich die Israeliten wieder dem verführerischen Götzendienste ihrer Nachbarn, und verloren eben dadurch bald wieder ihre alte Selbständigkeit.

Die siebzig Söhne Gideon's maßten sich nun eine Art von Obergewalt an. Da gelang es dem unehelichen Abimelech, die Männer von Sichem, seinem Geburtsflecken, zu bereden, daß sie ihn allein zu ihrem Hauptmann erwählten. Er dung darauf mit ihrem Gelde siebzig Mörder, von denen jeder einen der Brüder Abimelech's auf sich nahm, so daß sie alle ermordet wurden, bis auf einen, welcher entfloh.

Aber nur drei Jahre dauerte seine Hauptmannschaft. Eben jene Sichemiten empörten sich zuletzt wider ihn, er warb darauf andere Israeliten, sie zu züchtigen, jagte sie Alle in den Thurm zu Sichem, und steckte den Thurm an. Eben so wollte er es auch mit den Bewohnern des Fleckens Thebez machen, die einen ähnlichen Thurm hatten, in welchen sie sich verschlossen. Aber als er eben Feuer daran legen wollte, warf ihm ein Weib einen gewaltigen Stein von oben her auf den Kopf, daß sein Schädel zerschmettert ward. Sterbend rief er seinem Waffenträger zu: „Zieh dein Schwert aus, und tödte mich, daß man nicht von mir sage: ein Weib hat ihn erschlagen." Der Diener gehorchte, und die Streitenden, da sie den Abimelech getödtet sahen, machten sofort dem Zwist ein Ende, und jeder ging an seinen Ort.

---

9. Jephta.

Das übel zusammenhangende, ohne Zwang und Ordnung hinlebende Israelitenvolk ward bald darauf wieder die Beute eines andern Volks, der Ammoniter, die besonders die Stämme jenseits des Jordan durch unaufhörliche Einfälle und Plünderungen ängstigten. Und gerade jetzt fehlte ein Mann in Israel, der diesen Räubern hätte die Spitze bieten können. Einen hatte man gehabt, einen Bastard aus Gilead,

Namens Jephta, einen Mann von Muth und Kraft, allein seine Brüder hatten ihn verjagt, damit er nicht ihr rechtmäßiges Erbe theilen sollte. Da war er nach Arabien gegangen, und hatte dort an der Spitze eines Räuberschwarms wundergleiche Thaten gethan. Jetzt, da die Noth in seinem Vaterlande so groß ward, und der Ruf von seiner Tapferkeit weit und breit erscholl, sandten die Bürger von Gilead zu ihm, und ließen ihn ersuchen, ihr Heerführer zu seyn. Er versprach's, und kehrte zurück. Zuerst sandte er nun Boten an den König der Ammoniter, und ließ ihn fragen, mit welchem Recht er das Land der Israeliten angreife. Der König erwiederte: das Land (im Osten des Jordan) habe den Ammonitern gehört, ehe die Kinder Israel dasselbe in Besitz genommen hätten. Jephta rechtfertigte darauf das Verfahren des Moses, und als der Ammoniterkönig darauf nicht achtete, zog er mit vielem Volk ihm ins Feld entgegen. Zuvor noch that er Jehovah das Gelübde, ihm, wenn er die Ammoniter in seine Hand gebe, dasjenige zum Brandopfer zu weihen, was ihm bei seiner Rückkehr zuerst aus seinem Hause entgegen kommen werde.

Der Angriff geschah mit Muth, und die Feinde wurden vollständig geschlagen. Als Jephta sie weit genug verfolgt hatte, kehrte er nach seinem Hause in Mizpa zurück. Siehe, da kam seine Tochter heraus, ihm entgegen, mit Paukenspiel und Tanz, das einzige Kind, das er hatte. Bei ihrem Anblick zerriß der unbesonnene Vater seine Kleider, und sprach: „Ach, meine Tochter, wie beugst, wie betrübst du mich! Ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn und kann's nicht widerrufen." Die Jungfrau erwiederte: „Mein Vater, hast du deinen Mund aufgethan gegen den Herrn, so thue mir, wie es aus deinem Munde gegangen ist, nachdem der Herr dich gerächt hat an deinen Feinden." Traurend bat sie ihn, auf die Berge gehen zu dürfen, um daselbst zwei Monden lang mit ihren Gespielen ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Sie ging, und nach zwei Monden kam sie treulich wieder, den schmählichen Opfertod zu sterben *). Zu ihrem Andenken feierten die Töchter von Gilead noch lange nachher ein jährliches Fest, an welchem sie hingingen auf die Berge, um die Tochter Jephta's zu klagen.

*) Menschenopfer waren von Moses streng verboten, als ein Gräuel der Kanaaniter, und Jephta's That scheint das Einbrechen fremden Gottesdienstes unter die Juden zu beweisen.

10. Simson der Starke.

Einige Zeit nachher geriethen mehrere Stämme der Israeliten wieder in die Dienstbarkeit der Philister, die ihr Land durchschwärmten, und mit allem Israelitischen Eigenthum wie mit dem ihrigen hauseten. Da ward ihnen ein Befreier aus dem Stamme Dan erweckt, dessen wunderreiches Leben auch schon mit einem wunderbaren Ursprung anhebt. Dies war der berühmte Simson.

Seine Mutter hatte lange in unfruchtbarer Ehe gelebt, als ihr einmal ein Engel Jehovah's erschien, da sie eben auf dem Felde allein war. Sie fragte ihn nicht, woher oder wohin, und er sagte ihr nicht, wie er heiße. Aber das verkündigte er ihr, daß sie einen Sohn bekommen würde, dem es aufbehalten sey, Israel's Volk aus der Hand der Philister zu befreien. Er solle daher Jehovah geheiligt seyn, und nie solle ein Scheermesser auf sein Haupt kommen. Die Frau kam fröhlich nach Hause, und erzählte das ihrem Manne Manoah. Da bat Manoah den Herrn, und sprach: „Ach Herr, laß den Mann Gottes wieder zu uns kommen, den du gesandt hast, daß er uns lehre, was wir mit dem Knaben thun sollen, der uns geboren werden soll." Und Jehovah erhörte Manoah's Stimme, und der Engel kam wieder zum Weibe als sie gleichfalls allein auf dem Felde war. Sie lief sogleich, es ihrem Manne zu sagen, der machte sich auf, ging seinem Weibe nach, kam zu dem Engel und sprach zu ihm: Bist du der Mann, der mit meiner Frau geredet hat? Er sprach: Ja. — Und Manoah sprach: wenn nun kommen wird, was du gesagt hast, welches soll des Knaben Werk und Weise seyn? — Der Engel des Herrn sprach: Er soll nicht essen, was aus dem Weinstock kommt, keinen Wein trinken und nichts Unreines anrühren. Manoah sprach zum Engel des Herrn: Lieber, laß dich halten, wir wollen dir ein Ziegenböcklein zurichten. Aber der Engel des Herrn antwortete dem Manoah: Wenn du mich auch hier behältst, so esse ich doch von deiner Speise nicht: willst du aber dem Herrn ein Brandopfer thun, so magst du es opfern. Und Manoah sprach: Wie heißest du? daß wir dich preisen, wenn nun das kommt, was du gesagt hast. Aber jener antwortete: Warum fragst du nach meinem Namen, der doch wundersam ist? — Da nahm Manoah ein Ziegenböcklein und opferte es auf einem Felsen dem Herrn, und siehe, da die Lohe auffuhr vom

Altar gen Himmel, fuhr der Engel des Herrn in der Lohe hinauf. Da das Manoah und ſeine Frau ſahen, fielen ſie zur Erde, und erkannten, daß es ein Engel Jehovah's war. Einige Zeit nachher bekam die Frau wirklich einen Sohn, den nannten ſie Simſon, und weiheten ihn Jehovah, nach einer Sitte, die ſchon Moſes gebilligt hatte. Man nannte ſolche Leute Naſiräer: ſie durften mancherlei Speiſen als unreine nicht eſſen, und durften ſich niemals die Haare verſchneiden.

Als Simſon heranwuchs, bekam er eine Rieſenſtärke. Einſt wollte er ſeine Braut beſuchen im Städtchen Thimnath, da kam ihm ein junger Löwe brüllend entgegen. Und der Geiſt des Herrn gerieth über ihn, und er zerriß den Löwen, wie man ein Lamm zerreißt, und hatte doch nichts in ſeiner Hand. Darauf ging er hin zu ſeiner Braut, ſagte aber weder ihr noch ſeinen Eltern etwas von ſeiner Heldenthat.

Simſon's Braut war ein Philiſtermädchen. Das ſahen ſeine Eltern nicht gern, denn ſie wußten nicht, daß es von dem Herrn käme, und daß er Händel ſuchte an den Philiſtern; darum ließ er nicht von ihr ab, bis Vater und Mutter einwilligten. Er ging daher abermals nach Thimnath, und kam bei dem Leichnam des erwürgten Löwen vorbei. Siehe, da ſaß ein Bienenſchwarm in dem Aaſe, mit ordentlichen Zellen und Honig darin. Er nahm den Honig heraus, aß unterweges davon, und kam darauf an im Hochzeithauſe. Sieben Tage lang ſollte die Hochzeit dauern, und nach morgenländiſcher Sitte ordneten ihm die Philiſter, ihn zu ehren, dreißig Junggeſellen, Freunde des Bräutigams genannt, zu. Dieſem gab Simſon nach morgenländiſcher Sitte, ſeinen Honigfund als ein Räthſel auf, und ſagte: Ich will euch ein Räthſel vorlegen, rathet ihr das, ſo gebe ich euch dreißig Unter- und dreißig Oberkleider; errathet ihr's nicht, ſo müßt ihr mir ſo viel geben. — Sie ſprachen: Laß dein Räthſel hören. — Simſon ſagte: Speiſe ging von dem Freſſer, und Süßigkeit von dem Starken. Wie erklärt ihr mir das?

Die dreißig Philiſter bemühten ſich ſechs Tage lang vergebens, den Schlüſſel zu finden. Endlich wurden ſie aufgebracht, und ſagten heimlich zu der jungen Frau: Ueberrede deinen Mann, daß er ſein

Räthsel sage, sonst zünden wir dir das Haus über dem Kopfe an. Habt ihr uns hieher geladen, daß ihr uns arm machen wollt?

Da weinte Simson's Weib sehr, und bat ihren Mann mit Thränen, daß er ihr doch das Ding erkläre. Er wollte lange nicht, endlich aber sagte er es ihr doch. Da sagte sie es ihren Landsleuten wieder, und diese sprachen am siebenten Tage, da die Sonne unterging: was ist süßer denn Honig? was ist stärker denn ein Löwe? Aber er sprach: hättet ihr nur nicht mit meinem Kalbe gepflügt, ihr hättet mein Räthsel nicht getroffen.

Nun sollte er ihnen die dreißig Paar Kleider geben. Und der Geist des Herrn gerieth über ihn, und er ging hinab nach Askalon, schlug daselbst dreißig Philister todt, zog ihnen die Kleider aus, und gab sie Denen, die das Räthsel errathen hatten. Hierauf ging er zurück in seines Vaters Haus, und seine Frau ward einem der dreißig Philister gegeben.

Nach einiger Zeit, nahe vor der Weizenernte, ging Simson wieder nach Thimnath, und wollte seiner Frau ein Böcklein schenken. Aber der Vater ließ ihn nicht ins Haus. „Wir glaubten, sagte er, du wärst ihr gram geworden, darum haben wir sie einem Andern gegeben. Sie hat aber noch eine jüngere Schwester, wenn du diese dafür willst, so nimm sie.“ Da dachte Simson auf Rache. Er fing eine Heerde von dreihundert Schakaln, oder zahmen Wölfen, die in großen Schaaren im Morgenlande herumziehen, und leicht zu fangen sind, band immer zwei zusammen und heftete jedem Paar einen Feuerbrand in die Schwänze. Nun liefen die Thiere mit Angstgeschrei durch die Felder, und die Aehren und Garben faßten Feuer, die ganze Ernte gerieth in Brand, ja selbst die Oelbäume und Weinberge ergriff und verzehrte die Flamme.

Wer hat das gethan? riefen die Philister wüthend. Simson! hieß es, darum, daß man ihm sein Weib genommen. Da zogen die Philister hin, und verbrannten das Weib sammt dem Vater. Simson aber schlug sie hart, und aus Rache überzog nun ein großer Schwarm derselben den Stamm Juda mit Krieg, und zerstreuete sich in der Gegend von Lechi. Was wollt ihr von uns? schrien die Israeliten. —

Den Simſon wollen wir haben, war die Antwort. Wo iſt er? — Er iſt hinaufgegangen, hieß es, und hauſet in einer Felſenhöhle im Gebirge. — Dort ſuchten ihn zuerſt dreitauſend vom Stamm Juda ſelbſt auf, und ſagten: weißt du nicht, daß die Philiſter über uns her ſind? warum haſt du das an uns gethan? — Wie ſie mir gethan haben, entgegnete Simſon, ſo habe ich ihnen wieder gethan. — So wiſſe denn, ſprachen Jene, daß wir gekommen ſind, dich zu binden und den Philiſtern zu übergeben. — Wohlan! erwiederte Simſon, ſchwöret mir nur, daß ihr mich nicht tödten wollt, und ließ ſich von ihnen die Hände mit neuen Stricken zuſammenbinden. So führten ihn die Feigen den jauchzenden Philiſtern entgegen. Er aber, da er dieſen nahe kam, riß plötzlich mit gewaltiger Kraft die Stricke entzwei, daß ſie zergingen wie verſengte Fäden. Darauf ſah er ſich nach einer Waffe um, und fand den Kinnbacken von einem Eſelsgerippe im Sande. Den ergriff er, und ſchlug damit unter die Philiſter. Da liegen ſie bei Haufen, ſagte er triumphirend. Durch eines Eſels Kinnbacken habe ich tauſend Mann geſchlagen. Und er warf den Knochen aus der Hand, und nannte den Ort Ramet Lechi (Kinnbackenhöhle).

Aber nun durſtete ihn ſehr; da ſprach er zu Jehovah: Du haſt ſolch großes Heil gegeben durch die Hand deines Knechtes, o laß mich nun nicht Durſtes ſterben, oder vor Mattigkeit in der Philiſter Hände fallen! Und ſiehe, Jehovah ſpaltete eine Höhle im Kinnbacken (d. i. in dem von Simſon ſo genannten Orte), daß Waſſer herausging. Und als er trank, kam ſein Geiſt wieder, und er ward erquickt. Darum heißt die Quelle, ſagt das Buch der Richter, noch jetzt des Anrufers Brunnen aus dem Kinnbacken.

Ein andermal ging er nach einem Flecken, Gaſa, und kehrte bei einer Frau ein. Da es finſter wurde, dachten die Philiſter: wir wollen ihn ſicher machen und uns ganz ſtille verhalten; aber wir wollen das Stadtthor verſchließen und morgen früh wollen wir ihn überfallen und tödten. So lange aber wartete Simſon nicht, ſondern um Mitternacht ſtand er auf, ergriff beide Thorflügel mit ſtarker Hand, riß ſie ſammt beiden Pfoſten aus der Erde, packte ſie auf ſeine Schulter, und trug ſie einen hohen Berg hinauf.

In der Folge knüpfte er mit einem andern Mädchen, Namens Delila, eine Bekanntſchaft an. Die Fürſten der Philiſter wußten, daß er oft zu dieſem Mädchen kam, und verſprachen ihr jeder elfhundert Silberlinge, wenn ſie durch Bitten und Schmeicheleien von ihrem Liebhaber herausbringen könnte, worin ſeine große Stärke läge. Das Mädchen war treulos genug, den Handel einzugehen, und ſprach mit ſanfter Freundlichkeit zu Simſon: Lieber, ſage mir, worin ſteckt deine große Kraft, und womit kann man dich binden, daß man dich zwinge? — Wenn man mich bände, erwiederte Simſon, mit ſieben Seilen von friſchem Baſt, ſo würde ich ſchwach, und wie ein anderer Menſch.

Da brachten der Philiſter Fürſten zu ihr ſieben Seile von friſchem Baſt, und ſie band ihn damit. In der Kammer aber waren Leute verſteckt, die auflauerten. Und ſie rief nun: Philiſter über dir, Simſon! Er aber zerriß die Seile wie Zwirnsfäden, und die Betrogenen flohen.

Siehe, du haſt mich getäuſcht, ſprach Delila, und mir gelogen; aber nun ſage mir's ernſthaft, womit kann man dich binden?

Er antwortete ihr: wenn ſie mich bänden mit neuen Stricken, damit noch nie eine Arbeit geſchehen iſt, ſo würde ich ſchwach wie ein anderer Menſch. — Sie that das, die Philiſter kamen, aber Simſon zerriß auch dieſe Stricke, wie man einen Faden zerreißt.

Da ſprach Delila: Böſer Mann, noch einmal haſt du mir gelogen! O, nun ſage mir's aufrichtig, diesmal täuſche mich nicht.

Gut, ſagte er. Wenn du meine Locken zuſammenflöchteſt, und mich damit annageltеſt, wenn ich ſchliefe, ſo würde ich mich nicht rühren können.

Das Mädchen that auch dieſes; als aber die Philiſter herein kamen, erwachte Simſon, und riß die Locken ſammt dem Nagel heraus.

Da ſprach Delila: wie kannſt du ſagen, du habeſt mich lieb, wenn du nicht aufrichtig und zutraulich gegen mich biſt? Dreimal haſt du mich nun getäuſcht, o ſage mir doch endlich die Wahrheit. — Sie quälte ihn Tag und Nacht mit ſchmeichelnden Worten, und zerplagte ihn, daß ſeine Seele matt ward bis an den Tod. Da offenbarte er ihr endlich ſein ganzes Herz, und ſprach zu ihr: Es iſt nie ein Scheermeſſer auf mein Haupt gekommen, denn ich bin ein Geweihter Jehovah's von Kindheit an. Handelte ich alſo ſündlich gegen das göttliche Geſetz, und ließe mein Haar abſcheeren, ſo wiche Gottes Geiſt und meine Kraft von mir.

Das merkte ſich die Treuloſe, und that es den Philiſtern kund, die ſogleich kamen und das Geld mitbrachten. Und ſie ließ ihn entſchlafen auf ihrem Schooß, und winkte Einem, der ihm die ſtarken Locken abſchnitt. Da war ſeine Kraft von ihm gewichen. Philiſter über dir, Simſon! rief ſie laut. Er erwachte, und wollte ſich aufraffen, wie ſonſt, aber er wußte nicht, daß Jehovah von ihm gewichen war. Die Philiſter griffen ihn, ſtachen ihm die Augen aus, führten ihn hinab nach Gaſa, und banden ihn mit Ketten, und er mußte die Handmühle drehen im Gefängniß.

Aber im Gefängniß wuchs ſein Haar, und er fühlte ſich täglich ſtärker. Einſt, da die Philiſter ſich verſammelten, ihrem Götzen Dagon ein großes Opfer zu bringen, ſprachen ſie jauchzend: Unſer Gott hat uns unſern größten Feind in unſere Hände gegeben, der unſer Land verderbte, und Unſer viele erſchlug. Auf, laßt uns ihn holen, daß wir über ihn lachen können. Und ſie holten Simſon aus dem Gefängniſſe, und er mußte vor ihnen tanzen.

Der blinde Mann ſprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: führe mich an die beiden Hauptſäulen, auf denen das Haus ruht, in welchem ſich das Volk verſammelt hat, daß ich mich daran lehne. Das Haus aber war voll von Männern und Weibern. Im Innern und außerhalb, und oben auf dem platten Dache wimmelte alles von Philiſtern, und die Fürſten des Volks waren auch da, und hatten den armen blinden Mann zum Beſten. Simſon aber rief heimlich Jehovah an, und ſprach: Herr, gedenke mein, und ſtärke mich nur diesmal noch, daß ich mich rächen kann an den Philiſtern für meine beiden Augen! — Darauf faßte er die zwei Mittelſäulen des Hauſes, eine mit der rechten, die andere mit der linken Hand, und rief: mein Leben ſterbe mit den Philiſtern! In dem Augenblicke riß er die Säulen ein, und das Haus ſtürzte herab mit Allen, die oben auf demſelben waren, und wer drinnen und draußen ſtand, ward erſchlagen, ſo daß der Todten bei ſeinem Tode mehr waren, als derer die er im Leben erſchlagen hatte. — Mit allen dieſen wunderbaren Umſtänden erzählt das Buch der Richter das Leben des Simſon.

---

11. Samuel.

Die Zeiten, aus welchen die bisher geschilderten Helden wie glänzende Gestirne hervorstrahlen, waren nicht die glücklichen, welche Moses seinem Volk bestimmt und vorausgesehen hatte. Aber der Geist und Sinn, welchen er seinem Volk als belebende Kraft hatte einhauchen wollen, waren auch in demselben keineswegs herrschend. Der Götzendienst behielt über den Jehovahdienst immer von neuem die Oberhand; der Gemeinsinn erlosch, und zur Zeit, als Eli Hoheprieſter war, befand sich der Staat im Zustande des tiefsten Verfalls. Die Söhne Eli's entweiheten das Heiligthum, das seit der Einwanderung in Kanaan noch immer zu Silo im Stamme Ephraim stand *), durch gemeine Habsucht und Ausschweifung, so daß den Frommen, welche noch kamen, auf dem Altar zu opfern, an dem heiligsten Orte nur Aergerniß gegeben wurde. Die staatsbürgerlichen Bande waren nicht minder aufgelöst. Die benachbarten Völker, besonders die Philister, hauseten arg, und die Juden wurden in mehreren Treffen geschlagen. Ja, als sie endlich zur Begeisterung des Heeres die Bundeslade in das Lager kommen ließen, und eine neue Schlacht versuchten, verloren sie auch diese, und zugleich kam das Heiligthum selbst in die Hände der Feinde, und blieb in denselben fast zwanzig Jahre, bis es die Philister selbst herausgaben, weil sie, wie die biblische Erzählung berichtet, von Gott mit Plagen heimgesucht wurden. Da wurde das Volk durch einen kräftigen Mann wieder gehoben, durch den berühmten Samuel.

Es war dieser von seiner frommen Mutter, die ihn erst in späteren Jahren geboren, und deshalb als ein besonderes Geschenk Jehovah's angesehen hatte, Gott bei der Geburt geweiht, und daher in der Stiftshütte erzogen worden. Hier empfing er den göttlichen Beruf, dem Jüdischen Volke eine bessere Zeit zu bereiten. Als er nach dem Tode Eli's Richter ward, kam die Bundeslade wieder in die Hände der Israeliten, und er benutzte dieses, das Volk zur Wegschaffung der fremden Götzen und zur Rückkehr zum Jehovahdienste zu ermahnen. Seine Bemühungen hatten den besten Erfolg. Der gemeinschaftliche Gottesdienst beförderte die alte, auswärtigen Feinden furchtbare Vereinigung der Stämme, und als die Philister einen neuen Angriff unternahmen, wur-

*) Der Vorzug, welchen der Stamm Ephraim dadurch erhielt, erzeugte einen in der Folgezeit sehr wirkungsreichen Haß zwischen diesem Stamm und Juda.

den sie durch Samuel's Anordnungen so geschlagen, daß sie seit dieser Zeit nicht wieder über die Grenze der Israeliten zu gehen wagten, ja, daß sie nun nach und nach auch die Städte, welche sie den Juden weggenommen, verloren. Die Frucht dieser oder auch neuer glücklicher Kämpfe war ein ehrenvoller Friede mit den anderen benachbarten Völkern.

Den innern Frieden der Stämme unter einander beförderte Samuel durch gerechtes Gericht, die Geistescultur seines Volks aber durch eine neue Einrichtung, durch die Stiftung der sogenannten Prophetenschulen. Diese waren Versammlungen junger oder erwachsener Männer, die sich unter seiner Anweisung in den damals stets eng zusammengehörenden Künsten der Poesie und des Tonspiels übten, und mit dem Umfang alles dessen bekannt wurden, was damals die Nationalweisheit ausmachte. Gemäß der alten Sitte führten sie eine einfache Lebensweise, waren prunklos in ihrer Tracht, und wohnten in einfachen Hütten. Es erhoben sich die Jüdischen Propheten damals zu dem großen Beruf, Sprecher der öffentlichen Freiheit und Tugend zu seyn; kühn und unerschrocken mahnten sie das Volk und späterhin die Könige an ihre politischen und heiligen Pflichten. Prophetische Poesien aus dieser Zeit haben sich nicht erhalten; die noch vorhandenen gehören alle in die Zeiten der getrennten Reiche Juda und Israel. Es sind Ermuthigungen, Strafreden, Klagen, und Blicke in eine geheimnißreich gedachte Zukunft; eine von der feurigsten Begeisterung durchdrungene Poesie, voll Erhabenheit, Schwung und Tiefsinn.

---

12. König Saul.

Als Samuel alt ward, setzte er seine beiden Söhne zu Richtern, wahrscheinlich um auf diese Weise das Richteramt in seiner Familie erblich zu machen. Aber die Söhne traten nicht in ihres Vaters Fußtapfen, sondern beugten das Recht. Daher wurden die Israeliten unzufrieden, und verlangten von Samuel, er solle ihnen, nach dem Beispiel anderer Völker, aus ihrer Mitte einen König wählen, dem sie Alle gehorchen müßten. Samuel verstand sich ungern dazu, und legte ihnen den Werth der Freiheit ans Herz, indem er ihnen die Uebel der Despotie schilderte. „Eure Söhne, sprach er, wird der König nehmen, und sie als Reiter, Ackersleute oder Schnitter gebrauchen; eure Töchter wird er nehmen, ihm Salben und Rauchwerk zu verfertigen, zu kochen

und zu backen; eure besten Felder wird er nehmen und sie seinen Knechten geben; von Saat, Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten fordern, und ihr selbst werdet seine Sklaven seyn."

Doch das Volk ließ sich nicht abweisen; Samuel mußte sich entschließen, und der Herr offenbarte ihm, nach der biblischen Erzählung, wen er wählen solle. Es war ein Mann aus dem schwachen Stamm Benjamin, und aus der kleinsten Familie dieses Stammes. Er hieß Saul, war aber schöner und größer als irgend ein Israelit, und durch Tapferkeit ausgezeichnet. Ausgeschickt von seinem Vater, um drei verlaufene Eselinnen zu suchen, war er, als er sie nicht finden konnte, zu dem Seher Samuel gegangen, um ihn deshalb zu fragen. Dieser aber nahm ihn gastfreundlich auf, salbte ihn heimlich zum Israelitischen König, hieß ihn zurückgehen und sagte ihm, daß er auf eine Gesellschaft von Propheten stoßen würde.

Saul ging und erfuhr, was Samuel ihm vorher gesagt. Die Propheten, die ihm begegneten, flößten ihm durch ihre Gesänge eine höhere Gesinnung ein, und, um mit den Worten der Bibel zu reden, der Geist Gottes bemächtigte sich seiner, daß er weissagte unter ihnen. Und Alle, die ihn vorher gekannt, riefen verwundernd aus: ist Saul unter den Propheten? Bald darauf berief Samuel eine allgemeine Versammlung, und stellte hier Saul den Israeliten als ihren künftigen König vor. Während sich das Freudengeschrei: es lebe der König! erhob, sprachen Einige: was kann uns der helfen? verachteten ihn, und brachten ihm keine Geschenke. Saul that aber, als merkte er es nicht, in der Hoffnung, sich dem bedrängten Vaterland durch Thaten werth zu machen.

Nahas, der Ammoniterkönig, bot ihm bald eine Gelegenheit dazu dar; er rückte mit einem Schwarm vor Jabesch, in dem Gau Gilead, und setzte Alles in Schrecken. Von aller Hülfe verlassen, boten ihm die Männer von Jabesch Unterwürfigkeit und einen friedlichen Vergleich an, aber er antwortete ihnen: „Darüber will ich einen Vergleich mit euch schließen, daß ich euch Allen das rechte Auge ausstoche, und euch zu Schanden mache vor der Welt." In dieser Noth schickten die Bedrängten nach Gibea, wo Saul wohnte, und baten um Hülfe. Saul, obgleich König, mußte doch erst vom Felde von seinen Rindern geholt werden, und da er die Botschaft hörte, überfiel ihn ein göttlicher Eifer, er zerhieb ein Paar Ochsen in Stücke, und sandte das Fleisch an alle Stämme Israel's, mit der Drohung: wer nicht Saul'n und

Samuel'n nachzöge gen Jabesch, dessen Rindern solle also geschehen. Da kam ein großer Haufe zusammen, mit dem machte Saul sich auf am folgenden Tage, und jagte alle Ammoniter in die Flucht. Diese That erwarb ihm Achtung im ganzen Lande, und zu Gilgal wurde seine königliche Würde erneuert.

Andere glückliche Kämpfe bestand Saul noch gegen die Philister, gegen die Ammoniter, Moabiter, ja selbst gegen einen König von Nisibis, jenseits des Euphrat. Wohin sich Saul wandte, da hatte er Sieg, und er schien sich immer mehr auf dem Throne zu befestigen. Als er aber eigenmächtig zu handeln anfing, und den Anweisungen Samuel's, die er als Befehle Jehovah's ehren mußte, nicht mehr Folge leistete, da verkündete ihm Samuel: Weil du des Herrn Wort verworfen hast, hat er dich auch verworfen. Aber doch, heißt es in der Bibel, trug Samuel Leid um Saul, bis der Herr zu ihm sprach: „Wie lange trauerst du um Saul, den ich verworfen? Fülle deine Flasche mit Oel, und salbe den Sohn Isai." Dieser lebte im Stamm Juda zu Bethlehem, und hatte acht Söhne; deren jüngsten, David, salbte Samuel insgeheim. Wie nun David von dieser Stunde an einen höhern göttlichen Muth fühlte, so wich dagegen von Saul der göttliche Geist, und eine von Gott ihm zugeschickte Schwermuth ängstigte ihn.

Um des Königs böse Laune zu vertreiben, suchte man einen geschickten Saitenspieler, und dazu ward der junge David empfohlen, der sich trefflich darauf verstand. Und Saul, der von der heimlichen Salbung natürlich nichts wußte, gewann ihn lieb und machte ihn zu seinem Waffenträger. Aber bald legte der junge Sänger auch eine Probe von kriegerischem Talent ab, die seinen bisherigen Gönner mit Erstaunen, Mißtrauen und Angst erfüllte.

Während der unaufhörlichen Einfälle der Philister, denen man jetzt um so weniger gewachsen war, da im ganzen Heer Niemand als der König und sein Sohn eiserne Waffen hatten (denn die Feinde hatten sie ihnen nicht nur abgenommen, sondern auch alle Israelitische Schmiede als Sklaven weggeführt), lag einst Saul mit einem Haufen Volks einer Schaar der Philister gegenüber, ohne daß ein Angriff geschah. Dagegen trat ein starker, wohlgepanzerter Philister, von ungewöhnlicher Größe und fürchterlichem Ansehen, Namens Goliath, hervor, und rief mit lauter Stimme: „Was seyd ihr ausgezogen, mit uns Allen zu streiten? Erwählet Einen unter euch, der zu mir herabkomme. Vermag er wider mich zu stehen, und schlägt mich, so wollen wir eure Knechte

seyn; schlage ich ihn aber, so seyd ihr die unseren." Er wiederholte diese Aufforderung mehrere Tage, aber Niemand hatte das Herz, es mit ihm aufzunehmen. Voll Verdruß und Scham bot jetzt der König Saul Demjenigen in seinem Heer ein großes Geschenk und seine Tochter zum Weibe an, der es wagen würde, mit dem höhnenden Philister zu fechten. Da erbot sich sein Waffenträger David, den Zweikampf anzunehmen. „Ei nicht doch, sprach der König, wie wolltest du mit diesem Philister streiten? Er ist im Kriege alt geworden, und du bist ein junger Mensch gegen ihn." — „Herr, antwortete David, ich habe schon einmal einem Löwen ein Schaf abgejagt, das er in seinem Rachen hatte, da ich die Heerden meines Vaters hütete, und der Herr, der mich von dem Löwen errettete, sollte mich gegen den Philister nicht beschützen?" — „Nun so gehe hin, sprach Saul. Der Herr sey mit dir!" Er wollte ihm seine Rüstung anlegen; aber David, solcher Beschwerde ungewohnt, warf sie schnell wieder von sich, füllte sich die Tasche mit Kieseln, und nahm einen gewichtigen Stab zur Hand. So ging er dem Goliath entgegen, als dieser sich am nächsten Morgen wieder zeigte.

„Wie? rief der Philister, bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst? Aber tritt nur näher, ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde."

David antwortete: „Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild. Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn, des Gottes Israel, den du gehöhnet hast. Diesen Tag wird dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich dich schlage, und nehme dein Haupt von dir, und gebe deinen Leichnam den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land inne werde, daß Israel einen Gott hat, und daß vor ihm nicht Schwert noch Spieß hilft; denn der Streit ist des Herrn, er wird euch geben in unsere Hände."

Aufgebracht von dieser Rede ging der Philister mit seinem gewaltigen Wurfspieß auf ihn los, aber ehe er ihn noch erreichte, traf ihn schon ein Feldstein aus David's geübter Hand an den Kopf, daß er schwankte und ohne Laut vorn über zur Erde fiel. Sogleich lief David näher hinzu, zog ihm sein Schwert aus der Scheide, und hieb ihm den Kopf damit ab. Die Philister aber flohen, da sie diesen unerwarteten Ausgang, der ihnen ein Gottesurtheil schien, sahen, und die nun beherzten Israeliten jagten ihnen nach, und tödteten Viele auf der Flucht. David brachte dem König das Haupt Goliath's, die Waf-

sen desselben legte er in der Stiftshütte nieder. Jedermann pries den kühnen Jüngling, und besonders Jonathan, Saul's edler Sohn, entbrannte von so inniger Freundschaft und Achtung gegen ihn, daß er einen ewigen Bund mit ihm machte, und sich Rock und Mantel auszog, um ihn nebst seinem Schwert und Bogen dem wackern Freunde zu schenken. Und als das Heer heimzog, da kamen ihnen die Weiber mit Jauchzen, Tänzen und Musik entgegen, und sangen laut: „Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend."

---

13. David auf der Flucht.

Dieser Gesang gefiel dem König Saul sehr übel. Er ward von seiner Schwermuth abermals überfallen, und geberdete sich in seinem Hause wie ein Unsinniger. Als nun David, wie er sonst zu thun gewohnt gewesen war, die Harfe vor ihm spielte, schleuderte er den Wurfspieß nach dem Jüngling, und nur seine Gewandtheit rettete diesem das Leben. Es wohnte aber so viel Demuth in David's Herzen, daß kein Gedanke an ein Auflehnen gegen den König in ihm entstand, vielmehr gehorchte er ihm in allen Dingen, und trug ihm seine Beleidigungen nicht nach. Um ihn sicher zu verderben, trug ihm Saul eine gefahrvolle Unternehmung gegen die Philister auf, und versprach ihm zum Lohn, wenn er sie glücklich ausführte, seine Tochter Michal zum Weibe. Zu seinem Erstaunen und Verdrusse aber kam David glücklich zurück, und brachte ihm die Spolien von zweihundert erschlagenen Philistern. Er mußte ihm nun schon die Tochter geben, aber noch immer brütete er über Mordgedanken. Da übernahm es sein Sohn Jonathan, ihm David's Treue und Unschuld vorzustellen, und es gelang ihm auf kurze Zeit wirklich, ihn zu rühren, und ihm das Versprechen der Versöhnung abzugewinnen. Aber als bald darauf der muthige David einen neuen Sieg über die Philister gewann, und dafür von dem Volk mit Lobsprüchen überhäuft ward, da erwachte die alte Eifersucht wieder, und abermals machte der Unglückliche in seinem Wahnsinn einen Versuch, den schönen Sänger eigenhändig an die Wand zu spießen. Und als er entrann, sandte er ihm Boten nach in sein Haus, die sollten ihn dort überfallen und tödten. Das hörte glücklicher Weise Michal, die ihren Gatten zärtlich liebte; sie ließ ihn still durchs Fenster entschlüpfen, legte ein hölzernes Bild auf sein Lager,

bedeckte es mit Ziegenfellen, und sagte dem Boten, er sey krank. Da verlangte Saul, daß er in dem Bette zu ihm gebracht würde, fand aber statt des Kranken das hölzerne Bild. „Warum hast du mich betrogen?" fuhr Saul seine Tochter an. — „Weil er mich zu durchbohren drohte, wenn ich ihm nicht den Willen ließe," antwortete die kluge Michal.

Da hinterbrachte man dem Saul, David sey nach Rama, in eine Herberge der Prophetenschüler geflohen. Auch dorthin sandte er Boten, die fanden ihn bei Samuel in der Versammlung der Propheten, und da sie von der Heiligkeit des Orts ergriffen wurden, so kamen sie ohne David zurück. David verließ aber bald diesen Ort, ging zu Jonathan, und bat ihn, daß er ihn mit seinem Vater aussöhnen möchte. Jonathan versprach, am nahen Feste des Neumonds den Versuch zu machen, und bat ihn, sich nahe zu halten, damit er ihn könne wissen lassen, was er ausgerichtet habe. „Setze dich, sprach er, hinter den Fels Asel, so will ich, wie zur Uebung, drei Pfeile dorthin schießen, und wenn ich meinem Knaben zurufen werde: Siehe, die Pfeile liegen hierwärts, so sey dir das ein Zeichen, daß mein Vater versöhnet ist; rufe ich aber: dorthin liegen sie! so fliehe, und suche dich zu retten!"

Der Neumond kam, David verbarg sich im Felde, und der König setzte sich mit seinen Hauptleuten zu Tische. Er fragte nach David, und drohte ihm den Tod. „Aber was hat er dir denn gethan?" fragte Jonathan. Statt der Antwort sprang der Vater auf, und wollte ihn mit dem Wurfspieß durchbohren. Er aber entfloh, und ging aufs Feld mit einem Knaben, wie er verabredet hatte. „Dorthin! dorthin!" rief er laut, und als der Knabe die Pfeile zurückgebracht hatte, schickte er ihn nach Hause. Da kam David hinter dem Felsen hervor, berührte dreimal mit seinem Antlitz die Erde (das Zeichen der Ehrerbietung bei den Morgenländern), und fiel dann dem redlichen Freunde in die Arme. Und sie küßten sich vielmals, und weinten lange, David aber am meisten. Dann schieden sie, unter Schwüren ewiger Freundschaft; Jonathan ging nach der Stadt zurück, David aber floh nach Nobe in das Haus eines Priesters, der ihm auf sein Verlangen die heiligen Schaubrote, die sonst nur von Priestern gegessen werden durften, gab, da er kein anderes Brot hatte. Auch erhielt David hier das Jehovah geweihte Schwert, welches er dem Goliath abgenommen hatte.

Kaum erfuhr Saul, was der Priester an dem Flüchtling gethan, als er ihn vor sich kommen, und ihn mit seinem ganzen Hause ermorden ließ *). David suchte unterdessen im Auslande Schutz, zuerst bei den Philistern, dann bei den Moabitern, aber da er ihn nirgends fand, kehrte er wieder in den Stamm Juda zurück, wo viele seiner Verwandten, auch andere Unzufriedene und Bedrängte, sich zu ihm gesellten und ihm ihre Dienste anboten. Mit diesen machte er einen Streifzug gegen die Philister in Kegila, schlug sie in die Flucht, und trieb ihnen ihr Vieh weg. Als er sich darauf vor Saul, der durch diese That David's Aufenthalt erfahren hatte, in die Wüste zurückzog, erhielt er abermals einen Besuch von dem wackern Jonathan, der ihn mit neuem Trost stärkte. „Fürchte dich nicht, sprach der edle Jüngling, meines Vaters Hand wird dich nicht finden. Einst aber wirst du König werden in Israel, und dann will ich der nächste um dich seyn."

Die Bewohner dieser Gegend verriethen dem Könige David's Aufenthalt, und versprachen, wenn der König einen Zug in ihr Land thun wollte, zur Gefangennehmung David's behülflich zu seyn. „Gott segne euch dafür, sprach Saul, daß ihr Mitleiden mit mir habt," und rüstete sich. David ward nun gezwungen, in eine andere Wüste an der Ostseite des todten Meeres zu fliehen. Hier verbarg er sich in Höhlen und Klüften, dergleichen es in jenen gebirgigen Gegenden viele gibt, und Saul zog ihm immer nach, denn eher wollte er nicht ruhen, als bis er diesen Nebenbuhler vernichtet hätte.

Einst, als er, vom fruchtlosen Verfolgen ermüdet, das Heer sich lagern ließ, legte er sich selbst in einer Felshöhle schlafen. Und siehe, hinten in einem finstern Winkel derselben Höhle saß David mit wenigen Getreuen, die sich kurz vorher hier herein geflüchtet hatten. „Heute, sprachen David's Begleiter, ist der Tag, an welchem der Herr deinen Feind in deine Hände gegeben hat." Aber David hielt sie zurück, und sagte: „Das sey ferne, daß ich meine Hand an den König, meinen Herrn, den Gesalbten Gottes, legen sollte." Nur das Eine that er, daß er leise hinzuschlich, und ihm einen Zipfel von seinem Mantel abschnitt.

Als nun Saul erwachte und weiter zog, ging David auch aus der Höhle, und rief ihm nach: mein Herr und mein König! Saul

*) Die Leibwache, der Saul zuerst den Auftrag gab, wollte nicht Hand an die Priester Gottes legen. Da gebot er es dem Doeg, einem Edomiter, welcher Aufseher über seine Hirten war, und dieser vollzog den Befehl.

sahe sich um. Und David neigte sein Gesicht zur Erde, grüßte ehrerbietig, und sprach: „Warum glaubst du denn den bösen Menschen, welche sagen, ich suchte dein Unglück? Siehe, heut hatte dich der Herr in meine Hände gegeben, man stieß mich fast hin zu dir, damit ich dich erwürgen sollte, aber ich habe es nicht gethan; ich sprach: nein, ich will meine Hand nicht an meinen Herrn legen. Mein Vater, siehe hier den Zipfel deines Mantels, so nahe bin ich dir mit dem Schwerte gewesen, da du schliefest, und ich habe dir nichts gethan. Erkenne doch nun endlich, daß nichts Böses in mir ist, und höre auf, mich zu verfolgen."

Da ward der König gerührt und weinte laut. „O David, sprach er, du bist viel besser als ich, du hast mir Gutes erwiesen, aber ich habe dir Böses gethan. Ich war in deinen Händen, und du hast meines Lebens geschont, da ich dem deinigen so feindlich nachgetrachtet."

Und Saul und David zogen in Frieden heim. Aber so leicht heilt eine alte Wunde nicht in einer mißtrauischen Brust. Saul konnte nicht ruhen vor dem Gedanken an David's Größe; er machte sich noch einmal auf, ihn zu suchen, und Abner, sein Feldhauptmann, ging nebst einer großen Schaar von Knechten mit. Als sie in David's Nähe kamen, war es Nacht; sie lagerten sich auf der Haide und schliefen ein. Da schlich sich David mit einem treuen Diener unter sie, und kam an den Ort, wo Saul und Abner schliefen. Neben Saul lag sein Wasserbecher und sein Spieß. „Soll ich den König jetzt in die Erde spießen?" fragte der Diener den David heimlich. — „Nein, antwortete David edelmüthig, das sey ferne, daß ich den Gesalbten des Herrn ermordete; komm, nimm den Spieß und den Becher, und laß uns gehen." — Sie gingen, und Niemand im ganzen Lager bemerkte sie.

Am Morgen, als sie erwachten, trat David auf eines gegenüberliegenden Berges Spitze, und rief dem Könige die Geschichte der vergangenen Nacht zu, daß dieser abermals von Rührung ergriffen wurde. „O, gesegnet seyst du, mein Sohn David, rief Saul, ich erkenne mein Unrecht, komm herüber, daß ich dir danke." Aber David traute ihm nicht, er ließ Spieß und Becher auf dem Berge liegen, und da er fürchtete, daß Saul nicht aufhören würde, ihm nachzustellen, so lange er im Israelitischen Lande wäre, so zog er ins Gebiet der Philister zu dem König von Gath, der ihm die Stadt Ziklag gab. Von hier aus unternahm er Streifereien gegen die Amalekiter und

andere südlich gelegene Stämme, und nährte sich und seine Mannschaft von der dabei gemachten Beute.

Bald darauf zogen die Philister mit gesammter Macht gegen die Israeliten, und Saul wurde von bösen Ahnungen ergriffen. Vergebens fragte er Jehovah; es wurde ihm keine Antwort zu Theil. Von göttlicher Leitung verlassen, wandte er sich zur Trugkunst; abgemattet und entkräftet eilte er zu einer Geisterbeschwörerin, und ließ sich von ihr den Geist des unlängst gestorbenen Samuel hervorrufen. Aber dieser Prophet erschien auch in der Truggestalt furchtbar und unversöhnlich, und verkündete dem geängsteten Saul, daß Jehovah ihn verworfen und verlassen habe. Saul erschrak heftig; das Gemüth voll Verzweiflung kehrte er zurück, um die Führung des Heeres zu übernehmen, und in dieser Stimmung des Geistes wurde die Vorhersagung an ihm erfüllt. In einer furchtbaren Schlacht, die er gegen die Philister lieferte, floh ganz Israel; Saul's drei Söhne, und unter diesen der edle Jonathan, wurden erschlagen. Saul selbst, von Pfeilschüssen verwundet, von Feinden umringt und in augenscheinlicher Gefahr, befahl seinem Waffenträger, ihn zu erstechen, damit er nicht in die Hände der Philister fiele; da aber dieser es nicht wagte, so stürzte er sich in sein eignes Schwert. Die Philister fanden den Leichnam und hieben ihm den Kopf ab, den sie mit großem Jubel durch ihre Städte trugen. Den Rumpf hingen sie an den Mauern von Bethsan auf.

David kam gerade von einem Rachezug gegen die Amalekiter nach Ziklag zurück, als er die Nachricht vom Tode Saul's und des edlen Jonathan erfuhr. Er erstattete Beiden den schuldigen Zoll der Klage*). Jetzt endlich ward ihm das Herz wieder frei, und die Furcht verwandelte sich in Freude. Denn als er nach Hebron kam, rief ihn sein Stamm, das mächtige Juda, zum König aus; die anderen Stämme aber, geleitet von Abner, Saul's Feldobersten, erkannten Isboseth, des gefallenen Königs Sohn, als Herrscher an.

*) In dem Trauerliede, das David auf Saul und Jonathan dichtete, heißt es von Saul:

Und Saul's Schwert kam nie leer zurück;
Ihr Töchter Israel's weint um Saul,
Der euch in kostbar Roth kleidete,
Der eure Kleider mit erbeutetem Golde schmückte.

14. David, König der Israeliten.
(1055—1015 vor Chr.)

Der Kampf, der nunmehr zwischen den beiden Thronbewerbern ausbrach, führte keine rasche Entscheidung herbei. David blieb zwar in einer Feldschlacht Sieger, und die Zahl seiner Anhänger wuchs, aber völlig bezwingen konnte er die übrigen Stämme nicht, so lange der kräftige Abner dem schwachen Isboseth Arm und Geist lieh, und das Ganze zusammenhielt. Endlich aber brach zwischen Beiden ein Zwist aus. Abner schwur, er wolle nun das Königreich dem Hause Saul's entreißen, und David's Thron über ganz Israel befestigen; aber während er noch mit der Ausführung dieses Vorhabens beschäftiget war, wurde er von David's Feldobersten, dem wilden Joab, ermordet, der theils eifersüchtig auf das Ansehn war, welches Abner nun bei David gewinnen würde, theils erzürnt gegen ihn, weil sein Bruder durch Abner's Hand in den letzten Kriegen umgekommen war. Da fielen auch über den verlassenen Isboseth zwei seiner eignen Hauptleute her, und ermordeten ihn, in der Hoffnung, von David den Lohn der Blutthat zu ernten. Sie brachten ihm das Haupt des Erschlagenen, aber David, von gerechtem Abscheu erfüllt, ließ sie hinrichten. Schon über Abner's Tod, der doch wol auch ein Gewinn für ihn war, hatte er aufrichtig getrauert, und die Bestrafung des unedlen Thäters wol nur aus Scheu vor dem großen Einflusse desselben unterlassen. Nunmehr, im achten Jahre nach Saul's Tode, erkannten alle Stämme David als König an.

Unter seiner Regierung erreichte der Jüdische Staat den höchsten Glanz. Als trefflicher Heerführer besiegte David an der Spitze des unter seiner Leitung tapfern Volkes die Feinde, und verschaffte dem Lande einen wahrhaften Frieden, wie er seit geraumer Zeit nicht Statt gehabt hatte. Ja, er erhob das Reich zu einer bedeutenden Größe, indem er es, durch glückliche Kriege gegen Nisibis und Damaskus, gegen Ammoniter und Moabiter, im Norden und Osten durch einen Theil von Syrien und bis an den Euphrat, im Süden bis an den Arabischen Meerbusen erweiterte. Die Philister wurden jetzt ebenfalls völlig gedemüthiget, und den Jebusitern entriß David Jerusalem und die feste Burg Zion, die sie bis auf seine Zeit noch besessen hatten. Die Lage dieser Stadt gefiel dem David so sehr, daß er hier seine

Residenz aufzuschlagen beschloß; unter großen Feierlichkeiten ließ er die Bundeslade dahin bringen, und machte dadurch Jerusalem für die ganze Folgezeit zur Hauptstadt des Landes. Dort ließ er sich auch eine Königswohnung errichten, zu welcher ihm der König von Tyrus Phönicische Baumeister und Cedernholz sandte. Er hatte ferner den Vorsatz, einen Tempel von derselben Art zu errichten; als ihm aber der Prophet Nathan verkündete, daß dies wider den Willen Gottes sey, unterließ er es *).

Freiere Wirkung war dem Könige in der Verschönerung des Gottesdienstes gegönnt, dessen Formen aus dem Eigenthümlichen des Nationalgeistes hervorgingen und eben deshalb sehr wichtig waren. Er wurde feierlicher und prächtiger gemacht; durch Musik und Dichtkunst, worin David selbst Meister war, erhielt er eine künstlerische und gebildetere Form. Viertausend Leviten wurden zu dem Ende ausgewählt, mit besonderen Kleidern ausgezeichnet, und in Classen und Chöre geordnet. Die drei berühmtesten ihrer Gesangmeister, Asaph, Heman und Jedithun, kennen wir auch aus Proben ihrer Kunst in dem auf uns gekommenen Psalmenbuche. Bekanntlich enthält dieses heilige Gesänge, deren viele von David selbst herrühren, und eben so sehr von seinem tiefen und starken religiösen Gefühle zeugen, als zart und sinnvoll gedichtet sind. Diese Lieder wurden an den bekannten öffentlichen Festen gesungen, wo sich das gesammte Jüdische Volk bei dem Nationalheiligthum versammelte, und seine Einheit mit lebendiger Begeisterung in dem erneuerten Jehovahdienst fühlte. Aber zugleich bewunderte das Volk hier in dem Sitze seines Königs eine neue, vorher nie gesehene Pracht, welche der in den mannichfaltigen Kriegen erbeutete Reichthum und die durch vergrößerten Verkehr entstandene Bekanntschaft mit fremden Völkern eingeführt hatten. Es gewöhnte sich allmählig an die Veränderungen, welche dieser glorreichste König, dem es gelang, den lyrischen Dichterkranz in die Sieges- und Königskrone zu verflechten, in Sitten und Verfassung einführte.

Es erhob sich nun der Sinn des Volks durch die von David verbreitete Bildung aus seiner patriarchalischen Einfachheit und Beschränkung zu einer freiern Beweglichkeit; aber der mit der alten Verfassung verbundene Freiheitssinn wurde von dieser königlichen, fast

*) Gott ließ mir sagen, sprach David in der Folge in einer Versammlung der Edelen: Du sollst meinem Namen nicht ein Haus bauen; denn du bist ein Kriegsmann und hast Blut vergossen. 1 Chron. 29, 8.

despotischen Gewalt empfindlich verletzt und fing an, sich in der Berührung mit derselben abzustumpfen. Der Geist aller Asiatischen Regierungen zeigte sich auch bald an diesem Hofe; aus dem Harem des Königs gingen Parteiungen hervor, in die auch das Volk verwickelt wurde, und dies zeigte sich besonders am Ende der Regierung David's in verschiedenen Empörungen seiner Söhne.

Absalon, einer dieser Söhne, strebte ehrgeizig nach dem Throne seines Vaters. Er legte sich Wagen und Pferde, so wie eine Leibwache (Zeichen königlicher Würde oder königlicher Ansprüche) zu, und bemühete sich vor allem, die Gunst des Volks zu gewinnen. Zu dem Ende stand er alle Morgen am Wege zum Thore, wo Gericht gesprochen zu werden pflegte, und wenn Jemand war, der wegen einer Streitsache zum König gehen wollte, rief Absalon ihn an und fragte ihn, aus welcher Stadt er wäre, und ließ sich den Rechtshandel vortragen. „Deine Sache ist klar und gut, sagte dann Absalon. Es ist nur Niemand vom Könige gesetzt, der dich hören kann *). Wenn ich doch nur zum Richter im Lande gesetzt würde, daß jeder, der eine Streitsache hätte, zu mir käme, und ich ihm Recht spräche!" — Näherte sich Jemand und warf sich fußfällig zur Erde, so hob er ihn auf und küßte ihn. Alle diese Künste, um die Herzen der Israeliten für sich zu gewinnen, gelangen ihm so, daß er vier Jahre darauf schon in allen Stämmen Anhänger hatte, auf deren Hülfe er sicher rechnen konnte, um zur Ausführung zu schreiten. Bei einem feierlichen Opfer zu Hebron, wohin er sich begab, indem er bei David ein heiliges Gelübde vorschützte, sollte die Empörung zum Ausbruch kommen. Dort war schon eine bedeutende Anzahl seiner Anhänger versammelt. Zweihundert vornehme Einwohner von Jerusalem, die von der Verschwörung nichts wußten, lud er zu dieser Opfermahlzeit mit ein, und bemächtigte sich ihrer dann, wahrscheinlich damit sie ihm als Geiseln dienen sollten.

Als die Nachricht zum König kam, sein Sohn sey aufgestanden wider ihn, und das Volk in Israel falle ihm zu, hielt er sich in Jerusalem nicht mehr für sicher, und beschloß, die Stadt zu verlassen, begleitet von seiner Leibwache und vielen Anhängern. Auch der Hohe-

*) Nach alter Sitte entschied David, als König, selbst die Rechtshändel, und Absalon wünschte also, daß sein Vater ihn zum obersten Richter bestellen möchte, wodurch er schon einen großen Einfluß bekommen haben würde. — Erst unter den späteren Königen ward ein höchster Gerichtshof in Jerusalem eingesetzt.

prieſter mit der Bundeslade wollte ihm folgen, aber David wünſchte, daß er mit dem Heiligthum und den Leviten in der Stadt bleiben möchte, wo bei der Sicherheit, die ihm ſein Amt gab, ſeine Treue gute Dienſte leiſten könnte. Der König ſelbſt ſtieg barfuß und mit verhülltem Haupte weinend den Oelberg hinauf, um über den Jordan in die Wüſte zu fliehen. Zur Erde niedergeworfen, betete er zu Gott auf dem letzten Berge, von dem er Jeruſalem ſehen konnte. In dieſe Stadt zog Abſalon bald darauf ein, und folgte einem ſchändlichen Rathe, den ihm ſein Vertrauter Ahitophel, um jede Verſöhnung unmöglich zu machen, gab, nämlich ſeinem Vater David dadurch einen Schimpf anzuthun, daß er ſich aller Weiber deſſelben als der ſeinigen bediente. Zugleich bat Ahitophel, ihn mit einem rüſtigen Heere dem alten Könige nachſetzen zu laſſen. Aber Huſai, ein treuer Anhänger David's, der jetzt Freundſchaft gegen Abſalon heuchelte, widerrieth es, weil David und ſeine Leute tapfre Krieger wären, und dieſer kleinere Haufe leicht eine Niederlage erleiden könnte, wodurch er gleich Alles in der Meinung des Volks verlieren würde. Er müſſe vielmehr alle Iſraeliten aufbieten, und an ihrer Spitze dem David entgegen gehen. Abſalon befolgte dieſen ſcheinbar klügeren Rath, der den David aus einer augenſcheinlichen Gefahr rettete, und Ahitophel, der jetzt an dem guten Ausgang verzweifelte, ging fort und erhängte ſich.

Abſalon führte bald darauf ſein Heer ſeinem Vater über den Jordan entgegen. Um dieſen hatten ſich indeß in dem Flecken Mahanaim ſo viel Gutgeſinnte verſammelt, daß er ſich nun vor ſeinem Sohne nicht mehr fürchten durfte. Mit ihnen wollte er ſelbſt in den Streit ziehen, aber die Aelteſten und alle Freunde baten ihn, ſein Leben nicht aufs Spiel zu ſetzen. So übergab er denn ſeinem alten treuen Joab das Heer, doch mit der väterlichen Bitte, des Abſalon ſelber zu ſchonen. Der Streit begann im Walde Ephraim; Abſalon's Schaaren ergriffen die Flucht, und als die Königlichen ihnen nachſetzten, fanden ſie Abſalon ſelbſt lebendig in den Zweigen einer Terebinthe hangen. Der unerbittliche Joab ſtach ihm in dieſer Lage drei Spieße durch den Leib; dann machten Andere ihn los, warfen ihn in eine Grube, und bedeckten ihn mit vielen Steinen.

Am Thore von Mahanaim ſitzend, erwartete David die Botſchaft von dem Ausgang der Schlacht. Oben auf dem Dach des Thores erſpähte ein Wächter den erſten Boten, und bald nachher einen zweiten, der nicht ſo ſchnell lief. Und er ſagte es dem Könige an: „Jetzt ei-

kenne ich den ersten, es ist Ahimaaz, der Sohn Zadok." — „Wohl, sprach der alte David, das ist ein guter Mann, der bringt auch eine gute Botschaft." Und als er selber nahe kam, rief er: Friede! fiel mit dem Antlitz zur Erde nieder, und sprach: „Gelobt sey der Herr, dein Gott, der die Leute gezüchtigt hat, die ihre Hand wider meinen Herrn, den König, aufhoben!" Der Königs erste Frage war: „Geht es aber meinem Sohn Absalon auch wohl?" — „Von ihm hatte man noch keine Kunde, als ich das Getümmel verließ," antwortete der kluge Bote. Darauf kam der zweite an. David wiederholte an ihn dieselbe Frage, aber dieser antwortete: „Es müsse allen Feinden meines Herrn gehen, wie es Absalon geht." Da ging der König in das Haus, und weinte laut, und rief: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn! Wollte Gott ich hätte für dich sterben können."

Dieser Sieg machte auch in den übrigen Stämmen den besten Eindruck. Man fing an, das Unrecht zu erkennen, das dem Könige geschehen, der Israel aus der Hand der Philister gerettet hatte, daß er gezwungen worden, vor Absalon zu flüchten. Und alle Stämme vereinigten sich, den König zurückzurufen. Dieser aber, dem die allgemeine Stimmung zu Ohren gekommen, ließ heimlich durch den Hohepriester den Aeltesten von Juda sagen: warum wollt ihr die *letzten* seyn, den König und sein Haus zur Rückkehr einzuladen, da ihr des Königs Brüder und nächste Verwandte seyd! Dies fand beim Stamm Juda Eingang, und er zog hin, den König zurückzuführen.

Als nun David nach Jerusalem zurückkehren wollte, lud er den treuen Diener, der ihn in Mahanaim beherbergt hatte, ein, mit ihm zu kommen, und bis an sein Ende sein Tischgenoß zu seyn. Aber der wackere Mann (Barsillai war sein Name) lehnte den gütigen Antrag ab: „Achtzig Jahre bin ich schon, sprach er, kann ich noch schlechter und besser von einander unterscheiden? schmecken, was ich esse und trinke? oder hören, was die Sänger und Sängerinnen singen? Warum sollte ich meinem Herrn zur Last fallen! Dein Knecht will noch ein wenig mit dir gehen, bis über den Jordan, aber dann laß mich umkehren, daß ich sterbe in meiner Stadt, bei meines Vaters und meiner Mutter Grabe." Der König küßte den ehrlichen Alten, und entließ ihn segnend in seine Wohnung.

Indeß hätte die Aufforderung David's an das mächtige Juda, sich von den übrigen Stämmen nicht zuvorkommen zu lassen, ihn beinahe um die Frucht seines ganzen Sieges gebracht. Denn die immer glim-

mende Eifersucht der übrigen Stämme loderte jetzt auf. Sie sprachen zum König: „warum haben die vom Stamm Juda dich gestohlen; den König, sein Haus und seine Leute allein über den Jordan geführt?" Juda behauptete dagegen, der König gehe ihn näher an. Der Streit entbrannte stärker; Seba, aus dem Stamm Benjamin, rief aus: „wir haben keinen Theil an David und kein Recht am Sohn Isai; zurück, ihr Israeliten, in euer Land!" — und die allgemeine Empörung war von neuem ausgebrochen. Aber David sandte Joab mit einem Heere; dieser schlug Seba, und unterdrückte den Aufstand.

Gegen das Ende seines Lebens fiel David in große Entkräftung. Er bestimmte seinen ältesten Sohn, Salomo, zu seinem Nachfolger, allein einer der jüngeren, Adonia, traf allerlei Vorkehrungen, um nach des Vaters Tode die Regierung an sich zu reißen, und hatte selbst den mächtigen Joab auf seiner Seite. Da der König dies hörte, befahl er den Priestern, Salomo öffentlich zu salben, ihn auf seinem Maulthier unter Trompetenschall durch die Stadt zu führen, und zum Könige auszurufen. Dies geschah unter allgemeiner Zustimmung des Volks, worüber Adonia so erschrak, daß er in das Heiligthum eilte, den Altar zu umfassen, denn er glaubte, Salomo würde ihn augenblicklich tödten lassen. Aber dieser befahl ihm, ruhig in sein Haus zu gehen, und sich künftig still zu verhalten.

Auch David's letzte Worte sind merkwürdig. „Siehe, sprach er zu Salomo, ich gehe den Weg aller Welt, darum tröste dich, und sey ein Mann, und warte auf die Hut des Herrn, deines Gottes, daß du wandelst in seinen Wegen, wie im Gesetz Moses geschrieben steht." Er befahl ihm darauf, den Joab*) und den Simei, einen Abkömmling Saul's, der ihn auf der Flucht vor Absalon geschimpft hatte, ja nicht am Leben zu lassen, weil Beide ihm gefährlich werden könnten, den Söhnen des alten Barsillai hingegen bis an ihr Ende Gutes zu thun. Er verschied darauf im ein und siebzigsten Jahre seines Alters. Sein Grab wurde noch lange nach Christi Geburt in Jerusalem gezeigt.

*) Joab hatte an der Verschwörung Adonia's Theil genommen, doch gedenkt David hier besonders der Ermordung Abner's und des Amasa, den David nach Absalon's Empörung zu seinem Feldoberſten gemacht hatte.

15. Salomo.

(1015—975 vor Chr.)

Salomo war zwanzig Jahr alt, als er den Thron bestieg. Sein feiner Verstand und seine Liebe zu den Künsten haben ihm den Beinamen des Weisen verschafft. Ohne seines Vaters kriegerischen Geist geerbt zu haben, besaß er doch eine Hoheit des Geistes, die ihm überall Furcht und Achtung verschaffte. Was das Volk unter jenem König errungen und erkämpft hatte, das genoß man unter diesem. Juda und Israel, sagt die Bibel, wohnten von Dan bis Berseba sicher, Jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum; sie waren unzählig, wie der Sand am Meer, aßen, tranken, und waren fröhlich. — Der Gerechtigkeitspflege nahm sich der König Salomo sehr an, und zeigte in der Entscheidung streitiger Fälle hohe Weisheit. Einst kamen zwei Weiber vor ihn; die eine sprach: „Wir wohnten zusammen, und jede gebar ein Kind. Diese da erdrückte das ihre im Schlaf, und da es ihr leid that, nahm sie mir heimlich das meine, und legte mir ihr todtes in den Arm. Als ich erwachte, sah ich, daß das nicht mein Kind sey, aber sie stritt mit mir, und will mir mein Kind noch immer nicht wiedergeben." Jene schalt diese eine Lügnerin, und sagte, gerade umgekehrt verhalte sich die Sache. Salomo sprach: Holt mir ein Schwert. Darauf befahl er, das lebende Kind in zwei Stücke zu hauen, und Jeder die Hälfte zu geben. „Ach nein! Herr, rief sogleich die eine, ehe ihr's tödtet, gebt es jener nur ganz." — „Du bist die Mutter, sprach Salomo, geh', hier ist dein Kind."

Eine der gefeiertesten Thaten Salomo's ist der Bau des berühmten Tempels, wofür schon David große Schätze gesammelt und hinterlassen hatte. Man muß freilich diesen Tempel nicht nach den künstlerischen Mustern Griechischer Baukunst beurtheilen, deren schöne Formen ihm mangelten; besonders war er finster und niedrig *). Dagegen zeigte sich große Pracht und mechanische Tüchtigkeit. Wie niedrig man auch die Berechnung machen will; in jedem Falle muß der Tempel außerordentliche Summen gekostet haben. Da er auf dem Berge Moria erbaut war, so hatte mit großer Mühe dieser Berg selbst theils geebnet, theils erweitert werden müssen, und noch zur Zeit der Römer

*) Er war sechszig Ellen lang, zwanzig breit und dreißig hoch.

bewunderte man eine große Mauer, aus dicken, mit eisernen Klammern verbundenen Steinen aufgeführt, vierhundert Ellen hoch, mit welcher der Berg von der einen Seite eingefaßt war. Auch hatte der Tempel, nach Art der Aegyptischen, eine Menge von Nebengebäuden, welche theils zur Aufbewahrung des Zehnten, theils zu Sälen bei den Opfermahlzeiten, theils zu Wohnungen der Priester u. s. w. dienten.

Zur Vollführung dieses Baues, der sieben Jahre dauerte, bediente Salomo sich bei den mechanischen Arbeiten der Sklaven, die nicht Israeliten, sondern meistens Nachkommen der im Lande gebliebenen und nicht ausgerotteten Kananitischen Völker, der Hethiter, Jebusiter u. a. waren. Die eigentlichen Künstler bei dem Werke scheinen meistentheils Ausländer gewesen zu seyn, aus dem kunstbegabten und fleißigen, damals vorzüglich mächtigen Tyrus. So war der Künstler, welcher die beiden großen metallenen Säulen und die Tempelgefäße verfertigte, ein Tyrier; auch bediente sich Salomo Tyrischer Arbeiter, um das Cedernholz auf dem Libanon fällen, es dort zurichten, und dann auf dem Meere bis Joppe flößen zu lassen. Dafür gab er vermöge eines Vertrages seinem Freunde, dem König von Tyrus, Oel und Korn.

Auch das Gold, welches Tyrus ihm lieferte, war wahrscheinlich nicht gemünzt, sondern von Tyrischen Künstlern zu mannichfachem Gebrauche als Verzierung der Wände, so wie als Geräth, schon verarbeitet. Die Menge des so verarbeiteten Goldes aber, dessen Salomo bedurfte, war nicht gering, denn außer dem Tempel verherrlichten noch andere, prachtvoll geschmückte Gebäude seine Regierung. So baute er noch für sich einen Palast in Jerusalem, und einen Sommeraufenthalt am Fuße des Libanon, unweit der Stadt Baalbek *), in welchem alles Geräth von Gold war, ferner eine Gerichtshalle, einen eignen Palast für seine Gemahlin, welche eine Aegyptische Königstochter war, und anderes dergleichen. Gerühmt wird auch der elfenbeinerne Thron, der mit feinem Golde überzogen war, auf dessen sechs Stufen zu beiden Seiten zwölf Löwen standen, und der, wie hinzugesetzt wird, seines gleichen in keinem Königreiche hatte, aber wahrscheinlich auch ein Werk fremder Künstler war. Man sieht daraus, daß diese Pracht, dieser reiche Schmuck des Lebens, ein Bedürfniß des üppigen Hofes war,

*) Diese Stadt befestigte Salomo, Tadmor aber legte er wahrscheinlich neu an.

und nicht aus dem Culturzustand der Nation hervorging, so sehr sich dieser seit David's Zeiten auch gehoben hatte.

Mit dem Handel, an dem das Jüdische Volk jetzt Theil nahm verhielt es sich auf gleiche Weise. Nicht das Volk trieb ihn, sondern der König für seine eigne Rechnung in Verbindung mit dem König von Tyrus, meistens mit Phönicischen Seeleuten, besonders von dem Hafen Ezeongeber aus am Arabischen Meerbusen. Dieser Handel ging nach Ophir (oben S. 61.), und brachte dem Könige Gold, Silber und andere Waaren. Auch mit Pferden trieb er Handel; und dies weiset auch von einer andern Seite auf eine von ihm ausgehende Neuerung hin. Bis jetzt waren Pferde den Israeliten fremd gewesen; zum Ackerbau gebrauchte man nicht das Pferd, sondern den Esel, und in Kriegen kämpften die Juden nie zu Pferde. Moses hatte dies besonders verboten *), und deshalb auch zu den Bedingungen, unter welchen er in einer künftigen Zeit einen König zu erwählen erlaubte, ausdrücklich diese hinzugesetzt, daß er keine Reiterei solle halten dürfen. Ungeachtet nun die Juden in manchen der bisherigen Kriege bei einigen ihrer Feinde Streitwagen und Pferde im Gebrauch gesehen hatten, so findet man doch selbst bei David noch eine genaue Befolgung des Mosaischen Gesetzes. Salomo aber ließ dieses Gesetz außer Acht, indem er eine förmliche Reiterei von zwölftausend Mann einrichtete und vierzehnhundert Kriegswagen. Diese Reiterei, für welche er noch zweimal soviel Pferde hielt, lag in Städten, wo Ställe für sie gebauet waren (Reiterstädte), zusammen, ganz nach der Weise Aegypten's **). Aus Aegypten ließ er auch die Pferde bringen, — denn Arabien hatte damals noch keine Pferdezucht — sowol die für seine eigne Reiterei erforderlichen, als andere, welche er an die benachbarten Fürsten zu hohen Preisen wieder verkaufte.

Dieser Handel, so wie der, welchen Salomo auf den Schiffen

*) Der Grund, warum Moses die Pferdezucht verbot, war theils, weil der Gebrauch der Pferde zum Ackerbau weniger nützlich war, als die Anwendung der Esel, theils aber weil das entweder von Wüsten oder von Bergen umgebne Kanaan zu seiner Vertheidigung nur eines tüchtigen Fußvolks bedurfte, und nur bei fernen Eroberungskriegen, die Moses nicht gewollt, die Nothwendigkeit der Pferde gefühlt werden konnte. Auch sieht man seit Salomo's Reiterei die Juden nicht glücklicher in ihren Kriegen.

**) Daraus ist zu erklären, daß, sobald Moses mit den Israeliten aus Aegypten ziehet, er sogleich von einer mächtigen Reiterei und sechshundert Wagen verfolgt wird. Diese lag nämlich in der Stadt (wahrscheinlich Memphis) zusammen.

trieb, und die Tribute der zinspflichtigen Völker, waren die Hauptquelle der bedeutenden Einkünfte dieses Königs, von dem gesagt wird, daß er das Cedernholz so gemein wie Feigenholz, und das Silber wie Steine gemacht habe. Für die täglichen Bedürfnisse des königlichen Hofes hatten zwölf Amtleute zu sorgen, welche durch das Reich vertheilt waren. Jeder von ihnen mußte einen Monat hindurch eine bestimmte Menge von Lebensmitteln herbeischaffen.

So hatte sich Salomo auf alle Weise mit königlicher Pracht umgeben, aber nicht geringer glänzte seine Weisheit. Denn Gott, sagt die Bibel, gab ihm Weisheit, Verstand und unzählige Kenntnisse, wie der Sand am Meere ist, größer als sie im ganzen Morgenlande und in Aegypten zu finden waren. Er verfaßte dreitausend Sprüche, tausend und fünf Gedichte, und besang alle Bäume, von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der auf Mauern wächst, vierfüßige Thiere, Vögel, Gewürme und Fische; welches also von Kenntnissen in der Naturkunde und dem Bestreben, sich in der Darstellung derselben zu versuchen, zeigt *). Sein Name ward weit und breit berühmt, und viele Fremde kamen, um seine Weisheit kennen zu lernen. Unter diesen wird namentlich eine Königin von Saba, im glücklichen Arabien, erwähnt, die mit großer Begleitung und vielen Geschenken nach Jerusalem kam, um sich von der Wahrheit des Gerüchts, welches die Pracht und Herrlichkeit des Königs und seine große Weisheit verkündete, persönlich zu überzeugen.

In allen diesen Einrichtungen und Verhältnissen, in dem Glanze des königlichen Thrones, dem auswärtigen Handel, der Veränderung des Kriegswesens, erkennt man, wie die Umwandlung, welche die von Moses ursprünglich gegebene Verfassung allmählig erlitten hatte, nun in ihrem vollen Umfange hervortrat. Statt eines auf ursprüngliche Gleichheit berechneten und auf den patriarchalischen Familiengeist gegründeten Zustandes des Volks, stellte das Jüdische Reich jetzt eine völlige, nach den in Asien gewöhnlichen Formen gebildete Despotie dar, die aber auch keine lange Dauer verhieß. Salomo's Regierung ist zwar die größte Höhe, aber auch der letzte Glanz des Jüdischen Reichs. Der Luxus des Königs konnte, indem er sich über das Volk verbreitete, in diesem nur Schlaffheit und Ausschweifungen hervorrufen. Dazu

*) Was sich von Salomo's Schriften erhalten hat, findet sich bekanntlich im Alten Testament.

kam der in jeder Hinſicht verderbliche Einfluß eines großen Harems. Salomo hatte ſiebenhundert Gemahlinnen, alle von fürſtlichem Range, die meiſten Ausländerinnen, ganz gegen das von Moſes ausdrücklich ausgeſprochene Verbot. Dieſe lenkten das Herz des Königs, vorzüglich als er älter ward; ſie vermochten ihn zur Errichtung von Altären für ihre Götter, denen ſie nach ihrer Sitte opferten und dienten. Ja ſelbſt der weiſe König theilte, wie die Schrift ſagt, ſein Herz zwiſchen dem Herrn, ſeinem Gott, und den fremden Götzen. Dies mußte die Gemüther aller Frommen empören und von dem Könige abwendig machen. Es erſchütterte aber zugleich die Grundlage, auf welche das ganze politiſche Daſeyn des Jüdiſchen Volkes gebauet war.

Spuren einer beginnenden Auflöſung zeigten ſich auch ſchon am Ende dieſer Regierung. Bei ſeiner Thronbeſteigung hatte ſich Salomo den innern Frieden durch die Hinrichtung Joab's und Adonia's geſichert, und ſich deſſelben in der That lange erfreut; nun aber begannen innere Bewegungen. Einer von des Königs Beamten, Jerobeam, aus dem Stamm Ephraim, ein kühner, unternehmender Mann, fing eine Empörung an, floh aber, da Salomo ſich ſeiner bemächtigen wollte, nach Aegypten zu dem dortigen König, um eine beſſere Gelegenheit, welche ihm die Unzufriedenheit des Volks mit dem regierenden Hauſe und die Eiferſucht der Stämme unter einander verſprach, abzuwarten. Neben dieſer Gährung, die ſich im Innern vorbereitete, entſtand auch ein gefährlicher Nachbar, indem ein gewiſſer Reſan, ein Diener des von David beſiegten Königs von Niſibis, Damaskus einnahm, und ein Reich ſtiftete, das jetzt ſchon den Juden einen Theil von Syrien entriß, und ihnen in den Zeiten der Trennung noch gefährlicher wurde.

Kaum war Salomo nach einer vierzigjährigen Regierung geſtorben, als dieſe unſelige Trennung geſchah. Die Keime dazu lagen in der ſchon mehrmals berührten Eiferſucht der zehn Stämme gegen den Stamm Juda und den mit dieſem wegen der Lage der Hauptſtadt eng verbundenen Stamm Benjamin; eine Eiferſucht, welche wegen der großen Vortheile, die den letzteren durch den wachſenden Glanz Jeruſalem's unter Salomo's Regierung zufloſſen, noch ſehr verſtärkt worden ſeyn mußte. Jetzt, nach dem Tode dieſes Königs, kam ſie zum Ausbruch durch die Schuld des leichtſinnigen Rehabeam, den ſein Vater Salomo zum Nachfolger beſtimmt hatte. Die Aelteſten der zehn Stämme hatten ſich zu Sichem verſammelt, dem neuen König zu huldigen, und der aus Aegypten zurückgekommene Jerobeam war an ih-

rer Spitze. Sie sprachen zu Rehabeam: „Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht; erleichtre du es uns, so wollen wir dir unterthänig seyn.“ Die Räthe Salomo's riethen ihm, nachzugeben, allein er folgte jüngeren Freunden, und gab die stolze Antwort: „Hat's euch mein Vater schwer gemacht, so will ich's euch noch schwerer machen. Er hat euch mit Ruthen gepeitscht, ich will euch mit Geißeln züchtigen.“ Diese unkluge Drohung bewirkte in den Abgeordneten einen raschen Entschluß. „Was haben wir denn, sprachen sie, für Theil am Hause David's? Laßt doch dem Stamm Juda seine Auserwählten, und wer zu Israel gehört, der komme mit uns.“ So kehrten sie auf der Stelle um. Rehabeam, seine Thorheit bereuend, sandte ihnen seinen Schatzmeister nach, aber der ward gesteinigt, und der König selbst entkam mit Mühe auf seinem Wagen nach Jerusalem. Hier erkannten ihn Juda und Benjamin für ihren König an, aber die übrigen zehn Stämme, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen Israel begriffen werden, wählten Jerobeam zu dem ihrigen. So ward das Reich, welches kaum ein Jahrhundert als ein festes Ganze bestanden hatte, getheilt, und blieb es auch, bis beide Theile, eben durch die Trennung, gänzlich zu Grunde gingen.

---

16. Die Reiche Israel und Juda getrennt, bis zum Untergang des erstern.

(975—722 vor Chr.)

Da Juda bisher Seele und Haupt des ganzen Staates gewesen war, so mußte es Jerobeam's erste Sorge seyn, dem neu geschaffenen Reiche Israel ein eigenthümliches, für sich bestehendes Leben zu geben. Dazu war nicht genug, daß er die Stadt Sichem, im Gebiete Ephraim's, als des mächtigsten unter den zehn Stämmen, befestigte und zu seiner Hauptstadt machte, sondern er mußte auch in seinem Reiche das Ansehn vernichten, welches Jerusalem als Bewahrerin des Heiligthums und als Mittelpunkt der großen Volksfeste hatte. Dies suchte er dadurch zu bewerkstelligen, daß er zwei güldene Kälber aufrichtete, das eine zu Bethel im Süden, das andere zu Dan im Norden seines Reiches, als Bilder des Gottes, der das Volk aus Aegypten geführt. An diesen Orten wurden Tempel gebaut, und Feste gefeiert, wo das Volk sich

versammeln sollte, statt zu Jerusalem, unter dem Vorwand, daß dieses zu weit entlegen sey. Als Priester bestellte er Leute aus dem Volke und nicht aus dem Stamme Levi, welcher mit dem Reiche Juda in einer dem Könige bedenklich scheinenden Berührung stand.

Viele Leviten, und mancher fromme Israelit, wanderten nun aus nach Juda. Denn obgleich Rehabeam selbst, als Sohn einer Amoniterin, und sein Sohn und Nachfolger Abiam fremden Gottesdienst duldeten, und Bildsäulen, heilige Haine und dergleichen anzulegen erlaubten, so wurde dieses Reich doch immer, wegen seines Tempels und des Besitzes der Bundeslade, als der Sitz des wahren Jehovahdienstes angesehen. Dieses Gewicht in der öffentlichen Meinung, die erwähnten Einwanderungen und der Besitz der festen Hauptstadt machten, daß Juda dem größern und volkreichern Israel das Gleichgewicht halten konnte.

Beide Staaten stritten nun häufig mit einander, und suchten das Uebergewicht auch durch fremde Hülfe zu erlangen, welches zuletzt der Grund zum völligen Untergang beider Reiche wurde, und zwar zuerst für Israel, das die gefährlichsten Nachbarn hatte. Das in Israel's Nähe neu gestiftete Reich Damaskus wurde bald in den Strudel dieser Kriege gezogen. Schon Baesa, der Jerobeam's Sohn Nadab erschlagen, dessen ganzes Geschlecht ausgerottet, und sich dann als ein Emporkömmling auf den Israelitischen Thron geschwungen hatte (953 vor Chr.), stand mit dem Könige von Damaskus im Bündniß, und bekriegte mit dessen Hülfe das Reich Juda. Aber der dortige König Assa (des Abiam Sohn, reg. 955—914), der sich die Wiederherstellung des Jehovahdienstes angelegen seyn ließ, wußte durch Schätze, die er nach Damaskus sandte, dieses ihm gefährliche Bündniß zu trennen, den Israelitischen König, der Rama, als den Schlüssel zu Juda, befestigen wollte, zu vertreiben, und den Syrischen König zu einem Feinde Israel's zu machen.

Doch den größten Feind hatte das Reich Israel in dem ewig regen Parteigeist, der blutige Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege herbeiführte, in welchen alle Frommen den Zorn Jehovah's über den herrschenden Götzendienst erkannten. Nach dem Tode des tapfern Baesa wurde sein ganzes Geschlecht vernichtet, bis, nach einigen Jahren heftiger Unruhen, der Feldherr Omri sich durch Muth und Tapferkeit als König behauptete. Er bauete eine neue Hauptstadt, Samaria, und hinterließ (918) seinem schwachen Sohne Ahab den Thron. Dieser

von seiner Gemahlin Isabel, einer Tochter des Königs von Sidon, bewogen, nahm den Phönicischen Baalsdienst an. Gegen die Unzufriedenen erregte Isabel harte Verfolgungen, bei welchen der Prophet Elias mit großem Muthe und einem wahren Feuereifer den Glauben an Jehovah vertheidigte, und auch Anhänger unter den Israeliten fand. Ein solcher Zustand des Reichs schien dem eroberungssüchtigen König von Damaskus, Benhadad, eine treffliche Gelegenheit, sich Israel zu unterwerfen. Er zog daher gegen Samaria, und forderte Unterwerfung und Auslieferung aller Schätze. Die Israeliten widerstanden, doch verlor Ahab im Verlauf dieser Kriege in einer unglücklichen Schlacht das Leben (897).

Josaphat, König von Juda (914—891), bemühete sich damals, zwischen beiden Staaten den längst entbehrten Frieden zu erhalten, da der Andrang fremder Völker auch seinem Reiche gefährlich zu werden drohte. Er vermählte deshalb seinen Sohn Joram mit einer Tochter Ahab's, der Athalia. In seinem Lande strebte er, Unterricht und Gerechtigkeitspflege zu verbessern, und zeigte sich überall als einen lobenswürdigen Herrscher, ohne daß jedoch, bei dem einmal eingebrochenen Verfall, seine Bemühungen dauernden Erfolg haben konnten. Die mit den Königen von Israel eingegangene engere Verbindung erzeugte unter seinen Nachfolgern bald wilde, alles Gute zerstörende Unruhen. Athalia veranlaßte ihren Gemahl, den König Joram, und nach dessen Tode (884) ihren Sohn Achasia, den Götzendienst des Israelitischen Reichs auch in Juda völlig einzuführen. Diese Verletzung des Jehovahdienstes und der Mosaischen Verfassung bewog die für beide begeisterten Propheten zu kräftigem Widerstand. Nicht ohne ihre Begünstigung, und besonders durch die Aufregung Elisa's, eines Schülers des Elias, empörte sich Jehu und tödtete den König von Israel, Joram, Ahab's Sohn, und Achasia, den König von Juda, die beide zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen den König von Damaskus eben beisammen waren. Jetzt wurde in Israel die wilde Isabel ermordet und das ganze Haus Ahab's von Jehu ausgerottet, und eine eben so harte Verfolgung erging über alle Diener Baal's, welche, zu einem Feste eingeladen, in dem Tempel ihres Gottes von Jehu's Soldaten sämmtlich niedergemacht wurden. Doch der Bilderdienst blieb, wie Jerobeam ihn eingerichtet.

Gleich blutige Auftritte herrschten nach Achasia's Ermordung in Juda. Kaum hatte Athalia die durch Jehu geschehene Ermordung

ihres Sohnes erfahren, als sie sogleich alles, was vom königlichen Stamme war, umbringen ließ, um allein und ohne Nebenbuhler den Thron von Juda behaupten zu können. Aber die Priester hatten einen Sohn Achasia's, Joas, dem von Athalia veranstalteten Blutbade entrissen, und im Tempel heimlich auferzogen. Nach sieben Jahren, als die Priester unterdeß mit der Leibwache Alles eingeleitet hatten, ward dieser Erbe des Throns aus seinem Dunkel hervorgezogen und in dem Tempel öffentlich als König ausgerufen (877). Athalia wollte Gegenanstalten treffen, wurde aber ermordet. Mit ihrem Untergange ward auch der von ihr begünstigte Baalsdienst gestürzt. Der Tempel dieses Götzen wurde niedergerissen, und die Priester desselben ermordet; dagegen erstand der verfallene Tempel Jehovah's in neuem Glanze. Aber nicht zugleich das Reich. Hasael, König von Syrien, bedrohte Jerusalem mit so furchtbarer Macht, daß Joas keine andere Rettung sah, als mit Aufopferung der großen Tempelschätze dem Feinde den Frieden abzukaufen, und sein Vasall zu werden. Amazia, der Sohn und Nachfolger des durch die eignen Diener ermordeten Joas, war noch unglücklicher, als er mit dem Israelitischen König Joas in Krieg gerieth, besiegt und gefangen wurde. Letzterer eroberte Jerusalem, ließ die Mauern niederreißen und erbeutete die noch vorhandenen königlichen und Tempelschätze.

Diese Stärke Israel's nahm zu unter dem kräftigen Jerobeam II. (825—784), welcher in glücklichen Kämpfen die alte Grenze gegen Syrien wieder herstellte, und die drei Stämme jenseit des Jordan aus der Gewalt dieses Reichs befreite. Wahrscheinlich herrschte zugleich wieder Friede mit Juda, so daß dessen König Usia, auch Asarja genannt (811—759), sein Gebiet gleichfalls wieder ausdehnte, die Philister demüthigte, die Häfen am Rothen Meere wiedereinnahm, und Jerusalem nebst mehreren Grenzpunkten seines Staats befestigte. Beide Staaten zeigten also, was sie, wenn Eintracht zwischen ihnen und Friede im Innern geherrscht hätte, vereint gegen jeden auswärtigen Feind vermocht haben würden.

Aber diese glückliche Periode dauerte nicht lange, und der innere Friede ward wieder gestört. Usia gerieth in Zwist mit seinen Leviten, weil er wahrscheinlich die Hoheprieſterwürde mit der königlichen verbinden wollte, denn das muß man wol darunter verstehen, wenn erzählt wird, daß Usia in den Tempel ging und selbst räuchern wollte. Er trat darauf die Regierung seinem Sohne Jotham ab. Noch ärger

wütheten wilde bürgerliche Kriege in Israel zwölf Jahre lang, und als der Emporkömmling Menachem den Thron inne hatte, erstanden in den Assyriern neue, höchst gefährliche Feinde. Der oben schon als König dieses Reichs erwähnte Phul drang jetzt in Syrien und das von Parteien zerfleischte Israel siegreich ein (770), begnügte sich aber mit der Unterwerfung Israel's und mit einem großen Tribut *). Aber Pekah, der Mörder Pekajah's, des Sohnes Menachem's, fand an dem Nachfolger Phul's, Tiglat Pilesar, der durch die Streitigkeiten zwischen Juda und Israel herbeigezogen wurde, einen unversöhnlicheren Feind. Sehr zur Unzeit vom Eroberungsgeiste ergriffen, hatte sich Pekah mit Syrien gegen Juda verbunden. Sie griffen Jotham's Nachfolger, den König Ahas (743—728) an, besiegten ihn in einer Schlacht, nahmen ihm die Häfen am Rothen Meere wieder ab, und wollten sogar Jerusalem belagern, wozu es aber nicht kam. In dieser Noth, wo, nach dem Ausdrucke des damals lebenden und lehrenden Propheten Jesaia, der königlichen Familie und dem Volke das Herz bebte, wie wenn die Bäume im Walde vom Winde bewegt werden, faßte der König Ahas den Entschluß, bei den Assyriern Hülfe zu suchen. Vergebens warnte der hochsinnige, Assyrien mehr fürchtende Jesaia. „Laß dir das Herz vor diesen zwei rauchenden und schon verzehrten Feuerbränden (Israel und Damaskus) nicht entfallen," sprach er im Namen Jehovah's. Aber sein Rath ward nicht befolgt. Ahas sah freilich das Syrische Damaskus unterliegen, Israel bis auf das kleine Samaritanische Land zerstört, und einen großen Theil der Einwohner von dem Assyrischen Sieger fortgeschleppt; aber er hatte zugleich seine Selbständigkeit verloren, und sich zum Sklaven Assyrien's gemacht. Dadurch daß Ahas auch dem Jehovahdienst entsagt, die Thüren des Tempels verschlossen und den Göttern seiner Feinde **) als den mächtigeren geopfert hatte, schien der Untergang der Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit des Jüdischen Reichs vollendet. Jesaia, Micha, und andere Propheten suchten indeß das Volk zu dem Jehovahdienst zurückzuführen, und dies gelang ihnen wenigstens bei dem Sohne des Ahas, dem Könige Hiskia (728—699), welcher den alten Gottesdienst wieder herstellte, und unter großen Feierlichkeiten den Tempel reinigen ließ. Als er die Feier des Passahfestes veranstaltete, strömte eine

*) Merkwürdig ist, daß der König das Geld dazu von den Soldaten erhob.

**) Er brachte sogar Menschenopfer, nach der Sitte der Kananiter.

Volksmenge nach Jerusalem, wie sie seit Salomo's Zeiten nicht gesehen worden war. Denn des Königs Eifer war nicht bei Juda stehen geblieben, sondern er hatte durch Ausschreiben auch die Stämme des Reiches Israel dazu einladen lassen. Viele waren gekommen, andere hatten seine Boten verlacht und verspottet.

Bald darauf erfolgte die gänzliche Vernichtung Israel's durch die Assyrische Macht. Hosea, der letzte König des Israelitischen Staates, machte einen Versuch, sich von der Oberherrschaft derselben zu befreien, und verband sich zu dem Ende mit Aegypten, auf dessen Macht er glänzende Hoffnungen bauete. Aber diese Hoffnungen betrogen ihn; es traf ihn und sein Volk das Wehe, welches Jesaia zugerufen hatte, „der stolzen Krone (Samaria) der trunkenen Ephraimiten, der welken Blume auf dem Haupte des fetten Thales der Weinberauschten." Salmanassar von Assyrien, sehr bald von diesen geheimen Unterhandlungen unterrichtet, eilte mit seinem Heere nach Samaria, eroberte diese feste Stadt nach einer fast dreijährigen Belagerung, und führte den König nebst einem Theil der vornehmsten Einwohner in das Assyrische Reich in die Gefangenschaft (722). Fremde aus jenen Ländern wurden von Salmanassar dagegen nach Samaria geschickt, die, mit den zurückgebliebenen Israeliten vereinigt, späterhin das gemischte Volk der Samariter bildeten. Drittehalb Jahrhunderte hatte das Israelitische Reich bestanden, als es auf diese Weise endete.

---

17. Untergang des Reiches Juda.

(722—588 vor Chr.)

Dennoch wagte es der König von Juda, Hiskia, wenige Jahre nachher, sich der Schmach der von seinem Vater gegen Assyrien eingegangenen Zinspflichtigkeit zu entziehen. Mochten es nun anderweitige Kriegszüge Salmanassar's seyn, oder Unruhen, die nach dieses Königs Tode entstanden, die den Hiskia dabei begünstigten; genug erst zehn Jahre darauf erschien Sanherib, Salmanassar's Nachfolger als Rächer in Palästina. Hiskia suchte den Angriff durch Geld abzuwenden, zu dessen Herbeischaffung er das Gold von den Pfosten und Thoren des Tempels reißen ließ, und Sanherib ließ sich anfangs damit befriedigen; aber bald darauf schickte er einen Theil seines Heeres

gegen Jeruſalem, um es zur Uebergabe aufzufordern, während er ſich ſelbſt mit dem Hauptheere gegen Aegypten, Hiskia's Verbündeten, wandte. Sanherib hielt die Eroberung dieſes Landes für ſehr leicht, und mochte denken, was Jeſaia ihm in den Mund legt: „mit den Fußſohlen meines Heeres will ich alle Ströme Aegypten's trocken machen." Wir haben aber ſchon oben (S. 52.) erzählt, daß er von dieſem Zuge unverrichteter Sache heimkehrte. „Denn, erzählt die Bibel, in der Nacht fuhr aus der Engel des Herrn und ſchlug im Lager von Aſſyrien hundert fünfundachtzig tauſend Mann *)." Aegypten und Juda waren gerettet, und das letztere Reich blühte unter der fernern Herrſchaft des Hiskia in Frieden.

Aber ſchon ſeines Sohnes Manaſſe wilde Regierung (699—644) verſchlimmerte die Lage des Reichs wenigſtens im Innern. Dieſer König führte wieder Phöniciſche und andere Religionsgebräuche ein, und ließ harte Verfolgungen über Diejenigen ergehen, welche dagegen eiferten. Die Aſſyrier bekriegten das Reich wiederum, und Manaſſe wurde ſelbſt von dem Sieger auf einige Zeit in die Gefangenſchaft fortgeführt. Noch größere Gefahren aber bedrängten ſeinen Enkel Joſia (ſein Sohn Amos ward ſchon nach zwei Jahren erſchlagen), indem ſich unterdeß das Babyloniſche Reich mächtig erhoben hatte, und in ihm ein raſch und kühn aufſtrebender Feind in der Nähe des Jüdiſchen Staats. Und da, wie wir oben (S. 58.) geſehen haben, Aegypten und Babylon mit einander in Kampf geriethen, ſo kam Juda in eine von zwei Seiten gleich bedrohte Mitte. Joſia ſchien das Schickſal, welches hiedurch ſeinem Reiche bereitet wurde, nach den religiöſen Begriffen ſeines Volkes am wenigſten zu verdienen, indem er ſich für die Wiederherſtellung des reinen Gottesdienſtes mit außerordentlichem Eifer bemühete. Ein beſonderer Vorfall hatte dieſen Eifer aufgeregt. Der damalige Hoheprieſter fand bei der Ausbeſſerung des Tempels die alten echten Urkunden der Moſaiſchen Geſetzgebung wieder auf, die wahrſcheinlich bei Manaſſe's vernichtendem Eifer gegen den Moſaiſchen Glauben verſteckt, und ſo verloren gegangen waren. Die Anhörung der Verwünſchungen gegen alle die, welche dem damals ge-

*) Einige verſtehen hierunter die Peſt. Man vergleiche die oben angeführte Aegyptiſche Sage (S. 52. Anm.). Scharfſinnig iſt die Vermuthung, daß Herodot's Erzählung auf falſcher Deutung der Maus beruhe, welche das Königsbild im Tempel in der Hand hielt. Denn als Hieroglyphe bedeutete die Maus bei den Aegyptern Verheerung und Vernichtung.

schlossenen Bunde würden untreu werden, machte einen tiefen Eindruck auf den jungen König, der sich das Gesetzbuch vorlesen ließ. Er vernichtete nicht bloß die abgöttischen Denkmäler, mit welchen Manasse den heiligen Tempel zu Jerusalem verunziert hatte, sondern ließ auch jede Spur des Götzendienstes zerstören, die in Juda und Israel noch von alter Zeit her sichtbar und übrig war. Aus der Anführung der Denkmäler, welche damals vernichtet wurden, sieht man, daß fremder Religionsdienst aller Art unter den Juden einheimisch geworden war. Dem Moloch hatte man im Thale Hinnon Kinder geopfert; der Sonne geweihte Pferde standen am Eingange des Tempels; in heiligen Hainen hatte man die Bilder des Baal, der Astarte und Anderer aufgestellt; auch mit fremden Priestern war das Land erfüllt, welche Josia jetzt den Feuertod sterben ließ. Dagegen trat die ganze alte Herrlichkeit des durch David verschönerten Tempeldienstes wieder hervor, das Passahfest wurde mit altem Glanze gefeiert, und nie, sagt das Buch der Könige, hat es vor Josia einen König gegeben, welcher sich so von ganzem Herzen zu Jehovah bekehrt hätte, wie dieser.

„Aber dennoch, heißt es weiter, ließ der Herr, um der Sünden der vorigen Könige willen, von seinem Zorne nicht ab, und beschloß, Juda zu vertilgen." Babylon und Aegypten mußten die Werkzeuge dazu seyn; jedes dieser Reiche suchte Palästina oder doch Juda zu unterwerfen; Aegypten, um von da aus sichrer gegen den Euphrat fortschreiten zu können, Babylon, um leichter in Aegypten einzudringen. Es mochte schwer zu entscheiden seyn für einen König dieses Landes, das auf sich selbst nicht mehr ruhen zu können schien, und gleichsam nur zu wählen hatte zwischen einer erträglichen Dienstbarkeit und einer gänzlichen Vernichtung, von welchem Staate man die letztere am wenigsten zu fürchten, die erstere am sichersten zu erwarten hatte.

Josia scheint Aegypten mehr gefürchtet zu haben. Als daher der oben (S. 58.) erwähnte König dieses Reichs, Neko, welchen die Bibel Pharao Necho nennt, auszog gegen den Euphrat, sich der wichtigen Stadt Carchemisch zu bemächtigen, so ging Josia den Aegyptern mit einem Heere entgegen, und lieferte ihnen im Thale Megiddo ein Treffen (611), in welchem er geschlagen, und so schwer verwundet ward, daß er bald darauf zu Jerusalem starb. Der Sieger Neko machte Juda nun völlig abhängig, setzte den in Jerusalem unterdeß von dem Volke gewählten jüngern Sohn des Josia, Joachas, ab, und nahm ihn als Gefangenen mit nach Aegypten. Dem Lande legte er

eine Geldbuße auf, und bestimmte ihm des Josia ältesten Sohn Jojakim (vorher Eljakim genannt) zum Könige; denn dieser, mit dem das Volk seiner willkürlichen Regierungsweise und seiner Prachtliebe wegen unzufrieden war, bedurfte der Unterstützung eines Fremden mehr und war zur Abhängigkeit von demselben geneigter.

Aber Aegypten war bald nicht mehr das Land, welches eine feste Unterstützung gewähren konnte. Oben (S. 58) ist erzählt, daß Neko gegen Nebukadnezar die Schlacht bei Carchemisch verlor, und welche Folgen dies hatte. Der Prophet Jeremias, der eine malerische Beschreibung dieser Schlacht geliefert hat, sagt daher: „Gehe nach Gilead und hole dir Balsam, du Jungfrau, du Tochter Aegypten's. Vergeblich ist alles Verbinden, die Wunde heilet nicht zu. Ferne Völker hören von deiner Wunde; dein Geschrei erschallet auf dem ganzen Erdboden." Juda konnte nun nichts mehr von Aegypten hoffen, und sah sich gezwungen, die Abhängigkeit von diesem Reiche mit der von Babylon zu vertauschen (606). Indeß machte Jojakim schon nach einigen Jahren den Versuch, dieses Joch wieder abzuschütteln, worauf die Chaldäer von neuem ins Land einbrachen. Als sein Sohn Jojachim, der ihm nach seinem Tode folgte, die Regierung kaum angetreten, erschien Nebukadnezar selbst mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem (599). Der König und die Vornehmsten des Staats gingen zwar aus der Stadt dem furchtbaren Eroberer entgegen, und suchten ihn durch Bitten und eine freiwillige Unterwerfung zu besänftigen, aber vergebens. Nebukadnezar trauete wahrscheinlich dem widerspenstigen Volke nicht. Um ihm daher alle Kraft zu nehmen, ließ er den reichen Tempel so wie den königlichen Palast aller Schätze berauben, und führte den König, einen großen Theil der Reichsten und Angesehensten, die meiste waffenfähige Mannschaft, ja auch alle Bauleute und Schmiede, als Gefangene in sein Land, in welchem er sie nach allen Seiten zerstreuete. Bloß der ärmere Theil des Volks, oder von dem wohlhabenden nur noch eine geringe Anzahl, blieb in Palästina zurück, und erhielt vom Nebukadnezar den Zedekia, Jojachim's Vaterbruder, zum Könige.

In diesem ohnmächtigen Zustande schien eine geduldige Ertragung des harten, aber jetzt unvermeidlichen, Joches die einzige Maßregel der Klugheit. Der Prophet Jeremias sprach die Nothwendigkeit der Unterwerfung als Befehl und Warnung Gottes aus, der Alles, selbst die wilden Thiere, dem Nebukadnezar dienstbar gemacht habe. Aber

es gab andere Propheten, welche den Hoffnungen des gedrückten Volkes schmeichelten, und ihm die Möglichkeit einer Rettung durch Freunde und Nachbarn, besonders durch Aegypten, vorspiegelten. Diese fanden eben deshalb mehr Beifall, und Jeremias ward wegen seiner Gesinnungen mehrmals gemißhandelt. Zedekia stand gegen Nebukadnezar auf, aber bald erschien dieser mit einem Heere vor Jerusalem und schloß die Stadt ein. Hungersnoth und Pest unterstützten den mächtigen Angriff des Babylonischen Heeres *), und Nebukadnezar gewann die Stadt (588). Den König, der auf der Flucht gefangen ward, ließ er blenden, und in Fesseln nach Babylon ins Gefängniß führen; die Söhne desselben, den Hohepriester und andere Vornehme hinrichten, Stadt und Tempel in Feuer aufgehen, und die Mauern schleifen. Viele Einwohner Jerusalem's waren beim ersten Eindringen der Sieger gemordet worden; von dem noch übrigen Volke ward abermals ein ansehnlicher Theil fortgeschleppt. Nur einige der Aermsten blieben in Palästina zurück, und unter diesen befand sich auch der Prophet Jeremias. Der Sieger hatte ihn mit besonderer Gunst ausgezeichnet, und ihm erlaubt, sich seinen Aufenthalt zu wählen, und er hatte beschlossen, lieber bei den Verwaisten in seinem Vaterlande zu bleiben, als den Verbannten in die Fremde zu folgen. Aber was der Sieger ihm erlaubt hatte, ließ das böse Schicksal seines Volkes ihn nicht genießen. Denn einige entflohene Hauptleute des aufgelöst'en Jüdischen Heeres kamen jetzt, da der Feind abgezogen war, zurück, und ermordeten zu Mizpa den von Nebukadnezar zum Statthalter über die Zurückgebliebenen bestellten Gedalia und dessen Chaldäische Soldaten. Diese Mordthat setzte das Volk in Schrecken; es fürchtete, daß der Zorn des Königs auch den Unschuldigen nicht verschonen würde, und floh nach Aegypten, allen Gegenreden des Jeremias zum Trotz, der aber, da das Abmahnen nichts half, die Seinigen nicht verließ, sondern mitzog. Wie er nun auch in Aegypten nicht aufhörte, diese Flüchtlinge vom Götzendienste abzumahnen, so geschah dasselbe von anderen Propheten unter den im Babylonischen Reiche lebenden Verbannten. Es suchten diese Männer unter den Ihrigen das, was sie zu einem eigenthümlichen Volke machte, nämlich das Wesen des Mosaischen Glaubens,

*) In den Klageliedern des Jeremias, in welchen der Untergang des Tempels und der Stadt mit tiefem Gefühl und in rührenden Tönen beklagt wird, heißt es daher: draußen macht mich das Schwert und innerhalb die Pest kinderlos.

lebendig zu erhalten. Der Gott ihrer Väter, tröſteten ſie das ſchmachtende Volk, werde, wenn ſie Zuverſicht und Glauben an ihn erhielten, nicht ewig zürnen, ſondern ſie aus ihrem Elend in ihr Vaterland zurückführen, und ihnen aus dem Geſchlechte David's, deſſen Königthum das höchſte Ideal im Andenken aller Juden blieb, einen Retter erwecken.

Indem dieſe letztere Vorſtellung das Bild von einem künftigen Meſſias in dem Ideenkreiſe des Volks geſtaltete, das aber erſt ſpät und in einem ganz andern Sinne ſich verwirklichte: ſo wurde doch die erſte Ausſicht, Rückkehr in das Vaterland, in einem weit kürzern Zeitraum erfüllt. Denn nachdem die Gefangenſchaft der Juden im Babyloniſchen Reiche, gewöhnlich das Babyloniſche Exil genannt, von der erſten Wegführung durch Nebukadnezar an gerechnet, etwa ſiebzig Jahre gedauert hatte, fiel dieſes Reich in die Gewalt des großen Völkerbezwingers Cyrus, der den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte, wie wir in deſſen Geſchichte ſehen werden.

VI. Perſer.

1. Das Mediſche Reich.

Die Meder, Baktrer und Perſer, welche in den weiten Landſtrichen zwiſchen dem Tigris und dem Indus, dem Oxus und dem Indiſchen Meere wohnten, machten urſprünglich nur Ein Volk aus, Arier genannt. Von ihrer Sprache, dem Zend, gibt ihnen ein neuerer Deutſcher Schriftſteller*) den gemeinſchaftlichen Namen des Zendvolks. Nach den alten Sagen dieſes Volks führte es einſt ſein König Oſemſchid aus ſeinem Urſitze, Eeri-ene-Vêedjo (welches man in dem hohen Gebirgslande Nordindien's zu ſuchen hat), in jene ſpäter von ihm eingenommenen Provinzen. Die Baktrer erſcheinen ſchon in den Griechiſchen Nachrichten über die Gründung des Aſſyriſchen Reiches als ein mächtiges Volk, ſo daß man ſieht, wie ihre Geſchichte höher hinaufſteigt, als irgend eine Griechiſche Kunde. Späterhin war Baktrien, als Theil der Perſiſchen Monarchie, durch ſeine Fruchtbarkeit und ſeine Verbindung mit dem nahen Indien, eine der wichtigſten Provinzen

*) Rhode die heilige Sage der alten Baktrer, Meder und Perſer, oder des Zendvolks.

derselben. Eben so war Medien ein sehr bedeutendes Land; die Einwohner desselben standen nach ihrem Abfall von Assyrien, und ehe sie von den ihnen bis dahin unterworfenen Persern besiegt wurden, als das herrschende Volk in jenem Theile von Asien da. Die eigentlichen Perser, ursprünglich ein nomadisches Bergvolk, bewohnten die rauhen Gegenden der Landschaft Persis, die nur einen kleinen Theil des Landes ausmachte, das man im weitesten Sinne Persien nennt.

Die Meder sagt Herodot, waren unter allen der Assyrischen Herrschaft unterworfenen Völkern die ersten, die sich davon losmachten und die Freiheit gewannen. Eine Zeitlang lebten sie nun im Zustande der Gesetzlosigkeit, bis sie den Deïoces, der durch Weisheit und Gerechtigkeit großes Ansehn erlangt hatte, zu ihrem Könige wählten (um 710 etwa). Dieser ließ sich eine feste Burg bauen, und rings umher eine Stadt, Ekbatana genannt, in die er viele Meder aus anderen Orten versetzte. Den Ruhm der Gerechtigkeit, dem er die Krone verdankte, behauptete er während seiner Regierung, und um das königliche Ansehn bei so Vielen, die mit ihm vorher gleichen Standes gewesen waren, zu erhalten, führte er die Sitte ein, mit allen Denen, welche Geschäfte bei ihm hatten, durch seine Diener zu verhandeln und Niemanden, der nicht zu seiner gewöhnlichen Umgebung gehörte, vor sein Angesicht zu lassen.

Es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Phraortes, der zuerst die Perser, und nach diesen mehrere andere Asiatische Völker seiner Herrschaft unterwarf. Aber im Kriege gegen die Assyrier ward er besiegt und erschlagen. Seinen Tod zu rächen zog sein Sohn Cyaxares mit einem großen Heere gegen Ninive. Aber als er eben die Belagerung betrieb, kam ein unermeßlicher Schwarm der kriegerischen, wilden und rohen Scythen vom Norden her, und überschwemmte die fruchtbaren, den Medern unterworfenen Länder. Im Streite mit ihnen ward Cyaxares überwunden, und acht und zwanzig Jahre plünderten und mißhandelten die Scythen die Völker bis zur Grenze Aegypten's hin. Endlich wurden die wilden Gäste vertrieben, nachdem Cyaxares ihre Häupter bei einem Mahle trunken gemacht und erschlagen hatte. Nach dieser Vertreibung der Scythen war es, wo Cyaxares, wie oben schon erzählt ist, in Verbindung mit Nabopolassar von Babylon, Ninive gewann, und dem Assyrischen Staate ein völliges Ende machte. Unter seinem Sohne Astyages kam die Herrschaft von den Medern an die Perser.

2. Jugendschicksale des Cyrus.

Diese große und merkwürdige Umwälzung geschah durch Cyrus, dessen Geburt und Jugendgeschichte durch eine Persische Sage überliefert ist, welche die unausweichliche Nothwendigkeit des den Menschen lenkenden Schicksals und die Unbezwinglichkeit eines zu großen Dingen bestimmten Geistes anschaulich machen soll. Der Griechische Geschichtschreiber Herodot hat diese Sage aufbewahrt, und ihm wollen wir sie nacherzählen.

Dem Könige Astyages träumte einstmal, seine Tochter Mandane verlöre so viel Wasser, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern (die zu den Persischen Priestern oder Magiern gehörten) diesen Traum vor, und sie deuteten ihn so: daß das Kind seiner Tochter an seiner Stelle einmal herrschen werde. Der mißtrauische König erschrak vor dem Gedanken, auf diese Art in der Zukunft seinem Enkel weichen zu müssen, und um dies zu verhindern, beschloß er, seine Tochter nicht an einen angesehenen Meder zu verheirathen, sondern er gab sie dem Kambyses, einem Perser von guter Geburt und stiller Gemüthsart, den er für geringer hielt als einen Meder von mittlerem Stande, zur Gemahlin.

Im ersten Jahre dieser Ehe träumte dem Astyages, es wüchse aus seiner Tochter Schooß ein Weinstock, welcher ganz Asien überschattete. Die Traumdeuter wiederholten die alte Prophezeihung, und der König ließ nun seine Tochter aus Persis zu sich kommen, in der Absicht, das Kind, welches sie gebären würde, umzubringen. Als nun Mandane den Cyrus geboren hatte, ließ Astyages den Harpagus, einen treuen, ihm vorzüglich befreundeten Meder, rufen, und sprach zu ihm: „Harpagus, das Geschäft, das ich dir auftrage, vollführe mit Eifer. Nimm den Knaben, den Mandane eben geboren hat, in dein Haus, und tödte ihn. Dann begrabe ihn, auf welche Weise du willst." Harpagus erwiederte: „Wenn dies dein Wille ist, so ist es meine Pflicht, dir treulich zu dienen." Er nahm das unschuldige Todesopfer, und trug es weinend nach Hause. Dort sprach er zu seiner Frau: „Dem Astyages werde ich nicht gehorchen, und wenn er noch ärger wüthete als jetzt; ich werde das Kind nicht tödten, weil es mir verwandt, und weil Astyages alt ist und ohne männliche Erben. Wenn nun mit seinem Tode auf diese Tochter die Regierung fallen sollte, de-

um Sohn er durch mich tödten will, wird meiner hier denn etwas anderes warten, als die größte Gefahr? Allein meiner Sicherheit wegen muß das Kind doch ſterben; alſo ſoll einer von Aſtyages' Leuten ſein Mörder ſeyn, und nicht einer von den meinigen." Sogleich ſandte er einen Boten zu einem der Kuhhirten des Aſtyages, von dem er wußte, daß er die thierreichſten Gebirge beweidete. Als dieſer in aller Eil, wie befohlen, ankam, ſagte Harpagus: „Aſtyages befiehlt dir, dieſen Knaben zu nehmen und ihn auszuſetzen, wo das Gebirge am wildeſten iſt, damit er ſo ſchnell als möglich umkomme. Wenn du ihn nicht tödteſt, ſondern auf irgend eine Weiſe ihn erhältſt, wirſt er aufs härteſte mit dir verfahren."

Der Kuhhirt hörte dies an, nahm das Kind, und ging mit demſelben nach ſeiner Hütte zurück. Hier erzählte er ſeiner Frau, warum ihn Harpagus habe rufen laſſen; wie er anfangs gemeint, das Kind gehöre einem der Hausgenoſſen, obſchon er ſich über den Schmuck an Gold und Kleidern gewundert, dann aber von einem Diener erfahren habe, daß es ein Kind der Mandane und des Kambyſes ſey, und daß Aſtyages befohlen habe, es zu tödten. Beim Anblick des großen und ſchönen Kindes, fing die Frau an zu weinen. Sie umfaßte ihres Mannes Knie und bat, es auf keine Weiſe auszuſetzen. Er aber ſprach, es würden Kundſchafter vom Harpagus kommen, um nachzuſehen, und er würde unglücklich ſeyn, wenn er es nicht thäte. Da zeigte ihm die Frau ihr eignes todtgebornes Kind, mit welchem ſie während ſeiner Abweſenheit niedergekommen war, und ſprach: „So nimm denn dies und ſetze es aus. Des Aſtyages Tochterkind erziehen wir als unſeres, ſo wirſt du nicht ertappt werden auf deinem Ungehorſam gegen die Gebieter, und wir ſelbſt ſind nicht übel berathen. Denn das todte Kind bekommt ein königliches Begräbniß, und das lebendige verliert ſein Leben nicht." Den Hirten dünkte dies gut gerathen; er ſetzte ſein todtes Kind im köſtlichen Kleide des Fürſtenſohnes aus, und als Harpagus die Treueſten ſeiner Leibwache ſchickte, um nachſehen zu laſſen, ward es begraben.

Der wahre Enkel des Aſtyages wuchs indeß in voller Schönheit und Stärke auf, und unterſchied ſich bald durch Verſtand, Muth und hohe Geſinnung vor allen übrigen Hirtenknaben. Als er zehn Jahre alt war, ward ſein wahrer Stand durch folgenden Vorfall entdeckt. Er ſpielte in dem Dorfe, wo die Heerden waren, mit anderen Kindern von gleichem Alter auf der Straße. Die Knaben machten in dem

Spiele den angeblichen Hirten zu ihrem König, und dieser vertheilte nun unter die Uebrigen die ihnen angemessenen Rollen, trug dem Einen dies, dem Andern jenes auf. Einer von diesen mitspielenden Knaben, der Sohn des Artembares, eines vornehmen Meders, that nicht, was ihm der kleine König befohlen, und dieser peitschte ihn dafür tüchtig aus. Der Knabe eilte in die Stadt und beklagte sich bei seinem Vater über das, was er erlitten; der Vater klagte es dem Könige, und der König ließ den Rinderhirten und dessen Sohn holen.

Der muthige Knabe stellte sich dreist vor seinen unbekannten Großvater. „Wie hast du es wagen können, fuhr dieser ihn an, den Sohn dieses Mannes, der bei mir der Erste ist, so zu mißhandeln?" — „O Herr, antwortete der Knabe freimüthig, ich that ihm dies mit Recht. Die Anderen alle, die mich in dem Spiele zum König gemacht, thaten, was ihnen befohlen wurde; dieser aber war ungehorsam, und dafür ward er bestraft. Bin ich nun deshalb straffällig, wohlan, ich stehe hier."

Als der Knabe so sprach, bewunderte Astyages seinen edlen Anstand, und plötzlich fiel ihm die Aehnlichkeit der Züge desselben mit seinen eignen auf's Herz. Auch das Alter des Knaben schien mit der Zeit, die seit der Niederkunft seiner Tochter verflossen war, übereinzustimmen. Eine Zeitlang blieb er sprachlos, dann entließ er den Artembares, und fragte den Rinderhirten, wer ihm diesen Knaben gegeben? Der Hirt suchte einige Augenblicke die Wahrheit zu verhehlen, aber nach einer wilden Drohung des Königs erzählte er den Hergang der Wahrheit gemäß. Astyages kümmerte sich nun um den Hirten weiter nicht, aber dem Harpagus zürnte er heftig, und ließ ihn holen. Dieser entdeckte ihm nun gleichfalls die Wahrheit, worauf Astyages ihn mit verstellter Gelassenheit von der wunderbaren Entdeckung unterrichtete, die ihm, wie er versicherte, sehr angenehm sey. „Denn, fügte er hinzu, das Schicksal meines Enkels ging mir zu Herzen, und meiner Tochter Vorwürfe waren mir nicht gleichgültig. Da das Glück nun Alles so gut gewendet hat, so will ich, daß du deinen Sohn zu dem wiedergefundenen Knaben herschickest, und selbst zu mir zu Tische kommest, da ich den Göttern, wie es sich gebührt, für diese Rettung danken will."

Harpagus, voll Freude, daß seine That zu etwas so Gutem ausgeschlagen, ging nach Hause, und schickte sogleich seinen einzigen, ungefähr dreizehn Jahr alten Sohn in die königliche Burg, wo der un-

ren Sohn er durch mich tödten will, wird meiner hier denn etwas anderes warten, als die größte Gefahr? Allein meiner Sicherheit wegen muß das Kind doch sterben; also soll einer von Astyages' Leuten sein Mörder seyn, und nicht einer von den meinigen." Sogleich sandte er einen Boten zu einem der Rinderhirten des Astyages, von dem er wußte, daß er die thierreichsten Gebirge beweidete. Als dieser in aller Eil, wie befohlen, ankam, sagte Harpagus: „Astyages befiehlt dir, diesen Knaben zu nehmen und ihn auszusetzen, wo das Gebirge am wildesten ist, damit er so schnell als möglich umkomme. Wenn du ihn nicht tödtest, sondern auf irgend eine Weise ihn erhältst, wird er aufs härteste mit dir verfahren."

Der Rinderhirt hörte dies an, nahm das Kind, und ging mit demselben nach seiner Hütte zurück. Hier erzählte er seiner Frau, warum ihn Harpagus habe rufen lassen; wie er anfangs gemeint, das Kind gehöre einem der Hausgenossen, obschon er sich über den Schmuck an Gold und Kleidern gewundert, dann aber von einem Diener erfahren habe, daß es ein Kind der Mandane und des Kambyses sey, und daß Astyages befohlen habe, es zu tödten. Beim Anblick des großen und schönen Kindes, fing die Frau an zu weinen. Sie umfaßte ihres Mannes Knie und bat, es auf keine Weise auszusetzen. Er aber sprach, es würden Kundschafter vom Harpagus kommen, um nachzusehen, und er würde unglücklich seyn, wenn er es nicht thäte. Da zeigte ihm die Frau ihr eignes todtgebornes Kind, mit welchem sie während seiner Abwesenheit niedergekommen war, und sprach: „So nimm denn dies und setze es aus. Des Astyages Tochterkind erziehen wir als unseres, so wirst du nicht ertappt werden auf deinem Ungehorsam gegen die Gebieter, und wir selbst sind nicht übel berathen. Denn das todte Kind bekommt ein königliches Begräbniß, und das lebendige verliert sein Leben nicht." Den Hirten dünkte dies gut gerathen; er setzte sein todtes Kind im köstlichen Kleide des Fürstensohnes aus, und als Harpagus die Treuesten seiner Leibwache schickte, um nachsehen zu lassen, ward es begraben.

Der wahre Enkel des Astyages wuchs indeß in voller Schönheit und Stärke auf, und unterschied sich bald durch Verstand, Muth und hohe Gesinnung vor allen übrigen Hirtenknaben. Als er zehn Jahre alt war, ward sein wahrer Stand durch folgenden Vorfall entdeckt. Er spielte in dem Dorfe, wo die Heerden waren, mit anderen Kindern von gleichem Alter auf der Straße. Die Knaben machten in dem

Spiele den angeblichen Hirten zu ihrem König, und dieser vertheilte nun unter die Uebrigen die ihnen angemessenen Rollen, trug dem Einen dies, dem Andern jenes auf. Einer von diesen mitspielenden Knaben, der Sohn des Artembares, eines vornehmen Meders, that nicht, was ihm der kleine König befohlen, und dieser peitschte ihn dafür tüchtig aus. Der Knabe eilte in die Stadt und beklagte sich bei seinem Vater über das, was er erlitten; der Vater klagte es dem Könige, und der König ließ den Rinderhirten und dessen Sohn holen.

Der muthige Knabe stellte sich dreist vor seinen unbekannten Großvater. „Wie hast du es wagen können, fuhr dieser ihn an, den Sohn dieses Mannes, der bei mir der Erste ist, so zu mißhandeln?" — „O Herr, antwortete der Knabe freimüthig, ich that ihm dies mit Recht. Die Anderen alle, die mich in dem Spiele zum König gemacht, thaten, was ihnen befohlen wurde; dieser aber war ungehorsam, und dafür ward er bestraft. Bin ich nun deshalb straffällig, wohlan, ich stehe hier."

Als der Knabe so sprach, bewunderte Astyages seinen edlen Anstand, und plötzlich fiel ihm die Aehnlichkeit der Züge desselben mit seinen eignen auf's Herz. Auch das Alter des Knaben schien mit der Zeit, die seit der Niederkunft seiner Tochter verflossen war, übereinzustimmen. Eine Zeitlang blieb er sprachlos, dann entließ er den Artembares, und fragte den Rinderhirten, wer ihm diesen Knaben gegeben? Der Hirt suchte einige Augenblicke die Wahrheit zu verhehlen, aber nach einer wilden Drohung des Königs erzählte er den Hergang der Wahrheit gemäß. Astyages kümmerte sich nun um den Hirten weiter nicht, aber dem Harpagus zürnte er heftig, und ließ ihn holen. Dieser entdeckte ihm nun gleichfalls die Wahrheit, worauf Astyages ihn mit verstellter Gelassenheit von der wunderbaren Entdeckung unterrichtete, die ihm, wie er versicherte, sehr angenehm sey. „Denn, fügte er hinzu, das Schicksal meines Enkels ging mir zu Herzen, und meiner Tochter Vorwürfe waren mir nicht gleichgültig. Da das Glück nun Alles so gut gewendet hat, so will ich, daß du deinen Sohn zu dem wiedergefundenen Knaben herschickest, und selbst zu mir zu Tische kommest, da ich den Göttern, wie es sich gebührt, für diese Rettung danken will."

Harpagus, voll Freude, daß seine That zu etwas so Gutem ausgeschlagen, ging nach Hause, und schickte sogleich seinen einzigen, ungefähr dreizehn Jahr alten Sohn in die königliche Burg, wo der un-

glückliche Knabe auf Befehl des Königs getödtet, und sein Fleisch zum Mahle zubereitet wurde. Als die Zeit des Essens herangekommen war, erschien auch Harpagus. Allen anderen Gästen wurde Schöpsenfleisch vorgesetzt, dem Harpagus aber das Fleisch seines Kindes. Als er satt zu seyn schien, fragte ihn Astyages, ob ihm das Mahl geschmeckt? Vortrefflich, versicherte Harpagus. Da brachten die Diener ihm in einem Korbe Kopf, Hände und Füße des Knaben. Bei diesem Anblick entsetzte er sich nicht, sondern blieb seiner mächtig. Astyages fragte ihn, ob er wüßte, welches Thieres Fleisch er gegessen habe. Er versicherte, daß er es wisse, und daß ihm Alles recht sey, was der König thue. So fürchterlich bestrafte Astyages den Ungehorsam seines Dieners.

Wegen des Cyrus (so ward der Wiedergefundene nachmals genannt) suchte er abermals bei den Magiern Rath, und erzählte ihnen, wie dieser im Spiele von den Kindern des Dorfes zum König gemacht worden sey. Die Magier antworteten: „Wenn er lebt und ohne wissentliche Absicht König gewesen ist, so sey getrost, nun wird er nicht zum zweiten Mal herrschen. Denn auf Kleinigkeiten sind manche unserer Weissagungen gegangen, und der Träume Erfolg zeigt sich oft in etwas sehr Geringem." — „Auch ich bin dieser Meinung, entgegnete der König. Indeß rathet mir nach reiflicher Ueberlegung, was meinem Hause und euch das Sicherste seyn kann." — „O König, sagten hierauf die Magier, auch uns selbst liegt viel daran, daß deine Herrschaft befestiget werde. Denn wenn sie auf diesen Knaben fiele, der ein Perser ist, würden wir, als Meder, Sklaven der Fremden werden. Deshalb also müssen wir vor allem für dich und deine Herrschaft Sorge tragen, und sähen wir jetzt noch etwas, was du zu fürchten hättest, würden wir es dir sagen. Da nun aber der Traum sich an einem Nichts erschöpft hat, so haben wir Vertrauen, und rathen dir guten Muths zu seyn, und den Knaben von dir nach Persien zu seinen Eltern zu schicken." Als Astyages dieses hörte, freuete er sich, und entließ den Cyrus nach Persis, wo ihn seine Eltern, die ihn längst todt geglaubt hatten, mit großer Freude empfingen, und sich seine wunderbaren Schicksale erzählen ließen. So wuchs er zum Jüngling heran, und wurde der Tapferste und Beliebteste unter seinen Gespielen.

Indeß dachte Harpagus darauf, an dem Astyages schwere Rache zu nehmen. Er wollte ihn vom Throne stürzen, und an seine Stelle

den Cyrus erheben; die Strenge, mit welcher Astyages gegen die Meder verfuhr, machte es ihm leicht, Viele für dies Vorhaben zu gewinnen. Einst erhielt Cyrus vom Harpagus einen Hasen zum Geschenk, den er, wie der Bote sagte, allein und in Niemandes Gegenwart aufschneiden sollte. Er fand darin einen Brief, in welchem Harpagus ihn ermunterte, die Perser zum Abfall von der Medischen Herrschaft zu bewegen, und dann seinen tyrannischen Großvater selbst mit Krieg zu überziehen.

Entschlossen, das Unternehmen, zu welchem ihn Harpagus ermunterte, auszuführen, versammelte Cyrus die vornehmen Perser. Mit einem Briefe in der Hand trat er unter sie. „Kraft dieses Briefes, sprach er, hat mich Astyages zu eurem Heerführer ernannt, und nun befehle ich euch, daß morgen ein Jeder mit einer Sichel erscheine." Als sie sich nun, dem Befehle gemäß, versammelt hatten, gebot ihnen Cyrus, ein großes, weites Feld, welches voll von Dornsträuchen war, in einem Tage urbar zu machen. Nach vollbrachter Arbeit befahl er ihnen, am folgenden Tage in ihren besten Kleidern zu erscheinen. Diesmal hieß er sie, sich im weichen Grase lagern, und gab ihnen eine Menge Vieh aus der Heerde seines Vaters, dazu Wein und andere Speisen zum Besten, daß sie aufs herrlichste schmaus'ten. Da sie mit dem Essen fertig waren, fragte er sie: ob der vorige oder der heutige Tag ihnen besser gefalle? Sie antworteten: da sey ein gewaltiger Unterschied, denn der gestrige habe ihnen lauter Noth, der heutige lauter Freude gebracht. „Persische Männer, sprach hierauf Cyrus, so steht es mit euch. Wollt ihr mir gehorchen, so werdet ihr dieser und anderer Vergnügen ohne alle knechtische Arbeit theilhaftig werden; wollt ihr aber nicht, so stehen euch tausend den gestrigen ähnliche Uebel bevor. Gehorchet mir, und werdet frei. Ich glaube, der Götter Wille hat mich geboren werden lassen, um euch dies Gut zu erringen. Ihr seyd in nichts schlechter als die Meder, am wenigsten aber in den kriegerischen Tugenden. Deshalb fallt vom Astyages schnell ab."

Die Perser, schon längst unwillig über die Herrschaft der Meder, waren leicht überredet. Als Astyages hörte, was geschehen sey, forderte er den Cyrus vor sich. Cyrus ließ ihm zurücksagen, er würde eher kommen, als Astyages es wünschen möchte. Astyages bewaffnete nun alle Meder, und, gleichsam von den Göttern bethört, machte er den Harpagus zum Anführer, ganz uneingedenk dessen, was er ihm gethan. Als es nun zur Schlacht kam, so kämpften Einige von den

Medern, die von der Verschwörung nichts wußten; die Andern gingen zu den Persern über, oder flohen absichtlich.

Als Astyages diese Kunde erhielt, ließ er alle Traumdeuter kreuzigen, die ihm gerathen hatten, den Cyrus zu entlassen, bewaffnete die Meder in der Stadt, jung und alt, und führte sie zum Kampfe gegen die Perser. Aber das Heer wurde überwunden, und Astyages selbst gefangen (560). Frohlockend und höhnend kam Harpagus zu ihm, und fragte ihn in Bezug auf das Gastmahl, das er ihm von dem Fleische seines Kindes zugerichtet, wie ihm die Sklaverei, die davon die Folge sey, gegen das Königthum schmecke? Astyages fragte ihn dagegen, ob er denn des Cyrus' Werk sich anrechne? Allerdings, erwiederte Harpagus, er habe den Cyrus dazu aufgemuntert, und es sey also mit Recht sein Werk zu nennen. Da nannte ihn Astyages den verkehrtesten und ungerechtesten unter allen Menschen; den verkehrtesten, weil er, da er hätte König werden können, wenn er selbst die That ausgeführt, einem Andern die Macht zugewendet habe; den ungerechtesten aber, daß er jenes Mahles wegen die Meder in die Sklaverei gebracht habe. Denn hätte durchaus ein Anderer König seyn, und er es nicht bleiben sollen, so wäre es doch besser gewesen, diesen Vorzug einem Meder und nicht einem Perser zuzuwenden. Nun aber seyen die Meder, die doch ganz unschuldig daran wären, aus Herren Sklaven, und die Perser, die vorher Sklaven der Meder gewesen, Herren geworden. — Cyrus behandelte übrigens den Astyages mit Achtung, und behielt ihn bei sich, bis er starb.

So kam die Herrschaft in jenen Gegenden Asien's von den Medern an die Perser. Cyrus aber dehnte seine Eroberungen weiter aus, und zog nun nach Vorderasien gegen das dort blühende Lydische Reich.

---

8. Cyrus und Krösus.

Das große und fruchtbare Land, welches unter dem Namen Kleinasien bekannt ist, wurde von vielen Völkerschaften verschiedener Abkunft bewohnt. In dem östlichen Theile der Halbinsel saßen die Cilicier und Kappadocier, im Westen die Phrygier, Karier, Lydier und Mysier. Ueberdies gab es noch viele eingewanderte Völker an den Küsten, wozu besonders Griechen im Westen, und Phönicier im Süden gehör-

ten. Noch andere einzelne Stämme saßen in den Gebirgen, besonders in den nordöstlichen. Unter den Staaten, welche diese verschiedenen Völker bildeten, waren früh der Phrygische und der Lydische berühmt. Um dieselbe Zeit, wo die Scythen, wie in der Medischen Geschichte erzählt ist, Oberasien überschwemmten, drang ein anderes Volk aus dem Norden, die Cimmerier, in Vorderasien ein, und machte sich eine Zeitlang die Völker der Halbinsel unterwürfig; da aber die Lydier so glücklich waren, diese Fremdlinge zu vertreiben, so wurde ihr Staat der vorherrschende, und umfaßte bald die größere, westliche Hälfte Kleinasien's. Krösus, der letzte König von Lydien, der durch seinen Reichthum zum Sprichwort geworden ist, eroberte die Griechischen Pflanzstädte an der Küste, mit denen seine Vorfahren lange Kriege geführt hatten. Unter ihm reichte die Lydische Herrschaft vom Mittelländischen Meere bis an den Fluß Halys und bis nach Pamphylien und Lycien. Aber kaum hatte das Lydische Reich diese Höhe erreicht, so wurde es auch schon gestürzt. Denn nachdem mit dem Medischen Reiche auch das demselben unterwürfig gewesene Kappadocien in des Cyrus Gewalt gefallen war, kam dieser immer weiter strebende Eroberer dem Lydischen Reiche so nahe, daß Krösus einen entscheidenden Kampf um seine Unabhängigkeit mit ihm wagen mußte, und darin unterlag. Vor und nach diesem Untergange ereigneten sich seltsame Dinge, über welche der Grieche Herodot Sagen aufbewahrt hat, die wir, als charakteristische Gemälde der Sitten und Denkungsart jener Zeiten, wiedererzählen wollen.

Krösus' Hof, als der eines reichen, gebildeten und mächtigen Fürsten, war ein Sammelplatz von allen durch Kunst und Wissenschaften ausgezeichneten Männern, und da er zugleich über Griechen herrschte, auch für ausgezeichnete und berühmte Griechen. Unter anderen Gästen fand sich einst der Athener Solon — welcher nach seiner, weiter unten zu erzählenden Gesetzgebung, Aegypten und Kleinasien bereis'te — beim Krösus ein. Dieser nahm ihn gastfreundlich auf, und ließ ihn nach einigen Tagen durch seine Diener unter seinen Schätzen umherführen, und ihm zeigen, was er Großes und Glänzendes hatte. Hierauf fragte er ihn, wen er, der so viele Länder durchreiset, wol für den glücklichsten Menschen halte, in der gewissen Voraussetzung, Solon werde Niemand anders, als ihn, den Krösus, nennen. Solon aber, der nicht schmeicheln wollte, nannte den Athener Tellus.

„Tellus?" fragte Krösus betroffen. „Ja, o König, antwortete

Solon. Dieser Tellus hatte erstlich, bei einem blühenden Zustande seines Vaterlandes, schöne und gute Kinder, und von allen sah er Enkel, die alle am Leben blieben. Dann aber ward dieses glückliche Leben, nach unserm Maßstabe, durch das glänzendste Ende beschlossen. Denn da die Athener ihren Nachbarn in Eleusis eine Schlacht lieferten, half er, schlug die Feinde in die Flucht, und starb aufs rühmlichste. Die Athener begruben ihn auf öffentliche Kosten an dem Orte, wo er gefallen war, und ehrten ihn hoch."

In der gewissen Ueberzeugung, doch den zweiten Preis davon zu tragen, fragte Krösus wen er nach diesem Glücklichsten nennen würde? „Die Brüder Kleobis und Biton. Diese, Argiver von Geburt, besaßen ein hinlängliches Vermögen, und überdies eine große Leibesstärke. Beide trugen den Preis in den Wettkämpfen davon. Auch erzählt man Folgendes von ihnen. Da die Argiver ein Fest feierten, mußte ihre Mutter nothwendig nach dem Tempel fahren. Aber ihre Ochsen kamen nicht zur bestimmten Stunde vom Felde, und da keine Zeit mehr zu verlieren war, spannten sich die Jünglinge selbst vor den Wagen, und zogen ihre Mutter fünf und vierzig Stadien bis zu dem Tempel. Nach dieser That ward ihnen das schönste Lebensende zu Theil. Denn die Argivischen Männer priesen die Jünglinge wegen ihrer Gesinnung; die Argivischen Frauen ihre Mutter über den Besitz solcher Kinder. Die Mutter aber, voll Freude über die That und den Beifall, trat vor das Bild der Göttin, und flehte, sie möchte dem Kleobis und dem Biton, ihren Kindern, von denen sie so hoch geehrt worden, das dem Menschen Ersprießlichste schenken. Nach diesem Gebet, und als das Opfer gehalten worden war, schliefen die Jünglinge in dem Tempel ein, und erwachten nicht wieder, sondern endigten auf diese Weise ihr Leben; wodurch die Gottheit zeigte, daß dem Menschen besser sey zu sterben, als zu leben. Die Argiver ließen Bildsäulen der Jünglinge verfertigen, und stellten sie in Delphi auf, als von solchen, die sich als die Trefflichsten bewährt hatten."

„Wie, Athenischer Fremdling! rief Krösus nun unwillig. Wirfst du denn meine Glückseligkeit so weg, daß du mich nicht einmal mit gewöhnlichen Bürgern in Vergleichung stellst?" — „O, Krösus, erwiederte der Weise, ich weiß, daß die Gottheit neidisch und unruhestiftend ist *). In einer langen Zeit muß man viel sehen und leiden,

*) Dieser Gedanke von dem Neide der Gottheit, welche eifersüchtig auf hervorragender Menschen Glück und Macht ist, weil sie allein herrschen und Alles ordnen will, bildet einen

was man nicht möchte. Denn auf siebzig Jahre rechne ich das Lebensmaß eines Menschen, diese siebzig Jahre geben fünf und zwanzig tausend und zweihundert Tage, ohne die Schaltmonate. Von allen diesen Tagen in den siebzig Jahren ist kein Tag dem andern Tage durch seine Vorfälle ganz ähnlich. Der Mensch ist also dem Wechsel ausgesetzt. Auch ich weiß, daß du sehr reich bist und König vieler Menschen; den Glücklichsten aber kann ich dich nicht eher nennen, als bis ich höre, daß du dein Leben glücklich beschlossen hast. Denn der Reichste ist nicht glücklicher, als der Arme, wenn ihm nicht das Glück so lange treu bleibt, daß er im Besitz der Güter das Leben beschließt. Bei allen Dingen muß man also, o König, auf den Ausgang sehen. Denn Manchen, dem die Gottheit Glückseligkeit gewährte, hat sie später gänzlich zu Grunde gerichtet."

Krösus hielt diese Reden für sehr unweise, und entließ den Solon. Aber bald nachher traf ihn, wie Herodot sagt, die Nemesis, wie es scheint, dafür, daß er sich für den Glücklichsten hielt. Er verlor einen Sohn, der auf der Jagd durch einen Wurfspieß unversehens getödtet wurde, und hatte nur noch Einen, der leider taub und stumm war. Tief betrauerte er diese Störung seines Glückes, aber noch schmerzlichere Erfahrungen bereitete ihm das Schicksal durch Cyrus. Das Glück dieses siegreichen Fürsten erweckte den Krösus aus seinem Schmerze, und zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er gedachte die wachsende Macht der Perser zu stürzen, ehe sie zu gewaltig würde. Ueber den Erfolg dieses bedenklichen Krieges wollte er einen Götterspruch vernehmen, vorher aber die Weissagungen auf die Probe stellen. Er schickte zu dem Ende Boten zu den berühmtesten Orakeln in Griechenland und zu dem des Ammon in Libyen, und befahl ihnen, an

---

Mittelpunkt der Herodotischen Weltansicht. So unwürdig der Gottheit und so entblößt von richtiger Einsicht in die Verhältnisse der Menschen zur göttlichen Weltordnung diese Vorstellung auch ist: so benutzt sie doch der Geschichtschreiber, um gegen verderbliche Zuversicht zu warnen. So, als Xerxes mit seinen Fürsten Rath pflegt, ob er den Zug gegen Griechenland unternehmen soll oder nicht, mahnt ihn sein Oheim Artabanus ab, und spricht (VII, 10): „Siehst du nicht, wie Gott mit seinem Blitz die erhabensten Geschöpfe trifft, und nicht zugibt, daß sie sich brüsten, um die kleinen aber sich gar nicht kümmert? Siehst du nicht, wie er sein Geschoß in die höchsten Häuser und Bäume schleudert? denn Gott pflegt Alles, was sich erhebt, zu erniedrigen. So wird auch ein großes Heer von einem kleinen vernichtet, wenn die neidische Gottheit ihnen Schrecken sendet oder Donner, wodurch sie schmählich untergehen. Denn es leidet Gott nicht, daß ein Anderer sich hoch dünke, als er."

inem bestimmten Tage die Frage zu thun, was wol der Lydische König Krösus jetzt mache. Was nun die übrigen Orakel zur Antwort gaben, ist nicht überliefert worden; als die Lyder aber nach Delphi gekommen waren, und in dem Tempel dem Gotte die vorgeschriebene Frage gethan hatten, antwortete die Pythia Folgendes:

Nimmer die Tiefe des Meers entgeht mir, die Menge des Sandes;
Sprachlosbleibende hör' ich, versteh' Taubstumme nicht minder.
Mir zu der Nase nun dringt Schildkrötengedüfte herüber,
Mit Lammfleisch zusammen vereint gekochet im Erze,
Dem Erz untergesetzt ist, und Erz darüber gedecket.

Die Ausgeschickten brachten nun ihre verschiedenen Orakel nach Sardes, und Krösus erkannte unter allen das Delphische für das einzige wahre Orakel, weil es ihm gesagt, was er gethan. Denn als er die Diener umhergeschickt hatte, that er an dem bestimmten Tage etwas, wovon er glaubte, daß es unmöglich wäre, es auszufinden. Er schnitt eine Schildkröte und ein Lamm in Stücke, und kochte beides in einem kupfernen Kessel mit einem kupfernen Deckel. Nun suchte er durch ein Opfer von dreitausend Thieren den Delphischen Gott zu gewinnen; auch sandte er reiche Geschenke in dessen Tempel, unter denen hundert und siebzehn goldne Halbziegel, ein goldner Löwe, viele goldne und silberne Gefäße, eine drei Ellen hohe goldne weibliche Bildsäule, und der Halsschmuck und ein kostbarer Gürtel seiner Gemahlin, die vorzüglichsten waren. Den Ueberbringern trug er zugleich auf, das Orakel zu fragen: ob er gegen die Perser ziehen solle. Die Abgesandten bekamen zur Antwort: „wenn Krösus gegen die Perser ziehen wird, wird er ein großes Reich zerstören!" Zugleich rieth ihm das Orakel, die Mächtigsten unter den Griechen zu seinen Bundesgenossen zu machen.

Als Krösus diesen Ausspruch hörte, war er sehr damit zufrieden, indem er gar nicht daran zweifelte, daß er des Cyrus Reich zerstören würde; er beschenkte zum Dank jeden Einwohner von Delphi, und ließ wiederum eine Frage an das Orakel thun: ob seine Herrschaft lange dauern würde. Die Pythia antwortete ihm Folgendes:

Nur wenn über die Meder ein Maulthier herrschet als König,
Dann zartfüßiger Lyder, zum Ufer des steinigen Hermos
Fliehe und halte nicht Stand, und der Feigheit schäme dich nimmer

Ueber diese Antwort freuete sich Krösus mehr als über alle bisherigen, weil er hoffte, ein Maulthier werde nimmer über die Meder herrschen, und so weder er selbst noch seine Nachkommen je der Herr-

schaft verlustig gehen. Nächstdem ging er mit den Spartanern ein Bündniß ein; aber dies nützte ihm eben so wenig als seine Verbindungen mit den Königen von Babylon und Aegypten, die nicht minder von der anwachsenden Macht der Perser bedrohet wurden, denn die Schnelligkeit des Cyrus vereitelte alle seine Berechnungen.

Indem er nun noch mit seinen Zurüstungen gegen die Perser beschäftigt war, sprach ein Lyder, der in dem Rufe der Weisheit stand, Folgendes zu ihm: „O König, du gedenkst gegen Leute Krieg zu führen, die sich nur in Leder kleiden, und welche essen, nicht wie viel sie wollen, sondern wie viel sie haben, wegen der Rauhigkeit ihres Landes. Ueberdies trinken sie keinen Wein, sondern Wasser. Sie haben keine Feigen zu essen, noch sonst Schönes. Was kannst du nun, wenn du auch siegest, Denen, die nichts haben, nehmen? Hingegen, wenn du besiegt wirst, so bedenke, wie viel du verlierst. Denn kosten jene einmal von unseren Gütern, so werden sie sich hier festsetzen und nicht wieder zu vertreiben seyn. Ich danke den Göttern, daß sie die Perser nicht auf den Gedanken gebracht haben, die Lyder anzugreifen." Die Perser kannten aber allerdings vor Unterjochung der Lyder keine Weichlichkeit und Bequemlichkeiten. Die Rede indessen machte den Krösus nicht anderes Sinnes; sondern die Lust, Kappadocien zu erobern, und den Astyages zu rächen, der sein Schwager war, trieb ihn an zur Ausführung seines Kriegszuges. Er setzte über den Halys, und rückte verheerend in Kappadocien ein; Cyrus führte ihm sein Heer entgegen. In der darauf erfolgenden Schlacht wurde von beiden Seiten mit solcher Tapferkeit gefochten, daß die Nacht beide Heere trennte, ohne daß eines einen entscheidenden Sieg davon getragen hätte.

Krösus schob die Schuld auf die geringe Zahl seiner Truppen, indem Cyrus ihm an Menge überlegen war; er beschloß, sich nach Sardes zurück zu ziehen, seine Aegyptischen, Babylonischen und Lacedämonischen Bundesgenossen aufzurufen, und mit dem nächsten Frühling von Neuem den Cyrus anzugreifen; bis dahin entließ er während des Winters auch die Soldtruppen, welche ihm gegen die Perser gedient hatten. Als aber Cyrus erfuhr, wie sorglos Krösus handelte, hielt er es für das Beste, ihm so eilig als möglich nachzuziehen, und diesen Gedanken führte er in solcher Schnelle aus, daß er mit dem Heere vor Sardes stand, ehe jener nur eine Botschaft davon erhalten konnte.

Da die Sache nun ganz anders gekommen war, als er gedacht

hatte, gerieth Krösus in große Verlegenheit. Dennoch führte er seine Lyder zur Schlacht. Es war aber um diese Zeit kein männlicheres und kräftigeres Volk, als das Lydische. Sie fochten zu Pferde, trugen lange Spieße, und waren die besten Reiter. In der vor der Stadt Sardes befindlichen großen und offnen Ebene, durch welche der Hermos fließt, stellten sich beide Heere einander gegenüber. Cyrus, welcher die Reiterei der Lyder fürchtete, ließ auf den Rath des Harpagus allen Kameelen, die seinem Heere zur Fortschaffung des Gepäcks und der Nahrungsmittel dienten, die Lasten abnehmen, und setzte Reiter darauf. Nach diesen Vorkehrungen befahl er ihnen, vor dem ganzen übrigen Heere, der Reiterei des Krösus entgegen zu gehen. Die Pferde nämlich scheuen das Kameel, und können weder den Anblick noch den Geruch desselben ertragen, und Harpagus hatte jene Maßregel ersonnen, damit dem Krösus seine ganze Reiterei unnütz würde, auf welche die Lyder vorzüglich stolz waren. Sobald nun die Pferde die Kameele rochen und dieselben ins Gesicht bekamen, kehrten sie um, und des Krösus Hoffnung ward zu Schanden. Dennoch aber waren die Lyder deswegen nicht feig, sondern, sobald sie die List gemerkt, sprangen sie von ihren Pferden, und fochten zu Fuß mit den Persern. Endlich, nachdem von beiden Seiten Viele gefallen waren, wurden die Lyder in die Flucht getrieben, und, da sie sich in ihre Stadt einschlossen, von den Persern belagert. Krösus, welcher hoffte, die Belagerung werde sich in die Länge ziehen, sandte Eilboten an alle Bundesgenossen, damit sie eher als nach der ersten Verabredung beliebt war, herbeikommen möchten. Aber bei aller Bereitwilligkeit derselben, besonders der Spartaner, konnten sie dennoch nicht der Schnelligkeit zuvorkommen, womit das Verderben den Lydischen König ereilte. Sardes wurde zwar tapfer vertheidigt, aber ein Soldat im Heere des Cyrus fand eine Stelle der Burg, die wegen ihrer natürlichen Festigkeit weniger bewacht wurde, und hier ward sie erstiegen. So kam die Stadt in die Hände der Perser, und mit derselben auch der König Krösus selbst. Cyrus hatte besonders befohlen, ihn lebendig zu fangen und nicht zu tödten.

Als der königliche Gefangene vor den Sieger gebracht worden war, ließ dieser einen großen Scheiterhaufen errichten, und ihn gefesselt darauf setzen, nebst vierzehn Lydischen Knaben, sey es nun, sagt Herodot, um den Göttern diese Erstlinge des Sieges zu opfern, oder um ein Gelübde zu erfüllen, oder endlich, um zu sehen, ob den Krösus

dessen Frömmigkeit man rühmte, einer der Götter vor dem Verbrennen schützen würde. In dieser Noth gedachte Krösus jener früher verachteten Lehre des Weisen, daß kein Mensch vor dem Tode glücklich zu preisen sey, und stieß, wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, dreimal den Namen Solon aus. Cyrus wollte wissen, wen er anrufe, aber Krösus gab den Dollmetschern keine Antwort. Endlich aber, da man heftig in ihn drang, sagte er: „einen Mann, dessen Unterredung ich um Vieles allen Fürsten wünsche.“ Zur Erklärung fügte er das mit Solon gehabte Gespräch hinzu. Da bedachte Cyrus, daß auch er ein Mensch, und daß unter den menschlichen Dingen nichts beständig sey, und befahl, das Feuer zu löschen, und den Krösus herunter zu nehmen. Er erfuhr nun auch noch, fügt die Sage hinzu, daß Krösus ein guter, den Göttern werther Mann sey. Denn als man den schon brennenden Scheiterhaufen löschen wollte, und der Flammen nicht Herr werden konnte, rief Krösus weinend zum Apoll; sogleich trübte sich der klare Himmel, und ein heftiger Regen löschte das Feuer.

Auf diese Wohlthat berief sich auch das Orakel, als Krösus dem Delphischen Gotte seine Ketten schickte mit der Frage: ob die Griechischen Götter so trüglich und undankbar wären? Uebrigens entschuldigte sich die Pythia mit der Nothwendigkeit des Schicksals, das dem Krösus dieses Unglück bestimmt habe, und mit der eignen Sorglosigkeit desselben, da er bei dem ersten Orakel nicht gefragt habe, welches Reich denn gemeint sey, und bei dem zweiten nicht bedacht habe, ob das Maulthier nicht Cyrus sey, welcher von Eltern geboren worden, die weder Eines Volkes noch Eines Standes gewesen seyen. Da erkannte denn Krösus, sagt Herodot, daß nicht die Götter, sondern er selbst anzuklagen sey, und ertrug williger sein Schicksal, welches ihm Cyrus dadurch erleichterte, daß er ihn wegen seiner Einsichten zu seinem Freunde machte. Durch diesen Einfluß auf den Sieger rettete er auch sein Volk von der Sklaverei. Denn die Lyder hatten sich unmittelbar nach der Entfernung des Cyrus empört, und dieser wollte sie nun zur Strafe Alle zu Leibeignen machen. Krösus aber rieth ihm, statt dessen eine solche Lebensart bei ihnen einzuführen, daß sie ihm nicht wieder gefährlich werden könnten. „Verbiete ihnen, sprach er, Waffen zu besitzen, befiehl ihnen, sich reichlich zu kleiden, und daß sie ihre Kinder zum Zitherspiel, zum Singen und zur Krämerei bilden. Bald wirst du sie dann, o König! aus Männern Weiber werden sehen, und brauchst nicht mehr zu fürchten, daß sie von dir abfallen.“ Krösus, sagt Hero-

dot, gab diesen Rath, weil er glaubte, dies sey doch immer besser für die Lyder, als wenn sie in die Sklaverei verkauft würden. Cyrus billigte seinen Vorschlag, ließ ihn ausführen, und setzte seinen Weg nach Ober-Asien fort. Den Harpagus aber ließ er zurück, um die Karer und andere kleine Völkerschaften zu bezwingen, besonders aber die Griechischen Colonien, Milet ausgenommen, mit welcher Stadt Cyrus sich friedlich verglichen hatte. Da wurden die Asiatischen Griechen den Persern unterthan.

---

4. Umsturz des Babylonischen Reiches. Tod des Cyrus.
(538—529 vor Chr.)

Nachdem auf diese Weise das Lydische Reich zerstört und dem Persischen einverleibt worden war, wandte sich Cyrus gegen das Babylonische, dessen König Bundesgenosse des Krösus gewesen war. Er griff die Hauptstadt an, welche ihn durch ihre Größe und ihren Reichthum lockte, durch ihre Festigkeit aber kräftigen Widerstand leisten konnte. Die starken, durch Erdharz verkitteten Mauern sollen so breit gewesen seyn, daß ein Wagen darauf umwenden konnte. Der Euphrat, der durch die Stadt floß, theilte sie in zwei Hälften, von denen die eine durch den prächtigen Palast der Könige, die andere durch den reichen Belustempel, auf dessen Spitze die Chaldäer ihre astronomischen Beobachtungen anstellten, geziert war. An beiden Ufern innerhalb der Stadt gingen Mauern, auf welche die quergezogenen Straßen der beiden Hälften der Stadt ausliefen; durch eherne Thore konnten sie verschlossen, und so beide Theile der Stadt ganz von einander gesondert werden. Mehr oberhalb der Stadt lief, zwischen den beiden Flüssen Euphrat und Tigris, die sogenannte Medische Mauer, zur Abhaltung feindlicher Einfälle der früher furchtbaren Meder. Auch erzählt Herodot von einer Königin Nitokris, welche den Euphrat zu künstlichen Krümmungen gezwungen habe, um dadurch den Medern den Zugang zu Babylon zu erschweren.

Aber der Eroberer, der diesmal aus Medien kam, und diese neuen Feinde, „die, wie ein Hebräischer Prophet sagt, kein Silber achten und nach Gold nicht fragen, deren Bogen Jünglinge zerfleischen, die sich der Leibesfrucht nicht erbarmen, die der Kinder nicht jammert" —

dieſe ließen ſich nicht abhalten, das ſtolze Babylon anzugreifen. Als Cyrus auf dem Zuge dahin begriffen war, kam er an den Gyndes. Eines von den weißen Roſſen, die der Sonne geheiligt waren, ſprang in dieſen Fluß, wurde aber von den reißenden Wogen deſſelben überwältigt und in ſeinen Strudel hinabgezogen. Cyrus ließ hierauf ſein Heer lagern, und den Strom durch Zertheilung in viele Graben ganz ſeicht machen; zur Strafe für den Untergang des heiligen Pferdes, ſagt Herodot, der, dem Geiſte ſeines Volks gemäß, dieſe Handlung des Cyrus als den Uebermuth eines Aſiatiſchen Despoten darſtellt; ſie mochte aber wol zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Heerzuges geſchehen ſeyn. Ein ſo einſichtsvoller Feldherr wie Cyrus, würde ſonſt gewiß nicht einen ganzen Sommer, den dieſe Arbeit erforderte, daran gewandt, und alſo den Babyloniern nur Zeit gelaſſen haben, ihre Vertheidigungsmittel zu vermehren. Denn ſchon hatten ſie Muße genug gehabt, in ihrer Stadt hinlängliche Nahrungsmittel aufzuhäufen. Und als Cyrus ſie in einer Schlacht überwand, zogen ſie ſich hinter ihre Mauern zurück, und achteten der Belagerung nicht, bis Cyrus durch Liſt ſeine Abſicht erreichte. Er ließ nämlich ſeine beſten Truppen an beiden Seiten der Stadt, wo der Euphrat ein- und ausſtrömt, mit dem Befehl zurück, wenn ſie den Fluß bis zum Durchwaten klein ſehen würden, durch denſelben in die Stadt zu dringen. Er ſelbſt zog mit dem übrigen Heere ab, bis zu einem See, der nicht weit von der Stadt lag, und von der obengenannten Königin Nitokris zur Ableitung des Stromes angelegt war. Dieſes benutzte Cyrus, und leitete den Euphrat durch einen Graben in den See; wodurch er plötzlich in ſeinem alten Bette ſo ſeicht wurde, daß man ihn durchwaten konnte. Die bereit liegenden Truppen drangen nun ſogleich auf die vorgeſchriebene Weiſe in die Stadt ein, und das Unerwartete dieſes Angriffs machte, daß die Babylonier keine Gegenmaßregeln ergriffen. Denn ſonſt würden ſie durch Verſchließung der Thore in den an dem Fluß fortlaufenden Mauern die eindringenden Perſer in dem Strome wie in einem Netze haben fangen können. So aber drangen dieſe ungehindert in die Stadt, und Herodot gibt dadurch einen Begriff von dem Umfange derſelben, daß er verſichert, indem die äußerſten Enden erobert worden wären, hätten die in der Mitte Wohnenden nichts davon gewußt, ſondern hätten die Feier eines fröhlichen Feſtes, in der ſie begriffen waren, noch eine Zeitlang fortgeſetzt, als die Feinde ſchon in der Stadt ſich befanden. So fiel mit der ſtolzen Hauptſtadt das ganze

Babylonische Reich, dessen letzter König Nabonnedus, nach Herodot Labynetus, hieß, in die Gewalt des Siegers (538).

Die Herrschaft des Cyrus erstreckte sich nun auch über alle westliche Theile dieser Monarchie, über Syrien, Phönicien und Palästina. Es war daher auch eine Maßregel der Klugheit, daß er zur Behauptung dieses äußersten Landes sich die Juden verpflichtete, indem er ihnen erlaubte, aus der Fremde und der Gefangenschaft nach ihrer Heimath zurückzukehren. Indeß machte nur der kleinere und ärmere Theil der in Babylonien befindlichen Juden von dieser Erlaubniß Gebrauch. Die Zurückkehrenden fanden einen Theil Palästina's von den Samaritern besetzt, einem Volke, welches halb heidnisch halb Jüdisch, wie oben (S. 126) schon erwähnt ist, aus der Vermischung weniger Ueberbleibsel der zehn Stämme mit fremden Ansiedlern entstanden war. Diese Samariter wünschten eine Vereinigung mit den neuen Ankömmlingen, da sie aber als Unreine von den Juden zurückgewiesen wurden, herrschte von der Zeit ein heftiger Nationalhaß zwischen beiden Völkern. Die Samariter thaten Alles, um den Wiederaufbau des Tempels, zu welchem die Juden Anstalten machten, zu hindern, und bewirkten zu verschiedenen Malen Verbote vom Persischen Hofe. Endlich setzten es die Juden dennoch durch, und im Jahre 515 ward dieser zweite Tempel vollendet. Zwei treffliche Männer, Esra und Nehemia, welche noch späterhin ihrem Volke aus Persien nachzogen, erwarben sich durch Anordnungen im Staate und Gottesdienste großes Verdienst. Von da an standen die Hohepriester an der Spitze des Volkes, welches unter der milden Persischen Oberherrschaft ruhige Tage verlebte.

Ein herrliches poetisches Gemälde von der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher Cyrus die Völker unter seine Botmäßigkeit brachte, ist im Propheten Jesaia enthalten: „Es ergreift Jehovah den Koresch (Cyrus), seinen Gesalbten, bei der rechten Hand, Völker vor ihm in die Flucht zu treiben, und Könige zu entwaffnen, die Thore vor ihm zu öffnen, daß sie ihm unverschlossen seyen. Er geht vor ihm her und macht das Steile zur Ebene, eherne Thore und eiserne Riegel zerbricht er, und gibt ihm die Schätze, die im Finstern lagen, und die Reichthümer, die in Gewölben gewesen."

Der Erweiterung dieses Reiches waren auch noch keine Grenzen gesteckt. Da durch den Besitz von Syrien der Eroberer Aegypten so nahe gekommen war, so scheint es, daß dieses ihn durch seine Wichtigkeit am meisten habe reizen müssen. Indeß wandte Cyrus jetzt, viel-

leicht weil die Sicherung der Grenzen des ehemaligen Medischen Reiches dies erforderte, seine Waffen gegen die nomadischen Stämme des nördlichen Mittel-Asien's zu beiden Seiten des Kaspischen Meeres. Und nach der Erzählung des Herodot war es auf einem dieser Züge, gegen die Massageten, wo Cyrus das Ziel seiner Siege und seines Lebens fand. Dieser Geschichtschreiber erzählt davon folgende Umstände.

Ueber die Massageten herrschte eine Königin, Tomyris. Zu dieser sandte Cyrus, und gab vor, sich mit ihr vermählen zu wollen. Aber Tomyris, wohl merkend, daß es dabei nicht auf sie, sondern auf die Herrschaft über die Massageten angesehen sey, verbat sich seinen Besuch. Cyrus, als ihm seine List nicht gelungen war, zog nach dem Araxes, oder vielmehr nach dem Jaxartes *), mit der unverhohlnen Absicht, auf die Massageten loszugehen. Als er nun beschäftiget war, Brücken zu bauen, um sein Heer über den Fluß zu führen, ließ ihm Tomyris sagen: er möchte sich damit nicht bemühen, denn wenn er so große Lust habe, sich mit den Massageten zu messen, so wollten diese sich entweder von dem Flusse entfernen, damit Cyrus herüberkommen könne, oder er solle die Massageten in seinem Lande erwarten.

Cyrus rief nun die Vornehmsten seines Heeres zusammen, um ihre Meinung zu vernehmen. Krösus gab ihm den Rath, über den Fluß zu gehen, dann aber, um der Massageten mächtig zu werden, zum Scheine wieder umzukehren; doch solle er ein reichlich bereitetes Mahl zurücklassen, und vielen ungemischten Wein, dabei die Unbrauchbarsten des Heeres. Dieser Anschlag gefiel dem Cyrus, und er führte ihn aus. Ein Dritttheil des Heeres der Massageten kam nun an, machte die von Cyrus Zurückgelassenen, als sie Widerstand leisteten, nieder, und da sie die angerichtete Tafel bemerkten, setzten sie sich zum Schmausen hin. Der Speise und des Tranks voll, schliefen sie ein. Die rückkehrenden Perser tödteten nun Viele derselben, noch Mehrere aber nahmen sie gefangen, und unter andern den Sohn der Tomyris, den Anführer der Massageten, mit Namen Spargapises. Die Königin, von dem Unfall ihres Heeres und ihres Sohnes unterrichtet, sandte einen Herold an Cyrus mit folgender Rede: „Du des Blutes nimmer satter Cyrus, frohlocke nicht über diese That, daß du mit der Frucht des Weinstocks, deren Vollgenuß euch selbst rasend macht, meines Sohnes Herr gewor-

*) Es leidet keinen Zweifel, daß Herodot hier die Namen verwirrt, und daß der Jaxartes (jetzt Sir-Darja, im Osten des Kaspischen Meeres) gemeint sey.

den bist, und nicht im Gefechte. Vernimm deshalb von mir einen wohlgemeinten Vorschlag. Gib mir meinen Sohn wieder, und verlaß ungestraft dieses Land, nachdem du über ein Drittheil des Massagetischen Heeres triumphiret hast. Wirst du dies nicht thun, so schwör' ich dir bei der Sonne, der Massageten Gottheit, ich werde dich, so unersättlich du auch bist, mit Blute sättigen."

Cyrus hielt diese Reden keiner weitern Aufmerksamkeit werth. Spargapises bat um die Lösung seiner Bande, und als ihm dies gewährt war, entleibte er sich selbst. Tomyris dagegen sammelte ihre ganze Heeresmacht, und ließ sich mit dem Cyrus in ein Treffen ein. Diese Schlacht, sagt Herodot, halte ich für die schrecklichste von allen, welche barbarische Völker geliefert haben. Lange blieb sie unentschieden, denn Keiner wollte fliehen, zuletzt aber siegten die Massageten. Ein bedeutender Theil des Persischen Heeres fiel, und auch Cyrus selbst kam um. Tomyris füllte einen Schlauch mit Menschenblut, und suchte den Leichnam des Königs. Als sie ihn gefunden, steckte sie den Kopf in den Schlauch, und sprach: „du hast mich, ungeachtet ich lebe und dich besiegt habe, unglücklich gemacht, indem du mir meinen Sohn durch List raubtest. Dich aber will ich nun, wie ich gedrohet habe, mit Blute sättigen." — So endete Cyrus *) nach einer dreißigjährigen Regierung (529). Durch seine Thaten wurden zuerst alle Asiatische Völker vom Mittelmeere bis zum Indus hin zu einem großen Ganzen verbunden, welches bald nachher Europa gegenübertrat.

---

*) Herodot beschließt diesen Bericht mit den Worten: „Von den verschiedenen Erzählungen über das Lebensende des Cyrus hat diese mir die wahrscheinlichste geschienen." Xenophan, dessen Cyropädie nicht den Zweck hatte, den Cyrus mit geschichtlicher Treue, sondern als das Ideal und Musterbild eines Regenten zu schildern, läßt ihn ruhig auf seinem Bette sterben, und ist dabei vielleicht einem andern jener im Umlauf gewesenen Gerüchte gefolgt. Merkwürdig bleibt immer, daß dem Alexander und seinen Begleitern zu Pasargadae in Persis wirklich das Grabmal des Cyrus gezeigt wurde. Der Leichnam desselben ruhete in einem goldenen Sarge, und Magier waren zu Hütern bestellt. Auf dem Grabmale stand in Persischer Sprache: „Mensch! ich bin Cyrus, des Kambyses Sohn; ich habe den Persern die Herrschaft erworben, und über Asien geherrscht; gönne mir dieses Denkmal." Uebrigens gab es nicht bloß über das Ende, sondern auch über die frühere Geschichte des Cyrus im Alterthum sehr abweichende Erzählungen.

5. Kambyses.

(529—522 vor Chr.)

Nach dem Tode des Cyrus folgte ihm in der Herrschaft sein Sohn Kambyses. Dieser verband mit dem eroberungssüchtigen Geist des Vaters einen Hang zur Wildheit und Grausamkeit, der freilich wol in Herrschern von solcher Unbeschränktheit sehr leicht und natürlich entstehen mag. Er wollte den Eroberungen seines Vaters noch das reiche und blühende Aegypten hinzufügen, von dessen König Amasis (S. 55) er sich persönlich beleidigt glaubte. Ein Verräther aus dem Griechischen Heere im Solde der Aegypter, Namens Phanes, ging zu ihm über, und zeigte ihm einen bequemen Weg aus Asien nach Aegypten durch die Arabische Wüste. Bei Pelusium fand man das Aegyptisch-Griechische Heer unter der Anführung des Königs Psammenit gelagert, dessen Vater Amasis kurz vorher gestorben war.

Die Griechen und Karier im Aegyptischen Heere eröffneten die Reihe der schaudererregenden Grausamkeiten, die diesen Krieg bezeichnen, damit, daß sie die zurückgelassenen Kinder des Verräthers Phanes, Angesichts beider Heere, schlachteten, und ihr Blut mit Wein vermischt aus einem großen Kessel einander zutranken. Darauf begann die Schlacht, die Perser siegten, und die flüchtigen Aegypter schlossen sich in Memphis ein. Die benachbarten Völker, die Libyer und der Griechische Staat von Cyrene, geschreckt durch dies Unglück, unterwarfen sich dem Kambyses freiwillig, und brachten Geschenke. Das Schlachtfeld bei Pelusium war noch siebzig Jahre nach dieser Begebenheit, da Herodot es sah, mit den Schädeln der damals Erschlagenen bedeckt, und man konnte sehr deutlich die Persischen Schädel von den Aegyptischen unterscheiden. Jene waren mürbe und zerbrechlich, diese steinhart, eine Folge, sagt Herodot, der warmen Kopfbedeckung des einen und der Unbedecktheit des andern Volks.

Die in Memphis eingeschlossenen Aegypter entflammte Rache und Nationalhaß zugleich. Als der Sieger ein Mitylenisches Schiff mit einem Persischen Herolde den Nil hinauf sandte, um die Stadt auffordern zu lassen, hieben sie das Schiff mit sammt der Mannschaft in Stücke. Die Persischen Richter entschieden, daß für jeden der Ermordeten zehn der vornehmsten Aegypter hingerichtet werden müßten. Und da nun Kambyses die Stadt eroberte, und den König nebst seiner Fa-

milie selbst gefangen bekam, so machte er Anstalten, die fürchterliche Strafe zu vollziehen. Trostlos saß der unglückliche Psammenit, der sich nur sechs Monate des Thrones erfreut hatte, in einem Hause in der Vorstadt, von Persischen Kriegern bewacht und beobachtet. Da sah er seine geliebte Tochter nebst noch anderen vornehmen Jungfrauen in Sklaventracht mit Wassergefäßen aus dem feindlichen Lager kommen, und schluchzend den nie gewohnten Mägdedienst verrichten. Die übrigen Väter jammerten laut bei dem Anblick, aber in des Königs Augen kam keine Thräne.

Und ferner wurde sein einziger Sohn, an der Spitze von zweitausend Aegyptischen Knaben, mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde, vorübergeführt, den Tod zu leiden, zur Rache für die ermordeten Gesandten. Andere Väter weinten, aber Psammenit blieb noch immer thränenlos. Doch als bald darauf sein Blick einen alten Freund und Tischgenossen traf, der lange im Wohlstande gelebt hatte, nun aber, ein Greis, seiner Habe beraubt, bei dem Kriegsvolke bettelnd herumging, da fing er bitterlich zu weinen an, schlug sich das Haupt, und rief seinen Freund beim Namen.

Kambyses, der den Psammenit hatte beobachten lassen, wunderte sich über diese Erscheinung, und ließ ihn um die Ursache fragen. „O Sohn des Cyrus, antwortete der König, für das Unglück des Freundes haben meine Augen noch eine Sprache, aber mein eigener Schmerz ist für Thränen zu groß.“ Kambyses blieb nicht ungerührt bei dieser Antwort; er behandelte den Gefangenen gütig, und befahl, dessen Sohn am Leben zu lassen. Aber die Boten kamen zu spät, der königliche Knabe war unter den Verurtheilten zuerst hingerichtet worden.

Wahrscheinlich würde Psammenit keine weitere Kränkung erfahren haben, und unter Persischer Hoheit in seiner Würde geblieben seyn, weil, sagt Herodot, die Perser der Könige Kinder zu ehren pflegen, wenn er nicht noch einen Versuch gemacht hätte, die Aegypter abermals aufzuwiegeln. Seine Anschläge wurden entdeckt, und so starb er an getrunkenem Ochsenblute, eine in alten Zeiten nicht ungewöhnliche Todesart.

Von Memphis ging Kambyses nach Sais, wo des Königs Amasis balsamirter Leichnam aufbewahrt ward. Kambyses war kindisch genug, sich an der Beschimpfung des todten Feindes zu letzen, den er lebend nicht hatte in seine Gewalt bekommen können. Von hier faßte er den Entschluß, auch noch das ferne Aethiopien — das schon in den

frühen Sagen der Völker als ein hochgebildetes Land glänzte, und von dessen Reichthum die Caravanen-Legenden Wunderdinge erzählten — mit seinem ungeheuren Perserreiche zu vereinigen. Zuerst sandte er Kundschafter mit Geschenken voran, zu den langlebenden Aethiopiern (Makrobiern), die sich rühmten, ein Alter von hundert und zwanzig Jahren und drüber zu erreichen*). Diese Kundschafter mußten sich stellen, als hätten sie den Auftrag, die Aethiopier zu einem Freundschaftsbündnisse mit den Persern einzuladen. Aber der Beherrscher merkte ihre List, und beschämte sie mit diesen Worten: „Geht; euer König ist kein gerechter Mann, denn wäre er das, so suchte er kein anderes Land als das seinige, und zwänge nicht Menschen, die ihn nicht beleidigt haben, zu seiner Dienstbarkeit. Bringt ihm diesen Bogen, und den Rath dazu, nicht eher sich den Aethiopiern zu nähern, als bis die Perser Bogen von dieser Härte so leicht als wir spannen könnten, und sagt ihm, er möge den Göttern danken, die es den Aethiopiern noch nicht hätten in den Sinn kommen lassen, sich fremden Eigenthums bemächtigen zu wollen."

Kambyses, rasend über diese Antwort, gab sogleich Befehl zum Aufbruch, ungeachtet in der That kein Perser den Bogen zu spannen vermochte. Von Theben aus sonderte er etwa funfzig tausend Mann ab, und schickte sie zu den Ammoniern in der Wüste, mit dem Befehle, dies Volk zu Sklaven zu machen, und den Orakeltempel des Jupiter in Brand zu stecken. Aber diese Unglücklichen fanden in den ungeheuren Sandwüsten Libyen's ihr Grab, entweder ein Raub der giftigen Winde oder der erbitterten Feinde, denn sein Heiligthum zu vertheidigen hat selbst der Sklave Riesenkraft. Nicht besser ging es dem Hauptheer, mit dem Kambyses selbst auf Aethiopien losging. Schon auf der fünften Tagereise war aller mitgenommene Vorrath verzehrt, und selbst das Zugvieh schon geschlachtet; die fürchterliche Wüste zeigte keinen Baum, keinen Grashalm, und der Hunger zwang das Heer, wie verzweifelte Schiffer, immer zehntweise um Den zu loosen, der von den neun Anderen geschlachtet werden sollte. Da endlich ließ Kambyses umkehren, und führte das Heer nach Memphis zurück.

Hier fand er das Volk in einer Freude, die schlecht zu seiner

*) Ihren Wohnsitz vermuthet Heeren im Lande der heutigen Samalis oder Somaulis, zwischen Cap Guardafui und Babelmandeb. Herodot erzählt, die Gesandten hätten die Gefangenen bei diesem Volke in goldenen Fesseln gefunden, weil Erz bei ihnen die größte Seltenheit war.

gegenwärtigen Laune stimmte. Ein Wunder war geschehen, der Apis, ein Zeichen göttlicher Hülfe, war den Aegyptern nach langem Harren geboren worden. Die Priester waren geschäftig zu opfern und zu beten, und das Volk folgte den Processionen des Apis mit Jubelgeschrei durch die Stadt. Aber dem fröhlichen Feste gab Kambyses ein schreckliches Ende. Er ließ den Apis vor sich bringen, stieß ihm mit höhnischem Lachen den Dolch in den Leib, und befahl, die Priester zu geißeln, unter die Einwohner aber mit bloßem Schwerte einzuhauen. Um jene das Volk beherrschende Caste ganz um ihr Ansehen zu bringen, ließ er sich absichtlich in die verehrtesten Heiligthümer führen, und verhöhnte daselbst die Grundsäulen des Aegyptischen Glaubens mit dem bittersten Spotte. Die natürliche Wildheit seines Gemüths ward allmählig durch starkes Weintrinken noch erhöht, und die Freiheit, Alles ohne Scheu thun zu dürfen, verhärtete sein Gefühl bis auf einen hohen Grad. So ließ er auf einen bloßen Verdacht seinen Bruder Smerdis durch heimlich abgesandte Meuchelmörder umbringen. Als ihm die Laune ankam, zwei seiner Schwestern in seinen Harem aufzunehmen, fragte er seine Priester, ob dies erlaubt sey. Klüglich antworteten sie: „Wir haben kein Gesetz, das die Ehe unter Geschwistern verstattet, aber wir haben eins, welches dem König erlaubt, zu thun was er will." Einige Zeit nachher tödtete er im Zorn eine derselben, als sie nicht fern von ihrer Entbindung war, durch einen heftigen Fußtritt.

Zuweilen gelang es dem alten Krösus, der ihn, wie seinen Vater, als Freund auf seinen Zügen begleitete, ihn von einer Unthat abzuhalten, oder ihm ein warnendes Wort zu sagen. Einst fragte Kambyses seine Höflinge, ob sie ihn, oder seinen Vater Cyrus für größer hielten. Fein erwiederte Krösus hierauf: „Noch bist du, o König, meines Bedünkens, dem Vater nicht gleich, denn du hast noch keinen solchen Sohn, als er in dir hinterlassen hat."

Ein andermal, als Kambyses in einer Anwandlung von Tyrannenlaune zwölf vornehme Perser, die nichts verbrochen hatten, lebendig, mit dem Kopfe unten, in die Erde vergraben lassen, stellte ihm Krösus nicht bloß das Unmenschliche, sondern auch das Unweise eines solchen Verfahrens vor, rettete sich aber vor dem Pfeil des erzürnten Königs nur durch schnelles Entspringen. Da gab Kambyses den Dienern Befehl, ihn zu tödten, sie aber, die seine Laune kannten, zögerten heimlich, und als er am folgenden Tage wieder ein Verlangen nach des alten Mannes Gesellschaft äußerte, brachten sie denselben wieder ans

Licht. Dies freute zwar den Tyrannen sehr, aber dennoch ließ er die Diener als Ungehorsame hinrichten.

„Sage mir doch, fragte er einmal im Weinrausche seinen Günstling Prexaspes, was denken die Perser von mir?" — Herr, antwortete dieser, sie geben dir das größte Lob, nur meinen sie, du seyst dem Wein ein wenig zu sehr ergeben. — „So! rief der König; und also glauben sie wol, ich sey meines Verstandes nicht mächtig? Du sollst sogleich erfahren, ob sie recht haben. Denn wenn ich deinen Sohn, welcher dort unten im Vorhofe steht, mitten in das Herz treffe, so ist es offenbar, daß die Perser die Unwahrheit reden." Er nahm den Bogen, und der Knabe stürzte nieder. Man mußte ihn öffnen, und der Pfeil war wirklich durch das Herz gegangen. „Nun, Prexaspes! rief Kambyses triumphirend aus, werden die Perser mich noch für taumelnd halten? Und kennst du einen Menschen auf der Welt, der so gut schießt, als ich?" — Nein, wahrlich! stammelte der unglückliche Günstling; ich glaube, Gott selber würde so nicht treffen.

Handlungen dieser Art, wie sehr sie uns empören, fielen doch den Asiatischen Völkern wenig auf*), denn in despotischen Reichen ist der König unmittelbarer Eigenthümer aller seiner Unterthanen, ihrer Habe und ihres Lebens. Wer weiß, wie lange Kambyses noch in Aegypten gewüthet haben würde, hätte ihn nicht die unerwartete Nachricht von einem in der Heimath ausgebrochenen Aufruhr zum Rückzug bewogen. Aber er sollte seinen Herrschersitz nicht wiedersehen. Durch einen Zufall fuhr ihm, als er sich in der Syrischen Stadt Ekbatana auf sein Pferd schwingen wollte, die Spitze seines Schwerts in die Hüfte, und verwundete ihn tödtlich. Auf dem Krankenlager beweinte er die allzu rasche Ermordung seines Bruders Smerdis, und das schnelle Erlöschen seines Stammes, denn er selbst hinterließ keine Kinder. Er starb aber mit der Bitte an seine Freunde, doch ja nicht wieder die Herrschaft an die Meder gelangen zu lassen, und Jeden, der sich für seinen Bruder Smerdis ausgeben würde, als einen sichern Betrüger zu bestrafen, denn dieser Smerdis sey leider längst nur allzu gewiß getödtet.

*) Mit Recht aber haben schon Mehrere bemerkt, daß, da Herodot alle diese Nachrichten aus dem Munde der Aegyptischen, durch Religionshaß entflammten Priester hatte, gewiß auch Vieles übertrieben ist, wenn gleich Kambyses allerdings einen größern Hang zur Grausamkeit, als die meisten anderen Persischen Könige haben mochte.

6. Der falsche Smerdis.

(522 vor Chr.)

Die Bitte des sterbenden Kambyses gründete sich auf eine Nachricht, daß Smerdis nicht getödtet sey, sondern bereits wirklich auf dem Throne sitze, und zum ersten Beweise seiner königlichen Milde allen Unterthanen auf drei Jahre die Abgaben erlassen habe. Allein dies war ein grober Betrug; der vorgebliche Smerdis war ein Bruder des Magiers (Priesters) Patizethes, welchem Letztern Kambyses die Aufsicht über seinen Palast in Susa anvertraut hatte, und das ganze Unternehmen hatte die Wiederherstellung der Medischen Herrschaft zum Zweck. Die Perser verhielten sich anfangs ruhig, denn sie setzten ein Mißtrauen in Kambyses' letzte Reden, weil sie glaubten, daß er wol aus Mißgunst gegen seinen Bruder das Gerücht von dessen Tode möchte ausgestreut haben, welches bis dahin gänzlich verschwiegen geblieben war. Doch da alle Befehle aus dem Innern des Harems und durch die Hände der Magier gingen, und Niemand den König zu sehen bekam, wurden Zweifel rege. Sechs Stammhäupter der Perser (Pasargaden) berathschlagten sich endlich mit einander, wie sie das Geheimniß entdecken könnten. War der vorgebliche Smerdis der Bruder des Patizethes, so mußte er leicht an den Ohren kenntlich seyn, die er unter der Regierung des Cyrus wegen eines Vergehens eingebüßt hatte. Zufällig war unter den Frauen seines Harems die Tochter eines jener Stammhäupter, und dieser war es leicht, an dem Schlafenden die wirklich fehlenden Ohren zu entdecken. Indem die Sechse nun unter sich berathschlagten, wie der Betrüger zu bestrafen sey, kam Darius, ein junger kühner Perser, Sohn des Hystaspes, des Statthalters von Persis, aus dem Stamm der Achämeniden (zu dem auch Cyrus gehört hatte), nach Susa, um sich dem neuen Könige vorstellen zu lassen. Die Sechse nahmen ihn als den Vornehmsten und Entschlossensten sogleich in ihren Bund auf. Unter seiner Anführung drangen sie eines Tages bewaffnet in den königlichen Palast. Die Wächter ließen sie wegen ihres bekannten Ranges ehrerbietig hindurch; nur im Hofe fanden sie von den Verschnittenen Widerstand. Aber nach kurzem Gefecht überwältigten sie dieselben, und drangen in die Zimmer des Königs. Hier fanden sie beide Brüder beisammen, stießen sie nieder, und zeigten

ihre Köpfe den übrigen Persern. Dann suchten sie auch die anderen Magier auf, und sie würden die ganze Caste derselben niedergemacht haben, wenn die einbrechende Nacht sie nicht verhindert hätte. Das Volk, das unterdeß durch den Mörder des echten Smerdis über das wahre Verhältniß der Sache belehrt worden war, trat mit Freuden auf die Seite der Verschwornen, und erwartete aus diesen ein neues Oberhaupt.

---

7. Darius des Hystaspes Sohn.

(reg. 521—485 vor Chr.)

Es war ein seltenes Glück für das Reich, daß alle sieben Fürsten, wenn nicht einig waren, doch geneigt, den besten Rath anzuhören. Man that mehrere Vorschläge. Einige wollten eine Oligarchie, Einige eine Demokratie einführen; doch diese Meinungen wurden bald überstimmt, und man gab zuletzt dem Rath des jungen unternehmenden Darius Beifall, welcher auf Beibehaltung der Monarchie drang. Der Aelteste unter ihnen, Otanes, entsagte im Voraus freiwillig allen Ansprüchen auf die Regierung, und die übrigen Sechse, welche das Edle dieses uneigennützigen Entschlusses dankbar erkannten, verabredeten sogleich, daß derjenige unter ihnen, welcher König werden würde, ihm und seinen Nachkommen dafür Unabhängigkeit und ein jährliches kostbares Geschenk zusichern sollte. Um die Königswürde wollte man loosen; der sollte sie erhalten, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Spazierritt zuerst wiehern würde: ein Orakel, das einem Volke, dem das Pferd ein heiliges Thier war, allerdings sehr nahe lag.

Der Sage nach verschaffte die List dem Darius in diesem Glücksspiel den Sieg. Sein schlauer Stallmeister führte nämlich den Abend vorher den Hengst desselben mit einer Stute in die Vorstadt, durch welche am Morgen die Gesellschaft reiten wollte, schüttete ihnen daselbst Futter in Menge auf, und brachte sie spät erst wieder heim. Als nun am folgenden Tage der glänzende Zug durch die Vorstadt ging, erinnerte sich der Hengst beim Anblick des Futterplatzes der gestrigen Freuden; er wieherte, und die Anderen sprangen sogleich von ihren Pferden, um dem Darius als ihrem Könige zu huldigen.

Um aber sein Ansehen noch mehr zu befestigen, fand der neue König doch nöthig, sich noch mit zwei Töchtern des Cyrus, einer Tochter des Smerdis und einer des Otanes zu vermählen. Zugleich zeigte er Festigkeit und Kraft, wo Uebermuth und Stolz der Mächtigen die Schranken des Gehorsams und der Gesetze übertreten wollte. Intafernes, einer von den Sieben, wollte eines Tages zum Könige, und als die Wache an der Thür und der Anmelder ihm dies verweigerten, hieb er ihnen im frechen Uebermuthe Nasen und Ohren ab. Wegen dieses Frevels ließ ihn Darius nebst allen seinen Söhnen und Verwandten gefangen nehmen, und nachmals tödten, weil er einen starken Verdacht hegte, daß er mit seinem Anhange eine Empörung im Sinne gehabt habe*).

Nicht minder streng verfuhr er gegen den Oroetes. Dieser war Unterkönig in Sardes, und zeigte so vielen Uebermuth, daß er den Ueberbringer einer königlichen Botschaft, die ihm nicht gelegen war, auf dem Rückwege ermorden ließ. Darius wagte nicht, ihn für diese Frechheit sogleich zu strafen, weil er seine Macht fürchtete; denn der Satrap hatte unter andern auch tausend Perser als Lanzenträger in seinem Dienste. Er schickte daher einen Bevollmächtigten hin, um den Statthalter auf kluge Weise zu fangen oder zu tödten. Vorsichtig prüfte der Abgeordnete zuvor die Stimmung der Lanzenträger, und erst, als er sie in allen Dingen seinem Worte gehorsam fand, befahl er ihnen im Namen des Königs, den Oroetes umzubringen. Ohne Zaudern ergriffen die Lanzenträger ihre Säbel, und tödteten den Mann auf der Stelle.

Gefährlicher als dieser Uebermuth Einzelner war die Empörung der Babylonier. Diese hatten schon während der schlaffen Herrschaft der Magier sich heimlich zu diesem Abfall vorbereitet. Jetzt endlich waren sie mit ihren Anstalten fertig; zur Verlängerung ihres Mund-

*) Hiebei erzählt Herodot einen merkwürdigen Charakterzug. Die Frau des Intafernes bewog durch ihr tägliches Klagen und Weinen den König endlich zum Mitleid, und er gestattete ihr, sich einen von ihren gefangenen Verwandten frei zu bitten. Sie wählte ihren Bruder, und als der König ihr seine Verwunderung ausdrückte, daß sie nicht den Mann oder die Kinder gewählt, erwiederte sie: „Ich bekomme wol noch einen andern Mann und andere Kinder, wenn ich diese verliere; da aber mein Vater und meine Mutter nicht mehr leben, bekomme ich niemals einen Bruder wieder.“ Dies gefiel dem Darius so wohl, daß er ihr auch noch den ältesten Sohn losgab.

vorraths erdrosselten sie noch zuletzt alle überflüssige Weiber, und nun versagten sie den Persern trotzig den Tribut. Darius zog hierauf selbst an der Spitze seines Heeres aus und belagerte Babylon, aber hinter ihren ungeheuren Mauern spotteten die Bürger jedes Angriffs. Zwanzig Monate lang ward Alles, auch die List des Cyrus, vergebens versucht. Ein schimpflicher Abzug und der Verlust der wichtigen Provinz schien das gewisse Ende dieser Unternehmung.

In dieser Noth trieb der Eifer für des Volkes Ruhm einen jungen Perser, Namens Zopyrus, Sohn eines jener sieben Stammhäupter, zu einer fast unglaublichen Selbstverläugnung. Er schnitt sich Nase und Ohren ab, verschor sein Haupt nach Sklavenweise, und ließ sich den Rücken mit scharfen Geißeln blutig peitschen. So zugerichtet zeigte er sich dem König, der erschrocken vom Stuhle aufsprang, und ihn fragte, wer ihn so verstümmelt habe? „Ich selbst, antwortete Zopyrus, und dir zu Liebe, denn so hoffe ich, dir die Stadt zu erobern. So blutend, wie du mich hier siehst, will ich in die Stadt gehen, und vorgeben, du habest mich so beschimpft, weil ich zur Aufhebung der Belagerung gerathen. Ich will fürchterliche Rache schnauben gegen dich, und mich so wüthend stellen, daß Niemand eine List vermuthen soll. Man wird mir ein Heer anvertrauen, und damit will ich einige glückliche Ausfälle thun. Du schicke mir am zehnten Tage tausend Mann der schlechtesten Truppen entgegen, daß ich sie schlage; sieben Tage darauf zweitausend andere, und nach zwanzig Tagen viertausend. Sehen mich die Babylonier dreimal so glücklich siegen, so vertrauen sie mir gewiß zuletzt die ganze Macht und die Thore dazu an, und dann laß mich nur sorgen."

Er kam ans Thor. Man glaubte seiner Lüge, und in der That spielte er seine Rolle so natürlich, daß er Mitleid und Entsetzen erregte, zumal da sein Name und seine erhabene Abkunft den Babyloniern wohl bekannt waren. Ein Haufe ward ihm anvertraut; er hieb mit demselben die ersten tausend Feinde, dann die zweitausend und zuletzt die viertausend nieder. Jetzt ward er zum Oberfeldherrn ernannt, und nun war es ihm leicht, die Perser einzulassen, und die ihm anvertraute Macht geraden Weges in ihr Verderben zu führen. So ward die Stadt erobert.

Darius war nicht undankbar gegen das Verdienst einer solchen Aufopferung. Er machte den Zopyrus nicht bloß zum Satrapen von

Babylon, sondern schenkte ihm auch auf Lebenszeit die sämmtlichen königlichen Einkünfte aus dieser großen Provinz. Noch mehr Ehre macht ihm die Aeußerung, er wolle lieber den Zopyrus nicht so verstümmelt sehen, als noch zwanzig Städte wie Babylon gewinnen. Schrecklich war dagegen die Strafe der aufrührerischen Stadt. Ein Theil ihrer felsenfesten Mauern ward abgetragen, die Thore wurden eingerissen, und dreitausend der vornehmsten Einwohner und Anführer ans Kreuz genagelt.

Eine andere auswärtige Unternehmung des Darius zu eben dieser Zeit war mehr eine Handlung persönlicher Großmuth. Syloson, ein vornehmer Grieche von der Insel Samos, hatte sich zur Zeit, als Kambyses Aegypten eroberte, unter vielen anderen Hellenen nach diesem Lande begeben. Zufällig begegnete er auf dem Markte zu Memphis dem Darius, der damals ein Trabant im Gefolge des Kambyses war. Darius hatte ihm seinen schönen rothen Mantel abkaufen wollen, aber Syloson hatte ihm denselben mit den Worten gegeben: „Verkäuflich ist er mir nicht, aber wenn du ihn haben mußt, so will ich dir ihn schenken."

Jetzt erfuhr Syloson die unerwartete Standeserhöhung des jungen Persers, und gründete darauf eine Hoffnung. Er ging nach Susa, setzte sich im Vorhofe des königlichen Palastes nieder, und sagte den fragenden Wachen, er sey ein Wohlthäter des Königs. Vorgelassen, erinnerte er an den rothen Mantel auf dem Markte zu Memphis. „Ja, redlicher Mann, rief der König, ich erkenne dich jetzt. Du hast mir Gutes erwiesen, da ich noch nichts war; jetzt soll dich's nicht gereuen, den Sohn des Hystaspes beschenkt zu haben."

Er wollte ihm einen Schatz von Silber und Gold aufdringen, aber Syloson lehnte es ab, und sprach: „Willst du mich belohnen, o König, so befreie mein Vaterland Samos, das jetzt einer unserer Knechte beherrscht, seitdem mein Bruder Polykrates schändlich ermordet ist*).

*) Dieser Mann ist durch sein übermäßiges Glück bekannt. Seine Geschwader waren allenthalben siegreich, er unterwarf sich eine Menge Jonischer Inseln und Städte, und stand mit dem Aegyptischen König Amasis in einem vortheilhaften Handelsbündnisse. Dieser, sein Gastfreund, zitterte für ihn, eben seines Glückes wegen, und beschwor ihn, dem Wandel der menschlichen Schicksale durch freiwillige Aufopferung eines theuren Kleinods zuvorzukommen. Denn ich weiß, läßt Herodot ihn sagen, daß die Gottheit voller Neid ist. Polykrates warf hierauf seinen kostbaren Ring in's Meer, aber seltsamer Weise fand sich dieser Ring im Magen eines Fisches wieder, den sein Koch wenige Tage darauf für

Dies gib mir, aber ohne Blutvergießen, und ohne Jemanden seiner Freiheit zu berauben."

Darius bewilligte die Bitte, und sandte ihn mit einer bewaffneten Flotte, unter der Anführung seines getreuen Otanes, nach Samos. Die Stadt mußte gegen den Wunsch des weichherzigen Syloson mit dem Schwerte erobert werden, und erst, nachdem ein großer Theil der Einwohner erschlagen war, fügten sich die Uebrigen unter die Befehle ihres neuen Beherrschers.

---

8. Eroberungszüge des Darius.

(514 vor Chr.)

Die eben erzählten Begebenheiten hatten nur zur Befestigung des Königs auf dem Throne und der schon errungenen Macht der Perser gedient, jetzt aber sollte etwas geschehen zur Erwerbung neuer Ausdehnung. „Du mußt dich durch eine Heldenthat hervorthun, läßt Herodot die Königin Atossa zu ihrem Gemahle sprechen, damit die Perser einsehen, daß ein Mann an ihrer Spitze steht, und damit sie sich abmühen im Kriege, und nicht Muße dazu haben, sich wider dich zu verschwören." Darius antwortete ihr, daß er selbst schon im Sinne habe, so etwas zu thun, und daß er Willens sey, wider die Scythen in den Streit zu ziehen. Unter diesen Namen begriff das spätere Alterthum alle die rohen und kriegerischen Völkerschaften, welche den ganzen nur dunkel und unbestimmt gedachten Erdstrich im Norden des Schwarzen und Kaspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein bewohnten. Herodot aber, der Erzähler dieser Begebenheiten, weis't den Scythen bestimmte Grenzen zwischen dem Ister (der Donau) und dem Tanais (Don) an. Dorthin, in heutige südrussische Länder, war der Eroberungszug des Darius gerichtet. Von den dasigen Völkerschaften und ihren noch entlegneren Nachbarn theilt uns der erwähnte Geschichtschreiber bei dieser Gelegenheit merkwürdige und belehrende Nachrichten mit.

---

ihn bereiten wollte. In diesem unerhörten Glücksfall sah sein Freund die desto gewissere Unabwendbarkeit seines Unglücks, und machte sich von aller Verbindung mit ihm los. Bald hernach lockte der oben erwähnte Persische Statthalter zu Sardes, Oroetes, den Polykrates zu sich, und ließ ihn ermorden.

Die Schilderung, welche der große Griechische Arzt Hippokrates von dem Körperbaue der Scythen entwirft, zeigt, daß dies Volk zum Mongolischen Menschenstamm gehörte. Unter den verschiedenen Sagen, welche man über den Ursprung derselben hatte, erklärt sich Herodot, gewiß mit Recht, für diejenige, welche sie für Einwanderer aus Asien erklärte, und ein Forscher unserer Tage *) erkennt in manchen von der Lebensweise und den Sitten des Volkes aufbehaltenen Zügen, der Stutenmelkerei, den Filzzelten, der säuischen Unreinlichkeit, der trägen Unbeweglichkeit, das Gepräge der heutigen Sibirischen Stämme.

Zunächst am Borysthenes (dem heutigen Dnjeper) wohnten Scythen, welche feste Wohnsitze hatten und den Acker bauten **); weiter nach Osten hin zogen andere Scythische Stämme, die weder säeten noch pflügten, als Nomaden umher, und noch östlicher, im Süden bis in die Krim hinein, waren die Wohnsitze der königlichen Scythen, welche den eigentlich herrschenden Stamm bildeten; denn sie, die meisten und tapfersten, sahen die übrigen Scythen wie ihre Knechte an.

Unter den nördlich und östlich vom Scythenlande wohnenden Völkern nennt Herodot einige bloß mit Griechischen Beinamen bezeichnete, die Androphagen (Menschenfresser), und die Melanchlänen (Schwarzmäntler). Von den Ersteren sagt er, sie seyen unter allen Völkern die wildesten. Nach Osten, jenseits des Tanais, nennt er die Sauromaten (Sarmaten), die noch in einiger Verwandtschaft mit den Scythen standen; oberhalb derselben aber wohnten die Budinen, ein zahlreiches Volk mit blauen Augen und röthlichem Haare, in Sitte und Lebensart ganz verschieden von den Scythen.

Noch nördlicher hinauf setzt der Griechische Erzähler einige Jägervölker, und zuletzt, am äußersten Ende der ihm bekannten Gegenden, die Argippäer, mit Kahlköpfen, eingedrückten Nasen und großen Kinnbacken (also Mongolischer Kopfbildung) und Scythischer Kleidersitte, aber ganz eigenthümlicher Sprache. „Bis soweit, fährt der Geschichtschreiber fort, kennt man die Länder und Völker, weil die Caravanen der Scythen aus den Griechischen Handelsstädten bis dahin ziehen.

*) Niebuhr Untersuchungen über die Geschichte der Scythen, Geten und Sarmaten, in den Kleinen historischen und philologischen Schriften, S. 362.

**) Niebuhr, a. a. O. S. 360, nimmt an, daß diese Ackerbauer ein von den Scythen bezwungenes, als Hörige sitzen gebliebenes Volk waren, eine Vermuthung, die große Wahrscheinlichkeit hat.

Nun folgen unübersteigliche hohe Gebirge, über welche Niemand kommt. Die Argippäer aber behaupten, es wohnten da ziegenfüßige Männer, und über diese hinaus andere Menschen, die sechs Monate schliefen im Jahr, das glaube ich aber keineswegs." Wie merkwürdig ist das vorsichtige Mißtrauen des Schriftstellers gegen eine Nachricht, in welcher jetzt Jeder leicht eine dunkle Kunde von der langen Winternacht der Länder unter sehr nördlichen Breitegraden erkennt, wo in der That noch gegenwärtig die Leute die meiste Zeit schlafen.

Die Beschreibung des Herodot von den Sitten der eigentlich Scythischen Völkerschaften bezeichnet sie als ein rohes, wild kriegerisches Volk. Dem Ares oder Kriegsgotte errichteten sie in jedem Gau ein besonderes Heiligthum. Man häufte einen Berg von Reisbündeln auf, an drei Seiten abschüssig, an einer schräg, oben darauf machte man eine viereckige ebene Fläche. Auf dieser wurde ein uraltes eisernes Schwert aufgerichtet, dem sie als dem heiligen Bilde des Ares jährliche Opfer von Pferden und anderm Vieh brachten, und zwar mehr als den übrigen Göttern.

Von allen Feinden, welche sie gefangen nahmen, opferten sie den hundertsten Mann. Wenn ein Scythe den ersten Feind erlegte, so trank er von dessen Blute, und von Allen, welche er in der Schlacht tödtete, brachte er die Köpfe dem Könige, denn nur wer einen Kopf brachte, hatte Theil an der Beute. Den Köpfen zogen sie die Haut ab, bereiteten sie zu, und banden sie an die Zügel ihrer Pferde. Aus den Köpfen ihrer ärgsten Feinde, selbst ihrer Verwandten, wenn sie mit diesen in Feindschaft gerathen waren, und dieselben vor dem Könige überwunden hatten, machten sie Trinkgefäße, die bei den Reicheren inwendig vergoldet waren. — Einmal im Jahre mischte der Oberste des Gaues einen Krug mit Wein, davon tranken alle Scythen, welche einen Feind erschlagen hatten; die Anderen mußten ungeehrt bei Seite sitzen, welches ihnen zur größten Schande gereichte. Die aber recht viele Feinde erschlagen hatten, tranken aus zwei Bechern.

Einen eben so wilden Sinn verräth die Art, wie sie ihre Bündnisse schlossen und ihre Könige begruben. Im ersteren Falle gossen sie Wein in einen irdenen Napf, ritzten sich die Haut auf, und ließen etwas von ihrem Blute darunter tröpfeln. In diesen Blutwein tauchte jeder der Verbündeten seine Waffen, und zuletzt tranken sie Alle davon unter langen Gebeten. — Starb der König, so wurde der Körper ein-

balsamirt und mit Wachs überzogen, dann bei den beherrschten Stämmen umhergeführt, und Alle, zu denen die Leiche kam, mußten sich das Haupt bescheeren, sich Stirn und Nase zerfetzen, und einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. Neben die Leiche begruben sie eine der Frauen, den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister und andere Leibdiener des Königs. Zuletzt aber, nach einem Jahre, wurden noch funfzig seiner geschicktesten Diener und funfzig der schönsten Pferde erwürgt und ausgestopft, und aus ihnen, vermittelst durchgespießter Stangen, ein Kreis von Reitern, lauter Leichen, rings um das Grab gezogen; ein scheußliches Monument!

Gegen diese Völker sollte der Zug gehen, der den Persern, wie es scheint, nicht erfreulich war. Ein vornehmer Perser, Oeobazus, bat den König, von seinen drei Söhnen einen zurück zu lassen. Darius antwortete bitter spottend, er wolle sie ihm alle lassen, und befahl, alle drei zu tödten, wahrscheinlich, um alle weitere Abneigung durch ein so strenges Beispiel zu unterdrücken.

Ein Grieche aus Samos hatte ihm über den Bosporus eine Schiffbrücke schlagen müssen. Ueber diese zog er mit einem großen Heere, das Herodot auf 700,000 Menschen angibt, und dann weiter an der westlichen Küste des Schwarzen Meeres durch Thracien bis zum Ister. Hier erwarteten ihn die Jonier, welche auf seinen Befehl durch das Schwarze Meer in die Donau gefahren waren, und an der schmalen Stelle, wo sich der Fluß in seine Mündungen theilt, eine Schiffbrücke geschlagen hatten*). Als Darius mit dem Landheere hinüber war, befahl er, daß die Jonier nun hinter ihm die Brücke abbrechen, und mit ihrem ganzen Volke aus den Schiffen zu Lande folgen sollten. Nur auf den Rath des Anführers der Mitylenäer, Koes, der ihm die Nothwendigkeit vorstellte, auf jeden Fall für einen sichern Rückzug zu sorgen, ließ er sich von diesem gefährlichen Entschluß abbringen.

Die sämmtlichen Griechen blieben jetzt als Wächter bei der Brücke zurück, und erhielten von dem Könige einen Riemen mit sechzig Knoten, von denen sie alle Tage einen auflösen, und so lange, bis alle aufgelöst worden, ihn erwarten sollten. Darius selbst setzte seinen Weg gegen die Scythen weiter fort. Diese erwählten ein sicheres Mittel, die Perser zu verderben. Sie zogen sich immer weiter, und zu-

*) Nach Rennel geschah es zwischen Ismail und der Mündung des Pruth

letzt über die Grenzen ihres Landes, zurück, und lockten die Perser durch die wüsten Steppen hinter sich her. Darius forderte sie auf, ihm entweder zum Kampfe zu stehen, oder ihm (nach Persischer Sitte) Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu senden. Aber statt des Erstern ermüdeten und schwächten sie sein Heer durch Angriffe mit der Reiterei; und statt jener Unterwerfungszeichen sandten sie ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, welches symbolische Geschenk einer der Sieben, die den Magier getödtet, folgendermaßen deutete: „Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und in den Himmel flieget, oder nicht Mäuse werdet und in die Erde kriechet, oder nicht Frösche werdet und in die Sümpfe springet, so werdet ihr nicht nach Hause kommen, sondern von diesen Pfeilen erleget werden."

Bald wäre auch die Richtigkeit dieser Erklärung durch die That bewährt worden, da die Scythen es ganz darauf anlegten, den Persern jeden Rückzug unmöglich zu machen. Sie eilten nämlich, des Weges kundig, und fast lauter Reiter, dem Darius, der in großer Noth den Rückzug angetreten hatte, zuvor, erschienen bei den an der Donaubrücke stehenden Griechen, und forderten diese auf, da die sechzig Tage abgelaufen seyen, die Brücke abzubrechen, und sich so von der Herrschaft des Darius loszumachen.

Diese Aufforderung machte allerdings auf die Gemüther der Griechischen Führer Eindruck. Vor Allen rieth Miltiades, ein Athener und Herrscher in dem Chersonnes, diese Gelegenheit zu ergreifen, und Jonien durch Vernichtung des Persischen Heeres zu befreien. Aber Histiäus aus Milet stellte den Uebrigen vor, daß sie Alle nur unter dem Schutz der Persischen Macht in ihren Städten herrschten *), und daß die Städte, sobald jene Macht zerstört seyn würde, auch die früher bestandene Volksherrschaft wieder einführen würden. Diese Rücksicht bewog Alle, des Miltiades Meinung zu verwerfen, und dem Könige treu zu bleiben, doch brachen sie einen Theil der Brücke nach dem Scythischen Ufer hinüber ab, theils zu ihrer Sicherheit, theils auch um die Scythen glauben zu machen, daß sie ihrer Aufforderung Folge leisten wollten. Diese zogen nun ab, um den Darius wieder aufzusu-

*) Als der oben erwähnte Koes für seine geleisteten Dienste von dem Könige belohnt werden sollte, bat er sich vom Darius die Herrschaft über seine Vaterstadt Mitylene aus, und erhielt sie auch.

chen, verfehlten ihn aber, so daß er glücklich bei der Brücke vor ihnen ankam und sich hinüber rettete. Der König selbst ging nach Asien, ließ aber in Europa ein Heer unter seinem Feldherrn Megabazus zurück, welcher das südliche und östliche Thracien der Persischen Herrschaft unterwarf, dieses Land, dessen vielen und streitbaren Völkern, wie Herodot sagt, nur Einheit fehlte, um unbezwinglich zu seyn. Auch König Amyntas von Macedonien erkannte auf die Aufforderung des Megabazus die Persische Oberherrlichkeit an. Darius selbst unternahm einen Kriegszug zur Bezwingung Indien's, und unterwarf einen Theil des Landes am Indus seiner Herrschaft. Durch diese Eroberungen im Nordwesten und Südosten erlangte das große Perserreich seine weiteste Ausdehnung, denn indem es noch weiter vorwärts schreiten wollte, stieß es mit Griechenland zusammen, und es begann der große und merkwürdige Kampf, dessen Erzählung wir dem folgenden Buche vorbehalten.

---

9. Religion und Staatsverfassung.

Die Religionslehre, welche die Perser, oder nur der herrschende Stamm derselben, nach der Stiftung ihres Reichs annahmen, war die in dem Medisch-Baktrischen Staate herrschende. Es stand dieses Religionssystem, wie überall im höhern Alterthum, mit den politischen Einrichtungen in dem genauesten Zusammenhang, und war ein Werk des berühmten Zoroaster. Wann dieser gelebt, ist sehr ungewiß, aber der Epoche des freien Baktrischen Reiches gehört er an, denn in seinen Schriften erscheint das Reich, in welchem er als Gesetzgeber auftrat, als ein Baktrisches. Auf keinen Fall ist er später zu setzen, als in das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich fällt er aber in eine weit frühere Zeit. Diese religiös-politische Gesetzgebung ist uns erst im verflossenen Jahrhundert genauer bekannt worden, wo die heiligen Schriften, in denen sie enthalten ist, Zend-Avesta (d. i. lebendiges Wort) genannt, in Asien aufgefunden und nach Europa gebracht wurden.

Der Gottesdienst, welchen Zoroaster stiftete, oder auch nur wiederherstellte und reinigte, kannte weder Götzenbilder noch Tempel. Im

nnen Licht und im Feuer wurde symbolisch der Urheber und Herrscher des Lichtreichs, Ormuzd, verehrt, der zugleich als Quelle und Verbreiter alles Guten erscheint. Diesem gegenüber wurde ein Reich der Finsterniß gedacht, in welchem Ahriman herrscht, von dem alles Uebel herrührt. Um den Thron des Ormuzd stehen die sieben Amschaspands oder Fürsten des Lichts, unter denen er selber der erste ist. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die guten Genien. Eben so gibt es im Reiche der Finsterniß sieben oberste Dews, oder Fürsten des Bösen, unter denen eine zahllose Menge niederer Dews stehen. Beide Reiche sind im ewigen Kampf gegen einander, aber einst wird das Reich des Ormuzd die Oberhand behalten, und alles Böse vernichtet werden. Alles, was existirt, gehört entweder dem einen oder dem andern Principe zu. Es gibt reine Menschen, reine Thiere u. s. w., die Ormuzd geschaffen hat, und unreine Wesen aller Art, die zu Ahriman's Reiche gehören. Zu den Letzteren (Kharfesters genannt) werden alle Menschen gerechnet, die Zoroaster's Gesetz durch Gedanken, durch Worte oder That verachten, alle giftige und schädliche Thiere, Pflanzen u. s. w. Dem Ormuzdverehrer dagegen ist es zur Pflicht gemacht, die Schöpfung des Lichts überall in der lebendigen, wie in der leblosen Natur zu verehren und zu pflegen, und die der Finsterniß zu bekämpfen. Hieran knüpften sich auf sehr natürliche Weise Gesetze zur Beförderung der physischen Cultur des Landes und Vorschriften für den sittlichen Wandel. Die Ormuzdverehrer sollen die fleißigsten Bebauer des Bodens, die sorgfältigsten Gärtner, die eifrigsten Vertilger schädlicher Pflanzen und Thiere seyn. In der sittlichen Welt sollen sie das Gute aus allen Kräften ehren, stets rein denken, reden und handeln. Vorzüglich soll der König gut und gerecht seyn. Er kann gebieten was er will, aber Ormuzd's Lehre soll ihn hindern, etwas zu befehlen, was nicht gut und gerecht ist.

Auch in der Gesetzgebung des Zoroaster findet sich eine Eintheilung in die vier Castn der Priester, der Krieger, der Ackersleute und der Gewerbtreibenden jeder Art, und man sieht, wie tief dies in dem Wesen des ganzen Orients gegründet ist. Auch bei diesem Volke treten die Priester oder Magier, wie sie hier heißen, als besonders bedeutend und einflußreich hervor. Sie waren ein ursprünglich Medischer Stamm, daher auch der Widerwille der Perser gegen ihre Herrschaft unter dem falschen Smerdis zu erklären ist. Ihnen lag allein die

Beobachtung der heiligen Gebräuche ob, sie allein waren im Besitz der Gebetsformeln, mit denen Ormuzd verehrt ward, und kannten die Opfergebräuche; nur durch sie konnte man daher Gebete und Opfer darbringen. Auch glaubte man, daß ihnen Blicke in die Zukunft vergönnt seyen; welche Rolle sie unter andern als Traumdeuter am Hofe spielten, lehrt die Geschichte des Astyages. Ueberhaupt standen sie dem Könige als Rathgeber in seinen heiligen und weltlichen Verrichtungen zur Seite; wahrscheinlich bildeten sie auch das Collegium der königlichen Richter *).

Der König wurde von Allen als eine höhere und geheiligte Person und als das irdische Abbild Gottes verehrt. Wer sich ihm nahete, mußte sich zur Erde niederwerfen. Der Zugang zu ihm war schwer; in mancherlei Abstufungen des Ranges und des Geschäfts umgab ihn eine zahllose Menge von Freunden und Dienern. Da er als unbeschränkter Eigenthümer von Land und Leuten betrachtet wurde, so mußte für seinen Tisch täglich jedes Bedürfniß aus dem Districte geliefert werden, der es am besten hervorbrachte. Er trank kein anderes Wasser, als aus dem Choaspes, das ihm daher selbst auf seinen Reisen auf einer Menge Wagen in silbernen Gefäßen nachgefahren ward. Das Salz auf seinem Tische mußte von dem Tempel des Jupiter Ammon aus der Mitte der Africanischen Wüste seyn; sein Wein von Chalybon in Syrien; der Weizen zu seinem Brote aus Aeolien u. s. w. — Jedes Wort, das der König öffentlich sprach, wurde der Aufzeichnung werth gehalten, daher war er immer von Schreibern umgeben. Eilboten waren in Entfernungen von einer Tagereise durch das ganze Reich vertheilt, ihm die Neuigkeiten aus den Provinzen zu überbringen, und seine Befehle schnell zu verbreiten. Eine sehr zahlreiche Leibwache beschützte seine Person; und bei der durch die Grundsätze der Asiaten erlaubten Vielweiberei, war die Anzahl seiner Frauen ebenfalls sehr groß. In dem Harem des Darius waren dreihundert und sechszig; doch bloß diejenigen Frauen, welche aus dem Stamm des Cyrus oder Achaemenes waren, erhielten gewöhnlich den Rang der eigentlichen Königinnen, und ihre Kinder wurden, wie es scheint, aus-

*) Aus Herodot V, 25, scheint indeß hervorzugehen, daß auch Perser zu diesen Richtern gehören konnten.

schließlich als echte Erben des Throns angesehen *). Als indeß bei zunehmender Verweichlichung der Könige diese Frauen und die zu ihrer Obhut bestellten Verschnittenen durch vielfache Ränke großen und dem ganzen Reiche sehr schädlichen Einfluß gewannen, wurden die Gesetze und Rechte der Erbfolge oft verletzt. Der Harem wurde der Schauplatz unmenschlicher Verbrechen; es geschahen hier Grausamkeiten, wie sie nur die Wuth Orientalischer Weiberrachsucht ersinnen kann.

Ekbatana, Susa und Babylon waren die gewöhnlichen Wohnsitze des Königs, mit denen er, nach Maßgabe der Jahreszeit, wechselte. Den Winter brachte er in Babylon zu, den Frühling in Susa, den heißen Sommer in dem kühlen Ekbatana. Die Reisen dahin glichen wegen des unermeßlichen Gefolges großen Heereszügen; und die ärmeren Provinzen des Reichs mußten schon deswegen mit der Durchreise verschont bleiben, weil sie sonst einer Hungersnoth würden ausgesetzt gewesen seyn. Diese Lebensart erinnert an den Ursprung der Persischen Herrscher, an die unaufhörlichen Züge nomadischer Stammhäupter. Auch nach einem vierten wichtigen Orte, nach Persepolis, zogen die Könige, aber dies waren heilige Wallfahrten; Persepolis war (wie Heeren sehr wahrscheinlich gemacht hat) die Todtenresidenz der Persischen Könige. Es lag in dem eigentlichen Persis, von wo der ganze herrschende Stamm ausgegangen war, und welches die eigentliche Heimath des Volkes blieb; und nur in jener Erde konnten die Leichname der Könige würdig ruhen. Jeder derselben erhielt seine eigene, zuweilen in unzugänglichen Felsenwänden ausgehauene Wohnung, in welcher der Leichnam nicht nur mit allen Bequemlichkeiten eines Lebenden versehen ward, sondern auch sogar seinen eigenen reichen Schatz an Gold und Silber erhielt, zu dessen Beschützung zahlreiche Wachen Jahrhunderte lang daselbst gehalten wurden. Noch jetzt sieht man die prächtigen Trümmer dieser Riesengebäude mit Erstaunen und Ehrfurcht an. Es sind gewaltige Terrassen, dreifach über einander gethürmt, und an ein Marmorgebirge gelehnt, dessen Fortsetzung sie zu seyn scheinen. Wälder von Säulen standen hier, von denen jede funfzig Fuß hoch war, und so dick, daß kaum drei Männer sie umklaftern konnten.

*) So sagt Herodot, indem er die Nachricht widerlegt, daß des Aegyptischen Königs Apries Tochter die Gemahlin des Cyrus gewesen: es müßte Kambyses, wäre er ein Sohn von dieser, ein Bastard gewesen seyn.

Treppen, so breit wie Heerstraßen, führen von einer Terrasse zur andern, und die langen und hohen Wände des Marmorpalastes sind mit den merkwürdigsten Basreliefs und Altpersischen Inschriften geziert. Alles erinnert an die Größe des Persischen Reichs, das durch diese Bauwerke gleichsam sinnbildlich dargestellt werden sollte.

Dieser durch die Eroberungen unter den ersten Herrschern noch immer wachsende Umfang des Reichs führte von selbst zu jener Art von Verwaltung, welche wir auch in den heutigen großen Asiatischen Reichen finden, nämlich über die einzelnen Provinzen Statthalter, bei den Persern Satrapen genannt, zu setzen. Es erhielt diese Einrichtung ihre Vollendung unter dem Darius. Große Gewalt war den Satrapen anvertraut, doch mußten sie zittern, dem Könige zu mißfallen. Ihre Häupter fielen alsdann ohne alles weitere Rechtsverfahren, auf den bloßen Befehl des despotischen Herrschers, wie wir an dem Beispiel des Oroetes gesehen haben. Es waren aber auch sehr zweckmäßige Einrichtungen getroffen, um der schädlichen Uebermacht der Satrapen, welche leicht zum Streben nach Unabhängigkeit und zur Empörung führen konnte, entgegenzuwirken. Königliche Schreiber, an die alle Befehle des Herrschers unmittelbar gelangten, standen den Satrapen zur Seite, und jährlich schickte der König einen Bevollmächtigten an der Spitze eines Heeres, um den Satrapen nach den Umständen entweder zu unterstützen oder zu bestrafen. Vorzüglich wichtig aber war es, daß der Satrap mit der obersten bürgerlichen Gewalt nicht zugleich den Befehl über die in der Provinz stehenden Truppen verband. Erst später und mit dem einbrechenden Verfall wich man von diesen heilsamen Beschränkungen ab, und die Satrapen verbanden nicht allein die zwiefache Gewalt in einer Satrapie, sondern auch oft mehrere Satrapien mit einander.

Auch ein festes Steuersystem führte Darius zuerst ein. Die unter den vorigen Regierungen noch üblichen Geschenke, welche die eroberten Länder (das Stammland Persis also ausgenommen) dem Herrscher darbrachten, verwandelte er in einen bestimmten Zins oder jährlichen Tribut, mit genauen Bestimmungen über die Art der Zahlung. Die Perser, sagt Herodot, nannten den Cyrus ihren Vater, den Kambyses ihren Herrn, den Darius aber einen Krämer, weil er bei allen Dingen auf das Geld gesehen. Unter diesem Könige beliefen

sich die baaren Geldabgaben (besondere Einkünfte von Fischerei u. dgl. ungerechnet) auf funfzehn bis sechzehn Millionen Thaler unseres Geldes, unter seinen Nachfolgern sind sie wol noch erhöht worden. Außer diesen Steuern lieferten die Provinzen eine Menge ihrer natürlichen Erzeugnisse zum Unterhalt des Hofes und der zahlreichen Dienerschaft; denn täglich speiseten funfzehntausend Menschen von dem Tische des Herrschers. Dazu kam die Menge der freiwilligen Geschenke, ohne welche Niemand vor dem Könige erscheinen durfte.

Alles dies war unmittelbar für den königlichen Schatz bestimmt. Es hatte aber auch jeder Satrap noch besondere Einkünfte aus seiner Provinz, die sowol in natürlichen Erzeugnissen des Landes für seinen dem königlichen nachgebildeten Hofstaat, als auch in baarem Gelde bestanden. So brachte dem Statthalter von Babylon seine Provinz (freilich die reichste und einträglichste) täglich, wie Herodot erzählt, einen Schoffel Silber. In seiner Stuterei fanden sich achthundert Hengste und sechzehntausend Stuten, und großer Indischer Jagdhunde zu seinem Vergnügen unterhielt er so viel, daß vier Dörfer, die deshalb von anderen Abgaben frei waren, bloß für ihre Fütterung sorgen mußten. Auch die übrigen Freunde und Diener des Königs erhielten meistens ihren Lohn durch Anweisungen auf den Ertrag ganzer Städte, Flecken oder Ländereien. Endlich mußte jede Provinz für die Bedürfnisse der Heeresabtheilung sorgen, welche ihr zugetheilt war, denn um die unterworfenen Völker in Gehorsam zu erhalten, waren über das ganze Reich bewaffnete Heere verbreitet, die theils aus eigentlichen Persern bestanden, theils aus Miethsvölkern. Wenn aber gegen das Ausland Krieg zu führen war, so lieferten auch die beherrschten Völker auf des Königs Befehl Heerhaufen. Die Küstenvölker, wie die Cilicier, die Asiatischen Griechen, die Phönicier, stellten die Seemacht.

Von den Sitten der Perser hat uns Herodot noch Folgendes aufbehalten. Unter allen Tagen im Jahre ehrte Jeder am meisten seinen Geburtstag. Da wurde auch bei den Armen reichlicher als gewöhnlich aufgetragen. Den Wein liebten die Perser sehr, und berathschlagten beim Trinken über die wichtigsten Angelegenheiten. Am andern Morgen nahmen sie die Sache wieder vor, und gefiel ihnen dann das noch, was sie im Rausche beschlossen hatten, so wurde es ausgeführt, sonst nicht. Ihre Grüße beim Begegnen auf dem Wege waren verschieden. Zwei Freunde küßten sich auf den Mund, entferntere Bekannte auf

die Wange, ein Gemeiner fiel vor einem Vornehmern zur Erde nieder. Die am nächsten bei einander wohnten, ehrten sich am meisten, die Entfernten am wenigsten. Viele Weiber zu haben, war bei ihnen erlaubt, viele Kinder ein großer Ruhm. Ein Knabe wurde bis zum sechsten Jahre von den Weibern erzogen, und kam bis dahin seinem Vater gar nicht vor die Augen. Dann aber übernahm dieser die Erziehung, und hielt ihn bis zum ein und zwanzigsten Jahre zum Reiten, zum Bogenschießen und zur Wahrhaftigkeit an. Denn das Lügen hielten die Perser für das schändlichste Laster, und dann das Schuldenmachen, weil, sagten sie, wer Schulden hat, nothwendig lügen muß. Von dem, was ihnen zu thun nicht erlaubt war, war auch keinem Perser erlaubt, zu sprechen. — Aus den letzteren Anführungen sieht man, daß dieses sich auf einen noch sehr unverdorbenen Zustand des Volkes bezieht, der sich bald verlor, als es Lebensweise und Gebräuche von den besiegten Medern annahm. Diese Sittenveränderung ist bei den erobernden Völkern in Asien immer eingetreten, besonders aber bei den Persern, von denen Herodot sagt, daß kein Volk fremden Sitten in einem solchen Grade nachtrachte, wie sie.

Alte Geschichte.

Zweites Buch.

Die Griechen bis auf Alexander den Großen.

1. Die älteſten Zeiten Griechenland's.

Die Urzeit des für die Geſchichte der geſammten Menſchheit vorzüglich merkwürdigen Volkes der Griechen iſt, wie die aller Völker, in Dunkel gehüllt; aber keine andere iſt ſo reich an den mannichfaltigſten Mythen und Sagen, die in ihrer bunten Fülle den Forſcher eben ſo ſehr durch ihre Lieblichkeit und ihre Bedeutung in der Poeſie und Culturentwicklung einer ſo wichtigen Nation anziehen, als die Schwierigkeit, in dies Gewirr Ordnung zu bringen, und die Spuren der Wahrheit in der vielfachen Verkleidung zu entdecken, dem Scharfſinn ein weites Feld darbietet. Aber die Ergebniſſe ſind ſchwankend, und die aufgeſtellten Syſteme ſehr abweichend und einander widerſprechend, wie denn namentlich über die wichtigſten Fragen: ob die Griechen dem Orient und ſeiner Cultur etwas verdanken; und ob ihre Mythen aus rohen und kindiſchen Vorſtellungen entſprungen ſind, oder eine höhere Weisheit in ſich verbergen, ob die Götter der Griechen urſprünglich vergötterte Helden und Wohlthäter der Nation, oder ſymboliſche Darſtellungen der Natur und ihrer Kräfte waren — ſehr verſchiedene Anſichten herrſchen. Wir deuten hier, unſerm Zwecke gemäß, nur mit Wenigem den Faden an, der uns in hellere Zeiten leitet.

Das von den Römern und den neueren Nationen mit dem Namen der Griechen bezeichnete Volk nannte ſich in ſeiner eignen Sprache Hellenen, aber in den älteſten Zeiten kommt dieſer Name noch gar nicht, oder nur in einem ſehr beſchränkten Sinne vor. Dagegen findet die Geſchichte ſchon in uralten Zeiten in vielen Theilen Griechenland's, in Epirus, Theſſalien, Attika, dem Peloponnes, das Volk der Pelasger, deſſen Verhältniß zu den Hellenen ſehr dunkel und zweifelhaft iſt. Nach Einigen ſind die Pelasger das Urvolk Griechenland's, nach Anderen ein wanderndes, erſt ſpäter dort ſeßhaft gewordenes Volk; nach Einigen ſind Griechen und Pelasger ganz getrennten Ur-

sprungs, und ihre Sprachen hatten nichts mit einander gemein, nach Anderen waren die Pelasger Griechen und redeten Griechisch. Die richtigere Ansicht ist, daß die Pelasger in uralten Zeiten feste Wohnsitze in Griechenland hatten; die wandernden Pelasger, von welchen historische Nachrichten sprechen, und sie gewöhnlich Tyrrhenische Pelasger nennen, sind auf eine Zeit zu beziehen, wo die alten Verhältnisse sich auflöst'ten und neue sich bildeten, und ein Theil der Pelasger, von anderen Stämmen gedrängt, genöthigt war, sich neue Wohnsitze zu suchen. Ganz einerlei mit den Hellenen waren die Pelasger eben so wenig, als ihnen völlig entgegengesetzt; beide gehörten wol Einem großen Stamme an, von welchem sie verschiedene Zweige bildeten. Und in ähnlicher Art war es mit den Sprachen der beiden Völker, die man höchst wahrscheinlich als verschieden, und doch zugleich als wesentlich verwandt zu betrachten hat.

Ein wildes, in Höhlen und Klüften wohnendes Volk, wie Einige meinen, waren die Pelasger gewiß nicht, sondern ein ackerbauendes, nicht ohne den Besitz einer gewissen geistigen Bildung. Ihnen sind die sogenannten Cyklopischen Mauern zuzuschreiben, von denen sich noch heut zu Tage in Griechenland wie in Italien Ueberbleibsel finden. Es sind Mauern aus ungeheuren Steinblöcken zusammengesetzt, die so genau in einander gefugt sind, daß sie ohne Verbindung durch Mörtel ein unerschütterliches Ganze bilden, und weil die Alten gewöhnliche Menschen für unfähig hielten, solche Werke zu vollenden, erklärten sie die Erbauer für Riesen oder Cyklopen. Die vorzüglichste Gottesverehrung der Pelasger war die des Zeus zu Dodona, im nördlichen Epirus, mit einem berühmten Orakel. Die Art, dasselbe zu befragen, war sehr mannichfaltig. Bald gingen die dazu bestellten Priesterinnen in den heiligen Hain unter eine alte Eiche, die für göttlich galt, und horchten auf das Säuseln der Blätter, oder auf das Geräusch einer nahe vorbei rieselnden Quelle; bald deuteten sie den Willen der Götter aus dem Klange, der durch das Zusammenschlagen vieler ehernen Becken entstand, welche, dem Winde ausgesetzt, rings um den Tempel hingen. Von dem Ursprunge dieser Weissagung erzählte man zu Dodona, es seyen einst zwei schwarze Tauben von Theben in Aegypten ausgeflogen, und hätten sich, die eine in Libyen, die andere in Dodona niedergelassen; die letztere habe sich dort auf einen Eichbaum gesetzt, und mit menschlicher Stimme die Errichtung eines Orakels anbefohlen. Aber Herodot, der dies erzählt, fügt schon selbst, nach Anleitung einer

von den Priestern in Theben erhaltenen Nachricht, die Deutung dieser Mythe hinzu, daß die Tauben heilige Weiber aus Aegypten gewesen seyen, welche die Orakel in Ammonium und Dodona stifteten. Vielleicht ein uralter Versuch der Aegyptischen Priester, ihren Cultus auch hieher zu verpflanzen.

Als Pelasgische Staaten im Peloponnes werden Arkadien, Argos und Sicyon genannt. Den Stifter des Staates von Argos nennt die Sage Inachus, und setzt ihn zwanzig Menschenalter vor den Trojanischen Krieg (ins neunzehnte Jahrhundert vor Chr.).

In der Folge wurden die Pelasger theils zurückgedrängt von jenen andern, Hellenisch genannten Stämmen, theils verschmolzen sie mit ihnen. Doch den gemeinschaftlichen Namen der Hellenen, worin gemeinsame Abstammung erkannt wurde, gaben sich diese Stämme erst später. Ob sie wirklich von einer Wurzel herzuleiten sind, oder ob dies erst später ohne genügenden Grund angenommen worden ist, bleibt zweifelhaft. Mythisch wurde diese Verwandtschaft folgendermaßen dargestellt. Zur Zeit einer großen Fluth (im sechzehnten Jahrhundert vor Chr.) herrschte am Gebirge Parnassus ein König Deukalion. An der Spitze seiner Völker that er einen Einfall in Thessalien, und vertrieb von dort die Pelasger. Er hatte zwei Söhne, Hellen und Amphiktyon, und Hellen wiederum drei: Aeolus, Dorus und Xuthus, deren Geschlechter nach und nach ganz Griechenland einnahmen. Der Stamm des Aeolus breitete sich über Akarnanien, Aetolien, Phocis, Lokris und einige westliche Inseln aus. Die Nachkommen des Dorus nahmen die Landschaft Doris ein, und gingen nach Kreta. Xuthus, von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben, ging nach Attika, und vermählte sich mit der Tochter des dortigen Königs Erechtheus. Seine beiden Söhne, Jon und Achaeus, konnten sich aber in Athen nicht halten, sondern mußten es verlassen, und gingen nach dem Peloponnes, wo die Jonier das nachmalige Achaja, die Achäer Lakonien und Argolis einnahmen. Auf diese Weise wurden die vier Stämme der Griechen, nämlich die Aeoler, Dorer, Jonier und Achäer, auf die Söhne und Enkel des Hellen zurückgeführt, und von dem Letztern der Name des Gesammtvolkes abgeleitet.

Zu diesen Völkerstämmen kamen nun noch Ausländer über das Meer her, und brachten mancherlei Kenntnisse nach Griechenland. Eine neuere Ansicht läugnet jedoch die meisten dieser Einwanderungen, erklärt sie für spätere Erfindung oder Mißdeutung alter Sagen und

hält die Helden derselben für einheimisch *). Nach der gewöhnlichen Erzählung landete Cekrops, aus Sais in Aegypten kommend, in Attika (1582 v. Chr.), wo er von dem damaligen Könige aufgenommen wurde, und sich mit dessen Tochter vermählte. Man nennt ihn den Stifter des Atheniſchen Staates, indem ihm die Anordnung der Religion, die Einführung feſter Ehen, des Ackerbaues und förmlicher Gerichte, unter die man auch den nachmals ſo berühmt gewordenen Areopagus rechnet, ferner die Erbauung einer nach ſeinem Namen Cekropia genannten Burg, zugeſchrieben wird. Der fünfte in der Reihe ſeiner Nachfolger war jener Erechtheus, zu welchem Xuthus kam.

Aus Phönicien kam Kadmus nach Böotien (1519), brachte die Buchſtabenſchrift und andere Kenntniſſe mit, und legte die Burg Kadmea an. Der vierte unter ſeinen Nachfolgern, Amphion, bauete Theben, und verwandelte den Namen der Kadmeer in den der Thebaner. Von dieſem erzählt die Fabel, daß ſich bei den Tönen ſeines Saitenſpiels die Steine von ſelbſt zu Mauern zuſammenfügten.

In Argos landete Danaus **) aus Chemmis in Aegypten (1511), und ſtiftete daſelbſt eine neue Dynaſtie. Unter ſeinen Nachkommen erwuchſen aus der von ihm geſtifteten Herrſchaft drei Reiche, zu Argos, zu Tiryns und zu Mycenä. Aus dem Geſchlechte des Danaus gingen die vorzüglichſten Nationalhelden hervor. Von ihm ſtammte der durch wunderſame Dichtungen verherrlichte Perſeus. Er tödtete die Meduſa, und nahm ihr verſteinerndes Haupt; ihn trug das Flügelroß Pegaſus zu großen Thaten. Der größte und berühmteſte dieſer Heroen aber iſt Hercules (Herakles) aus dem Stamme des Perſeus. Es war dies die Ritter- und Heldenzeit der Griechen, und eben darum verſetzt die mythiſche Geſchichte in dieſelbe die größten, von der Dichtkunſt am meiſten gefeierten Heroen, und preiſ't ſie als Wohlthäter ihrer Zeitgenoſſen, weil ſie die Länder von Ungeheuern und Frevlern reinigten.

---

*) K. O. Müller Orchomenos und die Minyer, S. 106 fg.

**) Von dieſem Danaus erzählt der Mythus, er habe funfzig Töchter an eben ſo viele Söhne ſeines Bruders verheirathet. Da ihm aber geweiſſagt worden war, einer derſelben werde ihm einſt Herrſchaft und Leben rauben: ſo befahl er ſeinen Töchtern, ſie alle in einer Nacht zu ermorden. Sie thaten's, bis auf eine, die mit Gefahr ihres eignen Lebens ihren Gemahl entfliehen ließ. Das ſind die berühmten Danaiden, die, wie die ſpäteren Dichter ſagen, in der Unterwelt zur Strafe unaufhörlich Waſſer in ein durchlöchertes Faß gießen müſſen.

Der Mythe nach war Hercules der Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gattin des Königs Amphitryo, eines Enkels des Perseus. Daher auch Here des Zeus Gemahlin, von Eifersucht getrieben, dem Helden schon von seiner Geburt an lebenslängliche Verfolgung schwur. Selbst in seine Wiege legte sie ihm zwei Schlangen, aber schon hier zeigte sich die keimende Heldenkraft, indem der Knabe sie beide zerdrückte. Als er herangewachsen war, wurden Jagd und Krieg seine liebsten Geschäfte. Er erlegte viele wilde Thiere, welche die Wege unsicher machten, und befreite die Thebaner von einem Tribut, den sie einem benachbarten Herrscher zahlen mußten. Dafür gab ihm der König von Theben seine Tochter zur Gemahlin, mit welcher er acht Kinder erzeugte. In einem Anfalle von Raserei erschlug er Mutter und Kinder, und da er das Delphische Orakel befragte, wie er die Götter versöhnen könne, erhielt er zur Antwort: wenn er nach Tiryns ginge und dem Könige dieser Stadt, Eurystheus, zwölf Jahre dienstbar würde. Die Herrschaft dieses Eurystheus hätte aber eigentlich dem Hercules gebührt, wenn dessen Vater Amphitryo nicht eines unvorsätzlichen Mordes wegen aus seinem Reiche vertrieben worden wäre und nach Theben hätte flüchten müssen.

Hier folgen in dem Mythus nun die berühmten zwölf Arbeiten des Hercules, die er auf Befehl des Eurystheus vollbracht haben soll, und die von den Dichtern verschieden angegeben und noch verschiedener ausgeschmückt sind. Er erschlug mit seiner Keule einen Löwen in dem Nemeischen Walde auf dem Isthmus von Korinth; hieb einer Schlange in dem Lernäischen Sumpfe bei Argos ihre vielen Köpfe ab (an deren Stelle immer gleich wieder neue wuchsen, bis sein Gehülfe Jolaus auf den Einfall kam, die Rümpfe durch aufgedrückte Feuerbrände zu ertödten); fing einen ungeheuren Eber auf den Erymantischen Gefilden in Arkadien lebendig, und brachte ihn dem Könige gebunden auf seinen Schultern; holte einen wunderschönen Hirsch auf dem Gebirge Ränalus ein; reinigte den Stymphalischen See in Arkadien von den vielen daselbst herumschwärmenden Vögeln; kämpfte mit den Amazonen (einem fabelhaften Volke von kriegerischen Weibern in Kleinasien) um das Wehrgehenk ihrer Königin; räumte den Stall des Augias, Königs von Elis, aus, in welchem sich seit dreißig Jahren der Mist von dreitausend Rindern angesammelt hatte, und was der Heldenthaten mehr waren. Die Dichter lassen ihn sogar zweimal in die Unterwelt

bringen, einmal seinem Freunde Admetus zu Gefallen *), ein andermal auf Eurystheus Befehl, dem er den Cerberus herauf holen mußte, jenen berühmten dreiköpfigen Hund, der, nach den Sagen der Dichter, den Eingang zum Schattenreich in der Unterwelt bewachte.

Der Mythus von seinem Tode ist ganz im religiösen Geiste der älteren Griechen gedichtet. Betrachtungen über den seltsamen Gang des Menschenlebens und über die wunderbaren Verkettungen der Begebenheiten in demselben führten die Dichter früh auf die Vorstellung, daß ein allgewaltiges Schicksal jedem Menschen seine Thaten und Leiden zugewogen habe, denen er mit allem Bestreben des eigenen Willens nicht entgehen könne. Diesem Schicksal unterlag auch Hercules. Er vermählte sich mit der Dejanira, einer Tochter des Aetolischen Königs Oeneus, die er auf seinen Zügen mitnahm. Als er nun über den Fluß Euenus in Aetolien setzen wollte, schickte er sie auf der Fähre, die dort ein Centaur Namens Nessus hielt, voran. Dieser Ungeschlachte wollte ihr mitten auf dem Strome Gewalt anthun, aber Hercules, der es von fern sah, schoß ihm einen vergifteten tödtlichen Pfeil durch den Leib. Um sich zu rächen, fing der Sterbende etwas von seinem nun auch vergifteten Blute in seinem ledernen Wams auf, gab es der Dejanira, und sagte ihr, dies sei ein sicheres Mittel, ihren Mann treu zu erhalten. Sie dürfe ihm nur im Nothfall mit diesem Blute das Innere seines Gewandes sanft bestreichen, so werde augenblicklich seine Liebe zu ihr zurückkehren. Als nun Hercules bald darauf die schöne Jole, des Königs Eurythus von Euböa Tochter, liebte, hielt Dejanira es für Zeit, das Mittel des Nessus zu versuchen. Sie schickte ihrem Gemahl ein köstliches Feierkleid, heimlich bestrichen mit dem Blute des Centauren. Er legte es an, als er eben auf dem Vorgebirge Cenäum (in Euböa) dem Zeus ein großes Opfer bringen wollte, aber es klebte sich ihm mit brennendem Schmerze an die Haut; die ganze Gewalt des fürchterlichen Giftes zuckte ihm durch die Glieder; in der ersten Wuth schmetterte er den unschuldigen Diener, der das Gewand überbracht hatte, an einen Felsen; dann ließ er sich nach

*) Dieser war König zu Pherä in Thessalien. In einer unheilbaren Krankheit erhielt er ein Orakel, nur dann könne er genesen, wenn sich Jemand an seiner Statt freiwillig dem Tode opfere. Sein treues Weib Alceste bat darauf die Götter heimlich, sie hinweg zu nehmen. Es geschah. Sie starb, und er genas. Hercules, von so vieler Liebe gerührt, stieg in die Unterwelt hinab, und erbat sich von Aides Gemahlin, Persephone, das Leben des treuen Weibes zurück

Trachyn bringen, und befahl, daß man ihn auf dem Berge Oeta lebendig verbrennen solle. Der ganze Mythus schließt damit, daß der Held, im Feuer geläutert und entsündigt, als Halbgott zum Himmel emporgestiegen sey und, zur Belohnung für sein hartes Schicksal, von der versöhnten Here die ewig blühende Göttin der Jugend, Hebe, zur Gemahlin empfangen habe.

Außer den erwähnten Thaten wurden dem Hercules noch so viele andere zugeschrieben, daß man deutlich sieht, wie hier Sagen und Mythen von sehr verschiedener Abstammung und Localität an den Einen Namen geknüpft sind. Hercules war das Ideal der siegreichen, durch Mühe und Drangsal nicht gebeugten, sondern zu den Göttern erhobenen Heldenkraft. Außerdem haben die Griechen, welche die Götter und Heroen anderer Nationen stets in ihren eigenen wiederzufinden glaubten, fremde Götter, und namentlich einen Phönicischen, in den Hercules umgedeutet, in dessen Geschichte nun Vieles nur noch als mährchenhafte Dichtersage erscheint, was ursprünglich eine symbolische Bedeutung hatte, und mit den religiösen Vorstellungen und der in Mythus gehüllten Geschichte jener Völker in näherer Beziehung stand.

Zwei Jahrhunderte etwa nach dem Danaus (1321) kam ein Phrygier Pelops nach der Halbinsel, und von ihm erhielt sie den Namen Peloponnesus (Insel des Pelops), denn er und seine Nachkommen nahmen die wichtigsten Landschaften derselben ein, Elis, Argolis, und Lakonien. Ihre Unterthanen waren Achäer. Die Gräuelthaten und unglücklichen Schicksale der Pelopiden sind ein Hauptgegenstand der tragischen Dichtungen der Griechen geworden. Die beiden Söhne des Pelops, Atreus und Thyestes, erwarben die Herrschaft über Mycenä und Tiryns. Thyest verführte seines Bruders Gattin, und wurde dafür von dem ergrimmten Atreus aus dem Lande gejagt. Thyest aber hatte seinem Bruder einen Sohn entwandt, den er als den seinigen auferzog, und diesen sandte er jetzt rachebrütend zum Atreus, damit der Jüngling im Oheim den eignen Vater morde. Aber er ward ergriffen, Atreus ließ ihn unter den grausamsten Martern hinrichten, und erfuhr zu spät, wer er sey. Auf noch schrecklichere Rache sinnend, stellte sich Atreus versöhnt, rief den Bruder zurück, schlachtete dessen beide Söhne, und tischte das Fleisch dem Thyest auf, dem er nach dem Mahle Haupt und Hände entgegenwarf. Von Entsetzen und Furcht ergriffen, floh Thyest, und erzog sich in einem andern Sohne, dem Aegisth, einen Rächer, welcher in der Folge den barbari-

schen Oheim Atreus erschlug. Die Söhne des Atreus waren Agamemnon und Menelaus, welche den für die Griechische Geschichte so bedeutsamen Trojanischen Krieg veranlaßten. Dieser Krieg bildet einen Hauptabschnitt in der Entwicklung Griechenland's, indem er die heroisch-mythische Zeit beschließt; der Geschichte desselben müssen wir aber noch einige andere merkwürdige Begebenheiten vorausgehen lassen.

2. Theseus.

(Im 13. Jahrhundert vor Chr.)

Wie an den Namen des Cekrops die Anfänge der Bildung in Attika geknüpft wurden, so verehrte das Athenische Volk in dem Theseus den Urheber seiner politischen Eigenthümlichkeit und Bedeutung. So mythisch die Sagen von diesem Heros auch lauten, so ist doch die Thatsache einer alten Staatsveränderung darin unverkennbar. Aegeus, König von Athen, befragte, diesen Sagen zufolge, wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel zu Delphi, und um sich die erhaltene Antwort deuten zu lassen, reisete er nach Trözen zu dem wegen seiner Weisheit berühmten Pelopiden Pittheus. Dieser führte ihm seine Tochter Aethra zu, und als Aegeus nach einem kurzen Aufenthalte nach Athen zurückging, verbarg er vorher seine Sohlen und sein Schwert unter einen schweren Stein, und sagte der Aethra, die er schwanger zurückließ, dabei, wenn der Sohn, den sie gebären würde, einst stark genug seyn werde, diesen Stein wegzuwälzen, so solle sie ihn heimlich mit diesem Schwerte und diesen Sohlen zu ihm senden, an welchen er ihn alsdann gewiß erkennen werde.

Theseus, so hieß der Sohn, den Aethra gebar, zeichnete sich, sobald er herangewachsen war, durch Kraft und Verstand aus. Seine Mutter entdeckte ihm daher, als er die gehörigen Jahre erreicht hatte, wer sein Vater sey, und befahl ihm, mit den bestimmten Unterpfändern, welche er sich leicht unter dem Steine hervorholte, nach Athen zu gehen. Auf dem Wege dahin, der von Räubern unsicher gemacht wurde, hatte Theseus Gelegenheit, sich durch Heldenthaten einen Namen zu machen. Er erschlug mehrere jener Frevler, oder ließ sie dieselben Martern dulden, die sie Anderen angethan hatten *). Dest-

*) Der erste, den er erlegte, war der Keulenschwinger Periphetes in Argolis; der zweite der Fichtenbeuger Sinnis auf dem Isthmus, der zwei hohe Fichten mit ihrem Gip-

freudiger empfing der Vater den jungen Helden, und erklärte ihn zu seinem Nachfolger. Dagegen waren die Söhne seines Oheims Pallas, die bei der Kinderlosigkeit des Aegeus auf die Nachfolge in der Herrschaft gerechnet hatten, über seine Ankunft nicht wenig erschrocken. Sie machten einen Versuch, ihn gewaltsam aus dem Wege zu räumen, aber Theseus kam ihnen durch Schnelligkeit zuvor, und besiegte sie. Bald hatte er eine zwiefache Gelegenheit, sich um sein neues Vaterland verdient zu machen.

Ein wilder Büffel hatte sich kurz vorher in Attika eingefunden, und setzte die Landleute auf den Marathonischen Feldern in Angst und Schrecken. Theseus fing ihn in einer Schlinge, und zeigte ihn in Ketten dem Volke, das eben so sehr über seinen Sieg erstaunte, als es sich bei dem Kampfe entsetzt hatte. Noch ein größeres Verdienst aber ward die Befreiung seines Volkes von dem Joche Kreta's.

Auf dieser Insel, wo die eingewanderten Dorer das Uebergewicht erlangt hatten, herrschte damals der berühmte König Minos, ausgezeichnet als Gesetzgeber und als Schöpfer der ersten Seemacht unter den Griechen, die er vorzüglich zur Bewältigung der Seeräuber anwandte. Diese Macht erhob den Minos zum Herrn des Aegeischen Meeres, und vermittelst derselben hatte er, um den Tod seines vom Aegeus ermordeten Sohnes zu rächen, von den Athenern einen Tribut erzwungen, der aus vierzehn Mädchen und Jünglingen bestand, die alle neun Jahre als Sklaven nach Kreta gesandt werden mußten. Hier wurden sie, setzt die mythische Sage hinzu, in ein Labyrinth gesperrt, aus dessen Irrgängen sich Keiner herausfinden konnte, und in welchem sie zuletzt die Beute eines Ungeheuers, Minotaurus, wurden, das halb Mensch und halb Stier war.

Die Zeit, diesen verhaßten Tribut zu entrichten, nahete jetzt zum dritten Male heran. Väter und Mütter jammerten, die Jünglinge und Jungfrauen versammelten sich wehklagend, und die Schlachtopfer wurden aus ihnen durch das Loos bestimmt. Da trat Theseus hervor, und bot sich freiwillig zu einem der vierzehn Schlachtopfer an, mit

---

ten zusammenbog, und an jede Spitze einen Fuß des Wanderers band, der nun von den auseinander fahrenden Bäumen zerrissen ward. Der dritte war Skiron, der alle Vorüberreisenden von einem hohen Felsenpfade bei Megara ins Meer hinabstürzte; der vierte, Damastes, in der Landschaft Eleusis, auch Prokrustes (der Ausdehner) genannt, weil er kleine Wanderer in einem großen Bettgestell durch eine Art von Folter ausreckte, großen hingegen in einem kleinen Bett die vorragenden Beine abhieb.

dem Versprechen, zugleich sein Vaterland auf immer von diesem Tribute zu befreien. Er ließ den Steuermann ein weißes Segel mitnehmen, um es bei der Rückkehr zum Zeichen der vollendeten Rettung aufzustecken, da man sich sonst nur eines schwarzen bedient hatte, um damit die hoffnungslose Trauer auszudrücken.

Theseus kam nach Kreta, und dort, erzählt die Dichtung, gab ihm Ariadne, des Königs Tochter, deren Liebe er gewonnen, einen Knäuel, um ihm eine sichere Leitung in dem Labyrinthe zu verschaffen. Mit diesem Faden betrat er kühn die Irrgänge, erlegte das Ungeheuer, und fand sich glücklich wieder heraus. Minos entband nach dieser That die Athener von der fernern Verpflichtung gegen ihn, und Theseus verließ Kreta wieder. Bei der Heimkehr stiftete er auf der Insel Delos, zum Gedächtniß seines Sieges, einen Tanz, in welchem man die Krümmungen des Labyrinths nachahmte.

Als sie sich nun der Attischen Küste näherten, hatten Theseus und der Steuermann das weiße Segel vergessen, und das schwarze blieb aufgesteckt, bei dessen Anblick Aegeus, der mit unruhiger Neugier die Rückkunft seines Sohnes erwartete, sich von dem Vorgebirge, auf welchem er harrend stand, verzweifelnd ins Meer stürzte. Vom Volke ward Theseus mit lautem Jubel empfangen, und für die große dem Staate erzeigte Wohlthat bereitwillig als König anerkannt. Aber er, vielleicht angeregt durch die Kretischen Staatseinrichtungen, war auf eine noch größere bedacht.

Cekrops hatte nämlich das Gebiet von Attika in zwölf verschiedene kleine Ortschaften getheilt, die allmählig unabhängig geworden waren, zuweilen miteinander in Krieg lebten, und dem allgemeinen Oberhaupte des Staates nur ein sehr beschränktes Ansehn ließen. Diesem Uebel abzuhelfen, schlug Theseus vor, alle in diesen einzelnen Ortschaften vorhandene Obrigkeiten und Richter abzuschaffen, und einen gemeinschaftlichen Gerichtshof und einen allgemeinen Rath in der Hauptstadt, dem nachmaligen Athen, zu errichten. Um die Vornehmeren und Mächtigeren, welche bisher in den verschiedenen Ortschaften die ersten Rollen gespielt hatten, zu diesem ihnen unangenehmen Schritt zu bewegen, erbot er sich, die königliche Gewalt auf die Anführung im Kriege und die Handhabung der Gesetze zu beschränken. Dadurch wurden Viele gewonnen, Andere fürchteten sich vor der Macht des Theseus, und das Vereinigungswerk kam zu Stande, zu dessen Erinnerung ein gemeinschaftliches Fest, unter dem Namen der Synoikia (Zusammen-

wohnung), von den Athenern alljährlich gefeiert wurde. Auch erinnerte das zu Ehren der Schutzgöttin Athene ebenfalls jährlich gefeierte Fest an diese Begebenheit, indem Theseus den Namen dieses Festes, Athenäen, in Panathenäen verwandelte (durch welche vorgesetzte Sylbe der Antheil Aller bezeichnet ist). Auch eine Eintheilung aller Bürger in drei Classen, in Edle (εὐπατρίδαι, Wohlgeborne), denen die obrigkeitlichen Würden, die Auslegung der Gesetze und die Aufsicht über die Religion zustanden, in Ackerleute und in Handwerker, wird dem Theseus zugeschrieben *).

Aber so tiefgreifende Veränderungen konnten nicht zu Stande kommen, ohne Unzufriedenheit hervorzurufen, und Bewegungen, die sich gegen den Urheber richteten. Die Vornehmen und Reichen bemüheten sich, zu ihren alten Verhältnissen zurückzukehren, und Menestheus, aus der Athenischen Herrscherfamilie, benutzte die Abwesenheit des auf kriegerische Abenteuer ausgezogenen Theseus, das Volk gegen diesen Helden zu stimmen, und durch Schmeicheleien Einfluß zu gewinnen. Als Theseus nach seiner Stadt zurückkam, fand er mit Schmerz, statt des vorigen Gehorsams, überall schwer zu bezwingenden Widerstand. Da sprach er einen Fluch über Athen aus und begab sich nach der Insel Scyrus, wo er Ansprüche auf väterliche Besitzungen hatte, zu dem Könige Lykomedes, mit dem er in Freundschaftsverhältnissen stand. Aber dieser König — sey es nun daß er selbst wegen jener Ansprüche ihn fürchtete, oder daß er mit dem Menestheus in geheimer Verbin-

*) Eine andere uralte Eintheilung der Athener war die in vier Phylen oder Stämme, welche mythisch auf die Söhne des Jon zurückgeführt wird, nämlich in Hopleten (Kriegsadel), Teleonten (zinsbare Ackerbauer), Ergadeis (Handwerker), Aegikoreis (Hirten). Diese Stände scheinen auf ein dem Orient nicht unähnliches, ursprüngliches Castenwesen zu deuten, nur daß man sich, der Griechischen Volksthümlichkeit gemäß, die Grenzen keineswegs so scharf gezogen, und mit der Zeit immer mehr verschwindend, denken muß. Auch war hier kein erbliches Priesterthum als eine Bevorrechtung vorhanden, welche die Uebrigen von der Verrichtung gottesdienstlicher Handlungen ausgeschlossen hätte. Nach einer andern Meinung hatten die Phylen eine geographische Bedeutung. Das Verhältniß dieser Eintheilung zu jener, dem Theseus zugeschriebenen, kann nicht mit Zuverlässigkeit bestimmt werden. Man würde glauben können, daß damals Hirten und Ackerleute in Eine Classe zusammenschmolzen, wenn nicht die alten Phylen späterhin noch immer fortgedauert hätten, aber nicht mehr als Sonderungen nach der Lebensweise, sondern als örtliche. Es ist daher das Wahrscheinlichste anzunehmen, daß mit der dem Theseus zugeschriebenen neuen Staatsordnung die Casteneintheilung verschwand, und die alten Namen in einem andern Sinne fortdauerten. S. K. F. Hermann Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer, S. 182.

dung stand — führte den Theseus, unter dem Vorwande, ihm die Ländereien zu zeigen, auf einen hohen Felsen, und stürzte ihn verrätherisch hinab.

In Athen herrschte nun Menestheus, und erst nach dem Tode dieses Usurpators konnten die Kinder des Theseus in die Rechte ihres Vaters treten. Dem Theseus selbst ließen späterhin die Athener die gebührende Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn unter die Heroen ihres Landes versetzten, ihm Tempel und Altäre errichteten, und seine Gebeine, bei einer künftig zu erzählenden Veranlassung, nach Athen holten.

---

3. Die Thebanischen Kriege.

Um dieselbe Zeit, wo die Athener an dem Theseus einen Ordner ihres Staates fanden, war, nach der mythischen Chronologie, das benachbarte Theben der Schauplatz zerrüttender Unruhen. Die Schicksale des damals dort herrschenden Königs Oedipus sind ein vorzüglicher Stoff der Griechischen Tragödien geworden, und die historische Grundlage ist durch die Dichtung schwer zu erkennen. Seine Eltern, Lajus und Jokaste, heißt es in diesen Fabeln, erhielten ein Orakel, es würde aus ihrer Ehe ein Sohn hervorgehen, der einst seinen Vater tödten werde, und ließen daher den ihnen gebornen Sohn Oedipus aussetzen. Aber indem sie so dem Unglück entgehen wollten, zogen sie es herbei. Oedipus, der von einem Hirten aufgefunden und in Korinth erzogen wurde, befragte, als er herangewachsen war, das Orakel um seine Abkunft, und dieses warnte ihn, in sein Vaterland zurückzukehren, weil er dort seinen Vater tödten und seine eigne Mutter zum Weibe nehmen werde. Oedipus floh nun Korinth, welches er für sein wahres Vaterland hielt; im Thebanischen Gebiete begegnete ihm ein Greis, mit dem er in Streit gerieth. Oedipus erschlug den Greis; es war Lajus — sein Vater. Um diese Zeit ängstigte die Thebaner ein geflügeltes Ungeheuer in Löwengestalt, mit jungfräulichem Antlitze, Sphinx genannt. Sie gab, auf einem Felsen sitzend, den Vorübergehenden ein Räthsel auf; wer es nicht errieth, den stürzte sie herab. Da versprach man dem Helden, der Theben von dieser Plage befreien würde, die Hand der Königin und die Herrschaft. Oedipus errieth das Räthse und die Sphinx stürzte sich selbst vom Felsen herab. Aber der schreckliche Orakelspruch ging nun in Erfüllung; Oedipus vermählte sich mit

der Jokaſte — ſeiner Mutter. Nach einiger Zeit kam eine verheerende Peſt über das Land, man befragte das Orakel, und ſo kam endlich Oedipus zur Erkenntniß ſeiner Geburt und ſeiner unwiſſentlichen Schuld. Voll Verzweiflung ſtach er ſich die Augen aus, und irrte als Bettler, von ſeiner Tochter Antigone geführt, bis an ſein Ende in fremden Ländern umher. Jokaſte gab ſich ſelbſt den Tod.

Oedipus hinterließ zwei Söhne, Eteokles und Polynices, die ſich beide um die Regierung dergeſtalt verglichen, daß jeder abwechſelnd ein Jahr die Herrſchaft haben ſollte. Eteokles beſtieg den Thron zuerſt, und gefiel ſich ſo wohl auf demſelben, daß er ihn nicht wieder verlaſſen wollte, als das Jahr abgelaufen war. Der betrogene Polynices wandte ſich nun zum König Adraſtus in Argos, welcher ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab, und ihm mächtige Hülfe verſprach.

Sieben Helden rückten nun gegen das wohlbefeſtigte Theben an, mit ihren Reiſigen und Unterſaſſen. Ihre Namen waren: Polynices, Adraſtus, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus. Eteokles ſchloß ſich mit den Seinigen in Theben ein, und alle ſieben Helden, die es belagerten, waren nicht im Stande, ihn herauszutreiben, weil ſie ſich zwar auf offenes Gefecht, aber nicht auf Eroberungen feſter Oerter verſtanden. Schon waren auf beiden Seiten viele tapfere Streiter gefallen, und Kapaneus ſelber ſtürzte von einer Leiter herab, die er an die Mauer gelegt hatte, als Eteokles und Polynices beſchloſſen, ihren Zwiſt miteinander allein im Zweikampfe auszumachen. Tag und Ort wurden feſtgeſetzt; die Völker ſaßen traurig und in tiefer Stille da. Die beiden Fürſten ſtürzten auf einander, durchbohrten einander, und gaben beide den Geiſt auf. Man legte ſie auf einen Scheiterhaufen, nach der Sitte der Griechen, die ihre Todten verbrannten, und um den grenzenloſen Haß der beiden Brüder durch ein ſchreckliches Bild auszudrücken, erzählte man, die Flamme habe ſich getheilt, um ſelbſt nicht einmal die Aſche der Brüder zu vermiſchen.

Nun ſetzte ihr Oheim Kreon gegen die Belagerer den Krieg fort. Gleich bei dem erſten mörderiſchen Ausfalle, den er that, kamen faſt alle Argiviſche Feldherren um; von den Sieben gegen Theben blieb nur Einer am Leben, Adraſtus, welcher ſo eilig entfloh, daß er nicht einmal den Gebliebenen auf dem Schlachtfelde die üblichen Todtenopfer bringen und ihre Leichname verbrennen konnte.

Die Thebaner rühmten ſich des Sieges, denn die Sieben waren

gefallen. Aber diese hatten Söhne hinterlassen, würdig, die Rächer ihrer Väter zu seyn. Zehn Jahre nachher standen sie auf, und drangen an der Spitze eines zahlreichen Heeres in das Gebiet ihrer Feinde. Diesmal unterlagen die Thebaner, und verließen die Stadt, welche rein ausgeplündert ward. Thersander, des Polynices Sohn, ergriff nun die Herrschaft von Theben wieder; aber es waltete fortwährend schweres Unglück über dem Reiche, so lange Oedipus' Nachkommen es beherrschten.

---

4. Der Argonautenzug.

(um 1250 vor Chr. Geb.)

Dieser berühmte Zug zeigt den Ritter- und Heldengeist der Griechen jener Zeit zuerst in einer gegen das Ausland gerichteten Unternehmung thätig. Eine geschichtliche Thatsache liegt zum Grunde, aber die näheren Umstände gehören der Mythe an.

Phrixus, der Sohn des Königs Athamas von Orchomenus, floh, um den Verfolgungen einer bösen Stiefmutter zu entgehen, mit seiner Schwester Helle auf einem goldenen Widder über das Meer nach Kolchis, wobei Helle in die Meerenge stürzte, die von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhalten hat. Phrixus aber kam glücklich nach Kolchis, opferte den Widder und hing dessen Vließ (Fell) im Haine des Ares auf, woselbst es der dortige, durch seine Grausamkeit berüchtigte König Aeetes durch einen feuerschnaubenden Drachen bewachen ließ. Diesen Schatz hätten die Griechen gern wieder gehabt, es fand sich aber lange Niemand, der die höchst gefahrvolle Unternehmung bestehen wollte, bis Pelias, der zu Jolkus *) in Thessalien herrschte, seinen Neffen, den Jason, von dem er, einem Orakelspruche zufolge, Verderben fürchtete, dazu aufforderte, und ihn willig fand. Jason,

*) In Jolkus wohnte der Volksstamm der Minyer, daher auch die Argonauten unter diesem Namen vorkommen. Ein Hauptsitz dieser Minyer war Orchomenus in Böotien, in früheren Zeiten ein sehr bedeutender Staat. Die Reichthümer dieser Stadt waren so berühmt, daß sie in der Ilias mit denen des Aegyptischen Theben zusammengestellt werden. Früher Handelsverkehr, welchen die Minyer trieben, war Hauptgrund dieser Reichthümer; und wenn anders, wie Einige wollen, durch den Mythus der Argonauten Ueberlieferungen von alten Handelsunternehmungen nach jenen fernen Gegenden durchschimmern so ist es ein sehr merkwürdiger Umstand, daß die Argonauten Minyerhelden sind S. K. O. Müller Orchomenos und die Minyer.

der von einem Bruder des Athamas abstammte, von ausgezeichneter Tapferkeit und nach kühnen Thaten dürstend, wurde nun Anführer des Zuges, an dem viele Andere Theil nahmen, zu denen der Mythus die edelsten und angesehensten Helden der Nation rechnet: die berühmten Brüder Kastor und Pollux aus Lacedämon, Telamon, Fürst von Salamis, der unsterbliche Sänger Orpheus aus Thracien, von dem die Alles verschönernde Dichtung erzählt, er habe durch die Macht seines Gesanges wilde Thiere gezähmt, Flüsse in ihrem Laufe aufgehalten, und Bäume tanzend gemacht; ferner Theseus, und Hercules selber, die Krone der Helden.

Die Argonauten (Argofahrer, von dem Schiffe so genannt, welches Argo hieß) erreichten nach vielfachen Abenteuern Kolchis. Sie fanden an dem Aeetes einen listigen Barbaren, der, um sie ins Verderben zu stürzen, sich erbot, ihnen das goldne Vließ auszuliefern, wenn einer ihrer Edelsten die Kampfarbeit bestehen würde, die der König ihm auflegte. Er sollte zwei feuerschnaubende Stiere an einen Pflug spannen, und damit einen harten Acker umpflügen, dann Drachenzähne in die Furchen säen, und mit den daraus hervorgewachsenen geharnischten Männern kämpfen. Jason, der Tapferste der Helden, würde in diesen Kämpfen unterlegen seyn, wenn ihm nicht des Königs eigene Tochter, die Zauberin Medea, die in Liebe für ihn entbrannt war, mit ihren Künsten geholfen hätte. Sie gab ihm Zauberkräuter, welche die gluthauchenden Stiere zähmten, und einen bezauberten Stein, den er unter die aus der Drachensaat emporgewachsenen geharnischten Männer warf, und der die Wirkung hatte, daß sie ihren Grimm gegen sich selber kehrten und sich unter einander selbst zerfleischten.

Aeetes weigerte sich dennoch, das goldne Vließ herzugeben, und es blieb den Argonauten nichts übrig, als es mit Gewalt zu nehmen. Bei diesem Unternehmen harrten ihrer neue Gefahren. Der Ort, wo das Kleinod aufbewahrt wurde, war mit einer unübersteiglichen Mauer umgeben, vor deren Pforten die Göttin Artemis selbst durch flammenäugige Hunde Wache halten ließ. Diese Pforten führten in einen Hain, in dessen Mitte das goldne Vließ an einem Eichstamm hing, bewacht von einem entsetzlichen Drachen. Aber auch gegen alle diese Schreckniſſe wußten Medea's Zauberkünste Rath zu schaffen. Die Helden sahen sich im Besitze des ersehnten Schatzes, und eilten sich mit demselben einzuschiffen. Auch Medea begab sich heimlich in nächtlicher Stille auf das Schiff, um mit dem Geliebten zu entfliehen.

Als Aeetes die Flucht seiner Tochter inne ward, setzte er ihnen nach, und Medea, die am Ausflusse des Ister (Donau) die fernen Segel ihres Vaters erblickte, griff zu einem verzweifelten Mittel, um sich vor seinem Zorne zu retten. Sie tödtete und zerstückelte ihren kleinen Bruder Absyrtus, den sie mitgenommen hatte, stellte Haupt und Hände auf einem hohen Felsen aus, und streute die übrigen Glieder hie und da am Ufer umher, damit durch den jammervollen Anblick des Vaters Sinn von der Tochter abgelenkt, und er genöthigt wurde, bei dem Sammeln der Glieder seines Lieblings zu verweilen. So gewannen die Fliehenden einen Vorsprung, und entrannen dem Verfolger glücklich. — Uebrigens ist der Rückweg, den die Argonauten durch entfernte, fabelhafte Gegenden der Erde genommen, von den Dichtern, nach dem verschiedenen Zustande der Erdkunde in ihrer Zeit, immer wieder anders gestaltet und ausgebildet worden.

---

5. Der Trojanische Krieg.

(um 1200 v. Chr. Geb.)

Auch bei diesem, von der Poesie mit ihrem schönsten Glanze verherrlichten Kriege, muß es die besonnene Geschichtsforschung aufgeben, die einzelnen Thatsachen durch die Hüllen der Mythe und Dichtung erkennen zu wollen; aber daß Troja einst durch die vereinte Macht der Griechen feindlich angegriffen und zerstört worden sey, wird sie schwerlich in Zweifel stellen wollen. Es mögen auch wol zu einer oder der andern in den herrlichen Homerischen Gesängen erzählten einzelnen Begebenheit dieses Krieges in geschichtlicher Ueberlieferung die Grundzüge enthalten gewesen seyn, die aber nicht mehr von dem Gedichte losgelöst werden können.

Zwischen Griechen und Trojanern, d. i. den Bewohnern der mächtigen Stadt Troja (oder Ilium) und der dazu gehörigen Landschaft, hatten schon mehrere feindliche Berührungen Statt gefunden; so hatte Hercules einst Troja erobert, und den dort regierenden König Laomedon erschlagen. Der Sohn und Nachfolger dieses Laomedon war Priamus, der lange glücklich lebte, bis sein Sohn Alexandros, gewöhnlich Paris genannt, durch einen Frauenraub, den er verübte, dem Königsgeschlecht und dem ganzen Volke das unglücklichste Schicksal bereitete. Er reiste nämlich nach dem Peloponnes, kehrte bei dem oben (S. 182) erwähnten Pelopiden Menelaus, Könige von Sparta, ein, und ward von

demſelben, nach der gaſtfreundlichen Sitte jener Zeit, als ein Fremder liebevoll aufgenommen und trefflich bewirthet. Aber er vergalt dieſe Wohlthat ſehr ſchlecht. Seine Schönheit reizte Helenen, die berühmte Gemahlin ſeines Wirths, ſo wie ihn die ihrige, zu unerlaubtem Begehren, und als einmal Menelaus abweſend war, ſetzte er ſich mit ihr zu Schiffe, nahm ſogar viele Koſtbarkeiten aus Menelaus Hauſe mit, und entführte ſie nach Troja. Ganz Griechenland ward, nicht ſowol über dieſen Frevel, als über den damit verbundenen Schimpf empört; und da Menelaus nicht nur ſelbſt ein bedeutender Fürſt war, ſondern ſein Bruder Agamemnon, der zu Mycenä herrſchte, in noch weit höherm Anſehen ſtand, ſo gelang es ihm, mehrere tapfere Häupter für ſich zu gewinnen, die nun in ganz Griechenland umherreiſ'ten, um alle Könige und Königsſöhne zu einem gemeinſchaftlichen Rachezuge nach Aſien aufzufordern. Ganz beſonders geſchäftig zu dieſem Zwecke zeigten ſich Odyſſeus (Ulyſſes), König in Ithaka, einer Inſel zwiſchen der Landſchaft Akarnanien und der Inſel Cephalenia, und Diomedes, ein Peloponneſiſcher Fürſt, Jener durch ſeine Klugheit und Ueberredungskunſt, Dieſer durch ſeine Unerſchrockenheit und Stärke berühmt. Die Sache hatte einen ſo guten Erfolg, daß ein bis dahin in Griechenland nie geſehenes Heer zuſammenkam, das zu ſeiner Ueberfahrt zwölfhundert Schiffe bedurfte. Die Bewohner der entfernteſten Landſchaften lernten ſich hier zuerſt einander kennen, und wie viel dieſe Bekanntſchaft zu größerer Einigung und zu dem nachmaligen Verkehr der Griechen untereinander beigetragen habe, läßt ſich gar nicht berechnen. Doch war es gewiß nicht die patriotiſche Theilnahme an dem Schimpf des Menelaus allein, welche eine ſo große Unternehmung bewirkte. Es kam vielmehr die Ausſicht auf reiche Beute hinzu, und beſonders die reine Luſt an ritterlichen Abenteuern.

Im Hafen von Aulis in Böotien kamen die Schiffe und die Männer zuſammen. Da Agamemnon die Haupttriebfeder und der mächtigſte Theilnehmer an der Unternehmung war, ſo geſtanden ihm alle übrige Fürſten willig den Vorrang zu, doch ohne ſich von ihm in ihrer Willkür und in der Herrſchaft über ihre eigenen Leute im Geringſten beſchränken zu laſſen. Vor jeder Unternehmung berathſchlagten ſie Alle zuſammen, ſitzend in einem großen Kreiſe auf Steinen, und wer jedesmal ſprechen wollte, ließ ſich von den immer gegenwärtigen Herolden den langen Herrſcherſtab (Scepter genannt) reichen, den er nach gehaltener Rede ſogleich wieder abgab. Ein beſonderes Gewicht in dieſen Ver-

sammlungen hatte der Rath des Ulysses, und der des alten Nestor, aus Pylos in Messenien; doch wenn es zum Schlagen kam, waren Diomedes, Idomeneus aus Kreta, Ajax und Teucer, Telamon's Söhne aus Salamis, ein jüngerer Ajax, des Oïleus Sohn, vor Allem aber Achilles aus Phthia in Thessalien, der die Stärke und Kühnheit des Löwen mit der Schnelligkeit desselben vereinigte, die Vorzüglichsten.

Ein widriger Wind verhinderte indeß lange das Auslaufen der Flotte. Dies schien ein Mißfallen der Götter anzuzeigen. Kalchas, der als ein besonders weiser Seher und Vogelschauer, um in Fällen der Noth den Götterwillen zu erkunden, den Heereszug begleitete, mußte erforschen, wie die Zürnenden versöhnt seyn wollten. Seine Antwort war: durch die Aufopferung der Tochter Agamemnon's, Iphigenia. Trotz dem Widerstreben des Vaters würde die unnatürliche That geschehen seyn, wenn nicht, der mythischen Sage zufolge, die Göttin Artemis die Unglückliche in einer Wolke entrückt hätte. Es wandte sich nun der Wind, die Flotte lief aus, und landete glücklich an der Troischen Küste.

Auch hier gingen die Sachen nicht gleich so erwünscht, als die Griechen sich wol vorgestellt haben mochten. Die Stadt war stark befestigt, außer den Mauern hatte sie auch Wälle und Thürme, wie überhaupt Befestigung der Städte durch Mauern oder Burgen schon im heroischen Zeitalter als unerlaßliche Nothwendigkeit erscheint. Die Feinde waren fast eben so zahlreich, als die Angreifenden selbst, denn eine Menge Asiatischer Fürsten aus der Nachbarschaft waren mit ihrer Mannschaft den Troern zu Hülfe gekommen, und das gesammte Volk hatte an dem tapfern Hektor, Priamus ältestem Sohne, einen Anführer, der es an Stärke und Gewandtheit mit jedem Griechen aufnahm. Daher verzögerte sich die Einnahme der Stadt unerwartet lange; die Dichter sagen, zehn Jahre.

Außer der Festigkeit des Orts war auch der Mangel an allen Bedürfnissen ein bedeutendes Hinderniß. Die Griechen mußten sich die Nahrungsmittel theils durch Ackerbau in dem Thracischen Chersonnes, theils durch Beutezüge gewinnen. So überfiel unter andern Achilles mit seiner Schaar die Insel Lesbos, plünderte sie aus, und führte eine Menge junger Weiber und Jungfrauen weg, die er nachher unter die übrigen Anführer vertheilte. Ein andermal suchte er auf gleiche Art die Cilicische Küste heim. Ueberhaupt rühmte sich dieser Held, allein zwölf See- und elf Landstädte erobert zu haben.

Dieser Zustand machte, daß das Griechische Heer selten beisammen, und also außer Stande war, die Stadt einzuschließen, oder etwas Entscheidendes gegen dieselbe vorzunehmen, zumal da es damals noch gar keine Kunst der Belagerung gab. Ueberhaupt war das Kriegswesen (wie sich dies aus dem Gedicht auf das deutlichste ergibt) noch in seiner Kindheit. Die beiden feindlichen Heere kämpften nicht jedes als ein Ganzes nach einem Plane miteinander, sondern die Schlacht löst'e sich größten Theils in eine Menge von einzelnen Kämpfen auf, ganz nach ritterlicher Weise. Nur sehr selten wird geschlossener Kampfreihen gedacht. Die vorfechtenden Helden bedienten sich häufig der Streitwagen, welche ein Wagenlenker regierte, während der Kämpfer stehend im Wagen seinen Wurfspieß schleuderte. Oft mußte, wenn die Kämpfer ihre Spieße verschleudert hatten, ein tüchtiger Feldstein statt der Waffe dienen.

Jemehr aber der Mechanismus der Kunst aus dem Kampfe entfernt war, desto mehr entwickelte sich in ihm das freie Spiel der menschlichen Gefühle und Leidenschaften. So erscheint er in dem berühmten Homerischen Gedichte, der Ilias, deren Schilderungen von einer unübertrefflichen Wahrheit und Anschaulichkeit sind, so daß wir uns mitten auf das Schlachtfeld versetzt glauben, wenn wir sie lesen. Da nun nichts uns so vollkommen mit dem Geiste der Zeit bekannt machen kann, als solche Schilderungen, so wird der Leser, der den großen Dichter selbst noch nicht kennt, hier gewiß einige derselben mit Vergnügen und Theilnahme kennen lernen.

---

6. Scenen aus dem Trojanischen Kriege.

Einst, als die Schaaren der Griechen und Trojaner einander gegenüberstanden, schritt stolz vor den Letzteren der schöne Paris in einem Pardelfell einher, den Bogen auf der Schulter, das Schwert an der Hüfte, und in der Rechten zwei Wurfspieße schwenkend. So gerüstet forderte er laut mit höhnenden Worten die Tapfersten der Griechen heraus. Das hörte sein Todfeind Menelaus auf seinem Wagen, und freudig, wie ein Löwe, dem eine Beute entgegenkommt, ließ er auf ihn hinlenken, sprang dann hinab, und wollte den Kampf beginnen. Aber vor seinem Anblick erschrak der lockige Jüngling, und wie ein Wanderer, der auf seinem Gange eben in Gefahr ist, auf eine Natter

zu treten, schnell zurückfährt, und dieselbige Straße vermeidet, so ergriff er unwillkürlich die Flucht, und entwich ins Gewühl der übrigen Trojaner.

Das sah Hektor, sein Bruder, und der unwürdige Anblick empörte sein Herz. „Weichling, schrie er ihn an, Weiberheld mit dem schönen Gesicht, wärest du doch nie geboren, oder gestorben, ehe du Weiber verführen lerntest! Wahrlich es wäre dir besser, als jetzt allen Troern zum Schimpfe dazustehen und den Griechen zum Gelächter, die da glaubten, du wolltest die Schlacht allein ausfechten, weil du in stattlich prangender Gestalt so stolz daherschrittest. Wunder nur, wie du es einst gewagt hast, in ein fremdes Land zu schiffen, und aus dem Schooße kriegerischer Männer ein schönes Weib zu entführen, deinem Vater und uns Allen zum Gram, dir aber zu ewiger Schande. Nicht wahr, heut erschien dir Menelaus anders, als damals? Und wenn du vor ihm gestanden hättest, dann möchte dir deine Laute, dein schlanker Wuchs, und die Huld der Liebesgöttin wenig geholfen haben. Ja, wären die Trojaner nicht so lässig, sie hätten dir's längst bezahlt, was du, Unglücksstifter, Böses über sie gebracht hast!"

„Bruder, antwortete Paris, du hast Recht, aber ich will es wieder gut machen, ich will es mit Menelaus aufnehmen, und das in einem öffentlichen, entscheidenden Zweikampf vor allem Volk; du hemme nur jetzt den Streit der Anderen, und laß es die Griechen wissen."

Sogleich eilte Hektor freudig zu den vordersten Reihen hin, welche mit den Griechen im Streit begriffen waren, streckte seine Lanze vor ihnen aus, und befahl ihnen, sich des Streits zu enthalten. Einige unter den Feinden richteten jetzt ihr Wurfgeschoß auf ihn, als aber Agamemnon seine Absicht merkte, rief er laut: „Haltet ein, ihr Männer, und werfet jetzt nicht, denn Hektor begehrt zu reden!"

„Ja, sprach Hektor mit erhobener Stimme, ich habe beiden Heeren ein Wort zu verkünden. Paris, mein Bruder, der alles Unglück verursacht hat, will's auch enden, und bietet dem Menelaus offenen Zweikampf um Helena und sämmtliche Schätze an. Wer obsiegt, soll Beides dahinnehmen, und des Fallenden Niederlage soll das Ende des ganzen Krieges seyn. Ihr zieht dann nach Hause, und wir beschwören gegenseitig den gastfreundlichen Bund."

Menelaus nahm die Aufforderung an, verlange aber, über die bedungenen Punkte einen feierlichen Vertrag zu schließen, den der König Priamus selber mit beschwören müsse. Sogleich sandte man nach der

Stadt, ihn und die nöthigen Opferlämmer zu holen; die Anführer sprangen von ihren Wagen, und das Volk erwartete in behaglicher Ruhe den Zweikampf.

Der alte Priamus saß gerade mit Helenen und einigen seiner Töchter oben auf der Mauer, um von weitem dem Kampfe zuzusehen, als die Einladung, den feierlichen Bund zu schließen, an ihn gelangte. Der Greis befahl sofort, die Rosse anzuschirren, bestieg mit seinem Sohne Antenor den Wagen, und nun fuhren sie rasch nach dem Kampfplatze. Hier ordneten sich alle Fürsten der Griechen und der Troer in einen Kreis, und Herolde gingen herum, einem Jeden die Hände mit Wasser zu besprengen, denn Niemand durfte mit unreinen Händen eine heilige Handlung verrichten. Darauf zog Agamemnon ein großes Messer aus dem Gürtel, schor den Opferlämmern die Köpfe, und theilte von der Wolle jeglichem Fürsten mit; dann hob er seine Hände empor, und betete also:

„Vater Zeus, ruhmwürdigster Herrscher, und du, Helios, Alles sehender Sonnengott; auch ihr, Ströme, und du, Erde, und die ihr drunten die Geister todter Menschen noch bestraft, die hier Meineide geschworen haben, seyd uns Zeugen unserer Schwüre und dieses heiligen Vertrags. Wenn etwa Paris den Menelaus erlegt, dann soll er Helenen und ihre Schätze behalten, und wir kehren auf unseren Schiffen zurück. Fällt er aber, so entlassen die Troer das Weib und sämmtliche Schätze, und zahlen uns noch eine gerechte Buße, welche auch für die künftigen Geschlechter dauere."

Alle schwuren, so sollte es seyn, und nun zerschnitt er die Kehlen der Lämmer, und legte die zuckenden Thierchen auf die Erde, daß ihr Blut in den Staub rann. Dann ward den Göttern zu Ehren Wein zur Erde gegossen, und Alle wünschten, daß Zeus auf dieselbe Art das Blut Desjenigen verschütten möchte, der zuerst den heiligen Schwur bräche.

Jetzt breitete sich der Kreis aus, den Kämpfern Platz zu machen. Aber der gutmüthige Priamus sprach mit zitternder Stimme: „Werthe Männer, laßt mich nun wieder nach Hause fahren, daß ich nicht mit meinen Augen die Todesgefahr meines lieben Sohnes sehe. Mag es Zeus nach seinem Rath entscheiden! Er weiß am besten, was gut ist."

Mit diesen Worten betrat er den Wagen. Auch die geschlachteten Lämmer nahm er herein, und nun fuhr er mit Antenor in die Stadt zurück. Hektor und Odysseus, gleichsam die Secundanten der beiden Kämpfer, maßen hierauf den Kampfplatz ab, und warfen zwei Loose

(Steinchen) in einen Helm, eins für Menelaus, das andere für Paris, um zu entscheiden, welcher von Beiden den ersten Wurf mit dem Spieße thun sollte. Hektor schüttelte, rückwärts gewandt, den Helm (die alte Art zu loosen) so lange, bis eines der Steinchen herausflog. Es war Paris' Loos.

Jetzt ordneten sich Kämpfer und Zuschauer; Paris, im blanken Harnisch, ehernen Beinschienen und undurchdringlichem Helme, dessen Busch ein wallender Roßschweif war, mit Schwert, Schild und Spieß gerüstet, trat von dieser, Menelaus von jener Seite hervor. Sie schüttelten ihre Waffen, und zuerst mit heftigem Schwunge schleuderte Paris seinen Wurfspieß auf den Gegner. Aber er traf nur den eisernen Beschlag an dessen Schilde, die Spitze bog sich krumm, und der Speer fiel kraftlos zur Erde.

„Nun, allwaltender Zeus, rief Menelaus, verleihe mir Kraft, den Jüngling zu strafen, der mir so bitter gefrevelt hat, daß Jeder gewarnt werde, künftig das Gastrecht zu entweihen!" Er sprach's, und schleuderte ihm mit gewaltigem Wurfe die Lanze auf den Leib, daß sie den Schild durchbrach, und gewiß ins Herz gedrungen wäre, hätte nicht Paris mit einer raschen Wendung ausgebeugt. Aber indem er noch ganz bestürzt auf seinen Schild sah, zog Menelaus schnell das Schwert, sprang damit auf ihn ein, und führte einen so kräftigen Hieb auf seinen Kopf, daß er ihm sicher den Schädel gespalten hätte, wäre nicht an der Härte des Helms das spröde Erz in Stücke zersprungen. Da rief er knirschend aus: „Grausamer Zeus, verweigerst du mir abermals den verdienten Lohn der Tapferkeit!" und zum drittenmale fuhr er auf Paris los, mit bloßer Hand, packte ihn beim Helmbusch, und wollte ihn ringend zu Boden werfen. Aber indem er ihn niederzog, riß der Riemen, mit welchem der Helm unter dem Kinne festgebunden war. Menelaus, mit dem Helm in den Händen, stürmte wiederum auf Paris ein, und dieser wäre nun unfehlbar verloren gewesen, wenn ihn nicht, wie der Dichter sagt, seine Beschützerin, die Göttin Aphrodite, in Nebel gehüllt, und dem Kampfe entrückt hätte. Vergeblich wurde er auf dem ganzen Schlachtfelde gesucht; Agamemnon rief laut, Menelaus habe gesiegt, und die Troer müßten den Vertrag erfüllen. Da erhielt plötzlich Menelaus einen Pfeilschuß von der Hand des Pandarus, eines geschickten Bogenschützen, der ihn leicht verwundete. Alles schrie über die Treulosigkeit der Trojaner; Agamem-

non aber schwur, nunmehr nicht zu rasten, bis dies bundbrüchige Geschlecht vertilgt, und ihre Stadt von den Flammen verzehrt sey.

Da nun der Streit wieder heftig entbrannte, sah man vor Allen den Diomedes auf seinem Wagen wie einen beutegierigen Löwen auf dem Schlachtfelde umherjagen. Hinter ihm her zogen die Seinen, bereit, den Erschlagenen die Rüstungen auszuziehen, oder die Wagen und Rosse, von denen er die Kämpfer gestürzt, in sein Lager bei den Schiffen zu führen. Acht der trefflichsten Trojanischen Jünglinge hatte sein Wurfspieß bereits zu Boden gestreckt, da eilte Aeneas, einer der tapfersten Trojanerfürsten, zum Pandarus, und sprach zu ihm:

„Pandarus, wo hast du deinen Bogen und deinen nie fehlenden Pfeil? Siehe, hier gilt's, deinen Ruhm zu bewähren, denn dort hauset ein gewaltiger Mensch, der schon Viele getödtet hat, und Keiner der Unsrigen vermag ihn zu zwingen."

„Ha, das ist Tydeus' Sohn, Diomedes, versetzte Pandarus. Mit dem muß ein unsterblicher Gott seyn, denn schon einmal traf ihn mein Pfeil, daß helles Blut aus der Wunde spritzte, und dennoch ist er schon wieder auf dem Kampfplatze, und schwingt den Speer, als wäre ihm nichts geschehen. Ach nein, auf den ziele ich nicht wieder; mit Göttern zu kämpfen bringt Unglück. Ich bin auch so allein hier, ich habe keinen Wagen; mein Vater rieth mir's wol, als ich fortging. Da stehen uns ja elf Wagen, sprach er, und zu jedem ein treffliches Roßgespann; nimm doch eins mit, du wirst es brauchen. Aber mich dauerten die schönen Pferde, die zu Hause an reichliches Futter gewöhnt sind, und in Troja, dachte ich, wird es wol manchmal den Männern sogar an Speise gebrechen, da ihrer so Viele zusammenkommen. Ach, ich möchte nur lieber auch wieder nach Hause gehen, denn was hilft mir hier mein Bogen und meine gepriesene Schützenkunst? Ich treffe immer, und tödte doch Keinen, ich reize die Feinde nur zu grimmigerem Zorne. In's Feuer will ich den nichtigen Tand werfen, sobald ich nach Hause komme!"

„Nicht doch, sagte Aeneas. Erst versuche ihn noch einmal gegen den entsetzlichen Würger. Komm zu mir her auf meinen Wagen, du sollst dich freuen über meine Pferde. Oder willst du nicht schießen, so gib mir den Bogen, und nimm du die Zügel und die Geißel."

„Ach nein, Aeneas, sprach Pandarus, lenke du lieber selbst deine Rosse. Wenn uns Diomedes verfolgte, und die Pferde gehorchten

mir nicht, so brächte ich uns Beide ins Verderben." Aeneas nahm ihn nun in den Wagen, trieb die Pferde an, und jagte geraden Weges dem Diomedes entgegen, der sich eben auch auf seinem Wagen nach einem Gegner umsah. Seine Pferde lenkte Sthenelus, sein Freund. „Ha, rief dieser, siehe, dort jagen zwei Männer wild auf uns los; ich werde umlenken, denn sie scheinen mir stark und kühn und frischen Muthes, du aber bist ermattet von der langen Arbeit."

„Schweig, rief Diomedes, mir ist's nicht angeartet, im Kampf zurückzuweichen. Lange verdrießt mich's schon, hier unthätig im Wagen zu stehen; ich springe hinab, wie ich bin, und ich denke, alle Beide sollen sie mir wenigstens nicht entrinnen. Du, fahre mir nach, und treffe ich sie Beide, so springe hurtig herab, binde den Zaum an den Wagen, und führe dann ihr herrliches Gespann weg."

Er sprang hinab, und schon im Springen flog ihm Pandarus' Lanze gegen den Schild, daß er stutzte. Jener, der ihn getroffen glaubte, rief frohlockend aus: „Ha, das traf doch endlich einmal wie es sollte! Ich denke, du hast bald dein Ende erreicht!" Aber Diomedes schüttelte seinen Schild vor Pandarus' Augen, und rief ihm triumphirend entgegen: „Frohlocke nicht zu früh; sieh lieber zu, wie du dem Tode entrinnest!" Erschrocken lenkte Aeneas seinen Wagen um, aber indem sie den Rücken wandten, flog Diomedes gewaltiger Wurfspieß dem Pandarus in den Hinterkopf, daß die Spitze aus dem Munde wieder herausfuhr, und er besinnungslos hinabstürzte. Aeneas, entschlossen, den Leib seines Freundes wenigstens der Plünderung und Mißhandlung nicht Preis zu geben, hielt die Pferde an, sprang vom Wagen herab, und eilte zurück, ihn fortzuschleppen. Da hob Diomedes einen gewaltigen Feldstein von der Erde, und schleuderte ihn mit solcher Kraft dem Aeneas an die Hüfte, daß er stöhnend auf ein Knie sank, und die rechte Hand in den Sand stemmte. Aber auch ihn trugen Götter aus dem Getümmel, während Sthenelus das schöne Gespann nach der Abrede fortführte, und es einem treuen Genossen gab, der es ins Lager brachte.

Menelaus und sein Bruder Agamemnon standen nicht weit von einander, und sahen dem Getümmel auf der weiten Ebene zu. Da kam von den Troern her ein wildes Roßgespann auf sie hergestürzt, und in dem Wagen stand Adrastus, ein Troischer Jüngling, der die scheu gewordenen Thiere nicht zu halten noch zu lenken vermochte, und

plötzlich umgeworfen und auf die Erde geschleudert ward. Er konnte sich noch nicht von dem Schrecken erholen, als Menelaus mit dem Spieße auf ihn zusprang, ihn zu durchbohren. Da umfaßte der Hülflose Jenem die Knie, und redete ihn flehend an;

„Nimm mich gefangen, Sohn des Atreus, tödte mich nicht. Siehe, mein Vater ist reich, und schenkt dir gewiß unermeßliche Güter zur Lösung, wenn er hört, daß ich noch lebend bei den Schiffen verweile."

Menelaus war gerührt. Er neigte sich schon zu seinen Begleitern, im Begriff, ihnen den Gefangenen zu übergeben, als schnell Agamemnon hinzu kam, und dem weichherzigern Bruder eifernd zurief: „Bester, kein Mitleid mit diesen! Sie haben das Härteste verschuldet. Bedenke, welchen Schimpf dir Troja über dein Haus gebracht hat, und über uns Alle in dem langen Kriege. Nein, kein Einziger darf uns entkommen von diesem treulosen Geschlechte! Auch des Kindes im Schooße der Mutter werde nicht geschont! Nieder mit diesem! Er darf nicht leben!" Mit diesen Worten stieß Agamemnon dem Knienden die Lanze durch den Leib, daß er sich zuckend krümmte und rückwärts niederfiel. Dann trat er ihm auf die Brust, und zog den Speer wieder heraus, um ihn einem Andern in den Leib zu schleudern.

Dem Diomedes, der, noch immer nach neuen Kämpfen begierig, auf dem weiten Gefilde umherschaute, stieß ein Mann auf, den er noch nie gesehen hatte, und der doch an Pracht der Rüstung und an Wuchs und Hoheit der Geberde den Ersten unter den Trojern gleich zu kommen schien. Es war Glaukus, des Hippolochus Sohn, erst kürzlich aus Lycien angekommen. Als Beide auf eines Wurfes Weite einander nahe gekommen waren, hielten sie ihre Rosse an, und Diomedes rief dem Gegner zu: „Wer bist du denn, trefflicher Mann? Nie sah ich dich ja bisher in der männerehrenden Feldschlacht, und doch mußt du ein waffenkundiger Mann seyn, da du dich so kühn meinem gewaltigen Arme darstellst, dem sich noch Keiner ungestraft genaht hat. Bist du etwa ein Gott, so begehre ich nicht, mit dir zu kämpfen. Bist du aber ein Mensch, wie ich, und genährt von Früchten der Erde, nun so komm heran, daß du schnell das Ziel des Todes erreichest!"

Jener antwortete: „Sohn des Tydeus, ruhmvoll ist mein Geschlecht. Meine Ahnen waren Argiver, und herrschten über Ephyra; Sisyphus zeugte den Glaukus, und dieser den herrlichen Bellerophon-

tes, der nach Lycien überschiffte, dem dortigen Könige gegen seine Feinde, die kriegerischen Solymer, beizustehen. Ihn ehrten die Lycier mit Geschenken, und der König gab ihm seine Tochter, und theilte seine Herrschaft mit ihm. Er aber zeugte zwei Söhne, Isander und Hippolochus. Jener ist todt, aber der andere lebt noch, und rühmend nenne ich ihn meinen Vater. Der sandte mich her nach Troja, dem bedrängten Könige beizustehen, und ermahnte mich kräftig, immer der Beste zu seyn, und vorzustreben vor Anderen, nie das Geschlecht der Väter zu schänden. Sieh, darum habe ich deinen furchtbaren Blick nicht gescheut, und will mit dir kämpfen."

„Nein, das sey ferne, rief Diomedes freudig, und stieß seine Lanze in den Sand. Du bist mir ein lieber Gastfreund aus der Väter Zeiten. Denn mein Großvater Oeneus hat den herrlichen Bellerophontes zwanzig Tage in seinem Hause beherbergt, und zum Abschiede gaben sie sich Geschenke, zum Denkmal ihrer Freundschaft. Oeneus gab einen purpurnen Leibgurt, und Bellerophontes ließ ihm scheidend einen goldenen Becher zurück, den bewahre ich noch zu Hause. Siehe, so bist du mein Gastfreund in Argos, und ich der deine, wenn ich jemals ins Land der Lycier komme. Laß uns also fortan im Getümmel einander vermeiden; bleiben mir doch der übrigen Troer, wie dir der Griechen, genug übrig, welche wir tödten können. Aber zum Zeichen des Wechselbundes laß uns die Rüstungen vertauschen, damit auch die Anderen es sehen, wie wir uns rühmen, Gastfreunde aus der Väter Zeiten zu seyn."

Sie sprangen hierauf Beide von den Wagen, schüttelten sich treuherzig die Hände, und zogen die Rüstungen aus. Glaukus verlor bei dem Tausche, denn die seinige war von Gold, und, wie Homer sagt, hundert Ochsen werth, des Griechen eherne hingegen nur neune. Aber Jener achtete das nicht, und gab sie freudig von sich. Darauf gelobten sie sich noch einmal Freundschaft, und sprengten dann schnell, der Eine rechts, der Andere links hin, aus einander.

Hektor verließ den heißen Kampf auf einige Zeit, und ging zur Stadt, damit seine Mutter zur Göttin Athene um Abwendung der furchtbar vordringenden Griechen flehe. Als er dies vollbracht hatte, und nun wieder hinaus wollte, begegnete ihm am Thore seine sittsame und verständige Gattin Andromache mit einer Sklavin, die ihr das

kleine, unmündige Knäblein nachtrug. Das zärtliche Weib vergoß Thränen bei seinem Anblick, nahm sanft seine Hand, und sprach zu ihm: „O mein Trautester, dich tödtet noch dein Muth. Bleib doch einmal bei uns, und erbarme dich des unmündigen Kindes und deines elenden Weibes. Ach, wenn ich dich verliere, wer soll mich schützen? Meine Mutter ist gestorben, meinen Vater und sieben Brüder hat Achilles in Cilicien erschlagen, und du gehst nun auch von mir, da die Griechen schon unsere Mauern bestürmen. O bleib doch hier auf dem Thurme!"

„Liebes Weib, versetzte Hektor, wie kann ich? Ruht nicht auf mir die Errettung der Stadt, und sieht nicht alles Volk auf mich? Müßte ich mich nicht vor den Weibern schämen, wenn sie mich zuschauend auf der Mauer erblickten? Freilich wird auch mein Bemühen wol fruchtlos seyn, denn mir sagt es mein Geist: kommen wird der Tag, da Troja in Asche versinkt, und Priamus' edles Geschlecht erlischt. Und dann wehe dir, armes Weib, wenn ein stolzer Achäer dich als Sklavin wegführt, daheim in Argos für seine Frau zu weben, oder aus der fernen Quelle Wasser zu holen, und die Leute dich neugierig anschauen und sagen: das war Hektor's Gemahlin, die hochgeehrte Trojanerfürstin, als jene berühmte Stadt noch stand. — Ach, das zu hören! Unglückliches Weib! Und ich kann dich nicht aus der Knechtschaft erretten, denn ich vernehme deine Klage nicht mehr, und meine Asche deckt der Todtenhügel!"

Jetzt wandte er den wehmüthigen Blick von der Gattin auf den zarten Knaben im Arme der Dienerin. Als er aber die Hände nach ihm ausstreckte, fürchtete sich das Kind vor dem Helmbusch, und drückte sein Köpfchen fest an den Busen des Mädchens. Da nahm der Vater den Helm ab, und setzte ihn auf die Erde, und nun schauete er dem Knäblein freundlich ins Gesicht, und es folgte ihm willig in seine Arme. Da wiegte er es auf und ab mit herzlicher Vaterfreude, küßte es, und wandte brünstig flehend den Blick zum Himmel. „Gütige Götter, rief er, erfüllt mir das Eine: laßt dies mein Knäblein stark und brav werden, daß es mächtig vorstrebe vor Anderen, und seinem Volke ein tapferer Hort sey, daß die Männer, wenn er vom Treffen heimkehrt, sagen: der übertrifft noch den Vater. Des müsse sich dann die gute Mutter erfreuen!"

Er sprach's, und gab das Kind der weinenden Gattin, die es sanft an ihren Busen drückte, lächelnd in Thränen. Auch ihn ergriff

unbezwingliche Wehmuth. Er streichelte das gute Weib mit der Hand, und sagte tröstend:

„Arme Frau, du mußt auch nicht gar zu traurig seyn. Des Menschen Leben ruht in der Hand der Götter, und Keiner wird mich wider mein Geschick zu den Todten hinabsenden. Wem aber das Loos einmal fällt, der muß folgen, er sey edel oder gemein. Geh nur jetzt an deine Geschäfte, besorge Spindel und Webestuhl, und halte die dienenden Weiber zum Fleiß an. Der Krieg ist das Geschäft der Männer, und mir geziemt er unter allen Trojanern am meisten."

Er nahm seinen Helm auf, und eilte von dannen. Auch sie ging mit dem Kinde, doch stand sie oft still, ihm nachzusehen. Erst in ihrem Gemach ergoß sich der volle Strom der Thränen, und mit ihr schluchzten die Sklavinnen, denn sie alle liebten sie und den edlen Hektor; es ward viel von ihm gesprochen, und den Frauen ahnte nichts Gutes; sie betrachteten ihn als Einen der schon gestorben wäre.

Hektor, noch zürnend über seines Bruders Feigheit, wollte gern den Schimpf von den Trojanern abwälzen, und forderte deshalb öffentlich die Feinde auf, ihm einen Gegner aus ihrer Mitte zu senden, mit dem er im Namen seines Volkes ganz allein den Streit, und für immer, entscheiden wolle. Die Griechen, denen ihr stärkster Kämpfer, Achilles, damals seine Hülfe versagte, waren über die Herausforderung eines so starken Mannes verlegen, schämten sich aber doch, sie zurückzuweisen, und bestimmten auf Nestor's Rath den Kämpfer durchs Loos. Es traf den ältern Ajax, aus der Insel Salamis. Dieser, voll Muth und Kraft, freute sich des Looses, und rief aus: „Siehst du wol, Hektor, daß im Volke der Griechen noch Männer sind, die deinen Aufruf nicht scheuen? Ich bin nur Einer von Vielen. Wohlan, beginne den Kampf!"

„Denkst du, mich mit Trotz zu versuchen, Sohn Telamon's? erwiederte Hektor. Irre dich nicht, ich habe die Kämpfe der Männer gelernt; zu Fuß und im Wagen hole ich den flüchtigen Feind ein, und meine Werke zeugen für meine Worte. Aber jetzt gib Acht, tapfrer Krieger, ich will nicht mit lauernder List dich überraschen, sondern öffentlich dich treffen!"

Sie warfen zuerst die Spieße auf einander, aber beide Würfe wurden mit den Schilden aufgefangen. Dann suchten sie sich mit den Spießen zu durchstoßen, aber auch gegen die Stöße deckte der Schild.

Hierauf griffen sie nach Feldsteinen, aber auch diesen Waffen trotzten die Schilde. Jetzt wollten Beide den entscheidenderen Kampf mit dem Schwerte versuchen, aber von Troischer und Griechischer Seite traten nunmehr Herolde zwischen die Streitenden. „Halt! rief einer derselben. Genug des Kampfes! Ihr seyd Beide tapfere Streiter, und von Zeus geliebt, das haben wir Alle gesehen. Aber die Nacht bricht herein, und es ist gut, auch der Nacht zu gehorchen."

Ajax starrte noch immer erwartend auf Hektor's Bewegungen hin, und rief dem Herold zur Antwort: „Gut, mein Freund, ermahne nur Jenen zum Stillstand. Er hat das Gefecht begonnen; will er ruhen, so lasse ich mir's auch gefallen."

Hektor erwiederte: „Ajax, du hast dich männlich bewiesen im Streite, und ein Gott hat dir Stärke und Besonnenheit verliehen. Laß uns jetzt ausruhen vom Kampfe, und künftig einmal ihn wieder erneuen. Siehe, die Nacht ist vor der Thür, geh du zu den Schiffen, und freue dich des Mahls mit den Deinen; ich kehre zur Stadt zurück, wo die beängstigten Frauen an heiliger Stätte die Götter für mein Leben anflehen. Doch zuvor laß uns einander noch mit rühmlichen Gaben beschenken, damit man künftig noch unter Griechen und Troern sage: Seht, sie kämpften lange den Kampf der Zwietracht, und schieden dann versöhnt in Freundschaft aus einander."

Mit diesen Worten reichte er ihm sein künstlich gearbeitetes Schwert mit der Scheide und zierlichem Gehenke, und Ajax schenkte ihm dagegen seine purpurne Leibbinde. So schieden sie, und jedes Heer führte seinen Helden mit Freudengeschrei zurück.

Was bisher den Ausgang des Krieges so lange verzögert hatte, war besonders ein Zwist zwischen Agamemnon und Achilles, der die Folge hatte, daß der Letztere eine Zeit lang an dem Kriege gar keinen Theil nahm. Nur erst, da sein Herzensfreund Patroklus vom Hektor erschlagen ward, erhob dieser Löwe sich wieder, Allen zum Verderben. Fürchterlich war sein Wüthen in der Schlacht, Einen nach dem Andern durchbohrte seine nie fehlende Lanze, oder erreichte sein flüchtiger Fuß. Dieser Eine jagte den Troern mehr Schrecken ein, als alle Andere zusammen genommen. Ihn aber konnte alles Blut der Erschlagenen nicht sättigen, bis er nicht an dem Mörder seines Freundes seine Rache gestillt hatte. Diesen suchte er allenthalben auf dem weiten Gefilde, aber Hektor entzog sich ihm den ganzen Tag. Erst am

Abend, als sich die Schaaren der Trojaner in die Stadt zurückzogen, faßte er ein Herz, und beschloß, den Wüthenden zu erwarten. Doch als er nun den Feind wie mit Göttergewalt daherstürmen sah, entsank ihm der Muth wieder, und er wandte sich zur Flucht. Wie die Taube, die ein Habicht verfolgt, so floh er längs der Stadtmauer hin, aber Achilles, laut jauchzend, setzte ihm mit raschen Schenkeln nach. Bald rechts, bald links sprang der Vordere ab, den hintern Läufer zu ermüden, aber umsonst. Dreimal jagte ihn Achilles um die Stadt herum, endlich stand Hektor erschöpft still, und rief Jenem zu:

„Halt, Sohn des Peleus, länger entfliehe ich dir nicht. Ich will dir stehen, ich tödte dich nun, oder falle. Aber laß uns vor den allsehenden Göttern einen Bund beschwören, daß der Sieger den Getödteten nicht mißhandle."

„Kein Bund ist zwischen uns Beiden! rief Achilles entgegen. Macht auch der Löwe mit Rindern, der Wolf mit Lämmern Verträge? Jetzt gedenke des Kampfes! Aber ich hoffe, du sollst mir nicht entrinnen!"

Wort und Wurf war eins. Doch Hektor, schnell aufs Knie sich werfend, vermied die entsetzliche Lanze, die weit über ihn hin in den Sand fuhr. Freudig aufspringend, rief er aus: „Gefehlt, du göttergleicher Achilles! Jetzt wahre deine Brust, du thörichter Schwätzer!"

Und mit gewaltigem Krachen fuhr Hektor's Spieß in Achilles' Schild. Aber dieser Schild war undurchdringlich, und Achilles, der den Spieß schnell ergriff, stieß ihn dem Unglücklichen in die Kehle, daß er sinnlos niederstürzte.

Sterbend wiederholte Hektor noch die Bitte, seinen Leichnam nicht zu schänden, aber bei Achilles war kein Erbarmen. Er durchstach ihm die Füße zwischen Ferse und Knöchel, zog einen Riemen hindurch, und knüpfte ihn an den Hintertheil seines Wagens. So schleifte er ihn längs dem Thore hin, zum bittersten Schmerze des alten Vaters und aller übrigen Trojaner, die oben auf der Mauer standen, und eilte dann mit ihm dem Lager zu, wo er ihn, unkenntlich gemacht durch Blut und Staub, unter freiem Himmel, den Hunden zum Fraße, liegen ließ.

Jetzt erst nahm er das feierliche Leichenbegängniß seines Freundes Patroklus vor. Diesen wollte er ehren, wie noch kein Freund geehrt worden wäre, und zu dem Ende lud er alle Griechen zu dieser festlichen Handlung ein. Ein großer Scheiterhaufen ward aufgebaut; in der Mitte desselben ward Patroklus rein gewaschener Leichnam gelegt,

und ringsum die Leiber zwölf gefangener Trojaner, die Achilles lebendig ergriffen, und mit eigner Hand am Grabe seines Freundes geschlachtet hatte. Daß er Hektor's Leichnam nicht mit verbrannte, geschah aus Zorn; er wollte diesem die Ehre des Feuers nicht gönnen. Als der Holzstoß niedergebrannt war, wurden die Knochen des Freundes aus der Asche hervorgesucht, und, mit Fett vermischt, in eine goldene Urne gelegt, die man zuletzt unter einen weitragenden Grabeshügel vergrub. Hierauf ordnete Achilles, dem Freunde zu Ehren, ritterliche Spiele an seinem Grabe an, und setzte für die Sieger köstliche Preise (Sklavinnen, Pferde, Maulthiere, Kessel, Becken, Trinkschalen, Goldbarren, Harnische u. dergl.) aus. Die Spiele bestanden im Wagenrennen, im Wettlauf, im Ringen, im Scheibenwerfen, im Lanzenwurf und im Faustkampf. Aber noch immer war dem leidenschaftlichen Sinne des Achilles kein Genüge geschehen. In einer schlaflosen Nacht erhob er sich von seinem Lager, spannte seine Rosse an, und schleifte Hektor's Leichnam noch dreimal um des Freundes Todtenhügel.

Das Haus des Priamus war unterdeß, wie man denken kann, die Wohnung des Jammers geworden. Der alte Vater konnte endlich den Gedanken nicht länger ertragen, daß sein herrlicher Sohn im Tode wie ein Aas auf dem Felde verwesen, und den Vögeln und Hunden zur Beute werden sollte. Schon der religiöse Sinn jener Zeiten verlangte eine ehrenvolle Bestattung der Todten, weil man glaubte, daß eher die Seele im Schattenreiche keine Aufnahme finde. Ein Traum ermunterte endlich den Greis, das Wagestück zu unternehmen, und in der Nacht persönlich vom Achill den Leichnam zurückzufordern. Er suchte zu dem Ende aus seinen Kisten zehn Pfunde Goldes, vier metallene Becken, zwei dreifüßige Kessel, einen zierlichen Becher, zwölf herrliche Feierkleider, und eben so viel wollene Decken hervor, packte Alles auf seinen Wagen, und fuhr mit einbrechender Nacht mit seinem treuen Diener Idäus getrost dem Lager der Griechen zu; Hermes, der schützende Götterbote, war mit ihm, wie der Dichter sagt, und blendete die Augen der Feinde, daß sie ihn nicht sahen. So kam er glücklich bei den Zelten der Myrmidonen an. Er fand den Achill noch sitzend an dem Tische, an welchem er die Nachtkost verzehrt hatte, das Haupt auf den Ellenbogen gestützt, und in wehmüthige Betrachtungen versunken. Gleich beim Eintritt warf er sich vor dem Helden nieder,

und ein Strom von Thränen eilte seiner Rede vor. Dann sagte er schluchzend:

„Denke an deinen Vater, du göttergleicher Achilles, der alt und kraftlos, wie ich, zu Hause schmachtet. Ach, vielleicht umdrängen auch ihn jetzt die Nachbarn, und Keiner ist, der ihn schirmte. Aber doch weiß er, daß Einer ihm lebt, wenn auch fern, ein lieber, trefflicher Sohn, der, wenn er wiederkehrt, allem Jammer ein Ende macht. Des freut sich der hoffende Greis, und alle Tage wiederholt er sich den süßen Gedanken. Aber wehe mir! Ich war der glücklichste Vater, funfzig Söhne hatte ich groß gezogen, und ihrer neunzehn waren von Einer Mutter. Sie waren meine Freude und mein Stolz. Da zogt ihr hieher, und der unselige Krieg raffte mir einen nach dem andern, bis auf wenige, dahin. Und jetzt ist auch der Beste, der uns Alle bis dahin beschirmte, gefallen. Ach, für sein Leben kann ich nicht mehr flehen, aber den Todten gib uns zurück. Siehe, zu Hause jammern Weib, Mutter und Geschwister, und ich, sein Vater, liege hier zu deinen Füßen. Gib ihn mir wieder, ich bringe reiche Geschenke mit. Scheue die Götter. Denke, wenn dein alter Vater so vor einem jüngern Manne knien müßte! Und ich — o Jammer! — ich küsse die Hand, die meine Kinder erschlagen hat!"

Solchen Worten und solchen Thränen widerstand Achill nicht. Er beugte sich sanft zu dem Greise hinüber, ihn aufzuheben, und beklagte sein Schicksal. Dann ging er hinaus, die Geschenke zu besehen, und befahl heimlich den Sklavinnen, Hektor's Leichnam sauber zu waschen, und in ein reines Gewand zu schlagen. Er selber legte ihn darauf in den Wagen, auf ein untergebreitetes Lager, versank dann einige Augenblicke in finstere Schwermuth, und brach in die Worte aus: „Zürne mir nicht, Patroklus, wenn du vielleicht in Ades Wohnung vernimmst, daß ich deines Mörders Leiche dem bekümmerten Vater zurückgegeben. Siehe, er bringt mir nicht unwürdige Lösung, und auch dir soll ein gebührendes Theil derselben geweiht werden."

Jetzt ergriff er ein fettes Schaf von seiner Beute, und kehrte damit in das Zelt zurück. „Nun freue dich, Alter, sprach er, dein Sohn ist gelöset, wie du wünschtest, und ruht schon auf dem Wagen, in weiche Gewänder gehüllt. Jetzt aber laß uns des Mahles gedenken, und unser Herz erquicken. Deinen edlen Sohn beweine daheim, denn wol ist er der Thränen werth." Er zerschnitt hierauf dem Schafe die Gurgel, die Diener zogen das Fell ab, schnitten das Fleisch in Stücke,

brieten es an Spießen, zogen dann alles herunter, und legten es auf den Tisch. Automedon vertheilte dazu Brot aus dem Korbe, und sie aßen und vergaßen des Grames. Jetzt auch betrachteten Beide sich erst genauer, da bewunderte der Greis die herrliche Bildung und den feurigen Blick des furchtbaren Mannes, und Achill hinwiederum schaute mit Wohlgefallen und Ehrfurcht das würdevolle Antlitz und den edlen Anstand des Königs, und horchte seiner verständigen Rede. Nachdem sie Beide sich mit Speise und Trank gesättigt hatten, ruhte der Greis einige Stunden, denn er hatte seit vier Tagen nicht geschlummert. Aber noch vor dem Aufgang der Sonne eilte er schon wieder, seine Pferde anschirren zu lassen, damit ihn im Lager der Griechen Niemand bemerkte. Achilles fragte ihn, in wie viel Tagen er seinen Sohn zu bestatten gedenke, und versprach, sich bis dahin des Angriffs zu enthalten. „O Achilles, versetzte der Greis, wenn du uns das vergönnen willst, so gewähre uns neun Tage, den Todten zu beweinen, und die Anstalten zu seiner Bestattung zu treffen. Dann wollen wir ihn am zehnten Tage verbrennen, am elften das Grabmal aufrichten, und am zwölften beginne dann wieder der Krieg, wenn es doch einmal Krieg seyn muß."

Achilles bewilligte Alles, und entließ den alten Mann, der nun sogleich nach der Stadt zurückeilte. Neun Tage dauerte hierauf das Geheul der Klageweiber und am zehnten ward der Leichnam verbrannt. Man sammelte seine Asche und Knochen in eine goldene Urne, und errichtete ihm einen hohen Todtenhügel vor der Stadt. Keiner der Griechen störte die traurige Feier. Ein Todtenmahl im Palaste, wobei man die gebührenden Opfer für die Götter nicht versäumte, beschloß die Festlichkeiten dieser thränenvollen Tage.

Auch der starke Achilles fand noch vor Troja seinen Tod. Paris erlegte ihn durch einen Pfeilschuß. Doch endlich ward die Stadt durch List erobert (indem sich mehrere Griechen in einem hölzernen Pferde, das zu einem religiösen Zwecke gezimmert war, hineinziehen ließen), und nach einer fürchterlichen Verheerung durch Feuer und Schwert dem Erdboden gleich gemacht. Priamus und seine noch übrigen Söhne wurden an ihrem Hausaltäre niedergestoßen, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die Königin aber nebst ihren Töchtern und den vornehmsten und schönsten Weibern der Stadt, auch die edle Andromache, wurden

nach den Schiffen geschleppt, und als Sklavinnen unter die Sieger vertheilt. Helena ward von ihrem ersten Gemahle wieder angenommen. Die Zerstörung von Troja wird nach der gewöhnlichen Annahme ins Jahr 1184 vor Chr. gesetzt.

---

7. Die Rückkehr von Troja.

Den Zerstörern Troja's war auf ihrer Heimkehr noch großes Elend vorbehalten. Schon beim Einschiffen entstand Streit unter den Anführern über den Weg, der genommen werden sollte. Darüber trennten sie sich; der Eine fuhr hiehin, der Andere dorthin; unaufhörliche Stürme zerschmetterten die Schiffe, daß mehr als die Hälfte der sämmtlichen Mannschaft ertrank, und Einige wurden so weit von ihrem Ziele verschlagen, daß sie in unbekannte Gewässer, selbst bis nach Africa und Sicilien hin geriethen, Jahre lang in der Irre umherstreiften und unsägliche Drangsale erdulden mußten. Die Meisten, anstatt fröhlich empfangen zu werden, fanden zu Hause Unordnung und Unglück. Die Gemahlin des Anführers Agamemnon, Klytemnestra, hatte sich von einem Verwandten desselben, Namens Aegisthus, zur Untreue verführen lassen, und jetzt verschwor sich das ehebrecherische Paar zum Untergange des rückkehrenden Helden. Sie beschlossen, den Agamemnon zum Scheine zärtlich zu empfangen, und ihn dann, wenn er, von der Reise ermüdet, nach Griechischer Sitte sich durch ein warmes Bad erquicken würde, zu ermorden. Ahnungslos trat der Unglückliche in die lang ersehnte Wohnung, und als er aus dem Bade steigen wollte und ein reines Gewand begehrte, warf ihm Klytemnestra, wie zufällig, eins über den Kopf, worauf der versteckte Aegisthus sogleich hinter der Thür hervorsprang, dem Verhüllten mit der Axt den Schädel spaltete, und zum Lohn der Unthat die Hand der Königin empfing *).

*) Erst zehn Jahre nachher ward Orestes, der Sohn des Ermordeten, dessen Rächer. Früh hatte seine kluge Schwester Elektra ihn aus dem Hause geschafft, und ihn durch einen treuen Diener heimlich zu ihrem Oheim Strophius nach Phocis geschickt, der ihn gemeinschaftlich mit seinem Sohne Pylades erzog. Die Freundschaft beider Jünglinge ist zum Sprichwort geworden. Als sie erwachsen waren, gingen sie nach Mycenä, kehrten unter erdichtetem Namen bei dem Aegisth ein, und erschlugen ihn und seine Gattin Klytemnestra. Aber seitdem verfolgten, wie es die Dichter sinnbildlich ausdrücken, die Furien den Muttermörder, und ließen ihn nicht los, bis ihn Athene selbst im Rathe der Richter zu Athen, wo die weißen und die schwarzen Steine gleich waren, durch ein hinzugeworfenes weißes Steinchen begnadigte.

Eben die trefflichen Sänger, die einige Jahrhunderte nach dem Trojanischen Kriege die Thaten der Griechen vor Troja besangen, nahmen auch von der mühevollen Rückkehr derselben Stoff zu reizenden Dichtungen her, und hatten hier wie dort Sagen, die im Volke noch lebten, zu Führern. Man nannte die Mährchen von der Heimkehr der Helden Nosten (νόστοι, Rückreisen), und hatte dergleichen von den berühmtesten Heroen. Eines derselben ist uns unter den Homerischen Gesängen noch vollständig übrig, unter dem Namen Odyssee. Es enthält die Geschichte der wunderbaren Rück- und Irrfahrt des Odysseus, und ist noch, außer dem unschätzbaren poetischen Werthe, als ein treues Abbild der Cultur und Lebensart, so wie der geographischen Kenntniß jener Zeiten auch dem Geschichtsforscher von der höchsten Wichtigkeit. An Abenteuern fehlt es darin nicht. Der Held wird zu dem Lande der Lotosagen verschlagen, wo der Lotos wächst, süßer als Honig, so daß diejenigen seiner Gefährten, die davon gekostet, gar nicht wieder fort wollen, und mit Gewalt zu den Schiffen gebracht werden müssen. Dann kommt er zu den menschenfressenden Riesen, Cyklopen genannt; von da zu einer Insel, wo die Zauberin Circe wohnt, die alle seine Gefährten in Schweine verwandelt. Hierauf geräth er an den Eingang zur Unterwelt, am westlichen Ende der Erde, steigt hinab, und spricht mit den Schatten seiner Mutter und seiner Freunde; schifft wieder zurück, und durch die gefährlichen Strudel in der Sicilischen Meerenge, Scylla und Charybdis, die als grausame Ungeheuer geschildert werden, mit langen Armen, mit deren jedem sie einen Gefährten des Ulysses packen, und zum Rachen führen; kommt dann bei der Insel der Sirenen vorüber (Ungeheuer, mit Mädchengesichtern und langen Krallen, die sie unter dem Wasser verbergen, indeß sie mit himmlischem Gesange die Vorüberschiffenden locken, zu ihnen heranzukommen), aber, vorher gewarnt, verklebt er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, und läßt sich selber an den Mastbaum binden. So widersteht er männlich der schmeichelnden Verführung. Ein andermal zerschmettert ihm Zeus durch einen Blitzstrahl sein Schiff, alle seine Gefährten ertrinken im Meere, er selber treibt, angeklammert an einen schwimmenden Balken, neun Tage ohne Speise umher, bis ihn endlich die Fluth in der zehnten der schrecklichen Nächte an die Insel Ogygia treibt, wo eine schöne Nymphe, Kalypso, ihn liebreich aufnimmt, herzlich erfreut, endlich einmal einen Mann bei sich zu sehen, wie sie sich längst einen zur Gesellschaft gewünscht hatte. Da sie als Nymphe zu

den unteren Gottheiten gehört, so besitzt sie auch Götterkraft, und verspricht vermöge derselben ihrem Gaste Unsterblichkeit und ewige Jugend, wenn er auf immer bei ihr bleiben will. Er aber geht täglich mit dem Frühroth hinaus an das brausende Gestade, setzt sich nieder, denkt an sein treues Weib und seinen Sohn daheim, und weint bittere Sehnsuchtsthränen. Auch nur von fern die blauen Berge seiner Insel noch einmal zu erblicken, nur den Rauch aus ihren Hütten aufsteigen zu sehen, wünscht er sich, und dann zu sterben. Aber sieben Jahre hält ihn die Nymphe in ihrer Felsengrotte zurück, dann erst entläßt sie ihn auf Götterbefehl. Nun zimmert er sich Flöße von selbstgefällten Fichten, stellt sich darauf, und rudert allein auf unbekannten Gewässern mit diesem unsichern Fahrzeuge umher. Siebzehn Tage sieht er kein Land, nichts als Himmel und Wasser. Endlich am achtzehnten erblickt er von fern die Insel der Phäaken, Scheria. Aber ehe er sie erreicht, ereilt ihn noch ein schrecklicher Sturm, der ihm sein Floß zerschmettert. Schwimmend kämpft er mit den empörten Wellen, und erreicht endlich glücklich das Ufer. Hier ruht er auf einem Lager von trockenem Laube vier und zwanzig Stunden lang von seiner Anstrengung aus. Dann findet er gute Menschen, die ihn reinigen und kleiden; er stellt sich dem Könige der Phäaken vor, wird gastfreundlich aufgenommen, und auf einem wohlgebauten Schiffe von geübten Ruderern nach Hause gebracht.

Dies ist die trockene Skizze des Gedichts, aus dem jetzt einige Scenen ausführlicher mitgetheilt werden sollen, als sprechende Gemälde der Sitten und der Denkart jener Zeiten.

---

8. Scenen aus der Odyssee.

Wir beginnen diese Gemälde mit den Vorstellungen jener Zeit vom Zustande der abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt, die der Dichter dem Odysseus in einer Erzählung seines Besuches bei den Schatten in den Mund legt.

Mit Rathschlägen von der Zauberin Circe ausgerüstet, fand der Held das äußerste Land der Erde, in welchem der Eingang zur Unterwelt ist. Er band sein Schiff an, stieg ans Ufer, grub ein Loch in die Erde, opferte zwei schwarze Schafe, und ließ das Blut derselben in die Grube rinnen. Sogleich kamen ganze Schaaren von grauen Schatten heraufgeschwebt, leicht wie die Luft, unter ihnen Tiresias,

der einst auf Erden ein weiser Seher in Theben, aber blind gewesen war. Dieser schritt zuerst mit seinem goldenen Seherstabe heran, trank von dem Blute aus der Grube, und gab nun dem Odysseus eine Weissagung. Hinter ihm drängte sich eine Menge anderer Schatten, Greise und Kinder, Frauen und Mädchen, heran, und begehrte gleichfalls zu trinken, aber Odysseus verwehrte es ihnen mit dem Schwerte, denn so hatte ihm Circe gerathen. Da erblickte er plötzlich unter ihnen auch den Schatten seiner Mutter. „O Tiresias, sprach er, siehe, da ist auch meine Mutter, aber sie scheint mich nicht zu kennen. Könnte ich denn von ihr nicht irgend eine Kunde erhalten?"

Tiresias antwortete: „Welchen von diesen Geistern du auszuforschen verlangst, den laß von diesem Blute trinken. Wer aber nicht trinkt, der schwebt stillschweigend wieder zurück." Sogleich ließ Odysseus seine geliebte Mutter zu dem Blute, und nachdem sie getrunken, erkannte sie voll froher Verwunderung ihren Sohn. Von ihr erfuhr er, daß sein Vater, seine Frau und sein Sohn noch lebten, und daß sie selber, die zärtliche Mutter, einzig vor Gram um ihn gestorben sey. Hierauf kamen andere Schatten, Weiber und Männer, unter ihnen Kampfgenossen des Odysseus vor Troja, Agamemnon, Achilles, Patroklus und Andere. Auch mit ihnen wechselte Odysseus Worte. Als er den Achilles pries, daß er, wie er einst unter den Menschen hervorgeragt, so jetzt den Geistern mächtig gebiete, antwortete dieser: er wolle lieber lebend als Tagelöhner das Feld eines Armen bestellen, als in der Unterwelt über sämmtliche Abgeschiedene herrschen.

Darauf sah er auch berühmte Helden der Vorzeit, den Minos, der auch hier unten noch die Todten richtete, den Orion, der noch sein Jägerhandwerk fortsetzte u. s. w. Auch schreckliche Strafen sah er hier solche dulden, die einst an den Göttern gefrevelt hatten. Die Danaiden (S. 178) schöpften Wasser in ein durchlöchertes Faß. König Sisyphus aus Korinth war verdammt, einen ungeheuren Stein bergauf zu wälzen, der jedesmal, so oft er ihn mit Mühe bis an den Gipfel des Berges gebracht hatte, plötzlich seinen Händen entglitt, und schnell wieder zurück ins Thal hinab rollte. Tantalus stand bis an den Hals im Wasser, und über seinem Haupte hingen saftreiche Früchte. Aber wenn er, von ewigem Durste gequält, sich niederbeugen, oder die Hand nach den Früchten ausstrecken wollte, sank dort das Wasser, schnellten hier die Zweige hastig fort, und vergebens lechzte der Arme. Tityos, ein ungeschlachter Riese, der sich einst mit sträflicher Be-

gierde der Leto genaht, lag an den Boden gefesselt, und zwei Geier nagten immerfort an seiner Leber, die, wie beim Prometheus, täglich wieder wuchs. Das Ganze dieser unterirdischen Gefilde hatte ein finstres, trauriges Ansehen, und Odysseus freute sich sehr, als er wieder herauskam, und das helle Licht der Sonne auf der geliebten Erde wiedersah.

Einst ward, wie schon oben erzählt ist, dem Helden sein Schiff zertrümmert, und er mußte sich durch Schwimmen auf eine Insel retten. Abgemattet und ganz nackt (denn er hatte, um besser zu schwimmen, seine Kleider ins Meer geworfen) trat er ans Ufer. Er erblickte weit umher Niemanden, und ging auf ein Gehölz zu, in welchem er sich von zusammengerafftem Laube ein Lager machte. Nackt wie er war kroch er hinein, und überdeckte sich noch den Leib bis ans Kinn mit abgefallenen Blättern, eine Lage, in welcher kein Vorübergehender den Städteverwüster Odysseus erkannt haben würde. Am folgenden Morgen führte ein Zufall Nausikaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alcinous, dorthin. Die Königstochter wollte am Strome die köstlichen Gewänder, welche schmutzig umherlagen, waschen, und hatte daher ihren Vater gebeten, er möchte ihr einen Wagen mit Pferden bespannen, und einen Korb darauf setzen lassen. Das hatten denn die Diener gethan: Nausikaa legte die feinen wollenen Ober- und Unterkleider ihrer Brüder, und die weiblichen langen Gewänder in den Korb, und die Mutter fügte dem noch ein kleines Körbchen mit süßem Backwerk und einem ziegenledernen Schlauch voll Weins hinzu, auch feines Oel, zum Salben des Haars nach dem Bade. Darauf bestieg Nausikaa den Wagen, ergriff die Zügel, und peitschte die Pferde an, ein Paar dienende Mädchen folgten ihr nach.

Sie kamen an das Ufer eines klaren Stromes, in dessen Nähe kleine Gruben waren, die sich von selbst mit dem Wasser des Baches füllten. In diese warfen sie die Gewänder, sprangen hinein, und stampften sie mit den Füßen. Nun waren die Gewänder gewaschen, und wurden zum Trocknen auf den reinen Kieseln des Meeresufers in heißer Sonne ausgebreitet. Unterdeß weideten die abgespannten Pferde in der Nähe, die Mädchen badeten und salbten sich, und setzten sich dann ins Grüne, um aus dem kleinen Korbe und dem Schlauche ein leichtes Mahl einzunehmen. Darauf spielten die fröhlichen Mädchen mit dem Balle, und nahmen die Schleier vom Haupte, auch sang Nausikaa ein Lied dazu.

Endlich gegen Abend war die Wäsche trocken, wurde zusammengelegt, und in den Korb auf dem Wagen gepackt; sie spannten die Rosse vor, und schickten sich zur Heimfahrt an. Da hatte Nausikaa noch den Einfall, eines der Mädchen zu necken, sie warf mit dem Balle nach ihr, traf sie aber nicht, sondern der schöne Ball flog weithin ins Wasser. Da erscholl von allen Mädchen ein lautes Geschrei, und das hörte Odysseus, der nicht weit davon in den trocknen Blättern lag, und so eben erwacht war. Schnell eilte er aus dem Dickicht hervor, und damit er doch nicht in seiner ganzen unanständigen Nacktheit erscheine, so brach er sich einen buschichten Ast von einem Baume, und hielt ihn sich vor den Leib. Als ihn die Mädchen sahen, die Haare voll gelber Blätter, und Arme und Beine mit schmutzigem Meeresschlamme überzogen, liefen sie Alle mit großem Geschrei davon. Nur die muthige Nausikaa blieb stehen, und hörte die flehende Rede an, die er aus ehrerbietiger Ferne an sie richtete. Seine Worte dünkten ihr so verständig, seine Klage klang so rührend, seine Bitte war so bescheiden, daß sie ihn ungeachtet seines abschreckenden Zustandes lieb gewann. Er bat sie, ihm den Weg zur Stadt zu zeigen, ihm ein Stück zur Bedeckung zu geben, etwa ein Wickeltuch, worin sie die Wäsche gelegt hätte, oder dergleichen. Nausikaa rief die furchtsamen Mädchen herbei, befahl ihnen den Fremdling zum Badeplatz zu führen, und ihm das Oelfläschchen und eines von den feinen Gewändern hinzulegen. Da er sich nun gebadet und gesalbt, und mit dem reinen Gewande bekleidet hatte, erschien er in einer so veränderten Gestalt, daß die Jungfrauen sein edles Ansehen nicht genug bewundern konnten. Sie gaben ihm noch den Rest aus dem Körbchen und dem Schlauche, und als er sich trefflich mit Speise und Trank erquickt hatte, setzte sich Nausikaa auf den Wagen, und befahl ihm, mit den Mädchen zu folgen. Als sie sich durch blühende Saatfelder der Stadt näherten, rieth sie ihm, auf einem andern Wege allein in die Stadt zu gehen, damit es nicht Aufsehen machte, oder sie ins Gerede brächte, wenn sie mit einem fremden Manne durch die Straßen ginge; beschrieb ihm dann den Palast ihres Vaters, und gab ihm noch allerlei Vorschriften, wie er sich bei ihren Eltern und gegen die zwölf Unterfürsten der Phäaken, die er daselbst auch finden würde, verhalten solle. Darauf schwang sie die Peitsche, und fuhr zur Stadt hinein. Als sie in dem Hofe angelangt war, kamen ihre Brüder, die Söhne des

Königs, heraus, spannten ihr die Pferde ab, und halfen ihr die Wäsche in die Kammer tragen.

Nicht lange nachher kam Odysseus auch in die Stadt. Er sah von fern die vielen Schiffe im Hafen, und merkte wol, daß er es hier mit einem Schiffervolke zu thun haben würde. Ein Mädchen mit Wassergefäßen zeigte ihm des Alcinous Palast; er ging hinein, und fand eine nie gesehene Pracht darin. Der Saal, die Thür, die Pfosten, die Riegel, alles schien ihm von Gold und Silber zu strahlen. Rings an den Wänden standen Sessel mit Teppichen, worauf die Beherrscher der Phäaken schmausend saßen. Funfzig Weiber dienten im Palaste; theils mußten sie die Handmühlen drehen, theils spinnen und weben. Die Königin selber saß im großen Saale neben dem Könige, am leuchtenden Heerde, und spann am Rocken. An sie wandte sich Odysseus beim Eintritte zuerst, denn so hatte es ihm Nausikaa gerathen. Er umfaßte, nach Sitte der Bittenden, ihre Knie, und bat nach kurzem Glückwunsche um gastfreundliche Aufnahme und um ein Schiff, ihn zur Heimath zu senden. Darauf setzte er sich, die Antwort abwartend, am Heerde in die Asche nieder, wie es den Hülfeflehenden zukam.

Sein Anstand und seine Rede hatten Beifall gefunden, und die Phäaken, wol kundig des Gastrechts und eifrige Verehrer der Götter, sahen ihn Alle wohlwollend an. Der König selbst ging zu ihm, reichte ihm die Hand, daß er aus der Asche aufstände, und führte ihn zu einem silberbeschlagenen Sessel, von welchem er seinen eigenen Sohn aufstehen hieß. Darauf kam eine Dienerin mit einer schönen goldenen Wasserkanne und einem silbernen Waschbecken, begoß ihm zum Waschen die Hände, und stellte dann ein Tischchen vor ihn hin. Die ehrbare Schaffnerin legte Brot und Fleisch und Gemüse darauf, und der herrliche Dulder Odysseus ließ sich's trefflich schmecken. König Alcinous befahl nun dem Mundschenken, Wein mit Wasser zu mischen (denn anders tranken ihn die Alten nicht) und die Becher der Anwesenden zu füllen, zum Opfer für Zeus, den Beschützer der Hülfeflehenden. Es geschah; sie opferten, das heißt: sie goßen zuerst ein Paar Tropfen auf die Erde, und tranken dann das Uebrige aus; hierauf ward noch allerlei über Odysseus' Heimfahrt gesprochen, und zuletzt erhoben sich die zwölf Fürsten und gingen nach Hause. Nur Odysseus und das königliche Paar blieben sitzen, und die Mägde räumten die Tische und die Ueberbleibsel der Speisen weg. Die Königin, welche längst bemerkt hatte, daß das feine wollene Gewand des Fremdlings von ihren

eigenen Kleidern sey, befragte ihn jetzt deswegen, und er erzählte ihr darauf noch die Geschichte seiner letzten Abenteuer, und rühmte Nausikaa's Freundlichkeit. Endlich befahl die Fürstin den Mädchen, unter die Halle ein Bett zu setzen, prächtige Polster hinein zu legen, und Teppiche darüber zu breiten, auch zur Oberdecke wollene Mäntel herbeizuschaffen. Es geschah, die Mädchen leuchteten dem Fremden mit der Fackel hinaus in die Halle, aber Alcinous und seine Gemahlin gingen in ihr Schlafgemach im Innern des Palastes.

Und als die „Göttin mit den Rosenfingern," die schöne Morgenröthe, erschien, führte der König seinen Gast zum Markte oder Versammlungsplatze der Phäaken, der bei dem Hafen angelegt war. Unzähliges Volk fand sich hier ein; der Gast und der König setzten sich neben einander auf schön geglättete Steine, und der Letztere hielt einen Vortrag, in welchem er darauf antrug, daß zwei und funfzig der wackersten Jünglinge ein großes Schiff ausrüsten und ins Meer ziehen sollten. Er versprach ihnen zugleich, sie vor der Abfahrt in seinem Palaste mit Speise zu letzen, und die zwölf Fürsten lud er ein, sogleich mit ihm in seinen Saal zu kommen, wo er den Fremdling noch einmal gehörig bewirthen wolle.

Ein großes festliches Getümmel erhob sich nun in dem Palaste. Der König ließ zwölf Schafe, acht Schweine und zwei Stiere schlachten, der Mundschenk mischte auch fleißig, und vor allen Dingen ward ein lieblicher Sänger geholt, der nach geendigtem Mahle Geschichten aus dem Trojanischen Kriege zu Aller Ergötzung zur begleitenden Harfe sang. Oft kam Odysseus' Name vor, aber noch ahnte Niemand diesen merkwürdigen Mann so nahe. Nur da der Held bei dem Gesange sein Gesicht verhüllte, merkte der König, daß er wol ein Mitgenoß jener Gefahren gewesen seyn müsse; er bat daher den Sänger, aufzuhören, und lud die Jünglinge zum Kampfspiele ein. Der Zug ging nun abermals nach dem Markte hin, und die kraftvollen Fürstensöhne gaben dem Fremdlinge Beweise von ihrer Geschicklichkeit im Faustkampfe, im Ringen, im Werfen, im Springen und im Wettlaufe. Zuletzt forderte Laodamas, des Königs Sohn, den Helden zum Wettkampf auf, doch dieser schützte seinen Schmerz vor, und seine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Darüber verspottete ihn Einer, und meinte, er müsse wol kein Kämpfer seyn, sondern etwa der Besitzer eines Handelsschiffes. Aber der Held beschämte ihn durch eine kräftige Gegenrede, und versicherte, daß er es mit Jedem aufnehmen wollte,

schnellte auch eine schwere steinerne Scheibe, zum Erstaunen Aller, mit solcher Kraft in die Luft, daß sie weit hinter dem Ziele der Anderen hinrollte. Nun wagte sich Keiner an ihn, die Spiele wurden aufgehoben, der Sänger mußte nun noch etwas Heiteres singen, und einige Jünglinge tanzten mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Die Phäakenfürsten vereinigten sich, dem Fremden, der sich so edel und verständig zeigte, Jeder einen Anzug zu schenken, das heißt: ein enges Unterkleid, und ein langes und weites Obergewand, beide von Wolle und ohne Aermel. Auch der obenerwähnte Spötter kam bescheiden zum Odysseus, und überreichte ihm sein Schwert mit silbernem Hefte und elfenbeinerner Scheide zum Versöhnungsgeschenk, mit den freundlichen Worten: „Sey wieder gut, o Vater, und fiel ein kränkendes Wort hier unter uns vor, so mögen es schnell die Stürme verwehen! O verliehen dir doch die Götter, Heimath und Gattin wiederzusehen, nachdem du so lange in Trübsal geirret."

Der Held erwiederte den Wunsch eben so freundlich, und hängte das Schwert um die Schultern. Alle gingen am Abend wieder in den Palast zurück, wo Odysseus die sämmtlichen Geschenke in einer köstlichen Lade empfing, welche er hierauf statt des Schlosses mit einem künstlichen Knoten zusammen band. Darauf ward er von der Schaffnerin herausgerufen, um ins warme Bad zu steigen, welches ihm die Mägde bereitet hatten. Und als er, frisch gebadet und gesalbt, wieder in den Saal gehen wollte, siehe, da stand verschämt an der Thür Nausikaa, um dem Fremdling, den sie lieb gewonnen, noch ein kurzes Lebewohl mit auf die Reise zu geben. „Denke, sprach sie, auch meiner noch zuweilen in deiner Heimath!" — „O Nausikaa, erwiederte der Held, täglich werde ich auch dort, wie einer Göttin, im Herzen dir danksagen; du hast mein Leben gerettet, holde Jungfrau."

Als er in den Saal trat, ward schon wieder ein gebratenes Schwein zerlegt und Wein gemischt. Um den Gast recht hoch zu ehren, gab man ihm ein großes Stück vom Rücken, das mit dickem Fette bewachsen war. Und der Sänger sang wieder von Troja, und die Hörer freuten sich wieder, nur Odysseus weinte. Da verbot Jenem der König weiter zu singen, und jetzt erst fragte er seinen Gast, wie er heiße, und wo sein Vaterland sey*). Da fing der Held an,

*) Mit dieser Frage war man in jenen Zeiten sehr behutsam, weil man lieber unwissend einen Feind beherbergen, als in Gefahr gerathen wollte, aus Pflicht der Familienrache das heiligere Gastrecht zu verletzen. Welch ein schöner Zug!

seine Schicksale zu erzählen, daß alle Hörer staunten, und so sehr hatten seine Reden ihnen behagt, daß er, auf des Alcinous Aufforderung, von jedem Fürsten, außer den schönen Kleidern, noch ein goldenes Becken und ein kupfernes Geschirr mit drei Füßen zum Geschenk erhielt. Am folgenden Morgen trugen ihm die Fürsten das Alles selbst ins Schiff, und Alcinous packte es sorgfältig unter die Ruderbänke. In der Burg ward zuletzt noch ein Stier geschlachtet, und dessen Schenkel nach der Sitte zum Opfer für den Zeus auf dem Altare verbrannt. Auch des Weines ward von der ganzen Gesellschaft geopfert und getrunken. Odysseus sprach kräftige Wünsche für das künftige Wohl seiner gütigen Gastfreunde aus, und als er getrunken hatte, überreichte er den Becher der edlen Königin, und sagte die sanften Worte des Abschieds: „Lebe beständig wohl, o Königin, bis dich das Alter sanft beschleicht, und der Tod, der allen Menschen bevorsteht! Dankbar scheide ich von dir. Sey glücklich in diesem Palaste, sammt den lieben Kindern, dem Volk und Alcinous, deinem Gemahle!"

Er ging hinaus, ihm folgten drei Mägde mit Speise und Wein und weichen Gewändern. Mit den letzteren bedeckten sie ein Polster im Hintertheil des Schiffes, und die Speisen legten sie daneben. Der Held legte sich auf das Polster nieder und entschlief, indeß die Schiffer, auf den Bänken sitzend, mit den Rudern das Meer schlugen. Es war eine heitere Nacht, das Schiff glitt sanft über die ruhige Fläche hin, und der schlafende Held wußte nicht, wie schnell er sich der süßen Heimath näherte.

Diese Heimath war, wie schon gesagt ist, die Insel Ithaka, westlich von Akarnanien. Hier herrschten, wie in Scheria, viele Fürsten, aber Odysseus war ihrer Aller Oberhaupt gewesen. Da er nun schon seit zwanzig Jahren abwesend war, so war die größte Unordnung auf der Insel eingerissen, und die Fürsten, besonders die jungen, hauseten mit freventlichem Uebermuthe. Die Mutter des Helden war vor Gram gestorben, sein alter Vater Laertes lebte fern von der Stadt, in gänzlicher Entkräftung, auf einem Weinberge, und die edle Gemahlin des Odysseus, Penelope, verweinte ihre Tage theils um den entfernten Gemahl, theils über das schreckliche Verderben ihres reichen Hauses. Denn ein seltsames Unheil bedrängte das arme Weib. Sie war schön, reich, klug und edelgesinnt, und das bewog viele Fürsten, sich um ihre Hand zu bewerben: denn daß Odysseus wiederkommen würde, glaubte

kein Mensch mehr. Sie verlangten also, das edle Weib sollte zu ihrem Vater zurückkehren, und Einen von ihnen, welchen sie wolle, heirathen, dann wollten die Anderen zurückstehen. Sie aber, die noch immer im treuen Herzen das Gedächtniß des edlen Odysseus bewahrte, verabscheute den Vorschlag der zweiten Ehe, und erbitterte damit die übermüthigen Freier nur noch mehr. So wollen wir denn, sagten diese trotzig, alle Tage hier in deinem Palaste schwärmen, von deinen Heerden und Früchten schmausen, und von deinem Weine trinken, bis du dich zu unserm Willen entschließest. — Und von dem Tage an ward der weite Palast des Odysseus nicht leer von übermüthigen Prassern, die seine Habe verzehrten, und seine Knechte und Mägde zwangen, ihnen aufzuwarten. Aus Ithaka selbst waren zwölf, aus der benachbarten Insel Duüchion zwei und funfzig, aus Same vier und zwanzig, und aus Zakynthos zehn, begleitet von Aufwärtern, Köchen, einem Herolde und einem Sänger. Dieser Troß von unverschämten Menschen, weit über hundert Mann stark, haufete drei Jahre lang in fremdem Besitzthume, und schwelgte von fremdem Gute. Des Morgens kamen sie an, dann mußten die Hirten Ochsen, Schweine und Ziegen, die Mägde Brot und Kuchen, und Diener Wein bringen. Dann schmausten sie, lärmten und spielten, und am Abend gingen sie wieder nach Hause. Und das mußte die arme Penelope ansehen, und hatte Niemanden, der ihr beistehen konnte. Ihr einziger Sohn Telemach war noch ein schwacher Jüngling. Tag und Nacht saß das beklagenswerthe Weib in ihrer Kammer mit den Mägden und weinte, und wenn sie sich einmal unten im Saale sehen ließ, so war sie vor dem wilden Ungestüme der Rasenden nicht sicher. Um aber der Gewaltthätigkeit zu entgehen, fiel sie auf eine List. „Hört, sagte sie zu den Freiern, jetzt fange ich ein Gewand zu weben an, das lange Zeit erfordern wird, das Leichentuch für den alten Laertes. Versprecht ihr, mich so lange in Frieden zu lassen, bis es fertig ist, so will ich mich hernach zu eurem Willen bequemen." Die Fürsten versprachen es, und Penelope fing an zu weben, aber in der Nacht, wenn Niemand sie bemerkte, trennte sie die künstliche Arbeit des Tages wieder auf, und so ward das Gewebe niemals vollendet. Als aber die Freier die List erfuhren, tobten sie nur desto wüthender.

Doch immer noch hegten das treue Weib und ihr Sohn die süße Hoffnung, den Verlornen wiederzusehen. Alle Reisenden wurden aus-

geforscht, ob keiner etwas von ihm gehört habe, allein die Nachfragen waren alle vergebens. Da gab Athene dem jungen Telemach den Gedanken ein, zu den Helden herumzureisen, welche mit seinem Vater vor Troja gewesen waren. Von ihnen hoffte er am sichersten zu erfahren, welchen Weg er genommen, und ob seine Rückkehr noch zu erwarten sey. Seiner Mutter sagte er nichts von seinem Vorhaben, daß sie nicht um seinetwillen bekümmert würde; nur der alten Schaffnerin entdeckte er sich, die ihm Wein und Mehl in ledernen und irdenen Gefäßen mitgeben mußte. Ein Freund lieh ihm ein Schiff, und ein Dutzend rascher Jünglinge waren sogleich bereit, als Ruderer mitzugehen. Gegen Abend versammelte sich die ganze Gesellschaft am Ufer, die Gefährten stellten den fichtenen Mast auf und banden ihn mit Stricken fest, spannten die weißen Segel mit starken Riemen an, setzten sich dann auf die Bänke, nachdem sie das Schiff losgebunden hatten, opferten Wein für die Götter und fuhren fröhlich von dannen.

Schon am folgenden Morgen erreichten sie den Hafen von Pylus, in der Landschaft Messenien auf der westlichen Seite des Peloponnes. Hier wohnte der alte Nestor, der unter den Helden vor Troja besonders seines Alters und seiner Weisheit halber geehrt worden war. Dieser brachte gerade mit seinen Freunden dem Poseidon ein großes Opfer, von der Art, die man Hekatomben*) nannte. Telemach stieg aus dem Schiffe mit seinen Gefährten, welche die Segel herunterzogen, und das Schiff am Ufer festbanden.

Er fand die Männer von Pylus in neun langen Reihen am Seegestade sitzend, und von dem Fleische der geopferten Stiere essend. In jeder Reihe saßen fünfhundert, und eine solche Reihe hatte allemal neun Stiere hergegeben, folglich wurden an diesem Tage ein und achtzig Stiere zugleich geopfert. Davon wurden dem Gotte zu Ehren bloß die abgehäuteten Schenkel verbrannt, die man mit dickem Fette bewickelte; das übrige Fleisch ward an Spießen von den Schmausenden selbst am Feuer gebraten, und sofort verzehrt. Auch Telemach erhielt sogleich einen Antheil, nachdem er die Männer gegrüßt hatte; er mußte sich auf untergebreitete Felle setzen, und auch des Weines opfern und trinken. Erst nach vollendetem Mahle fragte Nestor seinen Gast, wer er sey, und Telemach erzählte ihm sein häusliches Leiden, und daß er nach Kunde vom Vater forsche. Der geschwätzige Alte unterhielt ihn

*) Von ἑκατὸν, hundert, und βοῦς, der Ochse.

darauf lange von Troja und seiner Heimfahrt, wußte aber vom Odysseus so viel als nichts, weil er schon früher als dieser von Troja abgereiset war. Dagegen rieth er ihm, nach Sparta zu gehen, wo Menelaus und Helena wohnten, die ihm vielleicht bessere Auskunft von seinem Vater geben würden. „Willst du etwa zu Lande hinreisen, fuhr er fort, so will ich dir Wagen und Rosse und meine Söhne mitgeben, die dich sicher hin und wieder zurückbringen sollen."

Unter solchen Gesprächen war es Abend geworden, und die Gesellschaft brach auf zum Opfermahle, nachdem die Herolde einem Jeden Wasser über die Hände gegossen, und einen Becher Weins zum Opfern gereicht hatten. Als sie nach Hause kamen, setzten sie sich im Saale des weiten Palastes nach der Reihe auf prächtige Sessel; der Greis mischte noch einmal Wein, und gab ihn herum. Dann ward Telemach hinausgeführt unter die tönende Halle, wo ihm neben dem Pisistratus, Nestor's jüngstem Sohne, ein Bett bereitet war. Die verheiratheten Söhne und der Vater schliefen im Innern des Palastes.

Am Morgen setzte sich der Alte auf einen der glatten Steine draußen vor der Pforte des Hauses, im Hofe, und um ihn versammelten sich seine lieben Söhne und viele Sklaven. Er hatte Athenen eine Kuh mit vergoldeten Hörnern zu opfern gelobt, und wollte jetzt das Gelübde erfüllen. Da kamen auf seinen Befehl die Gefährten des Telemach aus dem Schiffe herbei, es kam der Goldarbeiter mit Hammer, Amboß und Zange, und überzog mit dem Golde, das Nestor ihm gegeben hatte, die Hörner der jungen Kuh. Zwei von den Söhnen des Hauses führten die Kuh darauf zum Altar, der dritte kam mit einem Wasserbecken und einem Körbchen voll Gerste, der vierte hielt die scharfe Axt in den Händen, und der fünfte ein Gefäß, das Blut aufzufangen. Nun wusch sich der Vater Nestor die Hände, streute die heilige Gerste hin, schnitt der Kuh die Stirnhaare ab, und warf sie ins Feuer. Darauf trat der vierte Sohn heran, und hieb zu. Die scharfe Axt zerschnitt die Sehnen des Nackens, und das Thier fiel nieder. Nun zerhieben die Söhne das Opfer völlig, schnitten, nach dem Gebrauche, eilig die Schenkel aus, umwickelten diese mit Fett, und bedeckten sie noch mit blutigen Stücken der Glieder. Indem dies Opfer im Feuer brannte, sprengte der Greis ein wenig rothen Weins darüber, und die Jünglinge standen mit Feuergabeln rings umher, um das noch übrige Fleisch zum Frühstück für die Gesellschaft zu braten. Jetzt kam auch Telemach hinzu, den unterdeß

Nestor's jüngste Tochter gebadet, gesalbt, und mit Leibrock und Mantel bekleidet hatte. In einen großen ehernen Kessel, der in der Mitte stand, ward Wein und Wasser gegossen, und aus dieser Mischung schöpfte Jeder sich einen Becher voll, opferte und trank, und dann dachte man auf Telemach's Reise. Es ward ein Wagen bespannt, die Schaffnerin legte Zehrung hinein, und Telemach und Pisistratus, Nestor's jüngster Sohn, setzten sich darauf. Der Letztere hielt die Zügel und trieb die Pferde an, und so kamen sie am Abend nach Pherä, wo sie in der Burg des Diokles gut bewirthet wurden. Hier blieben sie die Nacht, und am andern Abend waren sie in Sparta, und hielten vor dem Palaste des berühmten Menelaus.

Hier war eben Hochzeit, Menelaus verheirathete einen Sohn und eine Tochter zugleich. Schmaus, Gesang und Tanz erfüllten den Saal, man bemerkte nicht einmal das Vorfahren des Wagens, bis ein Diener es dem Menelaus ansagte. Dieser ließ sogleich die Pferde abspannen und an die Krippe binden, die beiden Gäste aber empfing er freundlich in seiner prächtigen Wohnung. Die Mägde führten sie zu den Badewannen und setzten ihnen Salböl hin, und als sie wieder in den Saal traten, setzten sie sich neben Menelaus; eine Dienerin kam mit Kanne und Becken, übergoß ihnen die Hände, und stellte vor Jeglichen ein Tischchen hin, welches mit Brot und Fleisch beladen wurde. Menelaus selbst fügte noch sein Ehrentheil, den fetten, gebratenen Rückgrat, hinzu, und die Jünglinge aßen, die Pracht des Hauses heimlich bewundernd, denn Menelaus war vor Allen mit der reichsten Beute und mit den prächtigsten Geschenken nach Hause gekommen. Als der Wirth nun anfing, von seinen Reisen zu erzählen, und des Odysseus dabei erwähnte, da verhüllte Telemach sein bethräntes Gesicht in den purpurnen Mantel, und Menelaus, der ihn noch nicht nach seinem Namen gefragt hatte, ahnte nun fast, wer er sey. Da kam Helena, die Unglücksstifterin, dazu, und erkannte gleich an den ähnlichen Zügen Odysseus' Sohn, der nun mit herzlicher Liebe gepflegt wurde, und Alles erzählen mußte, wie es die Freier in seinem Hause trieben. Ha, wahrlich! rief Menelaus aus, wie eine wiederkehrende Löwin die Jungen der Hirschkuh zerreißt, die sie in ihrem Löwenlager findet, so wird Odysseus die Elenden zermalmen, wenn er zurückkehrt!

Die Freunde beklagten noch lange das Schicksal des edlen Odysseus. Menelaus wußte dem Telemach nichts Näheres von ihm zu sagen, als was ihm einst ein Aegyptischer Meergott, Proteus, der alle Gestalten,

selbst die des Feuers und Wassers, annehmen konnte, prophezeiht hatte: der Held würde nach zehnjährigem Umherirren ohne einen einzigen Gefährten sein Vaterland wiedersehen.

Mit dieser Nachricht mußte sich der junge Telemach begnügen. Aber sie war ihm wichtig genug, um sogleich an seine Mutter zu denken, und sich nach der Heimfahrt zu sehnen, so sehr auch Menelaus und Helena ihn zu halten suchten. Erfreut über den lieben Besuch bot ihm sein reicher Wirth zum Gastgeschenke drei prächtige Pferde, einen Wagen und ein goldenes Gefäß an. Das Fuhrwerk schlug aber der Jüngling aus, weil Ithaka wegen seiner bergigen Gegenden für Pferde nicht geeignet sey. Menelaus verwandelte daher das Geschenk in einen prächtigen silbernen Becher, mit goldenem Rande und halberhobener Arbeit geziert, ein Phönicisches Kunstwerk. Hierauf nach gehaltenem Opferschmause legten sich die beiden fremden Jünglinge draußen in der gewölbten Halle vor dem Palaste schlafen, wo ihnen von den Mägden zierliche Betten und prächtige Polster nebst weichen wollenen Decken bereitet waren.

Am Morgen stiegen sie, nach Opfer und Abschied, in den Wagen, und fuhren durch Pherä und Pylus zurück, wo Telemach, ohne zum Hause des Nestor heranzufahren, gleich nach dem Schiffe zu seinen Gefährten ging, die sofort den Mast einsetzten, die Segel aufspannten, und das Schiff vom Ufersteine losbanden. So glitten sie in ruhiger Nacht auf der sanften Fläche des Meeres, nach Ithaka zurück; doch nahmen sie einen Umweg, um auf der nördlichen Küste zu landen, denn die Freier lauerten auf einem andern Schiffe auf den Telemach, ihn zu ermorden, aber seine Schützerin, Athene, hatte ihm die Gefahr im Traume vorhergezeigt.

Odysseus lag und schlief noch fest im Schiffe der Phäaken, als die Ruderer in der Morgendämmerung auf Ithaka landeten. Sie wollten ihn nicht gern im süßen Schlummer stören, und trugen ihn daher sanft ans Ufer, legten die prächtigen Geschenke neben ihn, und steuerten dann ohne Verzug nach Scheria zurück. Als er erwachte, und sich unter seinen Kisten, Kesseln, Bechern und Dreifüßen allein fand, stieß er ein klägliches Geschrei aus, denn der Arme erkannte sein Vaterland nicht; es war die nördlichste Spitze der Insel, und ein dicker Nebel hinderte die Aussicht. Da erschien ihm Athene mit Rath und Hülfe; sie kam in Gestalt eines schönen Hirtenknaben, er-

zählte ihm die Leiden seiner Gattin und die Abwesenheit des Sohnes, und ermunterte ihn, erst mit List und dann mit Gewalt die übermüthigen Freier zu verderben. Sie half ihm seine Geschenke in eine Höhle verbergen, berührte ihn dann mit ihrem Stabe, und verwandelte den blühenden Mann in die Gestalt eines schmutzigen Greises, mit kahler Glatze, blöden Augen und schlaffen Gliedern, und sein feines Gewand ward zum zerlumpten Bettlerskittel von abgeschabtem Hirschfell. Er trug einen Stab und einen garstigen Ranzen, allenthalben geflickt, mit einem geflochtenen Tragbande.

In diesem Aufzuge stieg der „große Dulder Odysseus" über die waldigen Gebirge, und stand zuletzt vor der Wohnung des alten Eumäus still, die ihm Athene bezeichnet hatte. Dieser Mann wird vom Homer nicht anders als der göttliche Sauhirt genannt, zum Zeichen, daß er ein trefflicher Mann gewesen. Er stammte auch wirklich aus königlichem Geschlechte, und war als Kind sammt seiner treulosen Wärterin von Phönicischen Seeräubern weggeführt, dann in fernen Landen als Sklave verhandelt, und endlich vom Odysseus gekauft, und zum Aufseher über dessen Schweineheerden gesetzt worden. Diese Heerden hatten ihre Hürden fern von der Stadt, und daneben war die Wohnung des göttlichen Sauhirten, der sie sorgsam behütete, des Nachts bei ihnen schlief, am Tage aber sie durch seine Knechte, welche bei ihm wohnten, auf die Mast in die Wälder treiben ließ. Weit davon waren ähnliche Meiereien für die Schaf-, Rinder- und Ziegenheerden und deren Hirten: woraus man sich eine Vorstellung von dem Reichthume des Odysseus machen kann.

Der Sauhirt war ein braver und verständiger Mann, und dem Odysseus, seinem Herrn, von ganzer Seele ergeben. Alle Tage, so oft er den Freiern Schweine in die Stadt senden mußte, ergrimmte er über den Unfug, und weinte um den lieben Herrn, den er längst todt glaubte. Jetzt saß er eben an der Schwelle des Hauses, und schnitt sich aus dickem Rindsleder ein Paar Sohlen, die man mit Riemen unter die Füße zu binden pflegte. Da bellten plötzlich die Hunde. Hurtig warf er das Leder aus den Händen, brachte die Hunde zum Schweigen, und nahm den Mann in seine Hütte auf. Hier legte er auf ein Lager von Laub ein Ziegenfell, sein gewöhnliches Bett, worauf der Gast sich setzen mußte; dann schlachtete er ein Paar Ferkel, briet sie am Spieße und bestreuete sie dabei mit Mehl, mischte Wein im hölzernen Becher, und setzte Alles dem Gaste freundlich vor, wel-

cher mit ihm opferte und aß. Zugleich unterhielt er ihn mit einer Beschreibung von Ithaka, und von dem Unglück des königlichen Hauses. Als Odysseus hierauf, der Sitte gemäß, nach vollendeter Mahlzeit auch von sich etwas erzählen sollte, ersann er eine Lüge, und gab sich für einen Fürstensohn aus Kreta aus, erzählte dabei, daß er den Odysseus kürzlich gesehen, und daß dieser gewiß schon auf der Rückreise begriffen, ja vielleicht gar schon hier sey. Aber das wollte der göttliche Sauhirt nicht recht glauben.

Unterdeß neigte sich die Sonne zum Untergang, und die Hirten kamen mit den Heerden nach Hause. Um den Gast zu ehren, gab der Wirth ein fettes Mastschwein zum Besten. Das Stirnhaar ward als Opfer ins Feuer geworfen, und die Hüftenstücke mit Fettstreifen bedeckt für die Götter wurden auch hier nicht vergessen. Nach der Mahlzeit legten sich die Hirten zur Ruhe. Dem Odysseus bereitete der Sauhirt ein Lager von Ziegenfellen am Feuer, und bedeckte ihn mit seinem zottigen Mantel. Er selber ging mit Schwert und Lanze bewaffnet hinaus, um in der Nähe der Heerde, seinem Berufe treu unter dem Felsenabhange zu schlafen.

Odysseus hatte den Gedanken, als Bettler in die Stadt zu gehen, und sich unter die Freier in seinem Hause zu mischen, ihnen als Diener aufzuwarten, und sich so mit der Lage der Sachen bekannt zu machen. Aber das redete ihm der Alte gänzlich aus. „Wahrlich, solche Leute sind ihre Diener mitnichten, Jünglinge sind es, mit Mantel und Leibrock zierlich bekleidet, und stets duftet ihr Haar und Gesicht von Salben. Dir würde es schön ergehen. Nein, bleib lieber hier, so lange bis Telemach zurückkommt, der dich gewiß mit Kleidern versieht, und dich auf seinem Schiffe sendet, wohin dein Herz begehrt."

Wirklich trat am folgenden Morgen der blühende Telemach zur Thür des Sauhirten herein. Ihm glänzte das braune Haar und das Antlitz von Salben, ein schönes, weites Obergewand umhüllte seinen Leib, die Füße waren mit Sohlen unterbunden, und in der Hand trug er einen langen Stab. Er kam so eben von seiner Reise zurück, sein Schiff war gleichfalls an der Nordseite der Insel gelandet, und er wollte erst ein wenig bei seinem getreuen Eumäus einsprechen, ehe er nach der Stadt ginge. Die Hunde sprangen schmeichelnd an ihm empor, und der Sauhirt umarmte den Königssohn mit Thränen der Freude, und küßte ihm Wangen, Augen und Hände, denn er war sehr um ihn besorgt gewesen Wie gern hätte ihn so auch sein lieber

Vater umhalset, aber der arme Bettler durfte sich noch nichts merken lassen, er stand vielmehr ehrerbietig vor seinem Sohne auf, und wollte ihm Platz machen. Aber der Jüngling hielt ihn, und sagte freundlich: „Bleib sitzen, Alter, wir finden wol sonst noch ein Plätzchen, der Mann hier wird mich schon unterbringen."

„Was ist das für ein Mann?" fragte er den Sauhirten.

Er ist aus Kreta, antwortete dieser, er kommt als ein Flehender, und vertraut deiner Güte.

„Er dauert mich, sagte der Jüngling, doch weißt du, wie es in meinem Hause zugeht. Ich kann ihn unmöglich herbergen, denn die Freier würden ihn sehr verhöhnen, und das würde mich betrüben. Ich will ihm lieber Kleider und Speise hieher schicken, damit er dir nicht zur Last falle. Doch jetzt geh', Väterchen, und sage meiner Mutter heimlich, daß ich glücklich aus Pylus zurückgekehrt sey. Ich will indeß hier bleiben, bis du wiederkommst."

Der Sauhirt band sich die Sohlen unter die Füße, nahm den Stab zur Hand, und ging. Der Weg zur Stadt war weit, und Vater und Sohn blieben daher lange allein in der Hütte. Jetzt entdeckte sich Odysseus, und Athene verwandelte ihn plötzlich in seine wahre Gestalt. Welch eine Entdeckung! Wie schlug des entzückten Jünglings Herz am Busen des lieben, lange ersehnten Vaters! Wie zärtlich hing sein freudefunkelnder Blick an den bethränten Augen des Helden!

Aber es war hier nicht Zeit zu Klagen und Ausrufungen. Odysseus theilte seinem Sohne schnell den Entschluß mit, den er längst gefaßt hatte, die übermüthigen Freier unter Athene's Beistand allesammt mit eigner Hand zu erschlagen. Der Jüngling erschrak über den vermessenen Vorsatz, aber der Vater sprach ihm Muth ein, und befahl ihm, zu schweigen, so daß, wenn er morgen als Bettler erscheine, Niemand außer ihnen Beiden wisse, wer er wirklich sey.

Noch manches Andere verabredeten sie, und der verständige Sohn prägte sich des Vaters Worte fest ins Gedächtniß ein. Da kam der Sauhirt zurück, Odysseus ward wieder Bettler, und Telemach ging nun nach der Stadt, und zeigte sich wohlbehalten den Freiern, die sich ärgerten, daß ihr ausgesandtes Raubschiff ihn verfehlt hatte. Ja sie hätten ihn noch öffentlich ermordet, wenn sie sich nicht vor der Rache des Volks gescheut hätten.

Am folgenden Tage ging Odysseus in seinen Bettlerslumpen nach der Stadt, geführt von dem göttlichen Sauhirten. Schon unterweges

erhielt er einen Vorschmack von dem, was ihn zu Hause erwartete. Als sie nämlich auf gebirgigem Pfade bei dem schön gebauten Brunnen vorbeikamen, welcher vor der Stadt in einem Pappelhaine versteckt lag, und zu welchem die Jungfrauen täglich kamen, Wasser zu schöpfen; siehe, da gesellte sich zu ihnen der Ziegenhirt Melantheus, der ein Freund der Freier war, und verfolgte den zerlumpten König mit Schimpfworten und Fußstößen, bis sie an das Thor des Odysseischen Edelhofes kamen, wo ihnen schon der Bratengeruch von den vielen geschlachteten Thieren entgegenduftete.

Und, ein rührendes Bild der Treue, ein alter Hund, den einst Odysseus erzogen, lag auf dem Miste im Hofe. Alt, verachtet, und vom Ungeziefer zerfressen, hatte er sich so lange mühsam herumgeschleppt, und lag nun in den letzten Zügen. Jetzt erkannte er den alten Herrn, wedelte mit dem Schwanze, und wollte zu ihm herankriechen, aber die Kräfte verließen ihn, er zog noch einmal den Duft seines Wohlthäters ein, und starb. Odysseus unterdrückte heimlich eine Thräne, und trat in den Saal.

Hier saßen die hundert Freier rings an den langen Wänden umher, auf Stühlen, die mit Fellen belegt waren, die Füße ruhten auf hölzernen Fußschemeln, vor Jedem stand ein kleiner Tisch, auf welchem das Brot und das gebratene Fleisch lagen. Teller hatten sie nicht. Herolde und andere Diener liefen hin und her, um die Schmausenden zu bedienen, und in der Mitte des Saales stand das gewaltige Gefäß, in welchem der Wein gemischt wurde, und aus dem die Diener die einzelnen Becher füllten. Ein Sänger sang zu dem Mahle. An den Pfeilern im Saale waren Behältnisse für die Lanzen angebracht, die anderen Waffen hingen rings an den Wänden umher.

Odysseus setzte sich, wie es den Hülfeflehenden ziemte, auf der Thürschwelle nieder. Die Freier ärgerten sich über den schmutzigen Gast, und schalten den Sauhirten, der ihn hereingeführt hatte. Der boshafte Ziegenhirt ließ auch hier nicht ab, den Armen zu verhöhnen. Darauf ging der Fremdling zu allen Gästen herum und bettelte, und Jeder steckte ihm etwas Fleisch und Brot in seinen schmutzigen Ranzen. Nur Antinous, der Stolzeste von Allen, gab ihm nichts, sondern warf ihm zornig den Fußschemel an die Schulter. Ein Anderer schleuderte mit Lachen eine Kuhpfote nach ihm, ja selbst die Mägde hatten ihn bald zum Besten, bald fuhren sie ihn mit Schimpfreden an.

Alles das ertrug der König mit der größten Gelassenheit, aber

innerlich erwartete er mit glühender Sehnsucht den Tag der Rache, der bald genug erschien. Penelope, um doch den Freiern endlich eine entscheidende Bedingung zu machen, trat eines Morgens mit ihren Mägden in den Saal, und sprach: „Hört, ihr Freier, oben in der Rüstkammer liegt noch der Lieblingsbogen meines Gemahls Odysseus, sammt seinem gefüllten Köcher. Ihm war's ein Leichtes, den gefiederten Pfeil aus der Ferne durch die Oehre von zwölf hintereinander aufgerichteten eisernen Stäben zu schnellen. Nun schlag' ich euch vor, morgen das nämliche Spiel zu versuchen, und wer es trifft, dessen Geschenke will ich annehmen, und ihm als Gattin folgen in sein Haus, damit meinem edlen Sohn Telemach seine Habe nicht länger so schändlich verprasst werde."

Der Sauhirt brachte den Bogen herbei, und Telemach schlug die Spitzen der zwölf Stäbe nach der Reihe in den Fußboden des Saales. Aber keiner der übermüthigen Freier vermochte es, den Bogen zu spannen, obschon sie ihn mit Fett beschmierten und ans Feuer hielten, um ihn zu erweichen. — „Laßt es uns morgen wieder versuchen, begann hierauf Antinous, heute ist ein Fest; heute wollen wir schmausen." — Gebt mir doch auch einmal den Bogen her, sagte endlich Odysseus auf seiner Schwelle. Die Freier hielten das für unanständig und wurden zornig; aber Telemach sprach: „Der Bogen ist mein, und ich kann ihn geben wem ich will; da nimm ihn, Alter!"

Odysseus nahm den längstgewohnten Bogen, spannte ihn mit Leichtigkeit, und schoß klirrend den Pfeil durch die engen Löcher. Alle staunten. Der König gab dem Sau- und dem Rinderhirten einen Wink mit den Augen, und auf einmal sprach er mit Würde: „Nun gebt Acht! Jetzt wähle ich mir ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen hat!" — In dem Augenblick flog sein Pfeil dem Antinous durch die Gurgel, daß Wein und Speisen sammt dem Tische umstürzten, da der Getroffene niederfiel.

Alle Gäste fuhren auf und schauten nach den Wänden, wo sonst die Waffen gehangen hatten; aber Odysseus hatte sie schon am Tage vorher mit dem edlen Sohne klüglich aus dem Saale und nach einem obern Gemache geschafft. Indeß glaubten die Freier noch immer, Odysseus habe den Antinous nur aus Versehen und wider Willen getödtet, als plötzlich der Held mit grimmigem Blick und schrecklicher Stimme sie anfuhr: „Ha! ihr Hunde, ihr wähntet, ich kehrte nimmer zur Heimath aus dem Lande der Troer zurück; darum zehrtet ihr mein

Gut auf, zwangt meine Diener zu eurem Dienste, und quältet mein treues Weib mit Heirathsanträgen, da ich noch lebte. Weder Götter noch Menschen habt ihr gescheut, aber dafür ist über euch jetzt die Stunde des Todes verhängt!"

Und sie entsetzten sich Alle, denn der Fürchterliche hatte schon wieder einen Pfeil auf dem Bogen, Telemach hatte ihm und sich bereits Schwert, Helm und Schild umgeworfen, und der Sauhirt und Rinderhirt, die auf des Königs Befehl alle Hinterthüren verschlossen hatten, traten jetzt auch bewaffnet herein. Aber die Freier standen fast alle wehrlos und schwiegen, nur Eurymachus, nach dem getödteten Antinous der Angesehenste unter ihnen, begann: „Mit Recht rügst du die Thaten dieser Männer, denn es ist hier viel Unziemliches geschehen; allein da liegt er ja schon, der Alles verschuldet hat, der Stolze, der nicht bloß um deine Gemahlin, sondern auch um die Herrschaft von Ithaka buhlte. Uns Andere verschone, wir wollen dir allen Schaden ersetzen, und dir Vieh und Erz und Gold, so viel du verlangst, zur Versöhnung bringen."

„Nein, Eurymachus, sprach der zürnende König, und brächtet ihr mir euer ganzes Vermögen, so sollte doch mein Arm nicht eher rasten, als bis ihr mir Alle den Frevel gebüßt habt. Auf! jetzt gilt es, mit mir zu fechten. Aber ich hoffe, nicht Einer soll mir entrinnen."

Verzweifelnd sprang Eurymachus mit dem Schwerte auf, aber Odysseus' tödtlicher Pfeil durchbohrte ihm die Brust, daß er über Tisch und Stuhl hinstürzte, und Alles mit sich niederriß. Von nun an streckte der Held mit jeglichem Schusse einen Freier zu Boden, und als die Pfeile verschossen waren, warf er sie mit Lanzen todt. Auch Telemach und die beiden wackeren Hirten hielten sich tapfer; die Freier standen noch immer bestürzt von dem plötzlichen Schrecken. Da fiel es dem treulosen Ziegenhirten Melantheus ein, ihnen Waffen zu holen, und nun schleuderten sie gegenseitig spitzige Lanzen auf den Odysseus. Aber Athene beschützte ihn und den Sohn, daß Keiner ihn traf, indeß er selbst mit Blitzesschnelle Einen nach dem Andern niederwarf.

Und siehe, der Ziegenhirt schlich sich noch einmal hinauf auf den Söller, um frische Waffen zu holen. Aber die beiden anderen Hirten eilten ihm nach, banden ihm Hände und Füße auf den Rücken zusammen, steckten ein Seil durch die Schnüre, und zogen ihn damit an einer Winde hinauf, daß er in dieser schrecklichen Folter freischwebend in der Luft hing. Dann gingen sie wieder hinunter, wo der Kampf

noch schrecklich wüthete, indem die Freier, vor Verzweiflung entschlossen das Aeußerste zu wagen, schaarenweise die Lanzen auf den Rächer warfen. Der Rinderhirt durchrannte Den, der noch vor wenigen Tagen den Bettler mit der Kuhpfote geworfen hatte, einen Andern streckte der treffliche Sauhirt zu Boden.

Als nun noch die Letzten übrig waren, da flüchteten sie, den Würfen zu entrinnen, ängstlich hin und her in dem Saale, und stolperten über die Leichen und über die umgeworfenen Tische, bis sie endlich, von Odysseus' und Telemach's Lanzen getroffen, selbst den Boden bedeckten. Nur zwei Männer wurden verschont, der Sänger und ein treuer Herold, für die der junge Telemach bat. Zitternd kam der Letztere, als er des Jünglings Fürbitte hörte, unter dem Stuhle hervorgekrochen, und warf die Kuhhaut von sich, die ihn versteckt hatte. Odysseus hieß Beide hinaus in den Hof gehen, und Telemach mußte die alte treue Schaffnerinn rufen, die bis dahin die funfzig Mägde unter Schloß und Riegel gehalten hatte. Die Alte frohlockte über den Anblick des blutigen Estrichs und der Berge von Leichen, die zum Theil noch zuckten und röchelten, und sich mit den Lanzen hin und her wandten, von welchen sie durchbohrt waren. Da sprach Odysseus die schönen Worte: „Freue dich im Herzen, Mütterchen, über die erfüllte Gerechtigkeit, aber hüte dich, daß du nicht frohlockst; über erschlagene Menschen zu jauchzen, ist sündlich."

Hierauf mußte ihm die Schaffnerin die Untreuen unter den Mägden des Hauses nennen, die es mit den Freiern gehalten hatten. Ihrer waren zwölf, und Telemach und die beiden Hirten übernahmen das Geschäft, sie in einem abgelegenen Theile des Hauses sämmtlich aufzuhängen. Der Ziegenhirt ward schmählich verstümmelt, und starb eines elenden Todes.

Odysseus und Telemach, die hohen Herrscher von Ithaka, nahmen nun Besen und Schaufel zur Hand, und reinigten gemeinschaftlich mit den beiden Hirten (so wenig dünkte dies den Vornehmsten unanständig) den blutigen Saal, nachdem sie die Todten in den Hof hinausgeschleppt, und daselbst über einander geworfen hatten. Die Mägde scheuerten die Stühle und Tische ab, und zum Beschlusse durchräucherte der König den Saal mit Schwefel.

Eine Gottheit hatte bis dahin wohlthätigen, eisernen Schlaf über die geängstete Penelope gegossen, daß sie im obern Gemache nichts von dem langen Mordgetümmel vernommen hatte. Jetzt rief die Schaff-

nerin sie herunter, und erzählte ihr Alles. Noch war Penelope ungewiß, und wußte nicht, ob sie in dem Fremden den Gemahl erkennen sollte, bis dieser, nachdem er sich gebadet und gesalbt, von Athene mit neuer Anmuth und Schönheit begabt, einem Gotte gleich, mit glänzenden Ringellocken, umwallt vom purpurnen Gewande, sich ihren überraschten Blicken darstellte, und ihr Wahrzeichen angab, um die nur er wissen konnte. Nun waren alle ihre Zweifel besiegt, und mit Thränen flog das treue Weib dem lieben, zwanzig Jahre entbehrten Gemahle an das Herz.

---

9. Die Dorische Wanderung und die Abschaffung der Königswürde.

Mit dem Trojanischen Kriege endet das eigentliche Heroenalter der Griechen, und der poetische Glanz, in welchem diese Zeit strahlt, erlischt, aber noch wird er durch das helle Licht der gewissen Geschichte nicht ersetzt. Vielmehr folgt nun über ein halbes Jahrtausend, welches, in der Mitte liegend zwischen der heroisch-mythischen und der vollkommen historischen Zeit, eine Dämmerung genannt werden kann. Der mythische Charakter verläßt die Griechische Geschichte noch nicht, nur nach und nach entwindet sie sich ihm; aber die allmählig zurückweichenden Sagen sind keinesweges so reich, als die früheren, und die Ueberlieferung der Thatsachen ist noch sehr mangelhaft. Daher erscheint die ganze Zeit, welche vom Trojanischen Kriege (1184) bis auf den Solon (594) verfließt, lückenhaft und dürftig an Nachrichten. Allein wenn sie auch nicht mit Thaten erfüllt ist, die jenen an Berühmtheit gleichen, so darf man sie sich doch keinesweges als einen Stillstand in der Griechischen Entwicklung vorstellen. Vielmehr wuchsen während derselben, wenn schon langsam und still, alle die Keime fort, deren volle Blüthe uns in den Perserkriegen entgegentritt, als die Erschütterung von außen alle Kräfte der Nation erregte, und sie zur glänzenden Erscheinung brachte.

Mehrere Menschenalter nach dem Trojanischen Kriege ereigneten sich Wanderungen Hellenischer Stämme, durch welche ein fester Besitzstand gegründet und ruhige Staatenbildung vorbereitet wurden. Dahin gehört die Einwanderung der aus Thessalien verdrängten Böotier in das von nun an nach ihnen Böotien genannte Land, welche sechzig

Jahre nach der Einnahme von Troja gesetzt wird; aber viel folgenreicher noch ist eine zwanzig Jahre später (also etwa um 1100 vor Chr.) fallende große Umwälzung, welche unmittelbar zwar nur den Peloponnes betraf, sich aber doch durch ihre Folgen über alle Griechische Stämme verbreitete. Es war dies die berühmte Wanderung der Dorer nach jener Halbinsel, bekannt unter dem Namen der Rückkehr der Herakliden, weil Fürsten, die sich Nachkommen des Herakles nannten, als Anführer an der Spitze dieser Haufen standen. Nach der mit mythischen Sagen eng verwebten Erzählung dieser Begebenheiten, suchten diese Fürsten ihr Recht an den Peloponnes durch Ansprüche zu begründen, die sie auf ihren angeblichen Stammvater, den Hercules, zurückführten. Wie diesen der Mythus durch den Eurystheus von seinem Erbe verdrängt werden läßt, ist schon oben (S. 179) erzählt. Auch nach dem Tode des Eurystheus kam die Herrschaft nicht an die Söhne des Hercules, sondern an die Pelopiden Atreus und Thyest. Nach manchen früheren vergeblichen Versuchen der Herakliden, ihre Ansprüche geltend zu machen, waren es, den Sagen zufolge, Urenkel des Herakles, Temenus, Kresphontes und Aristodemus, denen es gelang, in den Peloponnes einzudringen, und zwar nicht, wie bei den vorigen Einfällen, auf dem gewöhnlichen Wege durch die Korinthische Landenge, sondern indem sie, nach dem Rathe des Orakels zu Delphi, mit einer Flotte über den Meerbusen setzten, in Achaja landeten, und von da weiter zogen. Der größte Theil der Halbinsel fiel in ihre Hände, die Fürsten theilten das eroberte Land unter sich, und stifteten fünf neue Reiche. Messenien fiel dem Kresphontes, Argos dem Temenus zu; Sparta den beiden Zwillingssöhnen des auf dem Zuge gestorbenen Aristodemus, Eurysthenes und Prokles; Korinth dem Aletes, gleichfalls einem Urenkel des Herakles; Elis kam an Oxylus, einen Aetolier, der die Dorer und die Herakliden begleitet hatte. Nur Arkadien ward durch seine Berge geschützt. Dem aus seinem Reiche vertriebenen Pelopiden Tisamenes gelang es, die Jonier wiederum aus Achaja zu verdrängen, und sich hier eine neue Herrschaft zu stiften. Die übrigen Bewohner des Peloponnes mußten sich entweder den Siegern unterwerfen, oder auswandern, wie denn auch die Jonier nach Attika gingen. Doch wurde die Eroberung nicht rasch und auf einmal vollendet. Ein Theil der Achäer unterwarf sich, ein anderer dagegen vertheidigte seine Unabhängigkeit noch lange, zum Theil noch ganze Menschenalter hindurch in festen Burgen, und konnte erst nach harten Kämpfen be-

siegt werden. Hienach war auch das Loos der Besiegten verschieden: die ersteren wurden nur zinspflichtig, und behielten Eigenthum und persönliche Freiheit, doch ohne Bürgerrechte; die letzteren wurden zu Leibeignen gemacht.

Im Peloponnes bekamen jetzt Sitte und Sprache der herrschenden Dorer das Uebergewicht. Aber auch dadurch wurden diese Dorischen Eroberungen sehr wichtig, daß sie fernere Wanderungen und Niederlassungen in Kleinasien, besonders der Jonier, veranlaßten, welche auf mannichfache Weise, vorzüglich auch durch frühe Regungen wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung, die gesammte Hellenische Entwicklung sehr bedeutend förderten. Wir werden diese Colonien tiefer unten noch besonders betrachten.

Das Eigenthümliche des Griechischen Wesens, oder auch, wenn man es allgemeiner fassen will, des Europäischen im Gegensatz mit dem Asiatischen, fing nun an, immer deutlicher hervorzutreten. Im heroischen Zeitalter waren in Griechenland noch überall Könige, erbliche Fürstengeschlechter, doch schon sehr beschränkt. Im Homer findet man neben den Königen einen Rath der Edlen und Volksversammlungen. Aber der Trojanische Krieg und die bald darauf folgende Dorische Wanderung, welche den Besitzstand und die Staatsverhältnisse mächtig auflockerten, erschütterten auch das Ansehen des Königthums, und führten bei der reger emporstrebenden Neigung der Griechen für Volksregierungen allmählig seinen Sturz herbei. Daher fast in allen Griechischen Staaten die königliche Gewalt abgeschafft wurde, und republicanische Regierungen an deren Stelle traten. Dies geschah in dem einen Staate früher, in dem andern später, im Allgemeinen im Laufe der nächsten Jahrhunderte nach der Dorischen Wanderung. Mit Genauigkeit läßt sich die Zeit dieser wichtigen Veränderung wegen der großen Dürftigkeit der Nachrichten bei den wenigsten Staaten angeben.

Die Verfassungen, die sich nunmehr bildeten, stellen eine Fülle mannichfaltiger Formen dar. Es war ein dem Griechischen Geiste tief eingepflanzter Trieb, sich in allen Richtungen des menschlichen Daseyns, und so auch in den politischen Einrichtungen auf sehr verschiedene Weise zu gestalten. Im Allgemeinen war der Gang, den die Griechische Staatsbildung genommen hat, etwa folgender*). Die Edlen,

*) S. Müller Dorier, Bd. II. S. 9. und Bd. I. S. 160; Wachsmuth Hellenische Alterthumskunde, Th. I. Abth. 1. S. 181 und 279.

die wir in der heroischen Zeit, wie sie sich in den Homerischen Gedichten darstellt, so bedeutend finden, behielten auch nach dem Ende der Fürstengewalt die Regierung meistens in ihren Händen, und das Volk gehorchte ihnen willig, indem es ihnen die zum Herrschen erforderlichen Eigenschaften am meisten zutraute, daher ihre Herrschaft auch Aristokratie, d. i. Regierung der Besten (ἄριστοι), genannt wird. Wie aber die edlen Geschlechter ihre Gewalt mißbrauchten, und das Volk drückten, sah dieses in ihrer Herrschaft nur die Anmaßung einer geringen Zahl, Wenige (ὀλίγοι) gegen Viele, daher ihre Regierung, in diesem Lichte gesehen, Oligarchie genannt wird. Zu dieser an vielen Orten hervorbrechenden Unzufriedenheit des Volkes mit dem Regimente der Edlen kam, daß im siebenten Jahrhundert, als Handel und Verkehr mit dem Auslande gewöhnlicher, und dadurch ein gesteigerter Lebensgenuß Bedürfniß wurde, das Vermögen im Werthe gegen die Ehre des Geschlechts stieg, und auch hieraus ein Bestreben der den edlen Geschlechtern gegenüberstehenden Volksgemeinde (δῆμος) entsprang, zu einem gleichen Antheil an der Regierungsgewalt zu gelangen, d. i. zur Demokratie, einer Verfassung, die, wie die Aristokratie zur Oligarchie, leicht entarten kann zur Willkür des Pöbels (ὄχλος), wo sie dann Ochlokratie genannt wird.

Aber die Unzufriedenheit des Volkes mit den Oligarchen führte da, wo sie ausbrach, nicht unmittelbar zur Demokratie, sondern mitten aus demokratischen Bewegungen zuerst zur Tyrannis, deren gleichzeitige Erscheinung von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an, in Staaten verschiedenen Stammes, auf den gemeinsamen Entwicklungsgang des politischen Lebens in Griechenland hinweis't. Tyrann ist im Griechischen Sinne Jeder, der sich wider die bestehende Verfassung zum Alleinherrn aufwirft, er regiere gut oder böse. Durch List oder Gewalt stürzten die sich erhebenden Tyrannen die verfassungsmäßigen, rechenschaftspflichtigen Obrigkeiten, und zwar mit Hülfe des gegen die Adelsherrschaft feindseligen Demos, an dessen Spitze sie sich stellten; denn das Volk wollte lieber unter der Herrschaftsgewalt eines Einzigen stehen, als unter dem Druck der vielhäuptigen Regierung der Vornehmen, wodurch es freilich oft in noch weit schmählichere Ketten geschlagen ward, bis die Tyrannis, oft von dem ersten Gewalthaber auf mehrere Geschlechter von Nachkömmlingen vererbt, wieder gestürzt wurde. Dies geschah im sechsten Jahrhundert in mehreren Staaten Griechenland's, vorzüglich durch Einmischung und mit Hülfe der Spartaner.

Als ein Beispiel dieser Verfassungsänderungen möge Korinth dienen. Hier endet die königliche Regierung um 777, und es folgte die aristokratische der Bacchiaden, bis nach hundert und zwanzig Jahren Kypselus vermittelst demagogischer Künste die durch Luxus und Uebermuth verhaßten Oligarchen verdrängte, und sich zum Tyrannen aufwarf. Gewaltthätiger als er herrschte nach ihm sein Sohn Periander, der den Adel der Stadt auf alle Weise zu schwächen, ja zu vertilgen trachtete, und sich mit dreihundert Leibwächtern umgab. Aber auch den demagogischen Grundsätzen seines Vaters war er nicht treu, indem er das niedere Volk aus der Stadt auf das Land trieb. Nach ihm herrschte noch Einer seines Hauses, Psammetichus, der aber nach wenigen Jahren mit Hülfe der Spartaner vertrieben wurde, worauf die aristokratische Verfassung wieder hergestellt ward (581). Unter allen diesen verschiedenen Regierungen erhob sich Korinth durch ausgebreiteten Handel zu großem Wohlstand. Auch Kunst und Geistesbildung gediehen unter Kypselus und Periander, wie denn überhaupt die damalige Tyrannenherrschaft der Griechischen Cultur nicht hemmend in den Weg trat, sondern sie vielmehr beförderte.

Aus der Menge der Griechischen Staaten hoben sich allmählig Sparta und Athen vor allen anderen hervor. In ihnen concentrirt sich die Geschichte des Hellenischen Volkes; sie erscheinen als Repräsentanten der beiden Hauptstämme, welche innerhalb der Griechischen Nationalität einen großen Gegensatz bilden, Sparta des Dorischen, Athen des Jonischen Stammes. Dieser Gegensatz trat schon in der vorzüglich merkwürdigen politischen Gestaltung der beiden Staaten hervor, wie sie durch zwei große Gesetzgeber entwickelt und bestimmt wurde, welche wir in den nächsten Abschnitten werden auftreten sehen. In der glänzendsten und thatenreichsten Periode der Griechischen Geschichte erscheinen die übrigen Städte und Landschaften meistens nur als Anhänge jener beiden mächtigen Staaten, denen sie sich auch in ihren politischen Einrichtungen mehr oder weniger näherten, doch nur in dem allgemeinen Charakter und den Grundzügen, und ohne daß dadurch der großen Mannichfaltigkeit des Griechischen Wesens Abbruch geschah.

10. Lykurg's Staatsreform in Sparta.

(885 vor Chr.)

Während die königliche Regierung fast in allen Griechischen Staaten abgeschafft wurde, erhielt sie sich in Sparta, und wol gerade darum, weil hier zwei Könige waren. Denn da zwischen diesen leicht Eifersucht entstand, so bewarb sich Jeder um Unterstützung und Anhang im Volke, weswegen wahrscheinlich manches königliche Vorrecht freiwillig aufgeopfert wurde. Dennoch blieb Sparta von der Zerrüttung und Verwirrung, welche in jener Zeit der Verfassungsänderung überall in Griechenland herrschte, nicht verschont; ja, so erhitzt waren hier die Leidenschaften, daß sogar einmal ein König Eunomus auf öffentlichem Markte mit einem Messer erstochen wurde. Dieser hinterließ zwei Söhne, Polydektes und Lykurgus. Der Aeltere wurde König, starb aber schnell, und ihm sollte sein Bruder folgen. Lykurg bestieg wirklich den Thron, als er aber erfuhr, daß die Wittwe seines Bruders schwanger sey, erklärte er feierlich, daß er, wenn Jene einen Sohn zur Welt bringen sollte, zurücktreten werde. Die Wittwe, eine ehrsüchtige Frau, ließ ihm heimlich sagen, sie wolle ihr Kind in der Stille umbringen, wenn er sie heirathen, und König bleiben wolle. Lykurg verabscheute den Vorschlag, aber um dem Kinde das Leben zu retten, zögerte er mit der Antwort. Er ließ die Mutter heimlich beobachten, und gab seinen Dienern Befehl, wenn das Kind geboren wäre, es ihm sogleich zu bringen. Er saß eben mit den vornehmsten Spartanern zu Tische, als ihm das Kind seines verstorbenen Bruders gebracht ward. Es war ein Sohn. Voller Freuden rief er aus: „Spartaner! Euch ist ein König geboren." Zugleich erklärte er sich für den Vormund desselben, nannte das Kind Charilaos (Freude des Volks), und weigerte sich durchaus, selber König zu seyn.

Diese edle Mäßigung und Uneigennützigkeit entging dennoch den Verunglimpfungen der beleidigten Königin und ihres Anhanges nicht. Sie erregte den Verdacht, als ob Lykurg nach dem Leben des Kindes trachte, und er sah sich genöthigt, um auch allen Schein zu vermeiden, Sparta zu verlassen. Vielleicht hatte er schon damals den Vorsatz, diese Reise zur Einsammlung politischer Erfahrungen zum Besten seines Vaterlandes zu benutzen. Er reis'te daher zuerst nach Kreta, welches durch die weisen, aber strengen Gesetze des Minos (oben S. 183) berühmt war. Hier lernte er den Thales, einen weisen

Staatsmann und Dichter, kennen, welchen er vermochte, sich nach Sparta zu begeben. Dort arbeitete Thales dem Lykurg trefflich vor, indem er durch seine wirksamen Gesänge Frieden, Eintracht und gute Gesinnungen unter den Spartanischen Bürgern verbreitete, und so die Empfänglichkeit für eine bessere Ordnung der Dinge in ihnen weckte. Lykurg selbst durchreis'te indessen Kleinasien und die dortigen Griechischen Colonien, von wo er die damals im eigentlichen Griechenland noch unbekannten Homerischen Gesänge mitbrachte. Einigen Nachrichten zufolge, die aber wenig Glauben verdienen, reis'te er auch nach Aegypten.

Unendlich bereichert an Erfahrung und Kenntnissen, kehrte Lykurg nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Sparta zurück, erfüllt von dem großen Gedanken, die in Sparta herrschenden Uebel durch eine festere Gesetzgebung zu heilen. Die Wohlgesinnten, welche Ordnung und festes Bestehen des Staates wünschten (zu denen auch der andere König, Archelaus, gehört zu haben scheint), weihte Lykurg zuerst in sein Geheimniß ein, und theilte ihnen seinen Plan zu der neuen Anordnung des Staates mit. Um aber auch bei den Uebrigen seinem Vorhaben das höchste Ansehn zu verschaffen, ging er nach Delphi und befragte das Orakel. Die Pythia sprach: Lykurg scheine ihr mehr ein Gott, als ein Mensch zu seyn, und erklärte die von ihm bezweckte Gesetzgebung für die beste. Dieses Zeugniß des Gottes verfehlte seine Wirkung bei den Spartanern nicht, und um die Uebelgesinnten zurückzuschrecken, ließ Lykurg dreißig der Vornehmsten unter seinen Vertrauten mit Waffen auf dem Markte erscheinen. So von göttlicher und menschlicher Hülfe unterstützt, trat er endlich mit der öffentlichen Bekanntmachung seiner Verordnungen hervor, die zwar häufig als ihm ganz eigenthümliche und neue dargestellt worden sind, nach einer richtigern Ansicht aber theils als neue Belebung Altdorischer Institutionen *), theils als Einrichtungen, die sich an die vorhandenen natürlich anschlossen, und nichts dem Dorischen Geiste Fremdartiges enthielten, betrachtet werden müssen. Darauf deutet schon Lykurg's Reise nach dem Dorischen Kreta. Vieles, was damals völlig natürlich, und in dem ganzen Zustande der Cultur begründet war, erschien erst späterhin als fremdartig und wie absichtlich eingeführt; denn als der Bildungszustand der übrigen Hellenen sich schon völlig geändert hatte, hingen die Spartaner noch beharrlich an ihren alten Sitten. Andrerseits übertrug auch eine

*) Vgl. Müller Dorier. Bd. II. S. 14.

spätere Zeit auf den Lykurg Manches, was sich erst nach ihm im Geiste seiner Gesetze entwickelte.

Lykurg, wird gewöhnlich erzählt, stellte die bisher schwankenden Verhältnisse zwischen der Gewalt der erblichen Könige und den Rechten der Volksversammlung dadurch fest, daß er einen Rath der Alten (γερουσία) errichtete, der aus acht und zwanzig Mitgliedern und den beiden Königen, also aus dreißig Personen, bestand. Da aber in allen Griechischen Staaten Rath und Volksgemeinde zu den ältesten Institutionen gehörten, so ist wol anzunehmen, daß Lykurg der Gerusia nur eine neue Form gab *). Jeder dieser acht und zwanzig Senatoren (Geronten) mußte sechzig Jahre alt seyn, damit Besonnenheit und Erfahrung in ihren Berathschlagungen herrschen möge. Nur ein untadelhaftes Leben konnte dazu würdig machen. Ein neuer Senator wurde auf folgende Weise gewählt: die Bewerber traten nach einander in die Versammlung, und wie sie erschienen, erscholl ein bald mehr bald minder starker und anhaltender Beifallsruf. Gewisse dazu bestellte Personen, die, in einem besondern Zimmer eingeschlossen, nichts sahen, aber Alles hören konnten, beurtheilten, bei wessen Erscheinen die Stimme des Volkes am lautesten und längsten ertönt war, und dieser wurde Senator. Die Würde war lebenslänglich, und, besonders ehe die Ephoren großen Einfluß erhielten, von bedeutender Wichtigkeit. In den Händen dieses Senats war die Verwaltung des Staats.

Den Königen blieben nur zwei, aber freilich sehr wichtige Vorrechte, nämlich die Anführung der Heere im Kriege, wo sie eine fast unumschränkte Gewalt ausübten, und die höchste Priesterwürde. Da nun außerdem auch die Volksversammlungen das Recht behielten, über die Vorträge der Könige oder des Senats abzustimmen; so sehen wir in Sparta eine Mischung sehr verschiedener Verfassungselemente: des monarchischen, des aristokratischen und des demokratischen, doch mit offenbarem Uebergewichte des aristokratischen. Und zwar scheint dieses Uebergewicht unter der Regierung der Könige Polydor und Theopomp zur Zeit des ersten Messenischen Krieges entstanden zu seyn. Denn damals ging ein Gesetz durch, welches den Königen und dem Rathe der Alten das Recht gab, die Volksversammlung, wenn sie eine verkehrte Meinung ergreifen sollte, sogleich aufzulösen.

Doch erhob sich nach und nach eine andere Gewalt im Sparta-

*) Tittmann Griechische Staatsverfassungen S. 117.

nischen Staate über alle diese Behörden, nämlich die der Ephoren. Diese wurden nach einigen Nachrichten erst vom Könige Theopompus während des ersten Messenischen Krieges eingesetzt, nach einer viel wahrscheinlichern Meinung erhielten sie aber damals nur eine ausgedehntere Macht, und waren schon zu Lykurg's Zeiten vorhanden. Ihrer waren fünf; sie waren ursprünglich eine Gerichtsbehörde und Stellvertreter der Könige während deren Abwesenheit, dann wurden sie als Vertreter des Volkes betrachtet, und allmählig wuchs ihre Macht so, daß sie die Geschäfte oftmals gänzlich leiteten, als das höchste Gericht über obrigkeitliche Personen Untersuchung und Strafe verhängten, auch die Könige vorluden, ja diese sogar in einzelnen Fällen verhaften und bestrafen ließen.

Eine Hauptquelle der Unordnungen im Spartanischen Staate war ein Uebel, woran so viele Staaten der alten und neuen Welt gelitten haben und noch leiden, die allzu auffallende Ungleichheit des Vermögens unter den Bürgern. Diese aufzuheben, und eine bedeutende Anzahl gleichmäßig begüterter Leute — die sicherste Gewähr der Ruhe und Freiheit — in seinem Staate zu haben, veränderte Lykurg den ganzen bisherigen Besitzstand. Er vertheilte nämlich, der beim Plutarch aufbehaltenen Nachricht zufolge, das ganze Lakonische Gebiet so, daß die Besitzthümer der eigentlichen Spartaner (der Dorischen Sieger) in neuntausend Theile, und die der Lacedämonier*) oder Perioiken (der besiegten Achäer) in dreißigtausend gleiche Theile zerfielen. Es ist wahrscheinlich, daß Lykurg bei dieser Einrichtung die alte Vertheilung des Landes, wie sie nach dem Siege der Herakliden Statt fand, wieder zurückführte, daß er also nicht etwas ganz Willkürliches und Neues bildete, sondern diese Theilung an alte, durch Gewalt, List und Zufall verloren gegangene Rechte anknüpfte. Dadurch wird die Möglichkeit, eine solche Maßregel auszuführen, begreiflicher, da die Reichen sich derselben gewiß aus allen Kräften widersetzten. Auch waren die Begüterten sowol dieser, als auch anderer Einrichtungen wegen dem Gesetzgeber so feind, daß sie einst auf dem Markte einen Aufruhr erregten; ein junger Mensch, Namens Alkander, schlug den Lykurg mit einem Stock ins Auge, aber kaum sah das Volk seines Wohlthäters blutiges Gesicht, so ergriff es den Thäter,

*) Der Name Lacedämonier wird bald für die Perioiken, im Gegensatz der eigentlichen Spartaner, bald als beide umfassend gebraucht.

und übergab ihn dem Lykurg zur beliebigen Bestrafung. Dieser nahm ihn in sein Haus, ließ sich von ihm bedienen, machte ihm nie einen Vorwurf, und beschämte ihn durch sein edles Betragen, von dem der Jüngling täglich Zeuge seyn mußte, so sehr, daß derselbe, innig gerührt von so viel Güte und Würde, aus dem heftigsten Feinde des Gesetzgebers der lauteste Verehrer und Lobredner desselben wurde.

Damit aber die jetzt gewaltsam hervorgebrachte Gleichheit in der Folge nicht wieder verwischt werden könne, machte Lykurg mehrere Verordnungen; er verbot z. B. den Eigenthümern, ihre Grundstücke zu verkaufen, und bestimmte, daß das Erbe des Vaters allemal auf den ältesten Sohn übergehen sollte, und wenn das Erbtheil an eine Tochter käme, was geschah, wenn keine Söhne übrig waren, so sollte dieselbe sich nur mit einem Solchen, der noch kein Eigenthum hatte, verheirathen dürfen. Allein alle diese Einrichtungen entsprachen ihrem Zwecke nicht. Als sich in späteren Zeiten die Umstände geändert hatten, als die Gesinnung, welche den Geist der Gesetze in den Bürgern erhalten sollte, erloschen war, ging auch jene Gleichheit wieder verloren, wie es denn überhaupt eine noch unaufgelöst'te Aufgabe der Staatsweisheit scheint, durch irgend ein äußeres Mittel der immer wieder hervortretenden und über alles Maß wachsenden Ungleichheit der Güter einen hemmenden Damm entgegen zu setzen.

Es war ein vorzügliches Bestreben der alten Griechischen Gesetzgeber, daß die Gesetze vom Volke nicht als außer dem Leben stehende hemmende Gebote, sondern als mit demselben innigst verbunden betrachtet wurden, daß sie als ein nothwendiges Erzeugniß der ganzen Denk- und Sinnesweise des Volkes erschienen. Zu diesem Zwecke sollte eine den Gesetzen entsprechende Sitte und Gemüthsstimmung unter den Bürgern lebendig erhalten, und der Jugend sorgfältig angebildet werden. Daher war die Erziehung den Gesetzgebern ein so wichtiger Gegenstand; sie wurde als eine Staatsangelegenheit betrachtet, und namentlich in Sparta verschwand darin die Freiheit der Einzelnen gänzlich gegen den Zweck des Staats. Schon bei den Müttern der künftigen Bürger begann hier die Erziehung. Dem Grundsatze zufolge, daß nur von Starken Starke geboren werden, mußten die Mädchen und Weiber ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen und andere Leibesübungen abhärten und geschmeidig machen. Sie tanzten und sangen öffentlich, lobten oder tadelten die Jünglinge, und diese wandten alle Kräfte an, um dem Spotte der Jungfrauen zu entgehen;

denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden. Eine fremde Griechin, die einst eine Spartanerin um diese Achtung beneidete und sagte: „Ihr seyd die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen," erhielt die Antwort: „Wir sind auch die einzigen, welche Männer hervorbringen." Freilich büßten die Spartanischen Frauen durch diese männliche Richtung auch weit mehr vom Charakter der Weiblichkeit ein, als andere Griechinnen.

Jedes neugeborne Kind ward gleich nach der Geburt besichtigt, und wenn es schwach oder verkrüppelt war, zum Verhungern ausgesetzt; denn Lykurg wollte nur gesunde und starke Bürger haben, und betrachtete jedes Kind als dem gemeinschaftlichen Vaterlande angehörig. Die Spartanerinnen waren wegen ihrer geschickten Behandlung der Säuglinge im Alterthume so berühmt, daß sich Athener, Korinther und andere Völker Spartanische Ammen kommen ließen. Bis ins siebente Jahr wurden die Knaben von den Müttern erzogen, da mußten sie nackt spielen, und nackt auf Lagern von Schilfgras schlafen, welches sie mit eigener Hand aus dem Flusse Eurotas abbrechen mußten; nur im Winter durften sie noch einige mehr wärmende Kräuter hinzufügen. Vom siebenten Jahre an übernahm der Staat die Erziehung gänzlich, und alle Knaben der Stadt lebten nun in gewisse Haufen und Classen getheilt, unter der Aufsicht eigener vom Staate dazu bestellter Aufseher (Eirenen), die selbst wieder mit ihren Untergebenen unter einem Oberaufseher (Pädonom) standen, dessen Würde immer von einem der vornehmsten und würdigsten Bürger bekleidet wurde. Dadurch wurden Alle von einem gemeinsamen Geiste durchdrungen, welcher der Gleichheit des Besitzthums zur Grundlage dienen sollte.

Die Ehrfurcht vor dem Alter wurde den Jünglingen früh eingeprägt; jeder Jüngling mußte auf der Straße einem Alten Rede stehen auf die Fragen wohin oder woher, und durfte in Gesellschaft von Alten nichts sprechen, als wonach er gefragt ward. Wie gegen Hunger und Wachen, Hitze und Frost, wurden sie selbst gegen empfindliche Körperschmerzen abgehärtet. Zu diesem Zwecke wurden die Spartanischen Knaben jährlich einmal, am Feste der Artemis, öffentlich mit Geißeln blutig gepeitscht, und Keiner durfte nur eine Miene des Schmerzes zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altare der Göttin niedersanken. Ihre Kleidung war ein einfacher Obermantel, den sie

bei ihren Uebungen auch noch ablegten; alle Knaben und Jünglinge gingen barfuß. Sie bekamen bei Tische nur mäßige Portionen, doch war ihnen erlaubt, heimlich etwas zu entwenden, um sich in der List zu üben; wurden sie dabei ertappt, so bekamen sie Schläge, konnten sie aber das Gestohlene nach glücklich vollbrachtem Raube öffentlich aufweisen, so wurden sie gelobt.

Diese außerordentliche Abhärtung und strenge Enthaltsamkeit herrschte aber nicht nur in der Erziehung, sie wurde auch durch das ganze Leben der Männer fortgesetzt. Lykurg erklärte allen Bedürfnissen den Krieg, er wollte, um den Ausdruck eines Griechischen Schriftstellers zu gebrauchen, den Reichthum arm machen; darum waren die gemeinsamen öffentlichen Mahlzeiten (Phiditien oder Syßitien) angeordnet, an welchen alle Spartaner Theil nehmen mußten. Zur Bestreitung derselben mußte jeder Spartanische Bürger monatlich einen Medimnus Gerstenmehl (ungefähr elf Metzen), acht Kongien Wein (neunzehn Maß), fünf Minen (Pfund) Käse, und drittehalb Minen Feigen liefern; die nun noch fehlende Zukost wurde von einem kleinen Geldbeitrag, den Jeder gab, angeschafft*). Keiner durfte sich von diesem Mahle ausschließen, außer wenn Jemand ein Opfer brachte, oder von der Jagd ermüdet war. So streng wurde hierauf gehalten, daß man selbst dem Könige Agis, als er einst aus dem Kriege zurückkehrte und zu Hause essen wollte, seinen Antheil nicht verabfolgen ließ. Auch war durchaus nicht erlaubt, sich vorher zu Hause gütlich zu thun, und sich so den nicht eben leckeren Gerichten, aus welchen jene gemeinsamen Mahle bestanden, zu entziehen. Zu diesen gehörte besonders die berühmte schwarze Suppe, vermuthlich ein Gemisch von Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz. Ein König von Pontus, der viel von dieser Nationalsuppe gehört hatte, ließ sich einmal ausdrücklich deswegen einen Spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. „Ich glaube es wol, sagte der Koch: unsere Suppe schmeckt nur Denen gut, die sich im Flusse Eurotas gebadet haben."

Auch jede andere Ueppigkeit in den Privathäusern war verboten;

*) Diese Einrichtung war nicht die einzige in ihrer Art. Sie bestand auch in Kreta, dessen Verfassung, wie schon bemerkt ist, als eine Dorische noch in mehreren anderen Punkten mit der Spartanischen übereinstimmte. Aristoteles rühmt aber die Kretensischen Syßitien vor den Spartanischen deswegen, weil sie nicht aus den Beiträgen der Einzelnen, sondern aus den Einkünften eines Gesammteigenthums bestritten wurden, wodurch nun nicht, wie in Sparta, die Aermeren ausgeschlossen blieben.

sie durften mit keinem andern Werkzeuge verfertigt werden, als mit Axt und Säge.

Den Gebrauch von Gold und Silbergeld verbot Lykurg, und führte dagegen als Ausgleichungsmittel das Eisen ein, damit dieses durch sein Gewicht und seine Menge den überflüssigen Verkehr erschwere. Wenn man bedenkt, daß die edlen Metalle damals in Griechenland überhaupt noch sehr selten, und die Bedürfnisse, namentlich in Sparta, sehr einfach waren, so sieht man wohl, daß auch dieses Gesetz mit den bestehenden Verhältnissen in keinem großen Widerspruche stand. Zu den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, wo in dem übrigen Hellas viel gemünztes Gold und Silber im Umlauf war, wurde auch dem Staate, aber nicht den Einzelnen, ausdrücklich erlaubt, solches Geld zu besitzen.

Bei der Beharrlichkeit, mit welcher die Spartaner ihren Gesetzen und Sitten treu blieben, war die geistige Bildung bei ihnen auch da noch sehr einfach und auf ein enges Gebiet beschränkt, als sie in anderen Griechischen Staaten schon mannichfaltige Früchte trieb. Die geistige Erziehung bestand bei den Spartanern in der Erlernung der Schreibekunst zum nothwendigen Gebrauch, so wie heiliger und kriegerischer Lieder, die sie bei Festen und beim Anfange der Schlachten sangen. Die Redekunst war ihnen verhaßt, dagegen wurden die Knaben früh geübt, das Wesentliche eines gegebenen Verhältnisses leicht und schnell aufzufassen. Dies wußten die Spartaner mit einer so eigenthümlichen, kernigen und kräftigen Kürze auszudrücken, daß man noch jetzt eine Rede, welche in wenig Worten viel sagt, eine Lakonische nennt. Es herrschte in diesen Reden und schlagenden Antworten ein scharfer, treffender Witz; in dem Gefühle geistiger Freiheit erhob sich der Spartaner über Die, welche durch ihre gerühmte Bildung an Kraft und Reinheit des Sinnes verloren zu haben schienen *).

Es wird ein Gesetz des Lykurg genannt, daß kein Fremder sich länger, als es unumgänglich nöthig wäre, in Sparta aufhalten, und kein Spartaner lange außerhalb Landes bleiben sollte. Vielleicht aber

*) So sagte der König Pleistonax, als ein Athenischer Redner die Spartaner ungelehrt nannte: „Ganz recht, denn von allen Hellenen sind wir die Einzigen, die von Euch nichts Böses gelernt haben.“ — Ein Sophist wollte einst eine Lobrede auf den Hercules halten. „Auf den Hercules! rief ein Spartaner. Ei wem fällt es denn ein, ihn zu tadeln?“ — Noch andere Beispiele dieser kernigen Kürze werden im Verlaufe dieser Geschichte vorkommen.

war dies mehr eine Sitte, die aus der Natur der Dinge entsprang und sich von selbst machte. Die natürliche Rauhheit Sparta's schreckte wol den Fremden von dort weg, und der Spartaner konnte sich in der Fremde, unter Genüssen, die er verachten gelernt hatte, nicht wohl fühlen. Je eigenthümlicher Spartanische Bildung und Sitte ausgeprägt waren, je schärfer der Gegensatz gegen alle andere Hellenen hervortrat, je mehr mußte die Hinneigung zur Absonderung sich von selbst einstellen.

Desto weniger scheuten die Spartaner die feindselige Berührung mit dem Auslande, den Krieg. Ihre Gesetzgebung war geschickt genug, ihnen jene bis zur Rauhheit gesteigerte Stärke, jene unbezwingliche Kraft einzuflößen, die nicht nur hinreichte, ihre Verfassung und die ganze Form ihres Daseyns gegen jeden zerstörenden Angriff zu beschützen, sondern auch ihren Einfluß weit über die Grenzen ihres unmittelbaren Gebiets hinaus zu verbreiten. Jene Gesetze, welche Genügsamkeit, Gesundheit des Körpers und Verachtung aller Bequemlichkeiten erzeugten, bildeten schon eine gute Kriegsschule. Es gab aber außerdem noch andere Einrichtungen, welche darauf abzweckten, die Nation zu Kriegern zu bilden, und ihr den Krieg als das Höchste erscheinen zu lassen.

Der Aufenthalt im Lager war gleichsam ein Fest; hier ließ die Strenge des Lebens zu Hause etwas nach, und es ward freier. Die dem Feinde abgenommene Beute gab einen größern Ueberfluß und größere Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel. Die purpurfarbene Kleidung, welche die Spartaner im Kriege trugen, die Kränze, mit welchen sie ihr Haar schmückten, wenn sie zur Schlacht gingen, der Klang der Flöte und der Schall der Lieder, mit welchen sie dem Feinde entgegenzogen, Alles dies gab dem sonst so furchtbaren und schreckenvollen Kriege für sie ein heiteres und feierliches Ansehen.

Diejenigen, welche tapfer kämpfend fielen, wurden mit Lorbeeren bekränzt bestattet. Noch ruhmvoller war die Beerdigung in den Purpurkleidern, und nur auf das Grab der im Kriege Gebliebenen durfte man die Namen setzen. Dagegen wurde der Feige durch höhnenden Schimpf bestraft. Wer geflohen oder aus dem Gliede gewichen war, wurde von der Theilnahme an allen gymnastischen Spielen ausgeschlossen, verlor das Recht auf jede Ehrenstelle, durfte weder kaufen noch verkaufen, oder mußte zum Spott der Vorübergehenden an einem öffentlichen Orte mit dem Schilde stehen.

Das Gesetz des Lykurg, die Stadt nicht mit Mauern und Festungswerken zu umgeben, und keinen Schutz für dieselbe anzuerkennen, als die Tapferkeit ihrer Bürger, ist bei einem solchen Geiste und bei dem Stolze, den er nothwendig erzeugte, sehr erklärlich. Eben darum waren die Spartaner stets ungeschickt und unlustig zu Belagerungen von festen Städten und Thürmen. Mann gegen Mann zu fechten, war die Kunst, die sie lernten, und die gymnastischen Uebungen, denen sie, mit Einschluß der Jagd, täglich fast einzig und allein oblagen, waren ganz auf einen solchen Krieg berechnet. Diese beständige Richtung auf den Krieg machte, daß kein freier Mann sich mit Handarbeit und Ackerbau beschäftigte, sondern dies gänzlich den Sklaven überließ, welche hart behandelt wurden. Nirgends, sagt ein Griechischer Spruch, ist der freie Mann freier, nirgends der Sklave mehr Sklav', als in Sparta.

Eigentliche und wahre Bürger in vollem Genuß aller Rechte waren nur die Spartiaten, die Abkömmlinge der siegenden Dorer. Ihnen standen die Nachkommen der besiegten Achäer, die Perioiken, in ihren bürgerlichen Verhältnissen bei weitem nach, da sie von jedem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen waren. Sonst aber lebten sie frei. Dagegen befanden sich die Heloten im Stande eigentlicher Leibeigenschaft. Sie waren Sklaven, welche als Eigenthum des Staats und nicht der einzelnen Bürger betrachtet wurden. Sie stammten, nach der gewöhnlichen Meinung, von den zur Sklaverei verdammten Einwohnern der ehedem eroberten Achäischen Stadt Helos ab; doch sind wahrscheinlich unter demselben Namen auch andere Unterworfene begriffen worden, wofern jene Etymologie nicht überhaupt ganz irrig ist*). Die Heloten mußten die Aecker der Spartaner bauen, und folgten ihnen im Kriege als Diener und Leichtbewaffnete. Eine gemeine Kleidung unterschied sie von den Freien; sie mußten, wie man erzählt, sich berauschen, um den jungen Spartanern das Laster der Trunkenheit in seiner scheußlichsten und abschreckendsten Gestalt darzustellen, mußten schändliche Lieder singen und unzüchtige Tänze tanzen, und durften dagegen die zur Erweckung edler Gesinnung gedichteten Gesänge ihrer Herren nicht hersagen**). Ja so überaus unmenschlich

*) Müller Dorier Bd. II. S. 33.

**) Plutarch erzählt, daß, als die Thebaner, bei ihrem Einfall in Sparta, die gefangenen Heloten aufforderten, ihnen die Lieder des Terpander und Alkman zu singen, sie sich damit entschuldigt hätten, daß sie es vor ihren Herren nicht dürften.

verfuhr man mit ihnen, daß es den Spartanischen Jünglingen von Zeit zu Zeit erlaubt wurde, gegen sie wie gegen wilde Thiere auf die Jagd zu gehen, und den ersten besten Heloten, besonders wenn er wegen seines Muths und seiner Kraft zu fürchten war, niederzustoßen. Diese Menschenjagd hieß Krypteia, und wird von Einigen sogar für eine gesetzliche Einrichtung des Lykurg gegeben. Und dies war nicht die einzige Grausamkeit, die man sich erlaubte, um sie aus dem Wege zu räumen, vielmehr finden sich in der spätern Geschichte Beispiele von Maßregeln, wodurch Tausende auf einmal heimlicher Weise getödtet wurden. Denn die Spartaner lebten in einer beständigen Furcht vor diesen Heloten, da dieselben stets zu Empörungen geneigt waren, besonders als — bald nach den Zeiten des Lykurg — Messenien unterjocht worden war, und nun, weil dessen Einwohner größtentheils in den Zustand der Heloten versetzt wurden, die Zahl der so hart Gedrückten noch beträchtlich anwuchs. Indeß muß, sowol in Bezug auf die Krypteia als auf die sonstigen Mißhandlungen der Heloten, bemerkt werden, daß spätere, der Spartanischen Einrichtungen unkundige Schriftsteller einzelne Fälle sehr leicht in einen allgemeinen Gebrauch umgedeutet haben können.

Ueber das Ende des berühmten Gesetzgebers sind die Erzählungen unsicher und zweifelhaft. Einer Nachricht zufolge machte Lykurg, als er seine Gesetzgebung vollendet und ausgeführt hatte, eine Reise nach Delphi, um das Orakel zu fragen, ob an seinen Gesetzen noch etwas zu ändern sey, verpflichtete aber seine Landsleute vorher durch einen Eid, bis zu seiner Wiederkehr keine solche Aenderung vorzunehmen. Das Orakel antwortete, Sparta werde bei den Gesetzen des Lykurg groß und ruhmvoll werden. Diesen Ausspruch sandte Lykurg schriftlich nach Hause, und damit er die Spartaner ihres Eides nie zu entbinden brauchte, endete er sein Leben freiwillig dadurch, daß er sich aller Nahrungsmittel enthielt. Andere Nachrichten sagen, daß er in Kreta gestorben sey, und befohlen habe, seinen Leichnam dort zu verbrennen und die Asche in das Meer zu werfen, gleichfalls aus der Ursache, daß nicht, wenn seine Gebeine nach Sparta gebracht würden, die Bürger glauben möchten, von ihrem Eide gelöst zu seyn, sondern bei seinen Gesetzen verharrten. Ueberhaupt darf bei den Erzählungen vom Lykurg nie vergessen werden, daß er mehrere Jahrhunderte vor dem Anfang der Geschichtschreibung gelebt hat.

11. Erster und zweiter Messenischer Krieg*).

(743—668 vor Chr.)

Der Geist, welchen die Lykurgische Gesetzgebung den Spartanern einflößte, erhob ihren Staat nach einiger Zeit zur vorherrschenden Macht im Peloponnes. An dem benachbarten Messenien prüfte Sparta seine Kräfte zuerst, und die Unterjochung desselben gründete jenes Uebergewicht. Kleiner als Lakonien, war Messenien doch weit fruchtbarer; schon dies reizte die Begierde der Spartaner, aber doppelt wünschenswerth wurde ihnen Messenien's Besitz durch seine Lage. Denn es konnte eine starke Schutzwehr für sie werden, wenn es in ihrer Gewalt war, und sehr gefährlich, wenn ein feindlich gesinntes Volk darin wohnte**). Aus diesen Wünschen und der Furcht beider Staaten vor einander entstand gegenseitiges Mißtrauen, und einige Vorfälle, welche jede Partei zu ihrem Vortheile auslegte, führten endlich den offenen Kampf herbei. Daß die Schuld mehr auf der Seite der Spartaner war, zeigt die Art ihres Angriffs. Nach vollendeter heimlicher Rüstung, und nach dem feierlichsten Schwur, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis das feindliche Land erobert sey, eröffneten sie (743) den Krieg plötzlich damit, daß sie, ohne die herkömmliche Ankündigung, unter Anführung ihres Königs Alkamenes in das Messenische Gebiet einfielen, sich der Grenzstadt Amphea bemächtigten, und die meisten Einwohner theils in ihren Betten, theils in den Tempeln und an den Altären, wohin Viele in der plötzlichen Ueberraschung ihre Zuflucht genommen hatten, niedermachten.

Die Messenier verloren durch diesen ungerechten Angriff den Muth nicht. Sie übten sich eifrigst in den Waffen, vergalten die Plünderungen der Lacedämonier durch glückliche Streifzüge in das Gebiet derselben, und fochten im fünften Jahre des Krieges auch in einer

*) Es muß wohl bemerkt werden, daß wir den Inhalt der folgenden Erzählungen einem sehr späten Schriftsteller, dem Pausanias, verdanken, der als eine seiner Hauptquellen den Dichter Rhianus anführt, der im dritten Jahrhundert v. Chr. lebte. Es scheint, daß die alten Sagen erst späterhin hervorgezogen und ausgeschmückt wurden, als Messenien durch Epaminondas wieder ein Staat geworden war.

**) Die spätere Geschichte zeigt dies deutlich dadurch, daß Epaminondas keine bessere Maßregel zur Bezähmung Sparta's wählen zu können glaubte, als daß er Messenien wiederherstellte.

großen Feldschlacht mit so vieler Erbitterung und Entschlossenheit, daß sie der Spartanischen Kriegskunst das Gleichgewicht hielten, und keine Macht sich einen vollständigen Sieg zuschreiben konnte. Doch neigte sich im Ganzen der Vortheil auf die Seite der Spartaner, und die Messenier, aller Hülfsquellen zu einer längern Fortsetzung des Krieges beraubt, beschlossen, ihre Städte fahren zu lassen, sich auf dem steilen Berge Ithome zu vereinigen, denselben noch stärker zu befestigen, und an diesen Punkt die Behauptung ihrer Freiheit und ihres Daseyns zu knüpfen. Zugleich befragten sie das von allen Dorern hoch verehrte Orakel zu Delphi über ihr Schicksal, und erhielten zur Antwort: daß Messenien siegen würde, wenn eine unbefleckte Jungfrau aus dem königlichen Stamme den unterirdischen Göttern geopfert würde. Ein Mann aus dem Messenischen Herrschergeschlechte, Aristodemus, bot seine Tochter freiwillig dazu an, und tödtete sie selbst. Die Spartaner wurden bestürzt, weil sie nach dem Götterspruche das Glück ihrer Feinde fürchteten, und Aristodemus, von den Messeniern in der Folge zum König erhoben, schlug sie mit Hülfe der Arkadier und Argiver im offnen Felde.

Dennoch gaben die Spartaner die Hoffnung nicht auf, und nahmen endlich zur List ihre Zuflucht. Die Messenier hatten nämlich von dem Delphischen Orakel, auf eine abermals gethane Frage, wem der Sieg beschieden sey, zur Antwort erhalten: „Dem, welcher zuerst hundert Dreifüße um den Altar des Jupiter zu Ithome stellen würde.“ Sie glaubten nun ganz sicher seyn zu können, da der bezeichnete Tempel in ihren Ringmauern lag, und doch kamen ihnen die Spartaner, denen ein Delphier das Orakel verrathen hatte, zuvor; sie ließen nämlich schnell hundert Dreifüße aus Thon machen, und brachten sie in der Nacht unbemerkt in das Heiligthum.

Diese gelungene List und noch mehrere andere üble Vorbedeutungen erzeugten bei den Messeniern den festen Glauben an ihren unvermeidlichen Untergang. Aristodemus ermordete sich auf dem Grabe seiner nun vergeblich getödteten Tochter, und die übrigen Messenier überließen sich gleicher Verzweiflung, nachdem abermalige Versuche, den hartnäckigen Feind mit Gewalt abzuwehren, mißlungen waren. Ein Theil von ihnen flüchtete zu den Bundesgenossen, den Arkadiern und Argivern; die Zurückgebliebenen *), wahrscheinlich meist der ärmere

*) Die Bewohner der Seestädte scheinen, nach Pausanias, ein milderes Schicksal erfahren zu haben.

Theil des Volks, mußten sich durch einen Eid verbinden, niemals von den Spartanern abzufallen, die Hälfte des Ertrages ihrer Aecker nach Lacedämon abzuliefern, und unter andern auch bei dem Leichenbegängnisse eines Spartanischen Königs jedesmal in schwarzen Kleidern zu erscheinen (724).

Neun und dreißig Jahre nach dieser ihrer ersten Unterjochung, versuchten die Messenier, das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Eine kräftige Jugend war in diesen Zeiten herangewachsen, in deren Gemüthern nur das Gefühl lebte, sich an Sparta zu rächen. Aristomenes, ein Jüngling aus königlichem Stamme, wurde die Seele der Empörung, indem alle Messenier ihre Hoffnungen an den Geist und den Muth dieses Jünglings knüpften, der ihnen auch die Unterstützung von Argos und Arkadien verschaffte.

So begann nun der zweite Messenische Krieg (685). Gleich in der ersten Schlacht gab Aristomenes so viele Beweise von seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit, daß die Messenier ihm die Königswürde, und, da er diese ausschlug, die Gewalt eines unumschränkten Feldherrn antrugen. Bald darauf schlich er sich bei Nachtzeit nach Sparta, und legte in dem Tempel der Minerva Chalkiökos einen Schild nieder, mit der Inschrift: „Aristomenes weiht ihn, nach Besiegung Sparta's, der Göttin!" Einem Gegner von solcher Verwegenheit glaubten die Spartaner einen ganz außerordentlichen Mann gegenüber stellen zu müssen.

Sie beschickten daher das Orakel zu Delphi, und dieses befahl ihnen, sich an die Athener zu wenden. Die Athener, heißt es nun, welche schon damals in Sparta einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, wollten zwar dem Orakel nicht ungehorsam seyn, doch aber auch nicht gegen ihren Vortheil handeln, und sandten daher nur einen Dichter, Namens Tyrtäus*), welcher aber durch seine begeisternden Gesänge Einigkeit**) und Friede zwischen den, wegen des Krieges wahrscheinlich mit einander entzweiten, Spartanern stiftete, und ihren sinkenden Muth durch seine im anapästischen Sylbenmaße gedichteten Kriegslie-

*) Es ist hier wahrscheinlich das spätere feindselige Verhältniß beider Staaten auf frühere Zeiten übertragen worden. Die Athener haben den Spartanern durch die Zusendung dieses Mannes, den die mährchenhafte Sage sogar zu einem lahmen Schulmeister macht, wol aufrichtig einen Dienst leisten wollen.

**) Aristoteles Polit. V, 7. sagt, daß sich aufrührerische Bewegungen zeigten, indem die durch den Krieg Verarmten eine Ausgleichung, und daher eine Theilung des Besitzstandes, forderten.

der wieder belebte. Doch war die Tapferkeit des Aristomenes den Spartanern so lange überlegen, bis diese die Arkadier durch Bestechung vermochten, ihre Bundesgenossen, die Messenier, mitten in einer Schlacht zu verlassen. Dies brachte die erschrockenen Messenier in eine solche Verwirrung, daß die Spartaner einen vollständigen Sieg davon trugen.

Den Messeniern blieb nun kein anderer Ausweg übrig, als der, welchen sie im ersten Kriege schon betreten hatten. Sie behaupteten von ihrem ganzen Lande nur die Westküste; die Bewohner der übrigen Gegenden, besonders die Streitbaren, befestigten sich auf dem Berge Ira. Von diesem Punkte setzte nun Aristomenes seine Streifzüge so glücklich fort, daß die Spartaner sich entschließen mußten, das von ihnen besetzte Messenien und die nächstgelegenen Gegenden Lakonien's nicht zu bebauen, weil Aristomenes meistens die Früchte raubte. Dies veranaßte beinahe eine Hungersnoth und einen Aufstand unter den Besitzern dieser Felder, welchen Tyrtäus zu unterdrücken Mühe hatte.

Da aber Aristomenes immer kühner ward, und sich weit umher wagte, so wurde er, nebst funfzig seiner Begleiter, endlich bei einer solcha Gelegenheit von den Spartanern gefangen, und in die Gruben (Cäaen) gestürzt, welche den zum Tode Verurtheilten bestimmt waren. Doch entkam er, allein von allen seinen Gefährten, die gleich beim Hinabstürzen ihren Tod fanden, aus diesem furchtbaren Orte. Die mit wunderbaren Umständen ausgeschmückte Sage läßt ihn durch einen Fuchs gerettet werden, dem er bis zu seinem aus der Höhle führenden Gange folgte. Jubelnd empfingen ihn die Seinigen auf dem Berge Ira. Gleich darauf schlug er die mit den Feinden verbündeten Korinther, und überzeugte so die Spartaner nachdrücklichst, daß er lebe und wirke, als sie dem Gerüchte von seiner Rettung nicht hatten glauben wollen. Gegen einen solchen Feind glaubten sie sich nun jedes Mittel erlauben zu dürfen. Da sie, um ihr heiliges Fest der Hyacinthien*) zu feiern mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage geschlossen hatten, und Aristomenes im Vertrauen auf diesen Vertrag in Messenien umherzog, wurde er von einigen im Sold der Spartaner stehenden kretensischen Bogenschützen überfallen, gebunden, und nach

*) Dieses Fest wurde zu Amyklä drei Tage lang gefeiert, und war eines der Hauptfeste bei den Spartanern. Nächstdem waren die Gymnopädien und die Karneen vorzügliche Feste. Bei dem letztern, welches neun Tage dauerte, wurde das Leben im Lager nachgeahmt.

Sparta gesandt. Aber unterweges, als sie in dem Hause einer Messenischen Frau einkehrten, wurde er von diesem unvermeidlichen Untergang durch die Tochter derselben gerettet.

So schien also Aristomenes unüberwindlich, und mit ihm auch sein Volk; dennoch nahte nun der Untergang Messenien's heran. Einst ward Aristomenes auf einem Streifzuge verwundet, und dadurch verhindert, auf die Hütung Ira's die gewohnte Sorgfalt zu verwenden. Die Wachen wurden vernachlässigt, und die Spartaner, welche durch einen Sklaven Kunde davon bekommen hatten, erstiegen die Burg. Drei Tage und drei Nächte wehrten sich die Messenier unter der Führung ihres Helden wie Verzweifelte; als die Uebermacht endlich eine längere Vertheidigung unmöglich machte, suchte Aristomenes noch die wenigen Ueberbleibsel seines Volks zu retten. Er sammelte sie um sich, stellte sich an die Spitze, zog frei durch die gefällten Glieder der Spartaner, welche den Untergang dieses letzten Haufens nicht noch mit einem blutigen Kampfe erkaufen wollten, und ging nach Arkadien (668). Von hier aus wandten sich die geflüchteten Messenier, in Verbindung mit einem andern Haufen ihrer Landsleute, der den westlichen durch den Berg Ira bisher geschützten Theil von Messenien bewohnt hatte, nach der Italischen Stadt Rhegium, an dessen Gründung Messenier Theil genommen hatten. Aristomenes selbst begab sich zu Damagetus, dem Könige von Ialysus auf Rhodus, der, auf den Ausspruch des Delphischen Orakels, daß er sich mit der Tochter des Vortrefflichsten unter den Griechen verheirathen solle, die des Messenischen Helden zur Frau genommen hatt. Im Begriff, weiter nach Asien zu gehen, starb Aristomenes auf jener Insel. Die in dem Messenischen Lande zurückgebliebenen Einwohner wurden von den Spartanern in den Stand der Heloten versetzt, und die sämmtlichen Ländereien vertheilt.

Mit gleichem Ruhme, obgleich nicht mit eben so glänzendem Erfolge, kämpften die Spartaner, sowol während des Messenischen Krieges, als auch in späteren Zeiten, mit Arkadien und Argos. Dem Letztern rangen sie in erbitterten Kämpfen die Landschaft Cynuria ab, die als Grenzbezirk lange Zankapfel zwischen beiden Staaten gewesen war. Sparta's Macht war jetzt bei weitem die erste auf der Halbinsel; auch wurden ihr von den meisten übrigen Staaten derselben die erste Stelle und der Vorrang eingeräumt. Ein solches Verhältniß, mit dem Griechischen Ausdrucke Hegemonie (Oberleitung) genannt,

war anfänglich nur auf freie Waffengenossenschaft unter der Anführung eines bedeutenden Staats berechnet, führte aber, wie die spätere Geschichte lehrt, für die untergeordneten Bundesglieder leicht zu großer Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit und Freiheit. Vergebens rang Argos nach dieser Stellung im Peloponnes; es war viel zu schwach, den Anspruch durchzusetzen, da es nicht einmal aller Städte in seiner eignen Landschaft Argolis hatte Meister werden können. Indeß entzog es sich der Hegemonie Sparta's, dessen Macht und Ruhm dessenungeachtet immer mehr wuchsen. Wie groß dieses Ansehen im sechsten Jahrhundert auch schon außerhalb des Peloponnes war, sieht man an dem Beispiel des Krösus, welcher, wie oben erzählt ist, sich an Sparta, als an den mächtigsten Griechischen Staat, um Hülfe gegen Cyrus wandte.

---

12. Solon, Gesetzgeber in Athen.

(594 vor Chr.)

Fast drei Jahrhunderte später als Sparta, ging der Athenische Staat durch Solon zu einer festen Form über. Hier, wie dort, machten große Verwirrungen eine neue Ordnung der Dinge nöthig, aber Athen gestaltete sich in einem ganz andern Geiste.

Früh hatte das Königthum auch in Athen dem aufkeimenden republicanischen Geiste der Griechen weichen müssen, aber bei einer Gelegenheit, wo der Haß gegen dasselbe die Gestalt der Dankbarkeit und Hochachtung annehmen konnte. Als nämlich die Dorer im Peloponnes die oben erwähnten Eroberungen gemacht hatten, drangen sie auch über die Landenge vor, und bekriegten die Athener. Ein Orakel, heißt es, hatte in diesem Kampfe den Dorern den Sieg versprochen, wenn der König von Athen, damals Kodrus, nicht von ihnen getödtet werden würde. Kodrus, von diesem Orakel unterrichtet, faßte den heldenmüthigen Entschluß, seinem Volke den Sieg um den Preis seines Lebens zuzuwenden. Als Bauer verkleidet begab er sich in das feindliche Lager, fing durch Beschimpfung eines Dorers Händel an, und ward in dem daraus entstandenen Streite erschlagen. Aber bald ward unter der schlechten Hülle der königliche Herrscher erkannt; die Peloponnesier verzweifelten an einem glücklichen Ausgange, und gaben den Krieg gegen Athen auf. Doch bemächtigten sie sich beim Abzuge der Stadt Megara, welche bei dieser Gelegenheit Dorisch wurde (1068).

Die Athener, welche das Verdienst ihres Königs ehren wollten, wußten sehr geschickt die Pflicht der Dankbarkeit mit ihren politischen Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen. Kein Sterblicher, sagten sie, sey es werth, der Nachfolger eines solchen Königs, wie Kodrus, zu seyn, und Keiner als Jupiter solle von nun an in Athen regieren. Man schaffte also die königliche Würde ab, und der älteste Sohn des Kodrus, Medon, wurde unter dem bescheideneren Titel eines Archon an die Spitze des Staats gestellt. Die neue Würde glich zwar in so fern der bisherigen königlichen daß sie lebenslänglich und erblich war, zeigte aber darin schon ein republicanisches Element, daß die Archonten von ihrer Verwaltung Rechenschaft schuldig waren.

Aber allmählig durchdrang die republicanische Richtung die Verfassung immer mehr, und nach einem Zeitraum von dreihundert Jahren, bei dem Tode des Alkmäon, des dreizehnten dieser lebenslänglichen Archonten aus dem Geschlechte des Kodrus, hörte die Würde auf, lebenslänglich zu seyn, und wurde auf einen Zeitraum von zehn Jahren beschränkt (752). Doch schloß man sich so viel als möglich dabei noch immer an das Geschlecht des Kodrus an. Aber auch dieses mußte endlich aufhören, als seit 682 statt Eines Archonten Neun*) gewählt, und die zehnjährige Dauer in eine einjährige verwandelt wurde. Eine größere Anzahl von edlen Familien — die oben (S. 185.) genannten Eupatriden — gelangte nun zur Theilnahme an dieser höchsten Würde, und eine vollendete Aristokratie war die langsam erzeugte Frucht aus dem Samen, den Kodrus' Tod ausgestreut hatte.

Aber dies wurde kein Ruhepunkt, sondern nur ein neuer Wendepunkt in der staatsbürgerlichen Entwicklung, zu welcher der Athenische Staat bestimmt war. Eine Volksherrschaft sollte aus der Asche der Adelsherrschaft hervorgehen, denn diese verzehrte sich allmählig selbst in der Glut ehrgeiziger Leidenschaften, da die edlen Geschlechter, gegen einander feindselig, sich die Herrschaft über Athen streitig machten, oder das Volk bedrückten. Eine Reihe von inneren Unruhen und Kämpfen, woran die benachbarten Staaten, wie Megara und Böotien, auch wol Theil nahmen, machen daher den Inhalt der Geschichte Athen's in diesem Zeitraume aus.

*) Der eine dieser Archonten hieß Eponymos, weil das Jahr nach ihm benannt wurde; einer hieß Basileus (König), und ordnete die religiösen Angelegenheiten; die militärischen leitete der dritte, der Polemarch. Die sechs übrigen hießen Thesmotheten, und waren der Rechtspflege vorgeordnet. Doch wurde diese bestimmte Abgrenzung erst später eingeführt.

Man sehnte sich endlich nach einer festen Gesetzgebung, und durch den Archon Drako ward sie veranstaltet (624). Aber seine Gesetze ordneten nicht die Verfassung, sondern bezogen sich nur auf polizeiliche und peinliche Fälle. Diese Einseitigkeit und eine unüberlegte Strenge (auf das kleinste Verbrechen, z. B. Obstdiebstahl und Müßiggang, war Todesstrafe gesetzt) veranlaßten, daß die Gesetzgebung des Drako bald wieder aufgehoben wurde, aber die Gährungen dauerten fort. Ein Mann, Namens Cylon, von vornehmer Abkunft, der durch eine Heirath mit der Tochter des Tyrannen von Megara seinen mächtigen Familienanhang noch mit auswärtiger Unterstützung verstärkt hatte, faßte im Vertrauen auf diese Hülfsmittel den Entschluß, sich der Oberherrschaft in Athen zu bemeistern. Es gelang ihm auch, die Burg (die Akropolis) zu erobern. Kaum unterrichtet davon eilten die Athener, besonders unter der Anführung der nicht minder mächtigen Familie der Alkmäoniden, die ihren Ursprung von dem Atheniſchen Königsstamme ableitete, herbei, sie wieder zu gewinnen, und die in derselben eingeschlossenen Anhänger Cylon's geriethen bald wegen Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln in große Noth. Cylon selbst wußte sich noch durch eine glückliche Flucht zu retten, seinen Genossen aber blieb nichts übrig, als flehend den Altar in der Burg zu umfassen. Ihre Feinde lockten sie aber unter dem Versprechen, ihres Lebens zu schonen, von diesem Zufluchtsorte fort, und tödteten sie dann, so wie noch Andere, die zu den Altären der Furien geflüchtet waren.

Dieser gegen die Religion verübte Frevel wälzte nun allen Haß von dem Cylon auf die Alkmäoniden, als die Haupturheber jener Missethat; es kämpften die Parteien mit neuer Heftigkeit gegen einander, die Alkmäoniden wurden vertrieben, die Anhänger des Cylon kehrten wieder in die Stadt zurück, und lange Zeit hindurch blieb diese Begebenheit Veranlassung zu weiteren Kämpfen*). Um die Blutschuld zu sühnen, holte man den Epimenides aus Kreta, einen Weisen, der für einen gottbegeisterten Seher galt, herbei. Er vollzog die Sühnung durch gottesdienstliche Handlungen, und verließ die Stadt, nicht ohne durch seinen Einfluß und sein Ansehen das in diesen unruhigen Zeiten verwilderte Volk milder gestimmt und eine gründliche Heilung der herrschenden Uebel vorbereitet zu haben.

*) Wir werden finden, daß sogar beim Anfange des Peloponnesischen Krieges diese Blutschuld den Athenern von Sparta vorgerückt und zum Gegenstande einer Anklage gemacht wurde.

Fortwährende Quelle dieser Unruhen waren der Mangel einer festen Gestaltung der staatsbürgerlichen Verhältnisse und die verschiedenen Wünsche der Bewohner Attika's, welche sich, nach den Gegenden der Landschaft, die sie bewohnten, auch politisch trennten. Die Pedier (Bewohner der Ebene), wozu die Reichen gehörten, wollten eine Oligarchie, die Diakrier (Bergbewohner) glaubten das ganze Volk zur Regierung berufen, und die Paraler (Küstenbewohner) standen als gemäßigte Partei zwischen Beiden in der Mitte. An die Diakrier schloß sich die große Masse der Armen an, welche bei den Reichen tief verschuldet waren (eine Erscheinung, die sich fast in allen Staaten jener Zeit findet), und ihnen ihre kleinen Besitzungen oder ihre Personen hatten verpfänden müssen. Bei der Strenge, mit welcher die Gesetze die Rechte der Gläubiger schützten, lebten sie unter einem harten Drucke, und waren daher entschlossen, gegen ihre Peiniger die verzweifeltesten Maßregeln zu ergreifen.

Es war gewiß keine kleine Aufgabe, so viele Leidenschaften durch Besonnenheit, so viele Stürme durch Ruhe, und den harten Sinn dieser Zeiten durch Milde zu besiegen.

Aber zum Glück für die Athener lebte der Mann unter ihnen der Alles dies vermochte, und dies war Solon. Schon als Jüngling erregte sein glänzender Verstand und die Würde und Weisheit seines Benehmens große Erwartungen. Als ein berühmter Weiser seiner Zeit, und als ausgezeichneter Dichter, hatte er die herrlichsten Gaben, auf die Menschen zu wirken, empfangen. Sein tiefer Ernst ward durch eine heitre Sanftmuth zur höchsten Liebenswürdigkeit gesteigert, und da er seinen größten Ruhm in der Bescheidenheit suchte, so hatte er fast gar keine Feinde. Eben so war er durch seine bürgerliche Lage, die ihn gleich weit von dem übermüthigen Stolze der vornehmen Geschlechter und von der blinden Verzweiflung des bedrängten Volks entfernte, vorzüglich fähig ein vermittelnder und aussöhnender Gesetzgeber zu werden.

Durch mehrere Thaten, die er zum Heile des Staats ausgeführt, hatte er schon dem Volke seine Tüchtigkeit gezeigt, und die Aufmerksamkeit auf seine Kraft und Weisheit hingelenkt. Ihm verdankte man die Wiedereroberung der Insel Salamis, welche den Athenern von Megara streitig gemacht wurde, und deren Besitz sie mit vieler Anstrengung lange Zeit vergeblich zu behaupten gesucht hatten. Es war daher endlich durch ein förmliches Gesetz die Todesstrafe darauf gesetzt,

wenn Einer die Eroberung wieder in Anregung bringen würde. Solon aber stellte sich wahnsinnig, und sagte auf dem Markte ein elegisches Gedicht her, welches die verbotene Aufforderung enthielt. Nur dieser Muth, von Neuem den Anstoß zu geben, hatte gefehlt, denn die jungen Männer in Athen waren längst mit dem Gesetze unzufrieden. Nun wurde es aufgehoben, ein neuer Kriegszug unter Solon's Leitung unternommen, und Salamis gewonnen. Dies erhöhte seinen Ruhm und sein Ansehen nicht wenig. Auch die einflußreiche Gunst des Delphischen Orakels fehlte ihm nicht, denn er hatte die Amphiktyonen bewogen, die Cirrhäer, welche sich an dem Heiligthume des Gottes vergriffen hatten, mit Krieg zu überziehen und zur Ehre des Gottes zu strafen.

Alles dieses erwarb dem Solon das gerechte Zutrauen, daß er der Mann sey, die großen Gebrechen des Staats zu heilen. Er wurde Archon (594), und nun verlangte Alles eine neue Gesetzgebung und Umbildung der Verfassung von ihm. Ja seinen Freunden schien dies noch nicht genügend, sie wünschten, daß er sich zum Tyrannen von Athen machen möge. Solon aber hielt dies für unräthlich und gefährlich, eine Mäßigung, die ihm sogar übel ausgelegt, und von Einigen für Mangel an Verstand erklärt wurde.

Der Gesetzgebung unterzog er sich desto williger und mit desto größerem Erfolge. Sie mußte einen vermittelnden Charakter erhalten, da Solon bei der heftigen Spaltung unter seinen Mitbürgern die Aufgabe hatte, entgegengesetzte Wünsche zu befriedigen; daher er auch auf die Frage, ob er den Athenern die besten Gesetze gegeben habe, antwortete: „die besten, die sie zu empfangen fähig waren". — So wünschte der bedrückte und verschuldete Theil des Volks, Solon möchte, nach der Weise des Lykurg, die Ländereien nach einer gewissen Gleichheit unter Alle vertheilen. Aber der Gesetzgeber entschloß sich zu einem weniger gewaltsamen Auswege, um dem ärmern Theil des Volks zu Hülfe zu kommen, nämlich zu der sogenannten Seisachtheia, d. i. Lasterleichterung. Diese ist von den Meisten für eine gänzliche Aufhebung der Schulden erklärt worden. Wir sehen aber aus dem Plutarch, daß es alte Schriftsteller gab, welche berichteten, die Lasterleichterung habe theils in der Herabsetzung des Zinsfußes, theils in einer Erhöhung des Münzwerthes, um den dritten Theil etwa bestanden, wodurch also auch bei der Rückzahlung des Capitals der Schuldner eine große Begünstigung genoß. Und diese Meinung ist gewiß die

richtige, denn gänzliche Aufhebung aller Schuldverpflichtungen ist freilich noch keine Ackervertheilung, aber doch eine so ungerechte und in ihren Folgen verderbliche Maßregel, daß man sie der milden Weisheit des Solon nicht zutrauen kann. Wahrscheinlich wurden auch Alle, welche Schulden halber in der Sklaverei lebten, jetzt frei; wenigstens verordnete Solon, daß der Schuldner seine persönliche Freiheit nicht mehr verpfänden solle. Daß er aber, wie die Geschichtschreiber versichern, durch diese Einrichtungen weder die Armen noch die Reichen ganz befriedigte, spricht gewiß für die Billigkeit und Unparteilichkeit seiner Verordnungen.

Das Recht des Volkes, an der Regierung Theil zu nehmen, bestimmte Solon durch folgende Anordnungen. Er theilte die Bürger in vier Classen, nach dem Maße ihres Vermögens. Wer von seinen Ländereien einen jährlichen Ertrag von fünfhundert Medimnen*) an flüssigen und trocknen Erzeugnissen hatte, gehörte zu der ersten Ordnung, deren Mitglieder daher Pentakosiomedimnoi hießen. Die zu der zweiten Classe Gehörigen mußten dreihundert Maß einnehmen, sie hießen Hippeis (Ritter), weil die Reiterei aus ihnen genommen wurde. Die in der dritten Classe hießen Zeugitai, und hatten zweihundert Maß jährlicher Einkünfte. Diese drei ersten Classen mußten mit einer vollständigen Rüstung versehen seyn; sie leisteten im Kriege den Dienst als Hopliten (Schwerbewaffnete). Alle Uebrige, die weniger Einkommen hatten, machten die vierte Classe, die Thetes, aus. Sie waren die Leichtbewaffneten des Heeres, auch, besonders späterhin, der größte Theil der Bemannung der Flotte.

Nach der Solonischen Verfassung konnten nur die drei ersten Classen Regierungsämter bekleiden; die vierte und zahlreichste hatte, außer dem Antheil an dem Richteramte, das Recht, in der Volksversammlung zu stimmen, wie die übrigen, und dieses Recht war in Athen kein geringes. Denn die Volksversammlungen übten die höchste und eine unbeschränkte Gewalt im Staate, worin der vorherrschende Demokratismus in der Atheniſchen Verfassung lag. Hier mußten alle Gesetze bestätigt werden, hier wurde über Krieg und Frieden beschlossen, zu den Aemtern gewählt u. s. w. Da jeder Bürger hier gleiche Rechte hatte, so wurde auf die echte Abstammung eines Atheniſchen Bürgers genau gesehen, und Solon hatte den Zugang zum Bürger-

*) Der Medimnus kommt ungefähr mit dem Berliner Scheffel überein.

rechte sehr erschwert. Bei Lebensstrafe durfte kein Ausländer in diesen Versammlungen erscheinen.

Der zu großen Beweglichkeit und dem Leichtsinne, der in solchen Volksversammlungen zu herrschen pflegt, wollte Solon durch zwei Staatsbehörden, deren Verhältnisse und Bestimmung er neu ordnete, Besonnenheit und Einsicht entgegensetzen. Die eine war der Areopagus, welchem der Gesetzgeber, als einem schon vor ihm vorhandenen Blutgerichte, wahrscheinlich eine neue, zu dem Ganzen seiner Gesetzgebung passende Einrichtung gab. Die Mitglieder desselben bestanden aus den jährlich abgehenden Archonten, und ihr Wirkungskreis umfaßte, außer der Entscheidung über Hauptverbrechen, noch die wichtige Aufsicht über die Religion, die Gesetze und die Sitten der Einwohner, ja in dringenden Fällen übte der Areopagus sogar die höchste Gewalt in Staatsangelegenheiten, auch gegen die Volksversammlungen, aus. In den früheren Zeiten konnte gewiß nichts Wichtiges ohne ihn vorgenommen werden. Ihre Versammlungen hielt diese Behörde meistens bei Nacht im Finstern, damit die Richter sich nicht durch die Mienen der Beklagten bestechen lassen könnten; auch mußten die Redner alle Eingänge und bewegenden Rednerkünste weglassen, und den Fall trocken und unparteiisch vortragen. Die ganze Form dieses Gerichtshofes hatte etwas Feierliches, und war darauf berechnet, Scheu und Ehrfurcht einzuflößen.

Den Senat oder die Rathsversammlung (βουλή) richtete Solon so ein, daß jede der vier Phylen hundert Bürger aus den drei ersten Classen dazu stellte, und der ganze Rath also aus vierhundert Mitgliedern bestand. Diese wurden auf Ein Jahr, und (was eine völlig demokratische Einrichtung war) durch das Loos gewählt, mußten sich aber, wie alle Beamten in Athen, einer strengen Untersuchung über ihr vergangenes Leben (Dokimasie) unterwerfen. Der Rath hatte das Recht, die Volksversammlungen zu berufen, und alle Angelegenheiten vorläufig zu untersuchen, ehe sie dem Volke öffentlich vorgelegt wurden, also auch die Befugniß, solche Gegenstände, die er nicht für zuträglich hielt, der Erörterung in den Volksversammlungen gänzlich zu entziehen. Er konnte Gesetze geben, welche ein Jahr lang ohne die Zustimmung des Volks gültig waren; ihm stand die Ausrüstung der Heere und der Flotte zu, er konnte Staatsverbrecher greifen und festsetzen lassen, und Der, welcher den (täglich wechselnden)

Vorsitz im Rathe führte, hatte die Bewachung des Staatssiegels, so wie die Schlüssel des Schatzes und zur Festung.

Diese beiden Behörden verglich Solon mit zwei Ankern, um den bewegten und unruhigen Staat daran zu befestigen. Durch sie sollte die Volksversammlung gezügelt werden, aber die folgende Geschichte wird uns lehren, wie diese doch fortschreitend ihre Macht ausdehnte, und wie durch Schwächung der ihr gegebenen Gegengewichte die dem Volke tief eingepflanzte Richtung zur Demokratie immer höher stieg.

Denselben Geist athmeten auch mehrere die Privatverhältnisse betreffende Gesetze. Jeder Athenische Bürger durfte über seine Güter ein Testament machen. Vor Solon war dies nicht erlaubt, sondern das Vermögen mußte bei der Familie bleiben, als ein gemeinsames Stammgut. Jetzt aber konnte, wer keine Kinder hatte, es vermachen wem er wollte. Das Vermögen, sagt Plutarch, wurde auf diese Weise erst zum Eigenthum. — Ferner war allen Bürgern erlaubt, Handwerke zu treiben, und kein Sohn war verpflichtet, seinen Vater im Alter zu ernähren, wenn er ihn keine Kunst hatte erlernen lassen; zwei Gesetze, durch welche der Sinn der Athener für Kunstfleiß und Handel befördert wurde, dessen ein zur Schifffahrt so gut gelegenes, und eben nicht fruchtbares Land wie Attika sehr bedurfte. Sehr merkwürdig ist das Solonische Gesetz, kraft dessen Jeder, welcher nicht bei einem Aufstande Partei nahm, für ehrlos erklärt und verbannt werden sollte. Auf den ersten Anblick kann dies sonderbar scheinen, aber näher betrachtet, muß man die tiefe Weisheit dieses Gesetzes bewundern. Die Unruhen im Staate haben oft nur darum so schlimme Folgen, weil die Bösen und Unverständigen auf beiden Seiten dann allein handeln, die Rechtlichen und Besonnenen hingegen sich gewöhnlich jedes Antheils enthalten; zumal für Republiken gibt es nichts Verderblicheres als einen solchen Mangel der Theilnahme am Staatswohl.

Die Erziehung der Jugend machte Solon nicht in dem Grade zur Staatsangelegenheit wie Lykurg, sondern überließ sie mehr dem Willen der Einzelnen, wie diese größere Freiheit, diese höhere Achtung der Individualität überhaupt ein hervortretender Grundzug der Athenischen Staatseinrichtungen, im Gegensatz mit den Spartanischen, ist. Gymnastik war, der allgemeinen Griechischen Sitte gemäß, in Athen wie in Sparta eine Hauptbildungsschule der Jugend, aber nicht in der rauhen Strenge wie dort. Die Freiheit und Vielseitigkeit, welche der Thätigkeit der Athener in ihrer Verfassung eingeräumt war, zog

auch alle geistige, wissenschaftliche und künstlerische Cultur in den Kreis ihrer Bildung, besonders als Reichthum und vielfacher Verkehr den Staat auf's höchste belebten.

Die Liebe zum Vaterlande auf mannichfache Weise anzuregen, lag in dem Geiste jeder antiken Gesetzgebung. In Athen gehört die Einrichtung dahin, vermöge welcher die Kinder aller Derer, welche mit den Waffen in der Hand fielen, auf Kosten des Staats erzogen werden sollten, und eine andere, aber wahrscheinlich erst nach Solon entstandene Sitte, die Gebliebenen selbst durch ein öffentliches Leichenbegängniß und durch Reden zu verherrlichen.

Der herrschenden Milde der Solonischen Gesetzgebung war es angemessen, daß man Jeden gerichtlich belangen durfte, welcher einen Armen, ein Kind, ein Weib oder einen Sklaven beleidigte. Daher man zu sagen pflegte, daß die Sklaven in Athen ungebundener wären, als in manchen Staaten die Freien. Um Fortschritt und Entwicklung, nach dem Maße der aus veränderten Verhältnissen entspringenden Bedürfnisse, zu befördern, wollte Solon, daß seine auf hölzerne Tafeln geschriebenen Gesetze nur hundert Jahre gelten sollten. Der ganze Rath schwur, die Gesetze zu halten, und besonders mußten die Thesmotheten eidlich geloben, im Uebertretungsfalle dem Delphischen Gotte eine goldne Bildsäule zu weihen.

Nach allen diesen Vorkehrungen beschloß nun Solon, Athen zu verlassen. Zehn Jahre sollte seine Abwesenheit dauern; in dieser Zeit hoffte er, würden seine Gesetze die nothwendige Selbständigkeit erhalten haben. Er bereis'te Aegypten, Cypern und andere Länder; daß er auch zum Könige Krösus nach Lydien kam, ist oben schon erzählt.

---

13. Pisistratus und seine Söhne.

(560—510 vor Chr.)

Indeß zeigte sich in Athen bald, daß die Verfassung der schützenden Hand ihres Ordners noch sehr bedurft hätte. Es ist schon erwähnt, daß die Furcht vor fortwährenden Schwankungen in Einigen sogar den Wunsch hatte entstehen lassen, Solon möchte sich zum Oberherrn von Athen machen. Und was dieser von sich gewiesen, das ergriff jetzt einer seiner Verwandten, Pisistratus, der neben trefflichen Eigenschaf-

ten auch eine große Herrschbegierde besaß, und jene der Tyrannis nicht ungünstige Stimmung der Gemüther zu seinem Vortheil benutzte.

Sobald nämlich Solon sich entfernt hatte, traten jene oben erwähnten drei Parteien sogleich wieder gegen einander auf, weil jede derselben einseitig nach größeren Vortheilen trachtete, als die ausgleichende Gesetzgebung Solon's ihr gegeben hatte. Hier stand Pisistratus an der Spitze der Diakrier. Zu seiner Partei gehörte also der ärmere Theil des Volks, welches von dem überlegenen Geist, der einnehmenden Beredsamkeit und den sanften Sitten seines Führers gänzlich beherrscht wurde. Auf diese Vorliebe des Volks bauend, bediente er sich, um die Herrschaft zu gewinnen, folgender List. Er verwundete sich selbst, ließ sich so auf den Markt bringen, und betheuerte, daß er wegen seiner politischen Grundsätze von seinen Feinden angefallen worden sey. Das Volk, welches ihm glaubte, erbot sich, für ihn zu kämpfen und ihn zu schirmen, und nun brachte einer von den Freunden des Pisistratus in Vorschlag, dem gemißhandelten Volksfreunde funfzig Keulenträger zur Leibwache zu geben, welches seine Anhänger zugestanden, seine Gegner aber nicht zu hindern wagten. Pisistratus vermehrte diese Leibwache bald darauf beliebig, besetzte mit derselben die Burg, und herrschte ohne Widerstand über Athen (560).

Solon war damals schon von seiner Reise zurückgekehrt. Da theils die Bewegung der Parteien seinen öffentlichen Einfluß überwog, theils auch sein ruheliebendes Alter ihn von dem Strudel des öffentlichen Lebens abzog, hatte er durch persönliche Unterhandlungen mit den einzelnen Parteihäuptern eine Aussöhnung zu Stande zu bringen gesucht, aber vergeblich. Auch als Pisistratus sich die Leibwache zu verschaffen wußte, widersetzte er sich und forderte das Volk auf, sich nicht von der Schlauheit desselben täuschen zu lassen. Und obschon er nachher noch fortfuhr, den Athenern in Reden und Gedichten ihre Thorheit und Feigheit vorzuhalten, hörte doch Pisistratus nicht auf, ihn zu achten und zu lieben, und bediente sich auch seines Rathes. Solon starb bald nachher, und Pisistratus ehrte das Andenken des großen Mannes durch die Beobachtung seiner meisten Gesetze und Staatseinrichtungen. Wie denn erzählt wird, daß er, als er schon Tyrann war und des Mordes angeklagt wurde, sich vor das Gericht des Areopagus gestellt habe

Dennoch war die Herrschaft des Pisistratus noch nicht so befestigt, daß er über jeden Widerstand erhaben gewesen wäre, und nach einigen

Jahren wurde er von den beiden anderen Parteien aus der Stadt verjagt. Aber die Häupter derselben, Lykurgus und Megakles, geriethen bald in Zwist, und der Letztere, ein Alkmäonide, fürchtete zu unterliegen. Daher wandte er sich an den Pisistratus, und versprach, ihm wieder zur Oberherrschaft zu verhelfen, wenn er sein Schwiegersohn werden wolle. Pisistratus nahm das Anerbieten an, und Beide ersannen zum Behufe der Rückkehr eine List, von welcher Herodot meint, daß sie für Hellenen, die von jeher durch Geschick und Klugheit sich von den Barbaren unterschieden hätten, und namentlich für Athener, die wieder an Weisheit für die ersten unter den Hellenen gehalten würden, ein wenig grob gewesen sey. Sie suchten sich nämlich eine durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Frau auf, wappneten sie mit voller Rüstung und herrlichem Schmuck, und stellten sie so auf einen Wagen. Dann fuhren sie mit ihr in die Stadt, und ließen Herolde voraufgehen, welche riefen: „Nehmt mit Liebe den Pisistratus auf, welchen die Göttin Athene selbst unter allen Menschen am meisten ehrt, und ihn in ihre eigne Burg führt.“ Schnell verbreitete sich das Gerücht, Athene selbst setze den Pisistratus wieder ein, und seine Herrschaft ward von Neuem anerkannt.

Aber nicht lange, so veruneinigten sich Pisistratus und Megakles. Dieser verband sich wieder mit den Unzufriedenen, und Pisistratus verließ Attika freiwillig. Er begab sich nach Eretria, und verschaffte sich dort aus benachbarten Staaten, die gegen ihn von früherer Zeit Verbindlichkeiten hatten, Geld und Menschen. Mit diesen kam er nach Verlauf von elf Jahren nach Attika zurück (538), besetzte Marathon, und bekam hier noch einen großen Zulauf von Athenern. An der Spitze dieses Haufens ging er nun auf die Stadt selbst los, und schlug seine Gegner, die sich bis dahin der größten Sorglosigkeit überlassen hatten und nun erst gegen ihn herauszogen, in die Flucht. Den Fliehenden sandte er mit kluger Vorsicht sogleich seine Söhne nach, welche Jeden ermunterten, gutes Muthes zu seyn und nach Hause zu gehen. So wurden seine Gegner, die nicht in der Schlacht geblieben waren, zerstreut, und der Befestigung seiner zum dritten male erworbenen Herrschaft stand kein Feind mehr im Wege. Die Alkmäoniden, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, vermochten sie nicht zu erschüttern, und Pisistratus herrschte unangefochten bis an seinen Tod (528) mit Mäßigung und Gerechtigkeit, und stets bemüht, geistige Bildung über Athen zu verbreiten.

Er hinterließ die wohlbefestigte Herrschaft seinen Söhnen Hippias und Hipparch. Beide Brüder herrschten und handelten auch ganz mit der Milde und in dem Geiste ihres Vaters. Sie erhoben als Abgabe den zwanzigsten Theil der Erzeugnisse, waren Anführer im Kriege, und verrichteten die Opfer; im Uebrigen blieb Alles bei der bestehenden Verfassung, und sie sorgten nur dafür, daß immer Einer von ihnen unter den Archonten war. Dabei begünstigten sie die Kunst und die Künstler; Hipparch verordnete, daß die Rhapsoden am Feste der Panathenäen die Homerischen Gedichte durchsingen sollten; den Anakreon von Teos und den Simonides aus Ceos, zwei berühmte Dichter dieser Zeit, ließ er nach Athen kommen, und fesselte den Letztern durch große Freigebigkeit an sich.

Dennoch war diese Herrschaft dem republicanischen Sinne der Athener verhaßt. Aber trotz dieser Gesinnung wären die Brüder vielleicht unangetastet geblieben, wenn nicht Rache wegen erlittener persönlicher Beleidigungen zwei Männer, Harmodius und Aristogiton, zu dem Vorsatze bewogen hätte, die Pisistratiden am Feste der Panathenäen zu ermorden (514). Aber ihre Dolche erreichten nur den Hipparch, Harmodius wurde von der Leibwache auf der Stelle umgebracht, den Aristogiton ließ Hippias ins Gefängniß schleppen und schrecklich foltern. Eine spätere, wenig verbürgte Nachricht sagt, er habe statt seiner Mitschuldigen aus Rache alle Freunde des Hippias angegeben, die der Tyrann in der ersten Hitze alle habe hinrichten lassen; ja seine Geliebte, Leäna, habe sich auf der Folter die Zunge abgebissen, um auch vom heftigsten Schmerze nicht zum Verrath gezwungen werden zu können *).

Jetzt fing aber die Tyrannei erst an, denn Hippias, zum Mißtrauen gereizt, suchte nun Furcht mit Furcht zu vertreiben. Jeder Verdächtige wurde übel behandelt, und um die fremden Miethlinge, denen er sich allein anvertraute, zu besolden, übte er die härtesten Erpressungen aus. Die freiheitsliebenden Athener fanden nun diese Herrschaft vollends unerträglich, und Viele wandten sich zu den jetzt in der Fremde lebenden Alkmäoniden. Diese, voll Begierde, Athen zu befreien und sich an ihren Gegnern zu rächen, sahen sich nach fremder

*) Ihren Tyrannenhaß bekundeten die Athener durch die glänzenden Ehren, welche sie dem Andenken des Harmodius und Aristogiton in der Folge erwiesen. Es wurden ihnen eherne Bildsäulen gesetzt; ihre späten Nachkommen genossen noch der Freiheit von Abgaben. Volksgesänge feierten ihre Namen und ihren Ruhm.

Hülfe um, und wußten das Delphische Orakel durch Bestechung für ihre Zwecke zu gewinnen. So oft Spartaner nach Delphi kamen, schlug ihnen die Pythia vor, die Athener zu befreien. Sparta folgte endlich diesen Aufforderungen, und sandte ein Heer nach Attika. Hippias rief die Thessalier zu Hülfe, und widerstand dadurch eine Zeit lang; als aber eine stärkere Macht von Spartanern unter dem Könige Kleomenes erschien, so zogen die Thessalier ab, und die Pisistratiden wurden in ihre Burg eingeschlossen. Die Spartaner gingen nun zwar auch bald fort da sie nicht Lust zu einer langen Belagerung hatten, aber durch einen Zufall wurden die Kinder der Pisistratiden gefangen, und so nöthigte man sie, der Herrschaft zu entsagen und Athen zu verlassen (510). Hippias begab sich erst nach Kleinasien, wo er durch Verwandtschaft Verbindungen hatte, und späterhin zu den Persern.

---

14. Unruhen in Athen nach der Vertreibung der Pisistratiden. (510—504.)

Durch diese Umwälzung war die Familie der Alkmäoniden wieder zur ersten in Athen geworden. Aber ihr und dem Klisthenes, ihrem Haupte, stellte sich bald eine Partei unter Isagoras entgegen, der, gleichfalls aus einem berühmten Geschlechte, entweder bloß dem Klisthenes Ansehen und Einfluß streitig zu machen, oder vielleicht gar eine neue Tyrannis zu gründen suchte. Klisthenes glaubte diesen Bestrebungen nur durch kühne Neuerungen in der Verfassung entgegenwirken zu können. Er stellte sich daher auf die andere Seite, und suchte durch Befestigung und Erweiterung der Demokratie das Volk für sich zu gewinnen, um so dem Isagoras sein auf aristokratischen Verbindungen ruhendes Ansehen zu entreißen. Er nahm Fremde, ja sogar Sklaven, unter die Bürger auf; jene uralte Eintheilung in vier Phylen (S. 185.) änderte er, indem er zehn Phylen bildete: eine Einrichtung, welche den Staat darum demokratischer machen mußte, weil sie die alten Verbindungen und Genossenschaften auflöste, und die Bürger unter einander mischte. Da aus jeder Phyle fünfzig für den Senat genommen wurden; so wurden die Mitglieder desselben dadurch bis zu Fünfhundert vermehrt. Auch die Einführung einer eigenen Art von Verbannung aus dem Staate, genannt Ostracismus (Scherbengericht, weil die Bürger den Namen des zu Verbannenden

auf Scherben schrieben), schreibt eine Nachricht dem Klisthenes zu. Wenn nämlich ein Bürger durch persönlichen Einfluß und mächtigen Anhang ein allzugroßes, die demokratische Gleichheit bedrohendes Uebergewicht erhielt, und sich so vielleicht den Weg zur Herrschaft zu bahnen vermochte, so konnte er, ohne eines bestimmten Vergehens angeklagt zu seyn, durch die Mehrheit der Stimmen zur Verbannung verurtheilt und, nicht zur Strafe, sondern zur Sicherheit des Staats, auf einige Zeit aus demselben entfernt werden. Ja selbst wenn die Absicht nicht entschieden auf einen bestimmten Bürger ging, wurde von Zeit zu Zeit dieses Scherbengericht gehalten, um denjenigen, welcher als der Hervorragendste, und darum Gefährlichste erschien, zu beseitigen *). Eifersüchtige Wachsamkeit gegen möglichen Mißbrauch von ausgezeichneten Gaben liegt in der Natur demokratischer Verfassungen; hier wurde sie aber auf eine Spitze getrieben, wodurch der verderblichsten Willkür Spielraum gegeben wurde, Partei sucht und der Neid kleiner Geister die trefflichsten als Opfer fordern konnten.

Durch die kühnen Schritte des Klisthenes überwältigt, rief die Partei des Isagoras die Spartaner zu Hülfe, und diese unterließen nicht, bei dieser Gelegenheit ein schiedsrichterliches Ansehn in Athen geltend zu machen. Sie forderten, wie Isagoras es angegeben, die Verbannung des Klisthenes, und zwar unter dem Vorwande, daß er noch von dem Frevel verunreinigt sey, den sein Geschlecht, die Alkmäoniden, vor langer Zeit durch den Mord der Anhänger des Cylon verübt hatte. Klisthenes verließ hierauf die Stadt, dennoch erschien der Spartanische König Kleomenes mit einem kleinen Heerhaufen in Athen, um Alles nach Isagoras' Wunsch einzurichten (508). Er verbannte auf einmal siebenhundert Familien, hob den Rath der Fünfhundert auf, und wollte einen andern von Dreihundert einsetzen, die Alle Anhänger des Isagoras waren. Allein so ruhig ließ man dies nicht geschehen. Die Fünfhundert reizten das Volk, die Waffen zu ergreifen, und die Spartaner wurden in der Burg belagert. Schon am dritten Tage schlossen sie einen Vertrag und zogen ab; weislich verließ Isagoras mit ihnen das Attische Gebiet. Klisthenes kehrte mit

*) Plutarch. Nicias, c. 11. γιγνομένης ὀστρακοφορίας, ἣν εἰώθει διὰ χρόνου τινος ὁ δῆμος ποιεῖσθαι, ἕνα τῶν ὑπόπτων, ἢ διὰ δόξαν ἄλλως, ἢ πλοῦτον, ἐπιφθόνων ἀνδρῶν, τῷ ὀστράκῳ μεθιστὰς εἰς δέκα ἔτη.

den übrigen Verbannten zurück, und Viele von Denen, die den Spartanern angehangen, wurden hingerichtet.

Da aber zu fürchten war, daß die beschimpften Spartaner mit verstärkter Macht wiederkehren würden, so faßten die Athener den bittern Entschluß, ein Bündniß bei den Persern zu suchen. Der Satrap in Sardes empfing die Gesandten mit dem vornehmen Uebermuth, welchen der Diener eines Königs, der einem halben Welttheil gebot, sich gegen einen kleinen Staat erlauben zu dürfen glaubte, für dessen Kräfte er nur einen Asiatischen Maßstab hatte. Er fragte sie, aus welchem Welttheile sie kämen, und wollte den verlangten Schutz bewilligen, wenn sie dem Großherrn Erde und Wasser, als Zeichen der Unterwerfung, gäben. In Erwägung der Gefahr ihres Landes willigten die Gesandten ein, wurden aber dafür zu Hause sehr übel angesehen.

Auch würde der Persische Beistand wol zu spät gekommen seyn, denn Kleomenes, voll Wuth über die erlittene Schmach, hatte bereits aus dem ganzen Peloponnes ein zahlreiches Heer gesammelt, und selbst die Böotier, nebst der Stadt Chalcis auf Euböa, zum Beitritt bewogen, um den Isagoras zurückzuführen und als Tyrannen einzusetzen. So ward Attika von zwei Seiten zugleich angefallen, und es würde verloren gewesen seyn, wäre die feindliche Macht nicht eine verbündete gewesen. Dies rettete Athen. Die Korinther besannen sich zuerst, daß sie ein ungerechtes Werk befördern sollten: auch fürchteten sie wol Sparta's Uebermacht, wenn Athen ganz unterjocht würde, und traten daher zurück. Auch die beiden Könige der Spartaner selbst entzweiten sich unter einander *), und ein Theil des Heeres ging nach Hause. Der andere, zu schwach, mußte wol folgen, und so blieben noch die Böotier und Euböer, die von den Athenern mit leichter Mühe zum Lande hinausgeschlagen wurden. So bewährte sich, fügt nach der Erzählung dieser Begebenheit Herodot hinzu, die Vortrefflichkeit einer bürgerlichen Gleichheit. Denn so lange Tyrannen über sie herrschten, übertrafen die Athener keinen ihrer Nachbarn im Kriege, als sie aber ihre Freiheit erlangt hatten, wurden sie bei weitem die Ersten.

Dieses Gedeihen Athen's erschreckte die Spartaner. Sie bedachten, sagt Herodot, daß das Athenische Volk, wenn es frei bliebe, ihnen über den Kopf wachsen, in der Knechtschaft aber schwach und zum

*) Es wurde bei dieser Gelegenheit in Sparta das Gesetz gegeben, daß nie beide Könige zugleich mit einem Heere ausziehen sollten.

Gehorsam bereitwillig seyn würde, und da sie dazu noch erfuhren, daß jene Sprüche der Pythia Einflüsterungen der Alkmäoniden gewesen waren, so ließen sie den Hippias aus Kleinasien kommen, um ihn mit Hülfe der Bundesgenossen wieder in Athen einzusetzen (504). Allein in der Versammlung der Verbündeten, wo Sparta diese Absicht vortrug, erhob sich wieder ein Korinther, Sosikles, und stellte vor, daß es am wenigsten den Spartanern zieme, die Freiheit da, wo sie vorhanden sey, aufzuheben, und die Knechtschaft in die Städte einzuführen. Er schilderte zugleich durch Erzählungen von der Grausamkeit und Willkür des Korinthischen Tyrannen Periander (oben S. 234.) die Gräuel einer solchen Herrschaft so lebhaft, daß Alle ihm beistimmten, Sparta seinen Plan aufgeben, und Hippias unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Dieser setzte nun seine Hoffnungen auf die Perser, und bot Alles auf, den Artaphernes, den Bruder des Darius, welcher Statthalter in Sardes war, wider die Athener zu reizen. Artaphernes ließ auch schon unter Drohungen den Athenern befehlen, den Hippias wieder aufzunehmen. Allein die Athener wiesen eine solche Zumuthung standhaft von sich, entschlossen, lieber in offnen Krieg mit den Persern zu treten, welchen denn auch bei dieser gegenseitigen Spannung der Gemüther die nächste Veranlassung herbeiführte. Doch ehe wir die Erzählung über diesen merkwürdigen Wendepunkt hinausführen, ist es nothwendig, vorher noch andere Verhältnisse in der äußern und innern Entwicklung der Hellenen in Betracht zu ziehen.

---

15. Colonien der Griechen.

Wenn man das Griechische Volksthum in seiner vollständigen Erscheinung betrachtet, so machen die zahlreichen Colonien einen nicht weniger wichtigen Bestandtheil desselben aus, als das Mutterland. Wie die Hellenen in jener Bildungszeit ihres Volkes, welche von der Dorischen Wanderung bis auf die Zeiten der Pisistratiden verfließt, die hemmenden Schranken nach allen Richtungen durchbrachen: so gingen sie auch geographisch über die Grenzen des eigentlichen Hellas hinaus, und bald dem Triebe zu wandern und sich auszubreiten folgend, bald durch Handelsvortheile gelockt, bald durch die allzugehäufte Bevölkerung einer Landschaft, bald durch politische Rücksichten und Bedrängnisse bewogen, zogen sie aus, und ließen sich in der Nähe und

Ferne faſt an allen Küſten des Mittelmeeres nieder. Wohin ſie auch kamen, ſie blieben Hellenen, und bewährten an allen Orten die Ueberlegenheit ihrer Geiſteskraft und Bildung über die anderen Völker, welche ſie mit einem Geſammtnamen Barbaren*) nannten. Auch an der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung des Mutterlandes nahmen die Colonien nicht nur Theil, ſondern die Kleinaſiatiſchen Griechen, beſonders die Jonier, ſchritten in mancher Rückſicht darin dem eigentlichen Hellas ſogar voran. Die Verhältniſſe zwiſchen dieſen Pflanzorten und ihren Mutterſtädten waren ſehr verſchieden. Politiſche Abhängigkeit fand außer den Fällen, wo die Colonie vom Staate zu einem beſondern Behufe angelegt war, gar nicht Statt; meiſtens aber erhielten ſich das Gefühl der Verwandtſchaft, Pietät und Anhänglichkeit durch die Jahrhunderte.

Die Veranlaſſung zu dieſen Anſiedelungen in Kleinaſien und auf den nahe gelegenen Inſeln, oder vielmehr den erſten Anſtoß dazu, gaben, wie ſchon erwähnt iſt (S. 231.), die Doriſchen Eroberungen im Peloponnes, und neben den verdrängten Joniern und Aeolern erſcheinen hier auch Dorer. Unter den Aeoliſchen Städten auf dem feſten Lande war Kyme die wichtigſte, noch anſehnlicher aber Mitylene auf der Inſel Lesbos, der Hauptniederlaſſung der Aeoler. Smyrna war auch eine Aeoliſche Pflanzſtadt, ſpäterhin aber wurde es von Flüchtlingen aus Kolophon eingenommen, und dadurch zu einer Joniſchen Stadt. Die Joniſchen Niederlaſſungen waren die bedeutendſten unter allen Griechiſch-Aſiatiſchen; die anſehnlichſte dieſer Städte, oder vielmehr ganz Kleinaſien's, war Miletus, höchſt wichtig durch ausgebreiteten Handel, beſonders nach dem Schwarzen Meere, welcher ſie zur Anlegung ſo vieler Pflanzorte veranlaßte, daß man deren ſiebzig bis achtzig zählte. Auch Phocäa war durch Handel, welcher ſich nach den weſtlichen Theilen des Mittelmeers richtete, ausgezeichnet. Epheſus iſt vorzüglich durch den berühmten Dianentempel bekannt. Auch Kolophon war eine anſehnliche Stadt. Bedeutend durch Seemacht waren die Inſeln Samos und Chios; erſtere war am mächtigſten unter dem Tyrannen Polykrates. Die Dorer hatten auf dem feſten Lande die Städte Halikarnaſſus und Knidus inne, dann die Inſeln Rhodus und Kos.

*) Jeder Nicht-Grieche hieß ein Barbar. Aus dieſer ältern Bedeutung des Worts iſt erſt die andere, vermöge welcher es einen ungebildeten, rohen und wilden Menſchen bezeichnet, hervorgegangen.

Wie diese Kleinasiatischen Pflanzstädte erst von den Lydern, und dann von den Persern unterworfen wurden, ist oben (S. 139 und 146) erzählt. Nur ein großer Theil der Phocäer, und die Einwohner des gleichfalls Jonischen Teos, wollten lieber auswandern, als Knechtschaft erdulden. Die ersteren gingen nach Korsika, wo Phocäer schon vorher die Stadt Alalia gebaut hatten; nachdem sie aber gegen die verbündeten Etrusker und Karthager in einem Seetreffen zwar gesiegt, doch ihre meisten Schiffe eingebüßt hatten, konnten sie sich auf Korsika nicht länger halten und gründeten an der Südwestküste Italien's die Stadt Hyele (bei den Römern Velia). Die von Teos gingen nach Abdera in Thracien, welches nun ihre Niederlassung wurde. Zwar gab der weise Bias den Joniern den Rath, sämmtlich nach Sardinien zu schiffen, dort eine große Stadt zu bauen, und in Freiheit und Wohlstand zu leben, aber sie befolgten ihn nicht.

Weiter waren die Griechischen Colonien zahlreich am Schwarzen Meere; die ansehnlichste und wichtigste unter allen dort gelegenen war Sinope, eine Colonie von Milet. Ferner war Heraklea in Bithynien, von Megarern und Böotiern angelegt, eine bedeutende Stadt, besonders in den letzten Zeiten des Persischen Reiches blühend. Selbst das rauhe Klima der Norduser des schwarzen Meeres scheuten diese unternehmenden Männer nicht. An der Mündung des Borysthenes (Dnieper), in der Nähe des heutigen Oczakow, lag Olbia, wo sich gleichfalls die Milesier niedergelassen hatten, und von dort einen sehr großen und ausgebreiteten Handel trieben. Auch auf der Taurischen Halbinsel und an den benachbarten Ufern des Palus Mäotis (des Asowischen Meeres) setzten sich die Milesier fest. Es entstand hier ein Griechisches Königreich, das Bosporanische Reich genannt, dessen Hauptstadt Pantikapäum (in der Nähe des heutigen Kertsch) war. Dieses Reich war die Kornkammer von Griechenland und besonders von Athen. Der ansehnliche Handel machte die dortigen Fürsten reich und mächtig. Selbst bis zum Ausflusse des Don waren diese Bosporanischen Griechen vorgedrungen und hatten dort, nicht weit von dem heutigen Asow, Tanais angelegt, welches durch Handel mit Pelzwerk und Sklaven zu einem wichtigen Orte emporwuchs.

In Thracien ist besonders Byzantium (das spätere Constantinopel), von den Megarern gestiftet, bemerkenswerth, und an der Macedonischen Küste waren Olynthus und Potidäa ansehnliche Colonien, letztere von Korinth.

An der Nordküste von Africa, westlich von Aegypten, legten Griechen von der Insel Thera (wo sich Spartaner und Minyer niedergelassen hatten) Cyrene an, eine große, herrliche Stadt und durch Handel bedeutend. Die Griechen breiteten sich dort sehr aus, und legten noch andere Städte an, so daß Cyrene Hauptort einer ganzen Griechischen Landschaft wurde.

Unteritalien war mit Griechischen Pflanzorten so besetzt, daß es davon den Namen Groß-Griechenland erhielt. Sie entstanden, so wie die Sicilisch-Griechischen Städte, meist später als die östlich vom Mutterlande gelegenen, im achten und siebenten Jahrhundert, und wie in Asien der Jonische, so herrschte hier mehr der Dorische Stamm vor, obschon auch die anderen Stämme in Unteritalien und Sicilien ansehnliche Städte angelegt hatten. Die Griechischen Niederlassungen gelangten auf dem Italischen Boden schnell zu einer außerordentlichen Blüthe und Macht. Zu den ansehnlichsten gehörten: Tarent, gestiftet 707 von den Spartanern; Sybaris, 720 von den Achäern angelegt, war groß und volkreich, und der durch den Handel erzeugte Reichthum hatte hier solche Ueppigkeit hervorgebracht, daß Sybaritismus sprichwörtlich den höchsten Grad weichlicher Schwelgerei bezeichnet. In einen Krieg mit Kroton verwickelt, wurden die Sybariten völlig geschlagen, und ihre Stadt 510 zerstört. Später wurde an dem Platze, wo Sybaris gestanden, von Athen aus Thurii angelegt. — Kroton, von den Achäern gegründet (710), und wieder Mutter anderer Städte in Unteritalien, eine überaus volkreiche Stadt, welche mächtige Heere ins Feld stellte. — Lokri Epizephyrii, im achten Jahrhundert von den Lokrern im Mutterlande gegründet, hatte an dem berühmten Zaleukus (um 660) einen weisen Gesetzgeber. Kumä war eine sehr alte Colonie der Chalcidier auf Euböa, welche Jonischen Stammes waren; von ihr ging Neapolis aus. Rhegium war theils Chalcidischen, theils Messenischen Ursprungs.

In Sicilien herrschten die Griechischen Einwanderer so vor, daß sie das Hauptvolk der Insel ausmachten. Die größten und ansehnlichsten dieser Städte waren Dorisch. Syrakusä (735 von Korinth aus gegründet), eine der bevölkertesten und glänzendsten Städte des ganzen Alterthums; Gela (690 von Rhodus) gründete wieder Agrigent, nächst Syrakus die wichtigste Stadt in Sicilien. Ansiedler aus Kumä hatten Zankle gebaut; dieser Stadt bemächtigte sich um die Zeit der Perserkriege Anarilas, Tyrann von Rhegium, der aus einem

Messenischen Geschlechte war. Von nun an hieß die Stadt Messene oder Messana (das heutige Messina). Chalcidische Colonien waren Leontini und Katana. Aus letzterer Stadt stammte ein sehr berühmter Gesetzgeber, Charondas, dessen Gesetze mehrere Griechische Städte in Italien und Sicilien annahmen. Noch entfernter vom Mutterlande blühte an der Gallischen Küste Massalia oder Massilia (das heutige Marseille), welches die Phocäer angelegt hatten, bedeutend durch Handel, eine durch weise Einrichtungen ausgezeichnete Verfassung, Cultur und großen Einfluß auf die Barbaren.

---

16. Das Delphische Orakel, die heiligen Spiele und die Bundesgenossenschaften.

Neben der großen Sonderung unter den Hellenen, indem nicht nur die einzelnen Landschaften von einander getrennt waren, sondern auch in den meisten Landschaften jede Stadt einen besondern Staat ausmachte, gab es auch wieder manche Bande, welche die Getrennten verknüpften. Dahin gehören besonders der gemeinsame religiöse Cultus und die daran geknüpften Orakel, Festgemeinschaften und Bundesgenossenschaften; dann auch die gemeinsame Sprache, und die Dicht- und Redekunst, die sich derselben als Organ bediente.

Unter den Griechischen Orakeln war das zu **Delphi** das angesehenste und einflußreichste. Delphi, eine kleine Stadt in der Landschaft Phocis, lag am südwestlichen Abhange des berühmten Gebirges Parnassus, in dessen Schluchten man hier eine Höhle entdeckt hatte, welche einen betäubenden Dampf ausstieß. Wer diese Dämpfe einathmete, wurde dadurch in eine Verzückung versetzt, in welcher er, wie man glaubte, von der Gottheit begeistert, ihren Willen verkünden, und die Zukunft enthüllen könnte. Anfangs wurde die Erde selbst als Orakelgeberin betrachtet, dann Themis, endlich Apollo. Als der Dienst dieses Gottes hier eingeführt ward, bekam die Ertheilung der Götterspräche die Gestalt eines festen Instituts mit bestimmten Ordnungen und Satzungen. Das Ansehn dieses Orakels stieg immer höher, es wurde das berühmteste in Griechenland und die Verehrung, die man ihm zollte, erstreckte sich, wie das Beispiel des Krösus zeigt, auch auf das Ausland. Der Bezirk um den Apollotempel war mit überreichen Weihgeschenken angefüllt; hier sah man in der Folge, als die bildende

Kunst unter den Griechen die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichte, die trefflichsten Kunstwerke in großer Zahl. Neben Götter- und Heroenstatuen fanden sich die Bildsäulen von Königen und Feldherren und die der Sieger in den verschiedenen Griechischen Spielen aufgestellt; Schätze von Gold, Silber und andern Kostbarkeiten, die seltensten Stücke aus der Kriegsbeute, eherne Schilde, Schiffsschnäbel u. s. w. wurden hier aufbewahrt, und kurze Inschriften bezeichneten den Geber und die Veranlassung des Geschenks. Eine Menge Opferer, Wahrsager, Zeichendeuter und Unterbediente vermehrten die Pracht des Delphischen Götterdienstes, und reichten doch kaum hin, die vielen Fremden zu befriedigen, die von allen Orten her nach Delphi strömten, um den Apoll zu befragen. Die Priester bestanden meistens aus den vornehmsten Einwohnern von Delphi; alle aber fanden in dem Zusammenfluß so vieler Fremden, in den vielfachen Feierlichkeiten und Aufzügen, Beschäftigung und Vortheil.

Nur an bestimmten Tagen ertheilte das Orakel seine Antworten; in späteren Zeiten in jedem Monate einmal. Die Fragenden mußten sich auf mannichfache Weise vorbereiten und des Götterspruchs würdig machen, durch Gebete, Reinigungen und Opfer. War Alles dies geschehen, so wurde die dazu bestimmte Priesterin, Pythia genannt, von den Priestern ins innere Heiligthum geführt, und auf einen mit Lorbeerzweigen umflochtenen großen Dreifuß gesetzt, der gerade über der vorhin erwähnten dampfenden Höhle stand. Kaum hatten die unterirdischen Dämpfe sie durchdrungen, so bekam sie gräßliche Zuckungen, ihr Haar sträubte sich empor, die Augen verdrehten sich, ihr Mund schäumte, und in der höchsten Raserei stieß sie endlich unter fürchterlichem Geheul abgebrochene Worte aus, welche die Priester auffingen, und daraus die Antworten zusammen setzten, die meist in Versen, und zwar gewöhnlich in Hexametern, abgefaßt waren.

Die bisher erzählte Geschichte hat schon viele einzelne Beispiele aufgeführt, und die folgende wird deren noch mehrere anführen, welche beweisen, daß in Griechenland, besonders bei dem Dorischen Stamme, nichts Bedeutendes vorgenommen wurde, worüber man nicht vorher die Meinung des Delphischen Orakels eingeholt hatte. Die Völker gehorchten den Aussprüchen des Gottes, ließen sich da und dorthin senden, und Wohnsitze anweisen. Dieser große Einfluß des Delphischen Orakels, so wie der Orakel überhaupt, ging hervor aus der dem ganzen Alterthume gemeinsamen Vorstellung von dem unmittelbaren Ver-

kehr der Götter mit den Menschen, und dem Glauben, durch die vorschauende Weisheit der Ersteren Winke zu empfangen, welche die Beschränktheit der menschlichen Einsicht erweiterten. Mischte sich hierin auch Aberglauben, müssen wir auch aus dem Standpunkte unserer gereinigten Religionsbegriffe die Begierde, den Schleier der Zukunft zu lüften, als verwerflichen Vorwitz tadeln: so war es doch ein tiefes religiöses Gefühl, welches zu den Orakeln trieb, und eine heilige Scheu, die es verhinderte, in wichtigen Angelegenheiten etwas ohne Rath und Zustimmung der Götter zu beschließen. Die Antworten und Rathschläge, welche die Fragenden an den heiligen Orten erhielten, gingen keineswegs, wie häufig gemeint worden ist, nur aus Priesterbetrug hervor, und in ihrer ersten Entstehung waren die Orakel nicht etwa Anstalten, deren sich herrschsüchtige Priester bedienten, um den Volksglauben schlau zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen. Vielmehr muß man annehmen, daß die Antworten in den alten Zeiten in demselben Sinne gegeben wurden, in dem die Fragen gethan waren. Oefters war ihre Wirkung eine sehr heilsame. Viel haben sie dazu beigetragen, die Sitten zu entwildern, die Ausbrüche roher Leidenschaft zu zähmen, blutige Kriege zu hemmen *). In den Zeiten, wo die Macht zweier Staaten Griechenland's noch nicht die aller anderen überragte, wo ihre eifersüchtige Herrschbegier noch nicht zu einem Kampfe entbrannt war, der, wie die Folge zeigen wird, ganz Hellas und alle Verhältnisse der Nation in seinen Strudel zog, entschieden oft die Orakel, wie oberste Leiter, die Angelegenheiten der Staaten, und erhielten Einheit und Eintracht durch versöhnenden Ausspruch. Solche Orakel konnten ihrer Absicht wegen von Denen, welche sie empfingen, für echte Eingebungen der Gottheit gehalten werden, und Diejenigen, welche durch überlegene Geisteskraft das Gute förderten, mochten sich in diesem Sinne selbst wol für berufene Ausleger des Götterwillens halten. Wenn von dem Orakel nicht Rath und Leitung, sondern eine bestimmte Auskunft über künftige Dinge gefordert wurde, so suchten sich die Priester häufig durch den Kunstgriff zweideutiger Antworten zu helfen, wovon die Geschichte des Krösus Beispiele zeigt. Indeß wurden die Orakel allerdings häufig gemißbraucht. Es gab für Ehrgeizige kein sichreres Mittel,

*) So sagt Ephorus, bei Strabo, VIII, p. 422. b., Apollo habe mit der Themis das Orakel zum Frommen unseres Geschlechts gestiftet, und er wirke heilsam, indem er Einige ermahne, Andern verbiete, noch Andern den Zutritt ganz versage.

die öffentliche Meinung zu lenken, und sie fanden Priester, welche für Geld den Gott nach ihren Wünschen reden ließen. Schon oben haben wir in der Geschichte der Alkmäoniden ein solches Beispiel gesehen (S. 263); besonders aber geschah dies in späteren Zeiten, wo mit der Sittlichkeit und der guten Gesinnung auch die Scheu vor den Göttern abnahm.

Die Versammlungen zu den Festen der Götter, wo sich die Griechen ihrer Neigung zur Heiterkeit und fröhlichen Lust ganz überließen, und das Leben mit den schönsten Genüssen zu schmücken verstanden, bildeten mannichfache Vereinigungspunkte, bald für einzelne Landschaften, bald für ganz Hellas. Unter den letzteren, die als Nationalfeste zu betrachten sind, und besonders durch Kampfspiele verherrlicht wurden, waren vor allen die Olympischen Festversammlungen oder Spiele, welche in der Landschaft Elis begangen wurden, berühmt und ausgezeichnet.

Ihre Stiftung wurde in eine ganz mythische Zeit hinaufgerückt, bald diesem, bald jenem Heros, sogar dem obersten Gotte Zeus selbst, am öftersten dem Hercules zugeschrieben; neu gestaltet wurden sie von Iphitus, König in Elis, in Gemeinschaft mit seinem Zeitgenossen, dem Gesetzgeber Lykurg. Damit die Spiele so ungestört als möglich Statt finden könnten, wurde von diesen Männern ein Gottesfrieden daran geknüpft; das ganze Gebiet der Eleer sollte beständig von Einfällen und Verwüstungen frei bleiben, und während der Festzeit sollten die Waffen auch im übrigen Peloponnes ruhen. — Zur Theilnahme waren alle Hellenen berechtigt, Barbaren aber ausgeschlossen.

Die eigentlichen Spiele waren zu Iphitus' Zeiten noch sehr einfach; sie bestanden bloß im Wettlauf zu Fuß. Die anderen Uebungen wurden erst allmählig hinzugefügt. Folgende Beschreibung paßt erst auf spätere Zeiten, auf das goldene Zeitalter der Griechischen Cultur.

Der Platz, auf welchem die Olympischen Spiele gehalten wurden, bestand in einer sehr langen Bahn, nach Art einer Kunststraße geebnet, die in zwei Hälften getheilt war. Die linke Abtheilung hieß Hippodromus, und war für die Reiterübungen bestimmt. Die rechte hingegen, auf der die Kämpfe und Wettrennen zu Fuße geschahen, nannte man Stadium. Dieses war dreihundert Schritte lang; jene Reitbahn war natürlich weit länger. An dem einen Ende der letzteren waren für die Pferde und Wagen mehrere Schuppen, von denen sie auslaufen mußten, und rings umher saßen auf den Höhen unabsehliche Reihen von Zuschauern, deren Jubelgeschrei die Kämpfer beseelte, lobte oder tadelte.

Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem die Nacht vorher mit Opfern und Gesängen zum Preise der Götter gefeiert worden war. Kampfrichter saßen innerhalb der Schranken des Stadiums, und die Athleten oder Wettstreiter traten vor, und riefen die Götter zu Zeugen an, daß sie sich zehn Monate lang zu diesen Kämpfen vorbereitet hätten. Sie waren nackt, und rieben sich die ganze Haut mit Oel ein. Wenn auf die laute Frage des Herolds: „kann irgend Jemand diesen Athleten vorwerfen, die Fesseln getragen, oder ein unanständiges Leben geführt zu haben?" Stille erfolgte, so begann der Wettlauf. Wer zuerst am Ziele war, dessen Name und Vaterstadt wurde laut vom Herolde ausgerufen, und von allen Zuschauern jauchzend wiederholt. Es gab im Hippodromus Wettkämpfe mit Reitpferden, mit dem Zweigespann, und mit dem Viergespann. Der Sieg mit dem Letztern galt für den ehrenvollsten. Das Wagenrennen war sehr gefährlich. Der Lenker stand im Wagen, und seine wilden Rosse stürzten sich mit vielen anderen zugleich auf die Bahn. Manche Wagen zerschellten, und der Sturz beschädigte oder tödtete den Lenker. Am Ziele standen zwei Säulen, durch welche der Wagen in vollem Jagen hindurch mußte, um zwölfmal die nämliche Bahn zu durchrennen. Man suchte dazu die schnellsten Pferde aus, und Könige hielten es für eine Ehre, ihr schönstes Gespann zu den Olympischen Spielen zu senden, um sie in ihrem Namen einen Sieg erringen zu lassen, an dem sie doch keinen Antheil hatten. Denn dem Eigenthümer der Pferde fiel größere Ehre zu als dem Reiter oder Wagenlenker.

Andere Kampfspiele wären noch das Ringen und der Faustkampf. Beim Ringen mußte der Sieger seinen Gegner wenigstens zweimal zur Erde werfen, und ihn so festhalten, daß er sich selbst für überwunden erkennen mußte. Bei dem Faustkampf durften die Athleten sich nicht fassen, sondern bloß schlagen, und dazu waren sie, wie bei allen anderen Uebungen, nackt, und hatten sich die Hand und den Arm noch mit harten Riemen kreuzweis umwunden. Manche erhielten dabei gefährliche Verletzungen; Einige warfen Ströme von Blut aus, Viele mußten vom Schauplatze weggetragen werden. Man erzählt von einem Athleten, dem die Zähne eingeschlagen wurden; er verbiß den Schmerz, schluckte die Zähne hinunter, und sein Gegner, der nun sah, daß sein Angriff nicht gewirkt hatte, hielt sich für verloren, und erklärte sich für besiegt. Außer diesen Kämpfen fand auch noch

das Springen nach der Musik von Flöten, und das Werfen mit einer metallnen Scheibe, Discus genannt, Statt.

Der letzte Tag des Festes war zur Krönung der Sieger bestimmt. Diese geschah unter dem Jauchzen des ganzen anwesenden Volkes, im heiligen Haine, nach vorhergegangenen prachtvollen Opfern. Die Sieger zogen prächtig gekleidet einher, mit Palmzweigen in der Hand; Flöten begleiteten den Zug. Einige Kämpfer saßen auf schönen Pferden oder Wagen, die das Volk mit Blumen bekränzte, der Name des besten Läufers im Stadium ward zuerst ausgerufen, und Alles erscholl von lautem Jubel. Der Preis war ein Kranz von Oelzweigen, welchen die Richter den Siegern auf das Haupt setzten; aber dieser Kranz war der höchste Ruhm in Griechenland, und die Mitbürger eines zu Olympia Gekrönten sahen ihre Vaterstadt in ihm verherrlicht. Sie holten ihn im Triumphe ein, sangen ihm Loblieder, und stellten seine Bildsäule in Marmor zu Olympia auf, wo in folgenden Zeiten ihrer viele Hundert zu sehen waren. Des Siegers Name und Ruhm ertönte durch ganz Griechenland. Ein alter Grieche starb vor Freuden in der Umarmung seines siegenden Sohnes, und bei seinem Begräbnisse folgte die ganze Versammlung der Griechen zu Olympia nach.

Diagoras aus Rhodus, ein edler Grieche, der selbst einmal als Sieger gekrönt worden war, brachte in seinem Alter zwei seiner Söhne nach Olympia, welche die Kampfbahn betraten, und sich den Siegerkranz erwarben. Mit edlem Sinne setzten sie die Kränze ihrem Vater auf das Haupt, hoben den gerührten glücklichen Greis auf ihre Schultern, und trugen ihn im Triumphe mitten unter den Zuschauern umher. Alles wünschte ihm Glück, man bewarf ihn mit Blumen, und ein Lacedämonier trat glückwünschend zu ihm, indem er sagte: Stirb Diagoras! denn in den Himmel wirst du doch nicht steigen wollen; womit er die Unmöglichkeit ausdrücken wollte, daß ihm noch ein höheres irdisches Glück zu Theil werden könnte. Wirklich konnte der Greis so viel Glück nicht ertragen, und vor den Augen der Versammlung sank er entseelt hin.

Regelmäßig alle vier Jahre, und zwar im Julius, wurden die Olympischen Spiele gefeiert. Sie dauerten fünf Tage. Wen die Kampfübungen nicht herbeilockten, den reizte der Zusammenfluß von Künstlern aller Art, denn diese benutzten das große Fest sich gleichsam vor den Augen aller Griechen zu zeigen; Redner und Dichter ihre Werke zu recitiren, Maler ihre Bilder auszustellen. Daß in diesen

Künsten auch Wettkämpfe Statt gefunden hätten, und Preise ausgetheilt worden wären, beruht auf Mißverständnissen *). So vielfache geistige Anregungen mußten für die Entwicklung und das Fortschreiten der Bildung höchst gedeihlich seyn. Unter den vielen von allen Orten herbeiströmenden Griechen fanden sich Freunde zusammen, die sich sonst nie sahen, Viele lernten sich erst hier kennen; schöne Bande umschlangen die Einzelnen wie ganze Städte. Die weiten Ebenen und die Haine an den reizenden Ufern des Flusses Alpheus waren mit fröhlichen Menschen bedeckt; der Grieche lebte hier im vollen Genuß alles dessen, worauf er stolz war.

Da die Olympischen Spiele dazu dienten, alle Hellenen zu vereinen, so wurden sie auch späterhin mit Recht als Grundlage einer gemeinschaftlichen Zeitrechnung angenommen. Der Zeitraum von einer Feier zur andern, welcher vier Jahre in sich schloß, hieß eine Olympiade, deren Zahl man angab, um die Zeit einer Begebenheit zu bestimmen. Mit dem Anfange dieser Rechnung konnte man aber nicht höher hinauf steigen, als bis zu der Feier, wo man zuerst die Sieger aufgeschrieben hatte; dies war im Jahr 776 vor Chr. geschehen, und dieses Jahr daher das erste Jahr der ersten Olympiade **).

Auch in anderen Landschaften gab es ähnliche, allen Hellenen gewidmete Spiele, welche aber den Ruhm und den Glanz der Olympischen nicht erreichten. Dahin gehören die Pythischen, zu Ehren Apollo's, in der zwischen Delphi und Cirrha gelegenen Ebene jedes dritte Olympiadenjahr gefeiert; die Isthmischen, bei der Korinthischen Landenge, dem Poseidon geweiht, in jedem ersten und jedem dritten olym-

---

*) Meier in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Section III, Th. 3, S. 302. Erst Nero veranstaltete einen musikalischen Wettkampf zu Olympia. Bei anderen Festen aber fanden solche künstlerische Preiskämpfe allerdings in den Zeiten des freien Griechenland's Statt, im Flöten- und Citherspiel, in der epischen, lyrischen und dramatischen, sowol tragischen, als komischen Poesie. Böckh Staatshaushaltung der Athener, Bd. II. S. 362.

**) Die öffentliche und bürgerliche Zeitrechnung in den verschiedenen Griechischen Staaten war und blieb indeß keine andere als die, das Jahr durch den Namen der höchsten obrigkeitlichen Person zu bezeichnen. Späterhin verglich man die Verzeichnisse derselben mit denen der Olympischen Sieger, und um die Zeit Alexander's fingen die Geschichtschreiber an, sich in ihren Werken der Rechnung nach Olympiaden zu bedienen. — Wenn man Jahre vor Chr. Geburt in Olympiaden, und umgekehrt, verwandeln will, so muß man noch bemerken, daß die Olympischen Spiele um die Zeit der Sommerwende gefeiert wurden, und das Olympiaden-Jahr folglich den sechs letzten Monaten eines Jahres vor Chr. und den sechs ersten des folgenden entspricht.

oischen Jahre; und die Nemeischen, bei Nemea im Argivischen, zu Ehren des Zeus in jedem zweiten und jedem vierten olympischen Jahre begangen.

An mehrere Festversammlungen, welche zunächst umherwohnende Völkerschaften oder benachbarte Städte bei gemeinschaftlichen Tempeln hielten, schlossen sich auch Bundesversammlungen der theilhabenden Völker an. Durch Stellvertreter ward hier über gemeinsame Angelegenheiten berathschlagt, aber selten ging daraus ein vereinigtes, kräftiges Handeln der Bundesglieder hervor, da sie den Beschlüssen dieser Vereine keine bindende Kraft beilegten. Solche Verbindungen gab es unter den Städten der Jonier in Asien, unter denen von Achaia, Akarnanien u. a. Die umfassendste und wichtigste dieser Verbindungen war der Rath der Amphiktyonen zu Delphi und Thermopylä, dessen Ursprung mythisch auf den Amphiktyon, Bruder des Hellen, zurückgeführt wurde. Er umfaßte viele Griechische Völkerschaften, aber doch bei weitem nicht alle. Der politische Einfluß desselben mochte in früheren Zeiten wol bedeutender seyn, als in späteren, wo steigende Ehr- und Selbstsucht friedliche Bande nicht achtete. Daher ist auch in den Zeiten, wo wir genauere Kenntnisse von der Griechischen Geschichte haben, die Aufsicht dieses Bundes über religiöse Angelegenheiten, namentlich über das Delphische Orakel und die Pythischen Spiele, nicht zweifelhaft; in dem Berufe aber, über die Erhaltung der Bundesstädte zu wachen (von welchem Zwecke in früheren Zeiten ein alter Eid ein unzweifelhaftes Zeugniß gibt), Streitigkeiten zwischen denselben beizulegen, oder einen äußern Feind mit gemeinsamen Kräften abzuwehren, wird seine Wirksamkeit nur zu sehr vermißt.

---

17. Griechische Poesie und beginnende Wissenschaft.

Die Hellenische Sprache, in deren Bildsamkeit, Gesetzmäßigkeit, Klarheit, Tiefe und Wohllaut sich der Geist des Volkes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darstellt, war ein anderes großes Element, in welchem die Hellenen sich ihrer Gemeinsamkeit bewußt wurden. Zwar nahm auch die Sprache Theil an der Trennung und eigenthümlichen Ausbildung der verschiednen Stämme. Denn überall, wo sie sich lebendig entwickelt, folgt sie in ihrer ganzen Gestaltung nicht nur den Besonderheiten der Völker nach ihrem vorherrschenden Geiste, sondern

auch innerhalb der Grenzen desselben Volkes den Stamm- und Ortsverschiedenheiten. So bildeten sich denn auch in Griechenland mehrere Mundarten zu einer eigenen und selbständigen Vortrefflichkeit aus, und eine allgemeine Sprache, aller Gebildeten etwa, konnte, in den besten Zeiten der Nation wenigstens, nicht aufkommen. Die demokratischen Verfassungen, die den Gebildeten mit dem weniger Gebildeten zu verkehren zwangen, und der Umstand, daß mehr gesprochen als geschrieben wurde, trugen dazu das ihrige bei. Aber in dieser Trennung bestand doch dadurch wieder ein Zusammenhang, daß die verschiedenen Mundarten für verschiedene Gattungen der Poesie ausschließliche Organe wurden, deren sich Jeder, welcher darin dichtete, bediente, er mochte dieses oder jenes Stammes seyn. Und dies geschah, weil das Trefflichste in einer jeden Gattung zuerst in einem bestimmten Dialekt erschienen war, und sich dadurch eine Uebereinstimmung der besondern Gattung und des besondern Dialekts, als der entsprechenden Form, von selbst gebildet hatte.

Die Keime und Anfänge der Poesie sind wie bei allen Nationen so auch bei den Griechen im Dunkel des hohen Alterthums verborgen. Daher die ältesten Poeten, welche genannt werden, unter denen besonders die Namen von Orpheus und Musäus hervorragen, noch ganz mythischer Art sind (oben S. 189.). Man schreibt ihnen Entwilderung des Hellenischen Volks durch Poesie, auch Einführung von Mysterien zu, d. i. von Geheimlehren, in welchen höhere Religionswahrheiten aufbewahrt und den Eingeweihten überliefert wurden. Orpheus wird ein Thracier genannt, und auf den Thracischen Ursprung der uralten Poesie deutet hin, daß die den Musen geweihten Berge und Gegenden in grauer Vorzeit von diesem Stamme bewohnt wurden. Die eigentliche Poesie der Hellenen bildete sich erst aus, als das Volk nach der Dorischen Wanderung und den Colonisationen, die sich zunächst daran anreihten, zu einer festern Form des Lebens gelangt, und einzelnen Stämmen, durch die Gunst des Klima's und ihre glückliche Lage, welche Handel und Wohlstand erzeugte, ein schöneres Daseyn zu Theil geworden war.

Dieses Glück hatten besonders die Jonischen Colonien in Asien, und hier blühete in den nächsten Jahrhunderten nach dem Trojanischen Kriege zuerst ein Geist auf, welcher den Einfluß aller jener Gunst des Glückes auf das herrliche Jugendalter einer solchen Nation in seinen wunderwürdigen Dichtungen auf das vollkommenste darstellt. Es war

Homeros, ein Jonier, doch wußte man späterhin nicht, aus welcher Stadt, so daß viele um den Ruhm, ihn geboren zu haben, stritten. Es ist schon erinnert, daß der berühmte Zug nach Troja und die Rückkehr der Helden von dort den Stoff der beiden unter dem Namen dieses Dichters bekannten epischen Gedichte, der Ilias und Odyssee (S. 193. und 209.), bilden. Wegen der lebendigen Darstellung des gesammten Bildungszustandes der damaligen Zeit sind oben einige Scenen aus diesen Werken mitgetheilt, auch ist nicht unerwähnt gelassen, daß Lykurg diese Gesänge zuerst nach dem Mutterlande brachte.

Homer ist als das Haupt und der Meister vieler jüngeren Dichter, die sich an seine Art und Kunst anschlossen, anzusehen. Daß in jenen beiden großen Epopöen Alles von dem Einen alten, großen Homer herrühre, daß sie so fertig aus Einer Hand hervorgegangen, wie in späteren Zeiten ein Dichterwerk, ist von einem großen Kenner und Forscher des Alterthums *) mit Recht bestritten, und sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß gar Manches darin auf Rechnung anderer Sänger, die in seinem Geiste fortdichteten, zu bringen sey. Auch sind diese Gesänge von ihren Urhebern nicht sogleich aufgeschrieben worden; lange Zeit hindurch wurden sie von den Sängern, Rhapsoden genannt, in einzelnen Theilen oder Rhapsodien durch lebendigen Gesang und Vortrag mündlich fortgepflanzt. In der Ilias und Odyssee ist das Vollkommenste, was die Griechen in dieser Dichtart hervorbrachten, geleistet; kein anderes episches Gedicht hat sich auf der Höhe derselben erhalten. Spätere Dichter dieser Gattung, cyklische genannt, weil sie größere oder kleinere Kreise (κύκλοι) von mythischen Sagen in ihren Werken umfaßten, bezweckten statt einer inneren lebendigen Anschauung bloß die Darstellung des historischen Zusammenhangs. Aus ihnen entwickelte sich, und zwar ebenfalls in Jonien, die erste eigentliche Geschichte im sechsten Jahrhundert vor Chr. in ihren Anfängen noch ganz einfach und schmucklos.

Von ganz anderm Geiste ist Hesiodus, dessen Vater aus dem Aeolischen Kyme in Klein-Asien war, der selbst aber zu Askra in Böotien lebte, etwas später als Homer, und bei einem Wettstreite mehrerer Sänger zu Chalcis in Euböa den Sieg davon trug. Wir haben von ihm ein, wahrscheinlich nicht ohne manche Veränderung gebliebenes, Gedicht von der Geburt der Götter und ihrer Abstammung, eine

*) Friedrich August Wolf.

sogenannte Theogonie. Im Hesiodus, dessen Poesie viel kälter und matter ist, als die Homerische, ist dem epischen (erzählenden) Charakter der didaktische (lehrende) beigemischt. Dies zeigt sich besonders an einem andern Werke desselben, „Werke und Tage", worin der Dichter in einer einfachen und milden Sprache mancherlei Regeln zu einer guten Einrichtung des Ackerbaues, des Hauswesens und des menschlichen Lebens überhaupt gibt.

Das Wesen der epischen Poesie ist vollkommene Besonnenheit und Ruhe. Wie ein bloß beschauendes Wesen steht der epische Dichter über seinen Göttern und Helden, nirgends zeigt sich eine stürmische Theilnahme seiner eignen Empfindung; die dichterische Erzählung soll die Stelle der sich vor den Sinnen des Zuschauers entfaltenden Erscheinung oder Begebenheit selbst vertreten. Nicht so die lyrische Poesie. Gerade das, was jene verschmäht, macht ihre eigenthümliche Beschaffenheit aus; sie schildert den Eindruck, welchen die Erscheinungen der moralischen und physischen Welt auf das menschliche Gemüth machen, und stellt ihn dar in der ganzen Mannichfaltigkeit dieser Regungen. Die lyrische Poesie der Griechen entwickelte sich in ihrer Trefflichkeit, nachdem die epische schon gesunken war. Die Dichter derselben gehören meistens dem Aeolischen und Dorischen Stamme an, und dichteten in diesen Dialekten, doch nahmen auch die Jonier an der Ausbildung dieser Gattung Antheil. Leider sind uns von allen diesen herrlichen Blüthen fast nur Fragmente übriggeblieben.

Archilochus aus der Insel Paros, dessen Blüthe zwischen 700 und 676 v. Chr. fällt, ist berühmt durch die Kraft und Bitterkeit seiner Spottgedichte, zu denen er sich zuerst der Jamben bediente. Die Entzweiung mit der Welt regte in ihm die poetische Herbigkeit auf. Ein gewisser Lykambes hatte ihm anfangs seine Tochter versprochen, und verweigerte sie ihm dann. Archilochus rächte dies durch Verse von so schneidender Schärfe, daß sie den Lykambes und dessen Tochter zu dem verzweifelten Entschluß brachten, sich aufzuhängen. Das Alterthum schätzte seine Poesien sehr hoch, und als der Erste und Unerreichte in seiner Gattung wird er neben dem Homer genannt.

Die folgenden Dichter, berühmte Meister der lyrischen Poesie, lebten meistens zwischen 650 und dem Anfang der Perserkriege. Alcäus, aus Mitylene auf der Insel Lesbos, dem Hauptsitze des Aeolischen Stammes, war ein nicht minder berühmter Dichter als Archilochus. An den Staatshändeln seines Vaterlandes nahm er den lebhaftesten

Antheil, und führte die Waffen mit großem Eifer, obschon er einmal (wie auch Archilochus gethan) in der Schlacht die Flucht ergriff. Auch wurden neben seinen zarten Liebesliedern vorzüglich seine von Feuer und Heftigkeit erfüllten Lieder gegen den Tyrannen seines Vaterlandes geschätzt. Ein solcher Tyrannenfeind war auch der strenge Stesichorus aus Himera in Sicilien.

Dieselbe Insel Lesbos erzeugte die glühende Sappho, deren Liebe zu dem schönen Jünglinge Phaon, so wie die dieser Empfindung entsprossenen Lieder, im Alterthum sehr berühmt waren. Man erzählte oder dichtete, daß Sappho das verzehrende Feuer ihrer nicht erhörten Liebe nur in den Fluthen habe löschen können, in welche sie sich von dem Leukadischen Felsen hinabgestürzt. Gleichfalls aus Lesbos soll Terpander gewesen seyn, von dem eine Nachricht sagt, er habe durch die Tonkunst einen Aufruhr zu Sparta gestillt. Ueberhaupt soll er auf die Ausbildung der Musik in Lacedämon vielen Einfluß gehabt haben. Hier lebte und sang auch ein anderer Dichter, Namens Alkman, der nach Einigen auch in Sparta geboren, nach Andern aus Sardes in Lydien war. Des Tyrtäus, und der in derselben Stadt durch seine Gedichte hervorgebrachten wunderbaren Wirkungen, ist schon oben (S. 248.) gedacht. Zu den berühmten lyrischen Dichtern gehören ferner Ibykus aus Rhegium, und Simonides aus der Insel Ceos, dessen Aufenthalt in Athen schon oben erwähnt ist, wie auch, daß er die Freundschaft des Hipparch mit dem Anakreon aus Teos theilte. Die Gedichte des Letztern zeigten den Jonischen Geist in seiner heitern, zu den sinnlichen Freuden hingeneigten Stimmung.

Gleichen Inhalts, aber zugleich voll Klagen über die Vergänglichkeit dieser Lebensfreuden, sind die Elegien des gleichfalls Jonischen Mimnermus aus Kolophon, der viele Nachfolger hatte. Die Benennung Elegie bezeichnete aber bei den Alten weit weniger eine bestimmte und eigenthümliche Gattung der Poesie in Bezug auf den Inhalt, als vielmehr die Form, welche entstand, als dem epischen Hexameter noch der Pentameter zugesellt wurde. In dieser Versart wurden auch kurze, auf Regeln der Sittlichkeit und Lebensweisheit bezügliche Sinnsprüche gedichtet, bei den Griechen Gnomen genannt. Ein solcher Gnomendichter war Solon, der, wie überall wo er hervortritt, so auch auf dem Gebiete der Poesie ausgezeichnet ist; und besonders glänzte in dieser Gattung Theognis, ein Megarer, der etwa funfzig Jahre später als Solon blühte.

Eine solche ganz auf das praktische Leben und dessen Bedürfnisse gerichtete Weisheit trat auch in den Sprüchen der berühmten sieben Weisen Griechenland's hervor, welche ebenfalls in dem Zeitalter des Solon blühten. Solon selbst wurde zu ihnen gerechnet; ferner Thales von Milet; Pittakus aus Mitylene, welcher sein Vaterland von Tyrannen und Gesetzlosigkeit befreite, und die höchste Gewalt, die ihm anvertraut worden war, nach hergestellter Ordnung freiwillig niederlegte; Bias aus Priene in Klein-Asien, der eine große Beredsamkeit besaß, und sie zur Vertheidigung Armer und Unschuldiger vor Gericht anwandte. Er war es, der bei einer Plünderung seiner Vaterstadt, da die Bürger ihre Habe zu retten suchten, ledig hinausging, weil er Alles, was sein sey, bei sich trage; Chilon, ein Spartanischer Ephore; Kleobulus aus Lindus, und Periander, der Tyrann von Korinth*). Man sieht, wie dieselben Männer, welche in Staatsangelegenheiten eine große Rolle spielten, ja zum Theil Ordner und Herrscher ihrer Vaterstadt waren, hier als weise Lehrer erscheinen. So wenig waren Wissen und Handeln in jenen Zeiten getrennt.

In eben diese Periode fällt auch Aesopus aus Phrygien, der berühmte Fabeldichter, dessen Geschichte jetzt für uns selbst zur Fabel geworden ist. Seine artig erfundenen und eingekleideten Geschichten theilte er mündlich mit, und so haben sie sich auch noch lange nachher nur im Munde des Volkes erhalten. Aufgeschrieben wurden sie erst spät.

Neben jener praktischen Lebensweisheit, wie sie sich in den sieben Weisen darstellt, traten aber auch nun schon die Keime wissenschaftlicher Philosophie hervor, anfangs noch im dichterischen Gewande, wie sich denn auch die Philosophie bei den Griechen von dem Mythus und der Poesie erst nach und nach loswand. Die ersten Untersuchungen Griechischer Denker bezogen sich auf die Natur, d. h. nicht nur auf die Erklärung einzelner Naturerscheinungen, sondern auch auf den Urstoff und die Entstehung aller Dinge, deren Gesammtheit die erscheinende Welt bildet. Diese Richtung auf die Natur trat besonders in der Jonischen Philosophie hervor, denn auch die ersten Denker unter den Griechen hat Jonien aufgestellt. Ein solcher war der unter den Sieben schon genannte Thales von Miket (geb. 640), der auch wegen astronomischer und mathematischer Kenntnisse gerühmt wird. In seine

*) Statt der drei letzten sind jedoch im Alterthume von verschiedenen Schriftstellern Andere zu den sieben Weisen gezählt worden.

Fußtapfen traten Anarimenes und Anarimander. Ein anderer tiefsinniger Geist war Xenophanes aus Kolophon, bei dem die feindselige Richtung, welche die Griechische Philosophie gegen die Volksreligion nahm, deutlich hervortrat. Er verließ sein Vaterland und ging nach der Griechischen Stadt Elea in Unter-Italien, woselbst späterhin auch andere Philosophen lebten, die in seinem Geiste philosophirten, und von dieser Stadt Eleatische heißen.

---

18. Die Pythagoräer.

Der Pythagoräische Bund ist eine so merkwürdige Erscheinung in der Geschichte von Groß-Griechenland, und der Stifter desselben ein so außerordentlicher Mann, daß wir ihnen hier einen besondern Abschnitt widmen.

Obschon das Leben des Pythagoras ins sechste Jahrhundert vor Chr. fällt (er ist nach der beglaubtesten Angabe Ol. 49, 2 geboren), und also der völlig historischen Zeit so nahe liegt, so ist doch durch das wunderbare, geheimnißreiche Wesen seiner Wirksamkeit und Lehre auch sein Leben im Alterthume mit so vielen Mährchen und Uebertreibungen ausgeschmückt worden, daß alle näheren Umstände desselben schwankend und ungewiß erscheinen. Er war auf der Insel Samos geboren, und hatte früh eine körperliche und geistige Erziehung genossen, welche die natürliche Schönheit seines Leibes und seiner Seele entwickelte. Zur Vollendung seiner Bildung machte er darauf Reisen, von denen Vieles gefabelt worden; daß er aber Aegypten besuchte, dessen eigenthümliche Verfassung und Weisheit viele Geister Griechenland's an sich gelockt hat, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Manche seiner nachmaligen Einrichtungen tragen Spuren von dem Einflusse Aegyptischer Lehren auf ihn, obschon sie sich auch wol aus ihm selbst und der Griechischen Bildung seiner Zeit entwickelt haben können *). Auch Kreta und Lacedämon besuchte er, und durchreiste Griechenland. Durch seine lehrreichen Vorträge erwarb er sich den damals noch ehrenvollen Titel eines Sophisten oder Weisheitslehrers, den er aber bescheiden in den Namen Philosoph (Weisheitsfreund) verwandelt haben soll, und als man ihn fragte, wie er die Kunst

*) Ritter, Geschichte der Pythagorischen Philosophie, S. 22 fg.

nenne, die er treibe, soll er gleichfalls geantwortet haben: Philosophie, — eine damals noch neue Benennung. Als er in sein Vaterland Samos zurückkehrte, fand er es unter der Herrschaft des Polykrates, und dies scheint ihn veranlaßt zu haben, die Insel bald wieder zu verlassen, und nach Unter-Italien zu gehen, um dort einen Schauplatz für seine Thätigkeit zu suchen. In Kroton trat er zuerst öffentlich auf. Seine körperliche Schönheit, seine auffallende und wahrscheinlich den Aegyptischen Priestern nachgeahmte Tracht in weißen wollenen Gewändern, erregten allgemeine Aufmerksamkeit, sein untadelhafter Wandel, seine mäßige und nüchterne Lebensart, endlich der hinreißende Fluß seiner Beredsamkeit, versammelten eine große Menge von Zuhörern um ihn, und gaben ihm ein Ansehen, durch welches er in Stand gesetzt wurde, eine große Idee, welche ihn erfüllte, ins Leben zu rufen. Es war dies die Stiftung einer Schule oder eines Bundes, dessen Glieder, durch eine eigenthümliche, geheime Gottesverehrung *), durch gemeinsame Bildung und gemeinschaftliches Leben eng vereinigt, theils wissenschaftliche Zwecke verfolgen, theils nach Antheil an der Staatsregierung trachten sollten, damit die öffentlichen Angelegenheiten nicht durch Leidenschaft und Beschränktheit, sondern durch Besonnenheit und Weisheit gelenkt würden. Diesen Einfluß erhielt der Bund auch in der That, wiewol nicht für lange Zeit.

Nicht Jeder, welcher sich meldete, wurde in diese Verbrüderung aufgenommen. Der Meister erforschte zuvor dessen Gemüthsart und Angewöhnungen, erkundigte sich nach seinem vorigen Betragen, und merkte selbst auf seine Gesichtszüge, seine Art sich auszudrücken und auf seinen Gang. Während der Prüfungszeit erfuhr der neue Schüler noch nichts von den Lehren der tieferen Weisheit; er wurde bloß zum Schweigen, zur Bezähmung unzeitiger Neugier und zur Pünktlichkeit in der Ausübung religiöser Gebräuche und täglicher Reinigungen gewöhnt. Wenn er in allen diesen Dingen die Zufriedenheit des Meisters erworben hatte, so wurde er unter die Eingeweihten aufgenommen.

Die ganze Lebensweise der Pythagoräer hatte etwas sehr Eigenthümliches und streng Geregeltes. Am Morgen, wenn sie aufgestanden waren, war ihr erstes Geschäft die doppelte Prüfung, was sie gestern gethan und geredet, und was sie heute thun und denken wollten. In ein weißes, durchaus reines Gewand gehüllt, gingen sie fin-

*) Ritter a. a. O. S. 77.

gend zur Lyra einsam der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten Gebete, und kehrten gesammelt zurück, um sich zu wissenschaftlichen Unterredungen und Beschäftigungen zu vereinigen. Hierauf folgten gymnastische Uebungen, wie sie bei allen Griechen gewöhnlich waren, und dann begann ein kurzes mäßiges Mahl, das nur in Brot und Honig bestand. Dann kamen Beschäftigungen mit den öffentlichen Angelegenheiten an die Reihe; gegen Abend lustwandelten einzelne Freunde zusammen, und wiederholten, was sie gehört und worüber sie gesprochen hatten. Ein Bad beschloß diese Spaziergänge, und dann erfolgte die Griechische Hauptmahlzeit, zu welcher sich die Gesellschaft vertheilte; mehr als zehn Brüder saßen nie beisammen. Hier genossen sie, außer Brot und Früchten, auch Fleisch von Opferthieren und Wein, doch Alles mit der ihnen vorgeschriebenen höchsten Mäßigkeit. Von den Pflanzen sollen den Pythagoräern die Bohnen gänzlich verboten gewesen seyn. Wenn die Brüder sich dann in ihre Zellen vertheilten, stellten sie Betrachtungen über ihre heutigen Fortschritte an, nahmen die Lyra zur Hand, und lockten durch sanfte Gesänge einen leichten, willkommnen Schlummer herbei. Ein täglich so fortgesetztes Leben füllte die Herzen dieser Menschen mit heiligen, überirdischen Gefühlen und Gesinnungen, leitete sie zur wahren Freundschaft, und fesselte sie so an ihren Meister, daß seine Aussprüche ihnen für Orakelsprüche galten. Er hat es gesagt, war einem Pythagoräer der stärkste Beweis für jede Wahrheit.

Welche Rolle die Musik bei den Pythagoräern spielte, geht aus der Schilderung ihrer Lebensweise hervor. Sie betrachteten sie als den Quell aller Harmonie, deren Gesetze und Verhältnisse zuerst von Pythagoras entdeckt wurden. Ueberdies waren ihnen Beschäftigungen mit den eigentlichen Wissenschaften, besonders mit der Mathematik, aufgegeben. Die letztere verdankte dem Pythagoras vorzügliche Entdeckungen, wie unter andern den nach ihm benannten Pythagorischen Lehrsatz, dessen Auffindung ihm so viel Freude machte, daß er den Göttern zum Dank eine Hekatombe (hundert Stiere) opferte. Außer diesen mathematischen Studien waren gewiß moralische und politische Untersuchungen Gegenstände des Unterrichts.

Der Pythagoräische Bund blieb nicht auf Kroton eingeschränkt. Dem Zwecke des Stifters gemäß, verbreitete er sich von da über mehrere Städte Groß-Griechenland's, wo ähnliche Verbrüderungen entstanden, die sich bemühten, Gesetze und Sitten zu verbessern, und

die Staaten nach ihren Grundsätzen zu lenken, zu welchem Zwecke sie die Regierung und Verwaltung in ihre Hände zu bringen, oder großen Einfluß darauf zu erhalten wußten. Eben darum mußte die Form ihrer Verfassungen aristokratisch seyn, und dieses war es, was die Volkspartei gegen sie aufreizte. Kurz nach dem Kriege, in welchem Sybaris zerstört worden war (oben S. 269.), erhob sich zu Kroton ein Aufstand gegen die Pythagoräer, in welchem sie theils getödtet, theils vertrieben wurden. Dieselbe Verfolgung erging über den Bund in den anderen Städten, und wo die Lenkung des Staats in den Händen der Pythagoräer war, wurde sie ihnen entrissen; tiefgreifende Erschütterungen, Unruhe und Gesetzlosigkeit waren die Folgen. Unter den verschiedenen Nachrichten über das Lebensende des Pythagoras ist die wahrscheinlichste, daß es ihm gelang, beim Ausbruche des Aufstandes nach Metapontum zu entfliehen, wo er nach einigen Monaten seinen Tod fand. Er starb in einem hohen Alter. Doch gab es auch nach der Vertilgung des eigentlichen Bundes noch in den folgenden Zeiten Pythagoräer, als eine philosophische Schule; und moralisch-politische und mathematische Studien blieben ihre vorzüglichsten Beschäftigungen. Ein solcher Pythagoräer war unter andern Archytas von Tarent, der zugleich als Feldherr und Staatsmann in seiner Vaterstadt sich berühmt gemacht hat.

---

19. Veranlassung zum Perserkriege durch den Aufstand der Jonier.

Indem wir nun wieder zur politischen Geschichte Griechenland's zurückkehren, kommen wir zu dem großen und entscheidenden Kampfe der Hellenen und Perser, der für die künftigen Schicksale beider Nationen überaus folgenreich wurde. Der Umfang des Persischen Reiches war ungeheuer, aber es bildete, wie wir schon oben in der Geschichte desselben sahen, nur ein schlecht zusammengefügtes Ganze, und enthielt alle Keime innerer Auflösung. So erdrückend daher das Uebergewicht seiner Masse gegen ein kleines Land auch scheinen mochte: es war dennoch dem aufstrebenden Griechischen Geiste nicht gewachsen, der Persien mit Kräften bekämpfte, welche diesem eben so fremd waren, als der Geist, der sie erzeugte. Denn nach allen Richtungen

zeigte sich die vollkommene Verschiedenheit Persien's und Griechenland's, oder, wenn man den Gegensatz in seiner allgemeinern Bedeutung nehmen will, Asien's und Europa's.

In Persien, sagt der Thessalische Jason beim Xenophon, ist Jeder Sklav, nur Einer ausgenommen. Euch Griechen, äußert dagegen beim Plutarch der Perser Artabanus gegen Themistokles, ist Freiheit und Gleichheit vor allem wichtig. Im Persischen Reiche stand ein herrschendes Volk an der Spitze beherrschter Völker, und es gab zwischen den Herrschenden und Beherrschten keinen innern Zusammenhang durch die gleiche Volksthümlichkeit, sondern nur einen äußern der Gewalt und des dadurch erzwungenen Gehorsams. In Griechenland dagegen waren, durch das lebendige Gefühl für staatsbildende Thätigkeit *) im Volke, Regierer und Regierte einander nahe gerückt. Geistige Ueberlegenheit machte sich leicht geltend, und vermochte jede andere Gewalt zurückzudrängen; der Gehorsam war gebaut auf freies Vertrauen. Daher jene Begeisterung und Vaterlandsliebe in Griechenland, mit welchen der Einzelne sich als Werkzeug des Ganzen dachte, und in demselben lebte und handelte. Die Verherrlichung dieses Ganzen und die Sorge für die freie Entfaltung aller geistigen Kräfte des ganzen Volks oder des einzelnen Stammes lag Allen am Herzen, während in jenem Reiche die beherrschten Völker für fremden Ruhm sich natürlich nicht begeistern konnten; das herrschende Volk aber suchte den Werth und das Ziel des Regierens in dem Genuß dessen, was die unterworfenen Völker ihm darbringen mußten. Daher hier Pracht und ins Große getriebene Ueppigkeit die Herrscher kenntlich machte; in Griechenland aber entsagte man entweder mit sittlicher Stärke allem verweichlichenden Genuß, oder vergeistigte ihn durch Kunst und Schönheit. Dieser Geist der Freiheit und Selbständigkeit hing auf das innigste zusammen mit jenem der Griechischen Sinnesart inwohnenden Triebe des Einzelnen, sich in dem Ganzen und dem Ganzen gegenüber auf eine eigenthümliche Weise zu entfalten. Wo Ein-

*) Aristoteles Politik VII, 7. sagt: die Völker der kälteren Gegenden und Europa's sind zwar voll Kraft, aber dürftiger an Geist und Kunst, daher sind sie zwar frei, aber ohne Sinn für den Staat (ἀπολίτευτα), und unfähig, über ihre Nachbarn zu herrschen. Die Asiatischen Völker haben einen sinn- und kunstreichen Geist, aber ohne Kraft. Daher werden sie immer beherrscht und dienen. Das Geschlecht der Hellenen aber ist sinnreich und kräftig, daher lebt es frei, hat die besten Staatseinrichtungen, und könnte über Alle herrschen, wäre es zu Einem Staat vereinigt.

förmigkeit der Gesinnungen und des ganzen Daseyns herrscht, da ist auch die lebendige Kraft der Staaten und der Einzelnen ertödtet; das wahre Leben hingegen entwickelt sich auch in geistiger Beziehung in der Mannichfaltigkeit und dem Formenreichthum der Natur. So in den Landschaften und Gemeinwesen von Hellas. Das friedliche Achaja, mit seinen verbundenen Städten, und das mächtige, aber ewig in sich zerrissene Thessalien; das wilde und rohe Aetolien und das in dem Glanze der alten Sagen prangende Argos; Arkadien mit seinem einfachen Hirtenleben neben dem reichen und handeltreibenden Korinth; das schwerfällige Böotien dicht neben dem kleinen aber von dem lebendigsten Geiste beseelten Attika; das kriegerische und erobernde Sparta und das einem heiligen Frieden gewidmete Elis — welche Verschiedenheiten bieten sie nicht dar, und alle in dem Raume des kleinen Griechenland's! Sie führten bei dem leicht zu erhitzenden Sinne des Volkes allerdings Reibungen und Kämpfe herbei, die oft — wie uns die Messenischen Kriege gezeigt haben — mit leidenschaftlicher Erbitterung geführt wurden. Aber diese Kämpfe hemmten den emporstrebenden Geist nicht, sie dienten vielmehr zur Erhaltung reger Thätigkeit, und entwickelten die Kräfte derjenigen Staaten, welche sich zu Vertretern und Leitern des Ganzen berufen fühlten. Sparta strebte, wie die erzählte Einmischung desselben in die Athenischen Händel bei und nach der Vertreibung der Pisistratiden zeigt, mit seinem Einflusse nun schon über die Grenzen des Peloponnes hinaus. Sein bedächtiger Geist, der zwar die Zukunft nicht mit kühner Hoffnung, aber das Gegenwärtige mit fester Kraft umfaßte, seine wohlgefügte Verfassung, die strengen Gehorsam forderte und fand, sein muthiges Fußvolk, dem eine harte Erziehung und der aus der Absonderung keimende Stolz eine unwiderstehliche Tapferkeit einflößte, der weit verbreitete Stamm, dem es angehörte — Alles dieses bewirkte, daß Viele seine Hegemonie theils aus Vertrauen, theils aus Furcht anerkannten. Aber der Persische Krieg, der diesem Streben Sparta's ein höheres Ziel gab, und es dadurch noch bedeutender und lebendiger machte, entwickelte zugleich die aufkeimende Größe Athen's, dessen Bewohner in Bildung und Sinnesart den Gegensatz Sparta's bildeten. Höchst beweglich und wandelbar gefielen sie sich in Veränderungen und neuen Gestaltungen. In seinen Hoffnungen rasch voraufeilend, in der Durchführung seiner Zwecke schnell und heftig, durch den Handel zu einem geselligen Geiste ausgebildet, knüpfte Athen seine Verbindungen überall in weiter Ferne

an, und begann, in seiner lebendigen Empfänglichkeit für Schönheit und Kunst, auf dem geistigen Gebiete den Hellenen voranzuleuchten. Alles dies nur noch im Keim Vorhandene wurde zu voller Gestaltung getrieben durch den großen Perserkrieg, dessen Veranlassung ein Aufstand der Jonier in Kleinasien gegen die Persische Regierung war.

Histiäus, der Beherrscher von Miletus, dieser Krone aller Griechisch-Kleinasiatischen Colonien, war für den wichtigen Dienst, welchen er dem Darius auf dem unglücklichen Scythenzuge (oben S. 165.) geleistet hatte, mit einem Landstrich in Thracien, am Flusse Strymon, beschenkt worden. Hier legte er eine Colonie an, und erregte dadurch die Besorgniß der Perser, da hier reiche Goldbergwerke waren, und der Ort eine nähere Verbindung mit den Europäischen Griechen erlaubte. Um ihn von dort zu entfernen, berief ihn Darius nach Susa, unter dem ehrenvollen Vorwande, er wünsche einen so verdienten Mann näher um sich zu sehen. An seine Stelle als Statthalter Milet's trat sein Schwiegersohn Aristagoras.

Histiäus vermißte am Hofe schmerzlich die verlorne Freiheit. Aber auch seinem Schwiegersohn brachte das neue Amt kein Glück. Er ließ sich von einer bedrängten Partei auf der Insel Naxos zum Beistande bewegen, und dazu ward ihm ein Perser, Megabates, mit zweihundert Schiffen beigesellt. Unterweges aber entzweiten sich beide Anführer, und Megabates verrieth aus Aerger den Naxiern, die überrascht werden sollten, die nahende Gefahr. So konnten die Bedrohten die besten Vertheidigungsanstalten treffen, und die Flotte mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Aristagoras war nun in großer Verlegenheit; er sollte die großen Kosten des mißlungenen Unternehmens tragen, und fürchtete noch außerdem, die Perser würden ihm die Tyrannis von Milet nehmen. In dieser Noth dachte er auf einen gewaltsamen Ausweg. Er hatte einen großen Anhang unter den Asiatischen Griechen; die Lust zur Empörung war in einem so beweglichen Volke bald angefacht; so wollte er wenigstens seinen Kopf so theuer als möglich verkaufen. Indem er noch schwankte, kam ein treuer Sklave des Histiäus aus Susa bei ihm an, und verlangte, daß ihm der Kopf glatt geschoren würde. Da fand man auf der Haut in wenig Buchstaben einen Aufruf zur Empörung. Histiäus hoffte nämlich bei solcher Gelegenheit nach Jonien zurückgeschickt zu werden. Aristagoras aber, durch diese Aufmunterung in seinem Vorsatz befestigt, schritt nun gleich zum Werke. Bei seinen Landsleuten in Asien wirkte

die Aussicht zur Unabhängigkeit schnelle Vereinigung, die Tyrannen wurden vertrieben, und allen Städten eine Volksregierung gegeben. Aber auch der Beitritt der Europäischen Griechen schien zu einem so gefahrvollen Unternehmen nöthig. Diesen zu erlangen, setzte sich Aristagoras zu Schiffe, und reisete von Stadt zu Stadt. Zuerst wandte er sich nach Sparta; mit einer ehernen Tafel, worauf die Erde abgebildet war, in der Hand, stellte er vor, daß den Anführern Griechenland's nichts näher liegen könne, als die Abkömmlinge dieses Landes aus der Sklaverei zu reißen, zugleich aber zeigte er dem Könige Kleomenes auf seiner Landkarte die Persischen Provinzen, und beschrieb ihm ihren Reichthum, ihre Producte und ihre Fruchtbarkeit, um die Ehrliebe in ihm durch Aussicht auf Gewinn zu verstärken. Kleomenes beschied ihn in drei Tagen wieder zu sich, und fragte ihn dann: wie weit es wol sey von dem Jonischen Meere bis zum Könige von Persien nach Susa. Hier, sagt Herodot, verließ den Aristagoras die Klugheit, mit welcher er bisher den König von Sparta zu behandeln gewußt, denn er hätte nicht die Wahrheit sagen müssen, um ihn nach Asien zu locken. Als er nun aber von drei Monaten sprach, die man brauche bis nach Susa, rief Kleomenes aus: „O geh', du guter Freund von Milet, und mache, daß du noch vor Sonnenuntergang aus Sparta kommst." Und damit brach er die ganze Unterredung ab.

Dennoch machte Aristagoras noch einen Versuch. Er ging zu eben diesem Könige ins Haus, wo er ihn gerade mit seiner neunjährigen Tochter Gorgo allein traf. Hier versprach er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit zehn Talente*), wenn er seine Meinung ändern wolle. Vergebens. Er legte noch zehn, noch zwanzig, noch dreißig Talente zu. Kleomenes schüttelte immer mit dem Kopfe. Endlich bot er ihm funfzig Talente. „Vater, sagte da die kleine Gorgo, geh' weg, sonst besticht dich der Fremde noch." Auf dieses naive Wort wandte der König dem Milesier für immer den Rücken.

Aus Sparta vertrieben, ging er nach Athen, welches eben die Anmuthungen des Artaphernes zurückgewiesen hatte (oben S. 266.), und also schon in einem feindseligen Verhältnisse zu den Persern stand.

---

*) Die Geldsumme, welche man durch ein Talent bezeichnete, war verschieden, da es mehrere Arten derselben gab. Gewöhnlich versteht man Attische Talente, deren Eines etwa 1450 Thaler unseres Geldes betrug. Das Talent hatte sechzig Minen, die Mine hundert Drachmen.

Diese Stimmung kam dem Aristagoras sehr zu Statten, und als er nun vor dem Volke von den Herrlichkeiten Asien's sprach, und wie leicht die Perser zu besiegen wären, auch an die Jonische Stammverwandtschaft Athen's und Milet's erinnerte, fanden seine dringenden Vorstellungen Eingang*). Man versprach zwanzig Schiffe, wozu die Eretrier in Euböa einige von den ihrigen hinzufügten. Diese Schiffe, sagt Herodot, waren der Anfang aller Uebel für die Griechen und Barbaren.

Sobald die Athenisch-Eretrische Flotte angekommen war, standen die Jonier in Masse auf, und griffen den Darius in seinem eignen Lande an. Aristagoras ging nicht mit, sondern blieb in Milet, indeß das zusammengebrachte Heer nach Ephesus, und von da nach Sardes zog. Da ihnen hier noch Niemand Widerstand that, so nahmen sie die Stadt, bis auf die Burg, welche Artaphernes vertheidigte, leicht ein, und verbrannten sie mit dem Tempel einer einheimischen Göttin (503). Bei diesem unerwarteten Schicksale versuchten die Bewohner auf dem Markte ihrer brennenden Stadt eine verzweiflungsvolle Nothwehr, und die Jonier zogen sich auf das Gebirge Tmolus zurück. Die Perser, welche diesseits des Halys standen, kamen auf diese Nachricht den Lydiern zu Hülfe, fanden aber die Jonier nicht mehr, und verfolgten daher ihre Spur, bis sie die Aufrührer in Ephesus fanden. Hier zwangen sie dieselben zur Schlacht, und die Jonier wurden völlig geschlagen, worauf die Athener zurückgingen, und ihnen nun ihre Hülfe gänzlich entzogen. Da indeß die Unternehmung einmal angefangen war, so mußten die Jonier den Kampf fortsetzen so gut sie konnten. Der Zutritt der Karier und Cyprier schien anfangs den Verlust der Athenischen Bundeshülfe zu ersetzen. Bald aber unterwarfen die Perser Cypern wieder, und die Karier behaupteten sich mehr durch die Unterstützung der Jonier, als mit eigenen Kräften. Mehrere Aeolische und Jonische Städte wurden von den Persern erobert, und Aristagoras verzweifelte nun selbst an dem glücklichen Ausgang des Kampfes. Mit feiger und unwürdiger Gesinnung entzog er sich dem Unternehmen, dessen Urheber er gewesen, und unter dem Vorwande, den Milesiern, wenn sie unterliegen würden, eine Zuflucht zu eröffnen, führte er Ansiedler in den Thracischen Landstrich, welcher

*) „Denn es schien leichter, eine Menge zu gewinnen, als einen Einzigen, da er den einen Kleomenes von Lacedämon nicht im Stande war zu gewinnen, aber mit den 30,000 Athenern gelang es ihm.“ Herodot V, 97.

dem Histiäus geschenkt worden war, wurde aber dort mit den Seinen von den Eingebornen erschlagen.

Histiäus hatte sich indeß bei dem Darius gegen jeden Verdacht eines Antheils an der Empörung zu vertheidigen gewußt, und den König sogar überredet, ihn ziehen zu lassen, um den Aufstand zu dämpfen. So kam er nach Sardes. Hier aber konnte er seine zweideutige Rolle nicht lange fortspielen, Artaphernes gab ihm deutlich zu verstehen, daß er um seinen Antheil an der ganzen Empörung wüßte*). Histiäus rettete sich daher eiligst durch die Flucht, und kam zu den Joniern. Diese aber schalten ihn als den Urheber ihres Unglücks, und bei den Milesiern, welche nicht Lust hatten, wieder einen Herrn über sich zu erkennen, kam er sogar in Lebensgefahr. Endlich erhielt er von den Lesbiern einige Schiffe, mit denen er auf dem Meere sein Heil versuchte, und Jonischen Kauffahrern auflauerte.

Mit ihrer ganzen Macht zu Lande und zur See rückten indeß die Persischen Feldherren auf Milet, als den Quell und die Kraft der ganzen Empörung, los. Die Griechen beschlossen, den Kampf nicht zu Lande, sondern zur See zu versuchen, und bei der vor Milet liegenden Insel Lada versammelten sich dreihundert drei und funfzig Schiffe. Diese Macht schien den Persern so bedeutend, daß sie erst versuchten, sie durch Theilung zu schwächen. Auf ihren Antrieb forderten die aus den Griechischen Städten vertriebenen Tyrannen, die sich im Persischen Lager aufhielten, die Ihrigen insgeheim auf, sich von dem Bunde loszusagen, aber anfangs fruchtlos. Vielmehr machten die Jonier alle Anstalten zu einem kräftigen Widerstande, und überließen dem Dionysius aus Phocäa die Oberanführung, der allerlei zweckmäßige Uebungen und Vorbereitungen für die Schlacht mit ihnen vornahm. Anfangs unterzogen sie sich seinen Anordnungen mit Bereitwilligkeit, bald aber fanden sie aus Trägheit und Weichlichkeit Alles zu schwierig und anstrengend, und als einem Manne, dessen Vaterstadt nur drei Schiffe gestellt habe, kündigten sie ihm den Gehorsam auf. Als die Samier, welche allein sechzig Schiffe gestellt hatten, diese Lässigkeit und die entstehende Verwirrung bemerkten, knüpften sie mit ihrem vormaligen Tyrannen, Aeakes, dem Sohne des Syloson, die vorher zurückgewiesenen Unterhandlungen wieder

*) „Ich will dir sagen, Histiäus, läßt Herodot den Artaphernes sprechen, wie die Sache eigentlich ist: du hast den Schuh gemacht und Aristagoras hat ihn angezogen."

an*). Als es nun zur allgemeinen Schlacht kam, nahmen die meisten Samier bald die Flucht, und verschafften dadurch, obgleich die Chier auf das herrlichste kämpften, den Persern den völligen Sieg über die Griechen.

Der Fall der Stadt Miletus**) war die erste und nächste Folge davon (498). Von den Bewohnern wurden die Männer meistens getödtet, die Weiber und Kinder aber gefangen nach Susa geschleppt. Darius verpflanzte sie in eine Stadt am Tigris. Die meisten Inseln, Chios, Lesbos, Tenedos, und alle Städte, wurden nun den Persern unterworfen, welche dabei manche Gewaltthat verübten. Auch Histiäus fiel ihnen endlich in die Hände. Artaphernes ließ ihn sogleich ans Kreuz schlagen, den Kopf ließ er einsalzen, und schickte ihn nach Susa. Man hatte ihn nicht lebendig zu dem Könige bringen wollen, damit er bei diesem sich nicht wieder in Gunst setzen könnte. In der That war Darius mit dem Verfahren des Artaphernes sehr unzufrieden; er befahl, den Kopf abzuwaschen, einzuwickeln und anständig zu begraben, weil Histiäus, wie sehr er sich auch jetzt vergangen, ihm einst lieb gewesen sey und in dem Scythenkriege wichtige Dienste geleistet habe. — Eine wahrhaft königliche Gesinnung!

20. Erste Feldzüge der Perser nach Griechenland.

(495—490 vor Chr.)

Nichts hatte den Darius bei Gelegenheit der Jonischen Unruhen mehr verdrossen als die Keckheit der Athener. Auch unterließ der vertriebene Hippias, der jetzt am Persischen Hofe lebte, nichts, was den Zorn des Königs gegen dies Volk noch zu erhöhen vermochte. Als Darius die erste Nachricht von der Verbrennung der Stadt Sardes bekam, fragte er, wer denn diese Athener seyen, schoß einen Pfeil in die Luft mit der Bitte an die Götter, ihm Rache an dieser Stadt zu geben, und

*) Nicht alle Samier waren mit diesen Gesinnungen einverstanden; als Aeakes von den Persern zurückgeführt ward, wanderten Viele nach Sicilien.

**) Phrynichus brachte die Eroberung von Milet auf die Bühne zu Athen. Das Stück erregte aber eine solche Rührung, daß die Athener den Dichter dafür straften, weil er an ein sie so nahe angehendes Unglück erinnert habe, und verboten, das Stück je wieder aufzuführen.

befahl, daß ein Diener ihm täglich bei der Mahlzeit die Worte zurufen sollte: „Herr, gedenke der Athener!"

Aber nicht sie allein, ganz Griechenland sollte gestraft werden. Mardonius, ein Schwiegersohn des Darius, ward nach Vorderasien abgeschickt, diesen Auftrag auszuführen. Nachdem er hier alle Streitmittel aufgeboten und zusammengezogen, und in allen Griechischen Städten die Tyrannen ab-, und eine Volksregierung eingesetzt hatte, näherte er sich dem Hellespont, über den das Landheer auf Schiffen nach Europa gebracht wurde (495). Mit der Flotte unterwarf er die Insel Thasus, und mit dem Landheere die Macedonier der Persischen Herrschaft. Aber bald hatten diese glücklichen Fortschritte ein Ende. Denn die Flotte wurde, als sie das Vorgebirge Athos umsegeln wollte, von einem solchen Sturme überfallen, daß dreihundert Schiffe und gegen 20,000 Mann zu Grunde gingen. Auch das Landheer wurde von den Brygern, einer Thracischen Völkerschaft, überfallen, und erlitt dabei einen so empfindlichen Verlust, daß Mardonius mit dem Reste seiner Mannschaft und seiner Schiffe nicht weiter vorwärts zu dringen wagte, sondern mit Schimpf und Schande nach Asien zurückkehrte.

Indeß gab Darius, der den verfehlten Ausgang der Ungeschicklichkeit des Mardonius beimaß, den Gedanken an den Krieg nicht auf, sondern traf neue Vorbereitungen dazu. Vorher aber schickte er Herolde durch ganz Griechenland, welche die Zeichen der Unterwerfung, Erde und Wasser, fordern sollten. Viele Bewohner des festen Landes und die meisten Inseln erfüllten aus Furcht das Verlangen; die Athener aber warfen die Herolde in einen Abgrund, und die Spartaner in einen Brunnen, mit dem spöttischen Zusatze, sich dort Erde und Wasser zu holen. Auch wurde zu Athen, auf den Antrag des jungen Themistokles, der Dollmetscher am Leben gestraft, der die Griechische Sprache zum Ausdrucke der Befehle des Barbaren gemißbraucht habe.

Unter den Inseln, welche sich den Persern auf diese Weise unterwarfen, war auch Aegina. Die Dorischen Bewohner dieser Insel hatten sich wegen des felsigen Bodens derselben früh auf Schifffahrt und Handel gelegt, dadurch Wohlstand und eine nicht unbedeutende Seemacht erlangt. Dies erregte die Eifersucht Athen's, und bei geringem Anlaß brach zwischen beiden Staaten Hader und Krieg aus. Auch jetzt behaupteten die Athener, nur aus Haß gegen sie hätten sich die Aegineten den Persern unterworfen, um mit diesen vereint über sie herfallen zu können, und klagten sie bei den Spartanern als Ver-

räther Griechenland's an. Die Spartaner gaben dieser Anklage auch Gehör, und nöthigten die Aegineten, durch Stellung von Geiseln den Athenern ein Unterpfand für ihre Treue zu geben. Bald darauf aber wurde in Sparta eine andere Ansicht herrschend, und die Aegineten forderten ihre Geiseln wieder zurück. Als die Athener sich dessen weigerten, fingen die aufgebrachten Aegineten Krieg an, in welchem die Athener von den ihnen damals befreundeten Korinthern Schiffe leihen mußten, um ihren Feinden gewachsen zu seyn; so unbedeutend war damals Athen's Seemacht! Wie leicht mußte es daher dem Darius scheinen, diesen Staat zu überwältigen.

Zwei neue Feldherren, Datis und Artaphernes, denen der König mehr Klugheit und Geschick zutraute, wurden nun (490) an der Spitze einer großen Ausrüstung gegen Griechenland gesandt, und hatten insbesondere den Auftrag, Athen und Eretria zu züchtigen, deren Bürger sie als Knechte nach Persien bringen sollten. Um das gefährliche Vorgebirge Athos diesmal zu vermeiden, ward das ganze Heer auf die sechshundert Schiffe starke Flotte gesetzt, die von Samos aus durch die Inselgruppe des Ikarischen Meeres steuerte. Naxos und die übrigen Cykladischen Inseln wurden unterworfen, zum Theil mit Feuer verwüstet, auf Delos aber Wohnungen und Tempel verschont, aus Achtung gegen den Geburtsort der Götter Apollon und Artemis. Endlich geschah die gewaltige Landung auf Euböa, die Perser wütheten mit Feuer und Schwert, und von Eretria blieb nicht ein Haus stehen. Viele Einwohner flüchteten in die Gebirge, viele wurden niedergehauen, die übrigen zu Sklaven gemacht. Als hier nichts mehr zu verwüsten war, gingen die Perser wieder zu Schiffe, um nach Attika überzusetzen, geführt von dem Hippias, der durch die Macht der Barbaren die verlorene Herrschaft über Athen wiederzugewinnen hoffte.

Die Athener vernahmen die Nachricht von der Annäherung des Feindes nicht ohne Schrecken. Sie sandten daher eiligst zu den Spartanern, sich Hülfe zu erbitten. Jene waren auch bereit dazu, konnten aber diese Hülfe nicht sogleich senden, weil es bei ihnen ein durch die Religion geheiligtes Gesetz war, vor dem Vollmonde nicht auszuziehen. Nur die einzigen Plataer, Bürger einer Stadt in Böotien, die schon vorher aus Feindschaft gegen die Thebaner sich mit Athen verbunden hatten, kamen mit schleuniger Hülfe herbei. Die Athener boten in der Eil Alles auf, was in ihren Kräften stand; jeder der zehn Stämme lieferte seine Mannschaft und einen Feldherrn dazu, und sogar mehrere

Tausende von Sklaven wurden bewaffnet. Nicht zahlreich waren freilich diese Schaaren, aber fest entschlossen, für Vaterland und Freiheit Alles zu wagen, geübt in Kämpfen aller Art, kraftvoll, nicht durch Stärke allein, sondern auch durch Gewandtheit, einig unter einander durch die gemeinschaftliche Noth, voll Vertrauen auf ihre Anführer, voll persönlichen Hasses gegen ihre Feinde, und endlich mit weit bequemeren Waffen zum nahen Kampfe versehen als jene, deren Kraft vorzüglich in ihrer Reiterei und in ihren Bogenschützen bestand. So zogen sie nach Marathon dem Feinde entgegen, der hier von Euböa aus gelandet war, weil diese Gegend für die Persische Reiterei sehr bequem lag.

---

21. Die Schlacht bei Marathon.

(490 vor Chr.; Ol. 72, 3.)

Unter den zehn Anführern der Athener fanden es fünf doch bedenklich, eine so überlegene Macht anzugreifen, zumal da die Spartanische Hülfe ausgeblieben war. Da nun die Meinungen gleich getheilt waren so mußte in diesem Fall nach der Sitte Kallimachus, welcher Polemarch (d. i. der die Kriegsgeschäfte leitende Archon) war, den Ausschlag geben. Diesen zu bestimmen, unternahm ein Mann voll Muth und Klugheit, Miltiades, einer unter den zehn Anführern, dessen Freiheitsliebe wir schon bei dem Scythenzuge des Darius kennen gelernt haben (S. 165). Weil er den Persern wegen des ihnen schädlichen Rathes, den er damals gegeben, nicht traute, hatte er den Chersonnes verlassen, und war nach Athen zurückgekehrt. Gegen alles Widerstreiten hielt er eine Schlacht hier bei Marathon für durchaus nothwendig, und suchte den Kallimachus mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit davon zu überzeugen. Er stellte ihm vor, daß es jetzt allein von ihm abhange, Athen in die Knechtschaft zu stürzen oder es zu befreien, und sich selbst einen dauerndern Ruhm als Harmodius und Aristogiton zu erwerben. Unterwürfen sie sich den Persern, so würden sie dem Hippias Preis gegeben werden und das Schimpflichste leiden; siegten sie aber, so würde Athen die erste Stadt Griechenland's seyn. Sie würden aber siegen, wenn sie jetzt angriffen, ehe der Muth der Athener durch den Parteigeist geschwächt würde.

Kallimachus ward für des Miltiades Meinung gewonnen und der

Angriff beschlossen. Der Oberbefehl sollte eigentlich unter den zehn Feldherren so wechseln, daß Jeder ihn auf einen Tag führte; aber die fünf, welche für die Schlacht gestimmt hatten, erwogen, wie wünschenswerth es sey, daß Alles durch Einen Geist gelenkt werde und daß Miltiades außer seinen übrigen Talenten noch besonders eine genaue Kenntniß des Persischen Kriegswesens durch seine früheren Verhältnisse voraus habe; daher traten sie ihm freiwillig ihren Tag ab. Es war Aristides, welcher den Uebrigen mit diesem Beispiele rühmlicher Bescheidenheit voranging.

Doch erst als nun der Reihe nach sein Tag kam, beschloß Miltiades den wirklichen Angriff, und ordnete die Schlacht. Rechts die Athener, links die Platäer, und in der Mitte die Sklaven; so eilte das Heer in starkem Laufe nach des Miltiades Befehl gegen den Feind, nachdem die Orakel während des Opfers Glück geweissagt hatten. Die Perser hielten es für Raserei, und den kleinen Haufen schon für vernichtet. Das Gefecht wurde indeß bald lebhaft, die Perser durchbrachen die von dem Miltiades absichtlich schwächer eingerichtete Mitte der Griechischen Schlachtordnung, indeß die beiden Flügel von den Griechen in die Flucht geschlagen wurden. Nun wandten sich die Griechischen Schwerter nach der Mitte, den weichenden Sklaven beizuspringen; und als auch hier die Perser endlich flohen, verfolgte der muthige Haufe der Athener und Platäer die Flüchtigen bis nach dem Meeresstrande, nahm ihnen sieben Schiffe weg, und plünderte das ganze Lager aus, welches die Perser mit allen darin aufbewahrten Schätzen im Stiche lassen mußten. Die ganze Ebene war mit Erschlagenen bedeckt; auch die Athener hatten ihren Polemarchen und zwei tapfere Feldherren, sammt vielen anderen vornehmen Bürgern, eingebüßt, aber der Verlust der Perser war überschwenglich größer gewesen*).

Eins versuchten die Fliehenden noch, mit ihren Schiffen schnell um die südlichste Spitze von Attika, das Vorgebirge Sunium, herumzusegeln, und Athen von der Westseite anzugreifen. Aber weit schneller war Miltiades zu Lande dorthin gekommen, und erwartete sie muthig am Hafen Phalerum. Als die Flotte ankam, warf sie die Anker aus, wagte jedoch keine Landung weiter, sondern segelte sogleich wieder ab

*) So waren also, fügt Herodot hinzu, unter den Griechen die Athener die Ersten, welche im Lauf auf den Feind losgingen, und die Ersten, welche den Anblick der Medischen Tracht aushielten, denn bis jetzt war schon der Name der Meder den Griechen ein Schrecken.

und konnte dem Darius nichts weiter mitbringen, als die gefangenen Eretrier, an welchen derselbe — wiederum königlich — die Beleidigungen und den Mord der Herolde nicht rächte. Er ließ ihnen vielmehr die Fesseln abnehmen, und wies ihnen eine Gegend seines großen Reiches zur freien Bebauung an.

Größere Freude hat wol nie ein siegendes Heer empfunden, als das Athenische bei Marathon. Während der ganze Haufe die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein Einzelner in vollem Laufen die wenigen Meilen nach Athen hin, rief fast athemlos durch die Straßen und auf dem Markte: „Freuet euch, wir haben gesiegt!“ und fiel sogleich todt nieder. Die Athener feierten noch lange nachher diesen glänzenden Tag, hielten Aufzüge und Opfer auf dem Wahlplatze, setzten den Gefallenen daselbst Inschriften, und verewigten das Gedächtniß der zehn Feldherren durch ein großes Gemälde. Der Name Miltiades war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude; das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter.

Eben als die tapferen Athener nach Hause zurückkehren wollten, kam in großer Eil ein Heer von Spartanern an, die nun nach eingetretenem Vollmonde zum Helfen bereit waren. Da sie zur Schlacht zu spät gekommen waren, wünschten sie doch sehr, die Meder wenigstens zu sehen; sie gingen daher nach dem Schlachtfelde, lobten der Athener herrliche That, und kehrten dann in ihre Heimath zurück.

---

22. Tod des Miltiades; Themistokles und Aristides.

Den Athenern konnte wol nichts lieber seyn, als daß sie die große Sache von Hellas ohne den Beistand Sparta's ausgefochten. Hatten sich diese herrschsüchtigen Peloponnesier bisher ihr verhaßtes Entscheidungsrecht auch über Athen angemaßt, so schien jetzt die Gelegenheit bequem, Sparta's Ansehen zu beugen. Der glorreiche Sieg über die Perser hatte den Athenern einen kühnern Schwung gegeben; und indem diese Stadt allein der gefürchteten Macht Asien's widerstanden hatte, schien sie sich berufen, für die Zukunft Vorstand der Staaten zu werden, die durch geringere Entschlossenheit die Griechische Ehre und Freiheit den Barbaren Preis gegeben hatten. So fingen in Athen Herrschsucht und Eroberungsgeist sich zu entwickeln an. Miltiades war es, der diese Gedanken vorzüglich anregte; er verlangte siebzig

wohlbemannte Schiffe zu einer Unternehmung, von der er große Schätze zurückzubringen versprach, und als er die Schiffe erhalten, segelte er nach Paros. Diese Insel hatte ein Schiff zu der Persischen Flotte stoßen lassen, und überdies wollte sich Miltiades an einem Parier rächen, der ihn früherhin bei den Persern verläumdet hatte. Aber das Glück war dem Unternehmen nicht günstig. Die starken Mauern der Hauptstadt Paros trotzten den in der Belagerungskunst noch unerfahrnen Athenern, und die tapferen Einwohner wiesen den Herold, der ihnen hundert Talente abforderte, verächtlich zurück. Miltiades selber zerschellte sich durch einen unglücklichen Fall das Bein, und gab endlich Befehl zum Abzuge, nachdem er die Stadt sechs und zwanzig Tage belagert, und das platte Land verheert hatte.

In Athen hatte indeß das Ansehn des Miltiades die republicanische Eifersucht geweckt. Schon bei seiner Zurückkunft aus dem Chersonnes hatte er, der dort unumschränkter Herrscher gewesen, Verdacht erregt, und jetzt sah man einen noch weit gefährlichern Feind der Freiheit in ihm. Die noch immer rege Partei der Alkmäoniden nahm daher von des Helden schimpflicher Rückkehr Anlaß, ihn als einen Mann, der die Athener betrogen, bei dem Volke auf Leib und Leben anzuklagen. Unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, da seine Krankheit sich gefährlich verschlimmert hatte, mußte er seinen Freunden seine Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon. Sie konnten damit nichts bewirken, als Erlassung der Todesstrafe, statt welcher er eine Geldbuße von funfzig Talenten bezahlen sollte. Da er diese aber nicht hatte, wurde er ins Gefängniß gesetzt, wo er bald an seiner entzündeten Wunde starb. Nach Athenischen Gesetzen mußte ihm nun sein Sohn Cimon ins Gefängniß folgen; für diesen aber bezahlte ein reicher Schwager die Summe. So starb der Sieger von Marathon im Elende. Die Geschichte wird uns ein solches Loos des ausgezeichnetesten Verdienstes in Republiken noch häufig zeigen, weil dort die stets wache Furcht, Geistesgröße und Liebe des Volkes gegen die Unabhängigkeit des Freistaats gerichtet zu sehen, das Gefühl der Dankbarkeit zurückdrängt.

Doch bei der Fülle von Kraft, welche Athen damals entwickelte, hatte der Staat keinen Mangel an trefflichen Männern, welche einen solchen Verlust zu ersetzen vermochten. Ein kühn aufstrebender Geist, Themistokles, war es jetzt, der die nur noch im Keime vorhandene Richtung, die Athen zu verfolgen habe, begriff, und sich berufen fühlte.

sie auszubilden. Schon als Knabe war er stolz, feurig, klug, nie den Spielen, wie andere Kinder, ergeben. Statt dessen hielt er aus dem Kopfe gerichtliche Reden, in welchen er seine Gespielen anklagte oder vertheidigte; im Unterrichte zog ihn nichts so sehr an, als was auf Staat und Krieg Bezug hatte, in den schönen Künsten aber war er träge und begriff nichts. Als daher in einer fröhlichen Gesellschaft, wo die Cither umherging, dieselbe auch an ihn kam, gab er sie zurück mit den Worten: „Spielen und singen kann ich nicht, aber einen Staat berühmt und groß zu machen, die Kunst verstehe ich." Aelter geworden, zeigte sich seine glühende Ruhmbegierde auch in dem Streben nach äußerem Glanze. Bei den Olympischen Spielen wetteiferte er mit dem jungen Cimon in der Pracht seiner Tafel, und als einmal ein berühmter Citherspieler aus Argolis nach Athen kam, ließ Themistokles ihn in seinem Hause spielen, um die Ehre zu haben, die vornehmsten Männer in der Stadt bei sich zu sehen. Bei der Menge wußte er sich durch Freundlichkeit und Gefälligkeit einzuschmeicheln; er konnte die einzelnen Bürger beim Namen nennen, und entschied ihre Streitigkeiten mit Gerechtigkeit. Die Kraft seiner feurigen und lebendigen Rede zog Alles mit sich fort. Als der Sieg bei Marathon des Miltiades Namen in Aller Munde verherrlichte, war Themistokles meist in Nachsinnen vertieft, und brachte die Nächte schlaflos zu. Seinen Freunden, die ihn um die Ursache fragten, erwiederte er: „das Siegesmal des Miltiades läßt mich nicht schlafen." Das Volk betrachtete die Niederlage der Barbaren als das Ende des Krieges, und ruhte in stolzer Sicherheit. Der tiefschauende Themistokles sah darin nur den Anfang zu größeren Kämpfen, für den Staat und sich selbst in der Zukunft eine neue Laufbahn und den Stoff zu großen Thaten. Nach dem Tode des Miltiades begann er den Plan desselben weiter fortzuführen, nämlich Athen's Macht und Einfluß auszudehnen. Themistokles sah es zuerst mit voller Deutlichkeit ein, daß eine solche Herrschaft sowol als ein kräftiger Widerstand gegen die Barbaren für Athen nur auf dem Meere zu finden sey, und daß der Staat daher zu einer Seemacht gebildet werden müsse.

Ein abermaliger Krieg mit Aegina gab ihm eine gute Gelegenheit für die Ausführung dieser Absicht zu wirken. Er that nämlich den Vorschlag, die reichen Einkünfte aus den Lauriſchen Bergwerken, die man sonst unter die Bürger vertheilt hatte, zur Erbauung von hundert neuen Schiffen anzuwenden. Sein Rath ward befolgt, und da-

durch der Grund zu dem großen Siege über Xerres und zu der nachmaligen Größe des Atheniſchen Staats gelegt. Anfangs mochte wol dieſer Plan, der, nach dem Ausdrucke eines alten Geſchichtſchreibers, den Bürgern Schild und Spieß raubte, und ſie dafür an die Ruderbank feſſelte, nicht eben allgemeinen Beifall finden. Das Anſehn Sparta's, dem man entgegen ſtrebte, beruhete auf ſeiner Tapferkeit zu Lande, und der Sieg von Marathon hatte auch den Beruf der Athener von dieſer Seite bewährt. Vielleicht mochte es auch ſchon damals den reichen Landbeſitzern Athen's einleuchten, wie ſehr Handel und Schifffahrt auf die Verfaſſung und deren Umbildung zu einer völligern Demokratie zurückwirken, indem ſich dadurch andere Quellen des Reichthums eröffnen, und die Kraft und Vertheidigung des Staats in die Hände der niedern Claſſe des Volks kommt. Daher fand Themiſtokles bei allen Denen, welche dieſe Anſichten theilten, und zugleich eine mehr ariſtokratiſche Staatsform nach dem Muſter Sparta's wünſchten, großen Widerſtand.

Ein Mann, welcher überall als der Widerſacher des Themiſtokles auftrat, war Ariſtides. Dieſer wollte lieber, daß dem Volke manches Heilſame vorenthalten werde, als daß Themiſtokles durch die Herrſchaft ſeiner Meinungen, zum Schaden der Freiheit wie es ihm ſchien, immer mächtiger werde. Daher er auch einmal ſagte: es ſey das Heilſamſte für Athen, den Themiſtokles und ihn in die Tiefe hinabzuſtürzen. Ariſtides ſtrebte nach dem Ruhme unerſchütterlicher Redlichkeit, und bemühte ſich, dem Volke ſeine Uneigennützigkeit durch freiwillige Armuth zu zeigen. Durch Unparteilichkeit in ſchiedsrichterlichen Entſcheidungen, welche ihm den Namen des Gerechten verſchaffte, wollte er ſich in den Gerichtsſälen *) das Gewicht bilden, welches Themiſtokles in der Volksverſammlung beſaß.

Der Kampf beider Männer blieb nicht lange unentſchieden. Themiſtokles drang durch, und Ariſtides wurde durch den Oſtracismus auf zehn Jahre verbannt. Während des Abſtimmens trat, wie erzählt wird, ein roher Menſch, der nicht ſchreiben konnte, an den Ariſtides, den er nicht kannte, heran, und reichte ihm eine Scherbe mit der Bitte, doch den Namen Ariſtides darauf zu ſchreiben. — „Was hat

*) Darauf ſcheint hinzudeuten, was Plutarch erzählt, daß nämlich Themiſtokles den Ariſtides angeklagt, er habe unvermerkt dadurch, daß er Alles entſcheide und richte, ſich eine Alleinherrſchaft ohne Leibwache gebildet.

dir denn, fragte dieser, Aristides Böses gethan?" — „Nichts, antwortete jener, ich kenne den Mann nicht einmal, aber es ärgert mich, daß er überall der Gerechte heißt." — Ohne ein Wort zu erwidern, schrieb Aristides seinen Namen auf die Scherbe, und gab sie zurück.

So hatte denn Themistokles in der Meinung und dem Beifalle seiner Mitbürger den Sieg davon getragen. Wie sehr aber seine politischen Ansichten, die er nun ungestörter verfolgen konnte, den Athenern zum Heile gereichten, bewiesen die folgenden Begebenheiten.

---

23. Rüstungen in Persien zum dritten Feldzuge, und Aufbruch des Heeres.

Darius konnte die zwiefache Schmach seiner Heere in Griechenland nicht ruhig verschmerzen. Er beschloß, zum dritten Male mit verstärkter Macht eine sichere und nachdrückliche Rache an den Athenern zu üben. Zu diesem Ende schrieb er Werbungen aus durch sein ganzes Reich, ließ Flotten bauen und Vorräthe zusammenbringen, drei Jahre lang. Allein im vierten Jahre fiel Aegypten, welches für die Perser immer der unsicherste Besitz war, wiederum ab, und unter den Kindern des Darius entstand ein Streit über das Recht der Nachfolge, welchen die Alles vermögende Atossa, eine Tochter des Cyrus, zum Vortheil ihres ältesten Sohnes, des Xerxes, lenkte. Alles dieses hielt den Darius von seinem Unternehmen gegen Griechenland ab, bis er endlich darüber starb (485).

Sein Nachfolger Xerxes, der von Natur vielleicht nicht nach kriegerischem Ruhme strebte, bezeigte anfänglich zu dem Zuge nach Griechenland wenig Lust, und begnügte sich, die vorgefundene Macht zur Bezwingung Aegypten's anzuwenden. Allein von außen kommende Anregungen: die Reizungen der am Hofe zu Susa befindlichen Pisistratiden, Aufforderungen und Anerbietungen der Aleuaden, einer Herrscherfamilie in Thessalien, vor allen aber der Ehrgeiz des Mardonius, der über Griechenland zu regieren Lust hatte, weckten in dem jugendlichen Gemüthe des Xerxes die schlafende Eroberungsgier. Sobald die Aegypter wieder unterworfen waren, begannen neue Rüstungen gegen Griechenland. Und welche Rüstungen! Das ganze unermeßliche Reich ward in Bewegung gesetzt; mehr als funfzig Völkerschaften, an

Sprache, Sitten, Waffen und Kleidung ganz verschieden, mußten ihren Beitrag an Mannschaft stellen; ein Heer von dritthalb Millionen, das größte, das bisher die Welt gesehen hatte, soll nach Herodot's Angabe aufgebracht worden seyn*); die vornehmsten Herren vom königlichen Geblüte wollten, so wie der König selbst, persönlich mitgehen, und dies veranlaßte ein Gefolge von Sklaven, Köchen, Handwerkern und Weibern, welches eben so zahlreich als das Heer selbst war. Alle Küstenvölker, von Aegypten bis an den Hellespont, mußten Schiffe liefern, und besonders Vorräthe von Getreide in den den Persern schon zugethanen oder unterworfenen Küstenstädten von Thracien für das ankommende Heer anhäufen, denn die Erzeugnisse auch des fruchtbarsten Landes würden nicht hingereicht haben, eine solche Menge zu ernähren. Um das gefährliche Vorgebirge Athos nicht wieder umfahren zu müssen, ließ Xerxes die Erdzunge zwischen demselben und dem festen Lande durchgraben, ein ungeheures Werk, an welchem drei Jahre gearbeitet wurde.

Während dieser Zeit vollzogen zwei Griechische Männer eine außerordentliche That. Seitdem, wie oben erzählt ist, die Spartaner die Persischen Gesandten, die ihnen Erde und Wasser abzufordern gekommen waren, in den Brunnen gestürzt hatten, konnten die Priester im Tempel des Thaltybius (Agamemnon's Herold) zu keinem Opfer mehr günstige Zeichen erhalten. Sie versetzten durch ihre Klage darüber die ganze Stadt in tiefe Betrübniß, und bestanden darauf, man müsse, um die Götter wegen dieser Verletzung des Völkerrechts zu versöhnen, freiwillige Todesopfer an den Xerxes senden. Kaum war das Aufgebot dazu erschollen, so meldeten sich auf der Stelle zwei edle Spartaner, Sperthias und Bulis, freiwillig, verließen Weib und Kinder, und gingen getrosten Muthes nach Persien, zum Tode für das Vaterland.

Unterweges in Klein-Asien zog sie ein vornehmer Persischer Heerführer, Namens Hydarnes, an seine Tafel, und sprach unter andern

*) Daß diese Angabe außerordentlich übertrieben ist, und die Aufrichtung so wie der Marsch eines solchen Heeres gradehin unmöglich zu nennen sind, fällt in die Augen. Es wird aber hier die Geschichte des Perserkrieges nach Herodot gegeben, ohne die schöne Einheit seiner Darstellung durch Kritik zu unterbrechen, wenn sie sich von selbst macht. Herodot hat dergleichen gewiß nicht selbst erfunden, aber zuweilen die Angaben übertreibender, prahlender Griechen zu leichtgläubig aufgenommen. Seiner Glaubwürdigkeit im Allgemeinen, so wie auch in den allermeisten besonderen Zügen thut dies keinen Eintrag. Vgl. Dahlmann Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte Bd. II. Abtheilung 1. S. 176.

zu ihnen: „Ihr Männer von Lacedämon, warum sträubt ihr euch doch so sehr, Freunde des Königs zu werden? Seht doch an mir, wie der König rechtschaffene Leute zu ehren weiß. Auch euch, wenn ihr euch ihm ergäbet, würde er gewiß eine Herrschaft oder eine Statthalterschaft in Griechenland geben." Sie antworteten als echte Republicaner: „Hydarnes, was die Dienstbarkeit ist, weißt du, aber die Freiheit kennst du nicht. Hättest du von ihr eine Erfahrung, so würdest du uns rathen, Gut und Blut für sie hinzugeben."

In Susa wollte man sie zwingen, vor dem König niederzufallen. Vergebens. Sie blieben dabei, es sey in ihrem Vaterlande nicht gebräuchlich, einen Menschen anzubeten. Stehend sprachen sie daher zum Monarchen: „König der Meder, die Lacedämonier haben uns hergeschickt, als Rach- und Sühnopfer für die Herolde zu büßen, die in Sparta umgebracht worden." Erstaunt und gerührt von so viel Mannssinn, erwiederte der gleichfalls nicht unedle Xerxes: er sey nicht gesonnen, das was er an ihren Landsleuten tadeln müsse, selbst zu thun, noch durch ihre Hinrichtung die Spartaner von ihrer Schuld frei zu machen. So kehrten die beiden Männer unverletzt zurück.

Als nun die vielerlei Heerschaaren alle gerüstet waren, trafen sie zu Kritala in Kappadocien, dem dazu bestimmten Orte, zusammen, und wurden zunächst vom Xerxes nach Sardes geführt. Bald nachdem man auf diesem Zuge über den Halys gegangen war, kam man in der Stadt Celänä in Phrygien an. Hier wohnte Pythius, ein Lydier, der reichste Mann in Asien nächst dem Perserkönige. Dieser bewirthete nicht nur den Xerxes mit seinem ganzen Heer auf das köstlichste, sondern erbot sich auch, denselben mit Hülfsgeldern zu unterstützen. Der erstaunte Monarch fragte ihn, wie groß denn sein Vermögen sey. „Ich habe es eben kurz vorher, als ich von deinem Kriegeszug vernahm, untersucht, erwiederte Pythius; da fand ich bei der Zusammenrechnung, daß ich an Silber zweitausend Talente, und an Golde vier Millionen weniger siebentausend Dariken (Goldstücke) besäße. Mit dieser Summe beschenke ich dich, denn meinen Unterhalt habe ich von meinen Sklaven und von dem Ackerbau." Xerxes war weit entfernt, einen unköniglichen Schein von Habgier gegen einen Unterthan blicken zu lassen; er freute sich vielmehr über den Wohlstand des Mannes, dankte ihm für seine kostbare Bewirthung, ernannte ihn zu seinem Gastfreunde, und schenkte ihm die noch fehlenden siebentausend Goldstücke dazu. Eine gleiche Handlung königlicher Freigebig-

keit ward an einem Platanenbaume auf dem Wege nach Sardes verübt, der durch seine ungemeine Größe und Schönheit des Königs Bewunderung auf sich gezogen. Er beschenkte ihn zum Andenken mit einem goldenen Schmucke, und ließ Wächter bei demselben zurück.

Von Sardes aus, wo der König überwinterte, sandte er noch einmal Herolde in die Griechischen Städte, Athen und Sparta ausgenommen, um Erde und Wasser einzufordern. Und da er beschlossen hatte, das Heer zu Fuß nach Europa überzusetzen, so hatte die ganze Flotte nach dem Hellespont segeln und zwei Schiffbrücken über die Meerenge schlagen müssen; ein ungeheures Werk, dessen erster Versuch, wie nicht zu verwundern ist, mißglückte, zumal da ein Sturm noch die Macht der Meereswellen verstärkte. Herodot erzählt, Xerxes habe dafür nicht bloß die Baumeister der Brücke hinrichten, sondern auch dem Meere selbst dreihundert Peitschenhiebe geben und ein Paar Fußeisen in dasselbe versenken lassen; eine Nachricht oder ein Gerücht, das gewiß von den freiheitsliebenden Griechen gern geglaubt und wieder erzählt ward, weil sich darin der von ihnen verabscheute Despotismus in einem wahren Zerrbilde zeigte.

Als die beiden Brücken fertig waren, brach Xerxes mit dem Heere von Sardes auf, und zog nordwestlich dem Hellespont zu. Ein gewaltiger Zug! Voran gingen die Lastträger und das Zugvieh, nach diesen kam ein gemischtes Heer aus allerlei Völkern, dann tausend Reiter und tausend Lanzenträger, beides erlesene Perser. Hierauf folgten, trefflich geschmückt, zehn Nisäische Pferde (auf dem heiligen Felde Nisäum in Medien erzeugt und der Sonne geweiht), nach ihnen der heilige Wagen, von acht weißen Rossen gezogen, aber von Niemand bestiegen, und hierauf der Wagen, in welchem Xerxes saß, mit Nisäischen Pferden bespannt. Hinter ihm gingen wieder zehntausend erlesene Perser zu Fuß und eben so viel zu Pferde, und erst nach diesen folgte der ganze übrige Zug.

Als man an den Skamander kam, hatte dieser aus dem Homer so berühmte Fluß, nach Herodot's Bericht, nicht Wasser genug, um alle die Millionen von Menschen und Thieren zu tränken. Der Ida blieb zur Linken liegen, Xerxes selbst aber ging nach Pergamum, begierig, die berühmte Stadt des Priamus zu sehen, wo zuerst Griechenland und Asien mit einander gekämpft hatten. Er opferte daselbst der Ilischen Athene tausend Rinder, und seine Magier gossen, den Manen

der Heroen des Landes zu Ehren, Trankopfer aus. Hierauf setzte man die Reise nach dem Hellespont fort.

Wenige Tage darauf erreichte das Heer die letzte Asiatische Stadt, Abydus. Hier wollte Xerxes eine allgemeine Heerschau halten. Die Abydener mußten ihm zu dem Ende eine hohe Bühne von weißen Steinen errichten, von der er das ganze unermeßliche Heer und die Flotte in dem weiten Meere überschauen konnte. Man machte ihm auch die Freude, ein Seegefecht aufzuführen, in welchem die Sidonier den Sieg gewannen. Er betrachtete das ganze ungeheure Gewühl von Menschen zuerst mit freudigem Erstaunen, zuletzt aber mit Wehmuth und Thränen. Ihm fiel ein, sagt Herodot, daß unter allen diesen Millionen kein Einziger vielleicht das hundertste Jahr erreichen werde. Wie würde er nicht erst geseufzt haben, wenn er gewußt hätte, daß die Hälfte von ihnen schon nach einem halben Jahre aufgerieben seyn würde.

Die Schiffbrücken über den Hellespont waren durch Hülfe vieler hundert großen Schiffe, die durch Anker und Stricke befestigt, und mit Balken und Brettern überdeckt waren, glücklich zu Stande gekommen. Sie waren über zweitausend Schritte lang, und von beiden Seiten mit Brettern verzäunt, um der Pferde willen. Ehe der Uebergang geschah, ward der Weg mit Myrthen bestreut, und Räucherwerk auf demselben angezündet. Xerxes selbst goß der aufgehenden Sonne zu Ehren ein Trankopfer aus goldener Schale aus, betete, und warf die Schale nebst einem goldenen Becher und einem Persischen Säbel in das Meer. Dann ward der Zug angetreten. Er dauerte, nach Herodot's Angabe, sieben Tage und sieben Nächte, ohne jemals inne zu halten. In Thracien, auf einer großen Ebene am Ausfluß des Hebrus, hielt Xerxes eine abermalige Heerschau, sowol über die Landmacht, als über die Flotte.

Wunderbar war das Gemisch der verschiedenen Trachten und Waffen der einzelnen Hülfsvölker. Da sah man Perser mit spitzigen Hüten, bunten engen Röcken mit Aermeln, langen Hosen, Spießen, Bogen, Pfeilen und Dolchen; Kissier mit Mützen; Assyrer mit Helmen und eisenbeschlagenen Keulen; Saker und Scythen mit Streitärten; Inder in Baumwolle gekleidet, mit Bogen und Pfeilen von Rohr; Kaspier mit Pelzen; Säranger mit hohen Stiefeln; Aethiopen mit Löwen- und Pardelhäuten behängt, den nackten Leib halb weiß, halb roth bemalt, und über das Haupt die mit der Mähne abgestreifte Haut eines Pferdekopfes gezogen; Thracier mit Helmen und Fuchs-

bälgen, u. ſ. w. Auf dieſe Art beſchreibt Herodot uns ſechs und funfzig Völkerſchaften, die alle den Zug mitmachten. Nicht minder verſchiedenartig waren auch die Schiffe, deren Zahl ſich auf zwölfhundert belief, wozu die Phönicier nebſt den Syrern aus Paläſtina dreihundert, die Aegypter zweihundert, die Cyprier hundert und funfzig, die Jonier hundert, u. ſ. w. geliefert hatten. An der Spitze von fünf Kariſchen Galeeren ſegelte eine Frau, die Königin Artemiſia. Auf jedem Schiffe war eine Beſatzung von Perſern und Medern. Vornehme Perſer befehligten auch die einzelnen Völkerhaufen, und die einheimiſchen Oberſten der einzelnen Völker zogen nicht als Hauptleute mit, ſagt der Griechiſche Geſchichtſchreiber, ſondern gleich den Uebrigen als Knechte.

Auf dem Zuge nach Thracien und Macedonien erhielt Xerres ein recht deutliches Vorzeichen von den Göttern, wie Herodot verſichert: eine Stute gebar nämlich einen Haſen, aber er achtete nicht darauf. Dem Fluſſe Strymon zu Ehren ſchlachteten die Magier weiße Pferde, und als ſie in eine Thraciſche Gegend kamen, welche die neun Straßen hieß, ſo vergruben ſie daſelbſt neun Knaben und neun Mädchen von den Landeseinwohnern, nach einer abergläubiſchen Sitte, lebendig in die Erde. In Macedonien legten ihnen die unwegſamen Wälder und Gebirge große Schwierigkeiten in den Weg; Löwen und andere reißende Thiere fielen die Kameele an, und in manchen Gegenden mußten erſt mehrere Tage lang die Bäume umgehauen werden, um dem Heere einen Durchgang zu bahnen. Dafür aber hatte der König hier die Freude, mehrere von den Herolden, welche er von Sardes aus an die Griechiſchen Städte geſandt hatte, mit Erde und Waſſer zurückkommen zu ſehen. Gegen die übrigen, welche dies geweigert hatten, ſollte nun der, wie es ſchien, leichte Kampf beginnen.

---

24. Themiſtokles, Griechenland's Retter.

Es iſt eine Bemerkung Herodot's, daß, wenn auch Athen dem Schrekken vor den Barbaren nachgegeben hätte, es um das ganze Griechenland würde gethan geweſen ſeyn; Sparta würde zwar haben rühmlich ſterben können für die Freiheit, als Erhalter und Retter derſelben aber ſeyen nur die Athener anzuſehen. Der in die Zukunft ſchauende Themiſtokles war es, welcher ihnen dieſen Ruhm verſchaffte. Sein

Werk waren die lange vorbereiteten Schiffe, das große Rettungsmittel für Hellas; seine Entschlossenheit und sein Muth begeisterten die Eifrigen, befestigten die Wankelmüthigen, verbanden die Getrennten. Denn Wenige theilten mit ihm die kühne Hoffnung, das Griechische Volk und seine Freiheit retten zu können vor Persien's Uebermacht; selbst das Orakel zu Delphi erklärte den Widerstand für Thorheit. Aber die Athener fleheten so lange, bis die Priesterin eine — wol Themistokles' Planen angepaßte — günstigere Antwort gab, in welcher eine hölzerne Mauer als das einzig Unzerstörbare bezeichnet wurde. Themistokles aber wußte seine Mitbürger zu überzeugen, diese hölzerne Mauer bedeute nichts anders als die Flotte die man zum Seekriege rüsten solle.

Nicht Alle jedoch waren sich der Kraft bewußt, welche Griechenland, wenn es vereinigt war, entwickeln konnte; Feigheit, Selbstsucht, Haß gegen Andere, vermochten Viele, sich zu den Barbaren zu wenden, wie die Thessalier und Böotier. Wo Alleinherrscher waren, da hofften diese, für sich selbst besorgter als für das Fortbestehen des Volks in seiner Eigenthümlichkeit, von den monarchisch beherrschten Barbaren Befestigung oder Erweiterung ihrer Macht; kleinere Staaten aber gedachten die Erhaltung ihres äußern Daseyns durch Hingebung an die Perser zu erkaufen. Themistokles that indeß sein Möglichstes, die inneren Zwistigkeiten beizulegen. Es gelang ihm, zwischen Aegina und Athen Friede zu stiften; Argos aber und Sparta, durch jene Eifersucht über die erste Stelle im Peloponnes und einen kurz vorher geendeten blutigen Kampf gegen einander aufgebracht, konnten nicht ausgesöhnt werden. Argos machte Ansprüche auf die Mitanführung des Heeres, und da die Spartaner sich nicht dazu verstanden, so wollten die Argiver, wie sie sich ausdrückten, lieber den Barbaren gehorchen, als den Uebermuth Sparta's ertragen *).

Aehnliche Ansprüche vereitelten auch die Verbindung mit Gelon, dem damaligen mächtigen Beherrscher von Syrakus. Als dieser von Griechischen Abgeordneten um Beistand angegangen wurde, zeigte er sich dazu bereit, obgleich er vergebens in Hellas um Hülfe gegen andere Barbaren, die Karthager, gefleht habe; ja er versprach zweihun-

*) Herodot VII, 150. erzählt indeß auch ein anderes Gerücht, welches darüber in Griechenland umgegangen, daß Xerxes nämlich die Argiver durch Versprechungen bewogen habe, ruhig zu bleiben.

dert Schiffe, zweitausend Mann Reiterei, zwanzigtausend Schwerbewaffnete und so viel Korn zu liefern, als das ganze Heer in Griechenland während des Krieges brauche, wenn man ihm dagegen die Oberanführung geben wolle. Dieses aber schien den Gesandten, zumal von einer Colonie gegen das Mutterland, eine unerträgliche Anmaßung. „Was würde der Pelopide Agamemnon sagen, erwiederte der Spartanische Abgeordnete, wenn er hörte, daß Gelon und die Syrakuser den Spartanern die Hegemonie entrissen hätten!“ Da nun Gelon zum wenigsten die Führung der Flotte verlangte, so widersprach sogleich der Athenische Gesandte, weil die Athener die größte Seemacht lieferten, und als das älteste, ursprünglichste Volk von ganz Hellas, den Syrakusern nie weichen würden, und daß sie überhaupt gekommen wären, um Heere, nicht um Feldherren zu suchen. Da hieß denn Gelon sie gehen, und im Gefühle der großen Macht, die er mit auf den Kampfplatz bringen konnte, ihrem Volke sagen, daß sie dem Jahre den Frühling raubten *).

Versteckter verfuhren die Bewohner von Korcyra (Corfu), welche damals nächst Athen die stärkste Seemacht hatten. Sie rüsteten zwar sechzig Schiffe aus, blieben aber an der Küste von Lakonien, und warteten den Ausgang des Krieges ab. Kreta wandte ein Orakel vor, das ihm allen Antheil am Kriege verbiete. So verblieb, bei den zweideutigen Gesinnungen vieler Anderer, nur ein kleiner Theil Griechenland's zum Widerstande fest entschlossen.

Xerxes hatte schon in Sardes ein solches Gefühl seiner Ueberlegenheit gezeigt, daß er Griechische Kundschafter, welche dort entdeckt worden waren, statt sie dem Tode zu überliefern, vielmehr in seinem Lager hatte umherführen und frei zurückkehren lassen. Eine genauere Kenntniß seiner Macht, meinte er, müsse die Griechen zur schnellen Unterwerfung bringen. Dieses Vertrauen des Xerxes mußte noch mehr wachsen durch den Beitritt aller der Völker, deren Gebiet er betrat. Denn nicht bloß die Thracier und Macedonier hatten sich an ihn angeschlossen, sondern auch Thessalien öffnete sich ihm, das erste Griechische Land, welches sogar durch die schwer zu erklimmenden Berge, von denen es umgeben ist, und durch seine tapferen Reiterschaaren ein wichtiges Bollwerk für Hellas hätte werden können.

*) Seine Hülfe aber würde doch zuletzt nicht haben kommen können, da er selbst in einen unten zu erzählenden Krieg mit den Karthagern verwickelt wurde.

Anfänglich waren die Griechen auch wirklich entschlossen gewesen, hier Stand zu halten. Ein Heerhaufe, unter dem sich Athener, von Themistokles geführt, befanden, war in dem berühmten Thal Tempe versammelt gewesen, wo der Fluß Peneus sich zwischen den Bergen Ossa und Olympus einen Ausgang nach dem Meere bahnt, und wo der Eingang aus Macedonien nach Thessalien ist. Aber der König Amyntas von Macedonien ließ ihnen sagen, sie möchten nur eilend sich zurückziehen, wenn sie nicht von den herannahenden Heerhaufen zertreten seyn wollten, ein Rath, welchen die Griechen sogleich befolgten. Theils mochte Themistokles seine Athener für einen andern Ort und für ein anderes Element aufbewahren wollen, theils erfuhr man, daß noch ein anderer Eingang aus Macedonien nach Thessalien führe, theils traute man wol endlich den Thessaliern selbst nicht. Eine Partei unter diesen hing zwar den Griechen an, aber die den Persern Zugethanen waren ebenfalls sehr zahlreich. Jetzt ergaben sich die Thessalier gänzlich dem Xerxes, und leisteten ihm die ersprießlichsten Dienste.

Xerxes rückte nun mit seiner ganzen Macht durch Thessalien gegen die Grenzen des eigentlichen Hellas vor. Ein einziger schmaler Durchgang verbindet beide Länder, der Paß bei Thermopylä, eine lange enge Schlucht, an deren westlichen Seite ungeheure Felsenwände in die Wolken ragen. Ostwärts grenzt der Weg an tiefe Sümpfe, die sich bis an das Meer erstrecken, welches zwischen Hellas und Euböa fließt. An manchen Stellen dieser Schlucht konnte nur Ein Wagen fahren. Diesen Paß beschlossen die Griechen zu vertheidigen, und zugleich die Flotte in der Nähe desselben bei der Meerenge von Artemisium aufzustellen, wo sie bequem in Uebereinstimmung mit dem Landheere wirken konnte. Achttausend Mann wurden daher nach Thermopylä gesandt, und die Flotte, zu welcher Athen, die Insel Aegina, Korinth, Epidaurus, Trözen, Lacedämon und andere Städte ihre Schiffe hergegeben hatten, segelte durch den Euripus (zwischen Böotien und Euböa) nach Artemisium.

Zum Anführer der achttausend Mann bei Thermopylä war einstimmig von allen Bundesgenossen Leonidas, König von Sparta, dem herkömmlichen Ansehen dieses Staates gemäß, erwählt worden. Ueber die Flotte hingegen entstand ein Zwist, denn die Athener, da sie die meisten Schiffe, nämlich hundert sieben und zwanzig, hergaben, verlangten auch die Führung derselben. Aber auch hier beschwichtigte Themistokles durch seine Mäßigung und Klugheit den Streit, und

bewog seine Landsleute zur Nachgiebigkeit. Er sah, daß der Vorrang Athen's in der Folge nothwendig von selbst kommen würde, wenn sie in diesem entscheidenden Kampfe siegten. So fügten sich die Athener dem Willen der übrigen, meist Dorischen Bundesgenossen, die sonst ihre Schiffe zurückziehen wollten, und überließen dem Spartaner Eurybiades die Führung der Flotte.

---

25. Leonidas bei Thermopylä.

(480 vor Chr.; Ol. 75, 1.)

Die achttausend Mann, welche Leonidas anführte, bestanden aus Arkadiern, Korinthern und anderen Peloponnesiern, aus Lokrern, Phociern, Thespiern, und aus dreihundert auserlesenen Spartanern. Auch die Thebaner hatte Leonidas aufgefordert, Truppen zu liefern, um ihre verdächtige Treue zu prüfen; und sie stellten, weil sie ihre wahre Gesinnung noch nicht verrathen wollten, wirklich vierhundert Mann, denen man aber natürlich nicht trauen konnte. Daß man nicht mehr als achttausend Streiter hieher sandte, kam theils daher, daß man in Sparta eben ein Fest feierte, auch gerade in denselben Sommer die Olympischen Spiele *) fielen, die als gottesdienstliche Feier niemals ausgesetzt werden durften; theils weil man diese Zahl zur Vertheidigung eines solchen Passes, wenigstens auf einige Zeit, für hinreichend hielt. Als nun der kleine Haufe bei Thermopylä angekommen war, wälzte sich schon die gewaltige Woge Asien's heran, und lagerte sich jenseits des Hohlweges. Bei der Nachricht von der Nähe und Größe des Feindes geriethen die verbündeten Peloponnesier in Staunen und Furcht, und wollten sich zurückziehen, um den Isthmus zu besetzen. Aber die Phocier und Lokrer widersetzten sich diesem Entschlusse, aus Besorgniß für ihr zunächstliegendes Land, Leonidas aus Tapferkeit und Einsicht von der Wichtigkeit des Postens. Seine Spartaner, gleicher Gesinnung voll, schmückten sich, flochten ihr langes Haar, und stellten

*) Zwei Ueberläufer kamen im Persischen Lager an und wurden gefragt, was die Griechen machten. „Sie schauen Wettspielen zu," war die Antwort. — „Und welches ist der Kampfpreis?" — „Eine Krone von Olivenblättern." — „O Mardonius, rief ein vornehmer Perser aus, gegen was für Leute führst du uns, die um Tugend, nicht um Schätze kämpfen!"

Kampfspiele an, lauter Vorbereitungen zur Schlacht. In dieser Beschäftigung überraschte sie ein Persischer Kundschafter, und setzte durch die Nachricht davon den König in das höchste Erstaunen. Xerxes hielt es für Raserei, wenn so Wenige seiner Uebermacht widerstehen wollten. Im Vertrauen auf seine Masse wartete er vier Tage lang, ob etwa die Griechen freiwillig abziehen würden *). Endlich am fünften Tage befahl er den Angriff.

Der Kampfplatz war den Griechen ungemein vortheilhaft, denn von seinen Millionen konnte der Feind ihnen in dem Hohlwege doch immer nur Wenige gegenüberstellen, von seiner gefährlichen und furchtbaren Reiterei aber gar keinen Gebrauch machen. Xerxes befahl; die Meder und Kissier drangen wüthend voran, aber vergebens versuchten sie, was sonst bei ihnen Tapferkeit hieß. Eine große Zahl stürzte, von Griechischen Spießen getroffen, nieder, die Uebrigen wichen, und wurden von dem zweiten Treffen abgelöst, welches mit frischen Kräften die ermüdeten Griechen angriff, aber kein besseres Schicksal hatte. Der König mußte fühlen, sagt Herodot, daß er viel Menschen, aber wenig Männer hatte. Er sandte nun den auserlesenen Persischen Heerhaufen, die zehntausend Unsterblichen genannt. Aber auch diese mußten der Spartanischen Tapferkeit weichen, und Xerxes, der aus weiter Ferne, auf einem hohen Throne sitzend, dem Gefecht zusah, sprang mehrmals unmuthig auf, da ihn seine gewisseste Hoffnung betrog. Er ließ am folgenden Tage neue Versuche machen, und die Barbaren flohen von Neuem.

Doch leider fand sich ein Elender, selbst ein Grieche, mit Namen Ephialtes, der nichtswürdig genug war, den Persern einen Fußsteig seitwärts von Thermopylä zu entdecken, auf dem er einen Theil des Heeres in der Nacht heimlich über das Gebirge zu führen versprach. Der Schurke hoffte sich damit eine große Belohnung von Xerxes zu

*) Spätere Schriftsteller erzählen, was vielleicht weniger im Charakter eines Persischen Machthabers ist, er habe eine Gesandtschaft an den Leonidas geschickt, und den Griechen die Waffen abgefordert; der Spartanische König aber habe mit Lakonischer Kürze geantwortet: „Komm und hole sie." Andere lassen ihn anders antworten. Ueberhaupt mochte man besser wissen, was Leonidas in diesem Falle habe sagen können, als was er wirklich gesagt. Dahin gehören auch wol andere Aussprüche, die den Spartanern in den Mund gelegt worden, um ihre Entschlossenheit zu zeigen; doch von dem Spartaner Dienekes erzählt auch Herodot, daß, als Jemand ihm sagte, der Feinde wären so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinsterten, er antwortete: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten."

verdienen, aber er entging seiner Strafe nicht. Die Amphiktyonen setzten einen Preis auf seinen Kopf, er floh nach Thessalien, und ward daselbst von einem Trachinier umgebracht. Doch konnte sein Tod die edlen Krieger nicht wieder erwecken, die seine bübische Verrätherei dem Feinde geopfert hatte.

Matt vom männlichen Kampfe ruhten die siegreichen Griechen am Eingange des Passes, sammelten Kräfte zur morgenden Schlacht, und hofften, noch lange an dieser Stelle dem Feinde den Eingang zu wehren. Siehe, da schlich in nächtlicher Stille der Verräther Ephialtes mit einem erlesenen Perserheere das Gebirge hinauf. Durch dicke Eichenwälder führte der schmale Fußsteig die Kletternden, endlich erreichten sie den Gipfel des Berges, und stiegen nun wieder hinab. Da gewahrten sie beim ersten Morgendämmern einen Trupp gelagerter Menschen, die sich, erschreckt vom Waffengeklirr, aufrichteten. Es waren tausend Phocier, welche diesen Posten bewachen sollten, nun aber, unerwartet von einem dichten Pfeilregen der Perser getroffen, schnell die Flucht ergriffen.

Die Nachricht davon verbreitete mannichfaltige Empfindungen bei den in Thermopylä versammelten Griechen. Leonidas und seine Spartaner waren entschlossen zu bleiben. Man hatte ein Orakel: entweder werde Lacedämon von den Feinden zerstört werden, oder einer seiner Könige fallen. Genug für die Heldenseele des Leonidas, sich als ein Opfer für die Erhaltung und den Ruhm seines Vaterlandes darzubringen. Die übrigen Verbündeten schwankten in ihrem Entschlusse und waren zum Rückzuge geneigt; Leonidas bestärkte sie in ihrer Neigung, und ließ sie abziehen. Nur die Thespier und Böotier blieben, die Letzteren, weil sie als Geiseln bleiben mußten, die Ersteren, weil sie bleiben wollten, aus Liebe für Griechenland's Freiheit den edlen Tod mitzusterben.

Wohl wissend, daß er in den unvermeidlichen Tod gehe, rückte Leonidas am folgenden Morgen vor, und griff die Perser in dem weitern Theile des Thales an, weil es jetzt nur noch darauf ankam, sterbend die größte Verwüstung unter den Feinden anzurichten. Wüthender als je hieben und stachen die löwenmüthigen Helden um sich, und zahllos waren die Leichen der Perser. Selbst da den Meisten schon die Spieße zerbrochen waren, und sie nur mit den Schwertern fechten konnten, waren sie noch den Feinden furchtbar, die von ihren Anführern mit Geißeln auf sie losgetrieben werden mußten; viele

Barbaren wurden in das Meer gedrängt. Leonidas, an der Spitze der Tapferen am tapfersten fechtend, fiel unter den Ersten, die Uebrigen kämpften um seinen Leichnam und entrissen ihn den Feinden, bis die Schaar, welche der Verräther Ephialtes führte, ihnen in den Rücken fiel. Mit aller Besonnenheit sammelte sich jetzt das kleine Häuflein auf einem Hügel am Eingange des Passes, und setzte hier seine Vertheidigung fort. Die Thebaner trennten sich jetzt von ihnen, sie gingen den Persern entgegen und beriefen sich auf ihre Gesinnung, doch litten Manche in der Verwirrung den Tod. Von den Spartanern und Thespiern wollte Niemand diesen Tag überleben. Sie starben bis auf den letzten Mann.

Zwei dieser Helden waren vor dem Treffen wegen einer schmerzlichen Augenkrankheit vom Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden. Als ihnen aber die Nachricht von dem Verrathe des Ephialtes zu Ohren kam, eilte der eine derselben, Eurytus, dennoch nach Thermopylä, und fand mit den Uebrigen seinen Tod. Der zweite, Aristodemus mit Namen, kehrte allein nach Sparta zurück, aber hier war Schimpf und Schande sein Loos. Ein dritter, der wegen einer Botschaft nach Thessalien nicht hatte an dem Gefechte Theil nehmen können, und ebenfalls in Unehre fiel, erhängte sich vor Verzweiflung.

Höchst beneidenswürdig schien den Griechen das Loos der gefallenen Vaterlandsvertheidiger; für den Xerxes waren sie hassenswürdige Gegenstände des Zorns und der Rache. Er ließ, ganz gegen die heimathliche Sitte, auch an den Feinden die Tapferkeit zu ehren, dem Leichnam des Leonidas den Kopf abschlagen, und denselben auf einen Pfahl stecken, zum Zeichen, wie Herodot sagt, daß er gegen keinen Menschen in der Welt mehr als gegen diesen erbittert gewesen. Denn wie ein mächtiger Damm hatte er den wilden Strom aufgehalten, der nun mit verdoppelter Wuth durch die enge Schlucht hindurchstürzte, und sich über Griechenland verbreitete. Von den Thessaliern geführt, zogen die Barbaren durch die Persischgesinnte Provinz Doris nach Phocis, an der die Thessalier eine alte Feindschaft, die Perser die Anhänglichkeit an die Griechische Sache rächten. Feuer und Schwert wütheten mit unbeschreiblicher Wuth. Die Städte gingen in Feuer auf, und an den Menschen, die sich nicht auf das Gebirge Parnassus oder zu den Lokrern hatten retten können, wurde wilder Uebermuth geübt. Hierauf theilte sich das Heer, das Hauptheer zog mit dem Xerxes in das freundlichgesinnte Böotien, wo Thespiä und Platää,

als der Griechischen Sache ergeben, in Aschenhaufen verwandelt wurden; ein anderer Theil ging auf Delphi los, um den reichen Tempel zu plündern. Allein ein heftiges Ungewitter, welches von der zürnenden Gottheit zum Schutze des Heiligthums erregt schien, schreckte sie in die Flucht, und die Delphier fielen von den Gebirgsgipfeln herab über die Fliehenden her, und erschlugen ihrer eine große Menge.

---

26. Themistokles bei Artemisium.

Während Xerxes gegen Thermopylä rückte, erschien auch seine Flotte bei dem Vorgebirge Sepias, Artemisium gegenüber. Hier gereichte ihr die eigne ungeheure Größe zum Verderben. Denn da Ein Hafen sie nicht fassen konnte, mußte sie, acht Schiffe hoch hinter einander aufgereihet, tief in die See hinein vor Anker liegen, und als ein fürchterlicher Sturm sich erhob, der drei Tage lang mit heftigem Brausen anhielt, wurden vierhundert große Persische Schiffe an der Felsen des Vorgebirges zerschmettert. Die Griechen frohlockten, beteten zum Retter Poseidon, und opferten ihm *). Allein da trotz des Verlustes die Persische Flotte noch immer groß und gewaltig erschien, wollten die Meisten sich doch lieber von Artemisium nach den Küsten des Peloponnes zurückziehen. Die Bewohner der Insel Euböa vernahmen dies mit Schrecken, und wollten wenigstens erst ihre Angehörigen retten. Sie wandten sich daher an den Themistokles, der ohnehin die Griechen hier festzuhalten wünschte, und schickten ihm heimlich ein Geschenk von dreißig Talenten. Themistokles bot nun dem Oberfeldherrn Eurybiades fünf Talente an, und drei dem Befehlshaber der Korinthischen Schiffe, Adimantus, welcher besonders zum Rückzuge rieth. Beide widerstanden diesem Ueberredungsmittel nicht **), und man beschloß, an dieser Stelle Stand zu halten.

---

*) Die Athener hatten, einer Weissagung zu Folge, vor dem Sturme zum Boreas gebetet. „Ob nun die Barbaren auf ihrem Ankerplatz deshalb vom Boreas überfallen worden, kann ich nicht sagen, fügt Herodot sehr charakteristisch für seine Betrachtungsweise hinzu; die Athener aber glaubten es, und baueten dem Gotte nachmals einen besondern Tempel am Fluß Ilissus."

**) Den größten Gewinn, sagt Herodot, hatte indessen Themistokles, der das übrige Geld für sich behielt, und zugleich die Spartanischen und Korinthischen Führer glauben ließ, er gebe dies Geld auf der Athener Befehl.

Die Perser dagegen, welche gar keinen Widerstand mehr erwarteten, waren nur besorgt, die Griechen möchten sich durch die Flucht retten, und schickten daher zweihundert Schiffe um Euböa herum, ihnen allen Rückzug abzuschneiden. Die Griechen aber, von diesem Anschlage unterrichtet, gingen auf die feindliche Hauptflotte los und griffen an. Der Sieg blieb unentschieden, doch nahmen die Griechen dreißig Schiffe der Barbaren. Viel größern Schaden that den Persern ein neues furchtbares Unwetter, welches mit Donner und Blitz vom Pelion herstürmte, und vorzüglich die um Euböa herumgesandten Schiffe an Felsen und Klippen zerstörte. Die Griechen erhielten diese Kunde zugleich mit einer Verstärkung von drei und funfzig neuen Athenischen Schiffen, und dies ermuthigte sie, am folgenden Abend einen neuen Angriff zu versuchen, welcher die Vernichtung der Cilicischen Schiffe zur Folge hatte.

Diese Keckheit der Griechen und die Furcht vor dem Zorne des Xerres bewogen endlich am dritten Tage die feindlichen Anführer zu einem Hauptangriffe. Beide Theile fochten mit großem Muthe, aber beide Flotten litten auch bedeutend, so daß die Griechen, als die Nacht den Streit trennte, ernstlich auf den Rückzug dachten. In diesem Entschlusse bestärkte sie die Nachricht von dem Ausgang der um dieselbe Zeit vorgefallenen Kämpfe bei Thermopylä, und daß Xerres nun in Griechenland weiter vordringe.

Themistokles, dessen rastloser Geist nichts unterließ, was dem Feinde schaden konnte, eilte mit leichtrudernden Schiffen voran, und schrieb an mehreren Plätzen dieses Weges, wo die Perser nachkommen mußten, in die Felsen eine Aufforderung an die Jonier, zu den Griechen überzugehen, oder wenn dieses nicht möglich wäre, im Treffen vorsätzlich feige zu seyn. Folgten die Jonier dieser Aufforderung auch nicht, so sollten doch wenigstens die Feinde gegen ihre eigenen Bundesgenossen mißtrauisch gemacht werden, und auch dies mußte ein nicht unbedeutender Gewinn scheinen.

---

27. Die Schlacht bei Salamis.

(Septbr. 480 vor Chr.)

Die Griechische Flotte hatte indeß ihren Rückzug um Sunium herum genommen, und stand, 370 Schiffe stark, zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis. In ihr sah Themistokles noch die einzige

Hülfe. Vergebens hatte er gehofft, die Peloponnesier mit vereinter Kraft in Böotien den Persern zur Schlacht entgegenrücken zu sehen. Sie waren, so viele ihrer nicht gar Persisch gesinnt waren, nur um den Peloponnes besorgt, und auf dem Isthmus geschäftig, die schmale Landenge durch einen Wall zwischen beiden Ufern des Meeres zu sichern. Hinter diesem wollten sie die Halbinsel gegen die heranrückenden Perser schützen, welche jetzt gegen das wehrlose und verlassene Athen, das Hauptziel ihrer Rache, heranströmten. Themistokles sah für die Seinigen keine andere Rettung, als daß sie den Erdboden verließen. und auf dem Meere ihre Heimath suchten. Allein es war nichts Kleines, die Menge zu einer solchen That zu bewegen. Sie hielt fester an den äußerlichen Dingen, an den Wohnungen der Menschen und der Götter und an den Werken ihres Fleißes, als an jener Kraft des Geistes, die alles dieses, wenn es auch vor der Zerstörungswuth in den Staub sank, wieder erzeugen konnte. Wenn man den heimathlichen Boden einmal aufgegeben hätte, glaubte die Menge keiner Hülfe mehr bedürftig und keines Sieges mehr benöthigt zu seyn.

Indeß kam der Macht des Themistokles über die Gemüther der religiöse Glaube mit seiner Allgewalt zu Hülfe. Die große Schlange welche man für den göttlichen Wächter in dem Tempel der Minerva auf der Burg hielt, und der man gewöhnlich Opferspeisen darbrachte, verzehrte diesmal dieselben nicht wie sonst, zum Beweise, daß die Göttin selbst die Stadt verlassen hatte. Nun siegte die Meinung des Themistokles ob, die Steine und Mauern den Barbaren Preis zu geben. Die Streitbaren gingen auf die Schiffe, die Weiber, Greise und Kinder flüchteten theils nach Trözen, welches sie besonders gastfreundlich aufnahm, theils nach Salamis und Aegina. Es war ein rührender Anblick, so viele Familien in die Fremde wandern zu sehen. Ja selbst die treuen Hausthiere erweckten wehmüthige Empfindungen; sie folgten ihren Gebietern bis an den Hafen, und erhoben ein jämmerliches Geheul, als sie zurückbleiben mußten, und Jene davonrudern sahen. Ein Hund stürzte sich seinem Herrn nach ins Meer, und folgte schwimmend dem Schiffe, mit aller Anstrengung erreichte er Salamis, sank aber dort erschöpft sogleich todt zu Boden.

Themistokles war ganz erfüllt von dem Gedanken, Athen und ganz Hellas zu retten durch einen Kampf zur See bei Salamis, wo die Enge des Raums den Griechen abermals große Vortheile versprach; aber so dachten die Uebrigen nicht, Furcht machte die Menge unge-

horsam, und riß die Führer, bei denen auch Neid und Eifersucht herrschten, mit sich fort. Dazu kam die Nachricht, daß die Perser, die in Attika eingerückt waren, auch die Burg von Athen eingenommen und in Asche gelegt hatten. Alle wollten nun nach dem Isthmus ziehen, weil sie im Fall einer Niederlage sich in der Nähe des Peloponnes sichrer retten zu können hofften. Aber Themistokles' unbezwinglicher Geist dachte nicht an Niederlage, sondern nur an Sieg, und trug die Gründe für die Wahrscheinlichkeit desselben, wenn man hier fechten würde, in der Versammlung der Führer mit aller der Kraft vor, die aus dem Gefühl der Wahrheit entsprang. Hitzig rief ihm der Korinther Adimantus zu: „In den Wettspielen bekommen Diejenigen Ohrfeigen, welche vor der Zeit aufstehen." — „Ja, antwortete Themistokles, aber die Zurückbleibenden werden nicht gekrönt." Und da Adimantus ihn wiederum anfuhr, und sagte, wer selbst keine Stadt mehr habe, dürfe nicht gehört werden, erwiederte Themistokles mit Würde und Bedeutung: „Wir haben zwar, du Armseliger, unsere Häuser und Mauern verlassen, weil wir um todter Steine willen keine Sklaven seyn wollten. Aber diese zweihundert wohlbemannten Schiffe sind unsere Stadt, und die größte aller Hellenischen, die euch jetzt Beistand leisten wird, wenn ihr euch durch sie retten wollt. Wenn ihr uns aber zum zweitenmale verrätherisch verlasset, so ziehen wir nach Italien und gründen dort einen neuen Staat."

Dies bestimmte endlich Eurybiades, nachzugeben, indem die übrigen Schiffe, ohne die Athenischen, auch selbst beim Isthmus sich dem Feinde nicht einmal würden haben zeigen können. Allein bald darauf, als das Persische Landheer wirklich den Peloponnes bedrohete, regte sich in allen Verbündeten von Neuem der vorige Unmuth, Athen's wegen, wie sie wähnten, an dieser Stelle kämpfen zu müssen, und in einer neuen Berathschlagung wurde nun der Abzug in der That beschlossen. Jetzt, wo alles Gegenreden nichts mehr half, faßte Themistokles einen Entschluß, der seinen kühnen und sichern Geist zeigt; die Furchtsamen sollten wider ihren Willen, ehe sie noch auseinandergehen könnten, zum Fechten gebracht werden. Er sandte einen treuen Diener, Sicinnus, heimlich auf einem Boote zu Xerxes, und ließ diesem mit der Miene des freundlichsten Wohlwollens sagen, die Griechen wären uneinig unter sich, und gedächten zu entwischen, er könne sie daher, wenn er ihnen zuvorkomme, leicht umzingeln. Xerxes fand den Rath gut, und ließ alle seine Schiffe Bewegungen machen,

die unbesorgten Griechen zu umgarnen. Aristides, der, in dieser Zeit der Noth von dem Volke herbeigewünscht, aus seiner Verbannung zurückkehrte, und in derselben Nacht aus Aegina sich zur Griechischen Flotte begeben wollte, bemerkte zuerst die feindliche Bewegung. Er vergaß in diesem Augenblicke alle persönliche Feindschaft, eilte zum Themistokles, und theilte ihm mit, was er gesehen. Themistokles vertraute ihm, daß er selbst dies herbeigeführt, und bat ihn, nur den übrigen Griechen das Anrücken der Feinde als ein glaubwürdiger Augenzeuge zu melden. Dies that er auch, fand aber doch bei den Meisten keinen Glauben, bis endlich ein Tenisches Schiff, welches trotz dieser Noth zu den Griechen überging, ihnen allen Zweifel benahm. Nun da keine Wahl mehr war, rüstete sich Alles zur Schlacht und bestieg die Schiffe, der anrückenden feindlichen Flotte entgegenzugehen. An dem einen Ende derselben waren die Phönicier, als die Tapfersten, den gewandten Athenern gegenüber gestellt; das andere Ende nahmen die Jonier ein, damit sie, denen die Perser nie trauten, nicht mit ihren Stammgenossen zusammenträfen. Xerxes, welcher glaubte, daß die Niederlage bei Artemisium nur wegen seiner Abwesenheit erfolgt sey, wollte dieses Mal von einem hohen Berge am Ufer zuschauen, damit er durch seine Gegenwart Alles zur Tapferkeit ermuntere. Mit Tagesanbruch trafen die Flotten zusammen, und das Handgemenge ward allgemein. Die Persische Seemacht kämpfte wirklich anfangs mit Muth, und selbst die Jonier zeigten sich tapfer, aber dessenungeachtet entschied sich der Kampf sehr bald zum Nachtheil der Perser. Ihre eigne Menge ward ihnen in den engen Gewässern hinderlich, und stopfte sich bald so sehr, daß sie weder vor- noch rückwärts konnten. Viele Persische Schiffe wurden in den Grund gebohrt, viele kamen wegen der Enge des Raumes gar nicht zum Gefecht, eins hinderte das andere, und als die hintersten flohen, drängten sie die vorderen mit sich fort. Mit jedem Augenblicke wuchs die Verwirrung in der feindlichen Flotte. Athener und Aegineten, die Ausgezeichnetesten unter allen Griechen, wetteiferten mit einander *); die Ersteren vernichteten in dem Gedränge die feindlichen Schiffe, welche Widerstand thaten, die Letzteren lauerten allen, welche sich nach dem Hafen Phalerum unter den Schutz des Landheeres flüchten wollten, auf, so daß

*) Von der Korinther und ihres Führers Adimantus Tapferkeit erzählten, nach Herodot's Aussage, die Athener nicht viel Rühmliches. Aber wahrscheinlich waren es Schmähungen, die der Haß beider Staaten gegen einander erzeugte.

wer den Händen der Athener entgangen war, in die der Aegineten fiel. Die Königin Artemisia, welche dem Xerxes klüglich von einer Seeschlacht abgerathen hatte, war ebenfalls nahe daran, von einem Athenischen Schiffe überwältigt zu werden. Da segelte sie auf ein Persisches Schiff los und bohrte es in den Grund. Der Athenische Hauptmann, welcher glaubte, das Schiff der Artemisia müsse wol ein bundesverwandtes seyn, weil es ein Persisches niedersegle, wandte um, und die erschrockene Königin entkam.

So glorreich und über Alles glänzend dieser Sieg der Griechen bei Salamis war, so groß waren auch seine Folgen. Xerxes ließ noch in der folgenden Nacht seine Schiffe nach dem Hellespont aufbrechen, mit einer Eil und Stille, daß die Griechen, die am folgenden Tage einen neuen Angriff erwarteten, voll Verwunderung den Abzug der feindlichen Flotte erfuhren, und nun berathschlagten, was ferner zu thun sey. Themistokles' Rath und der Athener Wunsch war, sich eiligst des Hellespont's zu bemächtigen. Aber Eurybiades widersprach, er rieth, den Xerxes fliehen zu lassen, und seine Meinung behielt die Oberhand *).

Xerxes trat auch bald seinen Rückzug an, doch nicht mit seinem ganzen Heere. Denn Mardonius, voll Wuth und Scham über den unglücklichen Ausgang eines Unternehmens, das er vorzüglich angeregt, bewog den König, ihm zu erlauben, einen nochmaligen Versuch zur Ueberwältigung Griechenland's zu machen. Zu diesem Behufe blieben dreimalhunderttausend Mann, meistens Perser, Meder, Saker, Baktrier und Inder, in Thessalien zurück; mit den Uebrigen zog der König weiter. Allein verheerende Krankheiten und ein solcher Mangel an Nahrungsmitteln, daß das Heer oft Wurzeln und Baumrinden essen mußte, rieben einen großen Theil auf, ehe es noch auf Schiffen über den Hellespont setzte.

---

*) Diodor und Plutarch erzählen, Themistokles habe nun durch eine List den Perserkönig vollends aus Hellas hinweggeschreckt. Er habe ihm nämlich sagen lassen: die Griechen seyen im Begriff, nach dem Hellespont zu segeln, Themistokles aber, besorgt um den König, rathe ihm, schleunigst nach Asien hinüberzugehen. — Nach Herodot hingegen wollte er, da seine Meinung nicht durchgegangen war, den gefaßten Beschluß für sich benutzen, und um sich für den Fall der Noth bei dem Xerxes einen Zufluchtsort zu eröffnen, sandte er ihm eine Botschaft des Inhalts: „Themistokles hat die Hellenen von ihrem Vorsatze, die Brücken über den Hellespont zu zerstören, abgehalten, um dir einen Dienst zu leisten." Dieses Zeugniß ist das ältere und bewährtere, jenes stellt den Themistokles allerdings in einem reineren Lichte dar.

Die Griechen hatten indeß einige der Inseln, welche sich aus Furcht an die Perser angeschlossen, zur Strafe gezogen, wobei Themistokles, nach Herodot's Bericht, ohne Vorwissen der Uebrigen große Summen erpreßte *). Nach der Rückkehr berathschlagte man über den Dank, welcher Göttern und Menschen für ihren Antheil an dem herrlichen Siege gebühre. Ueber die Weihung dreier erbeuteter Kriegsschiffe und eines großen Standbildes mit einem Schiffsschnabel in der Hand, nach Delphi, ward die fromme Dankbarkeit bald einig; als aber entschieden werden sollte, welcher der Helden die meiste Ehre verdiene, traten die Leidenschaften hervor. Den ersten Preis erkannte Jeder sich selbst zu, den zweiten jedoch die Meisten dem Themistokles. Hierin leuchtete indeß die unwillkürliche Anerkennung seines Verdienstes hervor, und die allgemeine Meinung der Hellenen bestätigte sie. In Lacedämon, wohin er eine Reise machte, ließ man dem großen Manne die schuldige Gerechtigkeit widerfahren; den Preis der Tapferkeit zwar gaben die Spartaner dem Eurybiades, aber den Preis der Weisheit und Geschicklichkeit dem Themistokles, doch in einerlei Zeichen, einem Kranze von Oelzweigen. Ueberdies ehrten sie ihn auch auf ausgezeichnete Art. Sie beschenkten ihn mit dem schönsten Wagen, der in Sparta zu finden war, und auf seinem Heimwege geleiteten ihn dreihundert Spartanische Männer, welche die Ritter hießen und den Königen zu einer Ehrenbegleitung im Kriege dienten, bis an die Grenze des Landes, eine Ehre, die bis dahin noch nie einem Menschen erwiesen war. Als darauf das nächste Mal die Olympischen Spiele gefeiert wurden, und auch Themistokles in den Schranken erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit des versammelten Griechenland's, daß alle Zuschauer der Kämpfer vergaßen, und nur auf ihn die Augen richteten. Man zeigte ihn den Fremden mit Bewunderung, und sein Name floß von allen Lippen. Hier ward seine Ruhmbegierde gesättigt, und innig gerührt gestand er den Freunden, daß er jetzt die Frucht alles dessen ernte, was er für Hellas gethan habe.

*) Diese bei mehreren Gelegenheiten hervorleuchtende Gewinnsucht des Themistokles ist kein schöner Zug in seinem Charakter, wie sehr man auch annehmen mag, daß er des Geldes zu bedürfen glaubte, um sich gegen seine reichen und mächtigen Feinde, die Alkmäoniden, zu behaupten. Aber überhaupt ist es kein rühmliches Zeugniß für die Denkungsart aller Hellenen, daß die den Feinden Anhängenden unter ihnen dem Persischen Oberanführer oft riethen, mehr von Bestechungen Gebrauch zu machen.

28. Neue Gefahren.

Der wiederkehrende Frühling rief die Griechen zu neuen Kämpfen; noch stand Mardonius mit 300,000 Mann in Thessalien, voll stolzer Hoffnung, mit dieser Masse zu siegen, denn die Schmach der verlornen Seetreffen traf weniger die Perser, als die unterjochten Völker. Da die Persische Flotte ruhig bei Samos lag, um das verdächtig gewordene Jonien zu beobachten, so wünschte Mardonius, um sich wieder zum Herrn des Meeres zu machen, das seemächtige Athen für sich zu gewinnen, wobei er vielleicht auf die ihm nicht unbekannte Uneinigkeit der Hellenischen Staaten rechnete. Der damalige, den Persern unterworfene, König von Macedonien Alexander gab den Vermittler ab. Seine Familie stand noch von Alters her in gastfreundschaftlicher Verbindung mit den Athenern; er selbst war mit einem vornehmen Persergeschlechte verschwägert. Er überbrachte den Athenern die Anerbietungen des Mardonius: Sicherung ihrer bisherigen Freiheiten, Wiederaufbau ihrer zerstörten Tempel, und endlich Erweiterung ihres Gebiets, wenn sie mit Persien ein Bündniß schließen, und die übrigen Griechen unterjochen helfen wollten.

Die ihrer vorigen Lauigkeit gegen Athen sich bewußten und deshalb bangen Spartaner fürchteten, man würde dort solchen Lockungen Gehör geben, und schickten daher bei der ersten Nachricht von diesen Unterhandlungen sogleich Gesandte, um sie wo möglich zu verhindern. Absichtlich verstattete man diesen Gesandten zu Athen den Zutritt zu der Versammlung, wo Alexander's Antrag berathen werden sollte. Kaum hatte dieser zu reden aufgehört, so erhoben sich die Spartaner. Sie beschworen die Athener, Griechenland nicht zu verlassen, auf das sie zuerst den Zorn der Barbaren gelenkt hätten, und Versprechungen nicht zu trauen, die ein Tyrann (Alexander) von einem andern Tyrannen (Xerxes) überbringe. Der Beschluß, welchen die Athener auf den Rath des Aristides faßten, zeigte, wie sehr sie die Stimme der Ehre und der Freiheitsliebe allen eigennützigen Betrachtungen vorzogen. So lange die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollende, so lange würden die Athener gegen den Perserkönig kämpfen, lautete ihre Antwort; den Alexander selbst ermahnten sie, nie wieder mit einem so entehrenden Auftrage in Athen zu erscheinen, denn sie möchten nicht gern, daß ihm ein Leid widerführe, da er ihr Gast und Freund sey. Den

Lacedämoniern wurde erwiedert: es sey eine schimpfliche Furcht, daß Athen je mit den Persern vereint die Unterjochung der Griechen wollen könnte, mit denen es durch einerlei Sprache, einerlei Götter und einerlei Sitte vereinigt sey. Keine Fülle von Gold, und keine Schönheit eines Landes werde sie je zu anderen Gesinnungen bringen. Nur sollten auch die Spartaner bald Hülfstruppen zu dem bevorstehenden Kampfe senden.

Was vorherzusehen war, geschah. Mardonius rückte in Böotien ein, wo sich die Thebaner gleich wieder völlig Persisch zeigten. Das unbeschützte Attika sah einer neuen fürchterlichen Verheerung entgegen, und doch zögerten die Spartaner mit der zugesagten Hülfe. Den Athenern blieb nichts übrig, als ihre Stadt zum zweitenmale zu verlassen, und nach Salamis zu flüchten. Mardonius nahm die leere Stadt ein, hoffte aber, die abermalige Noth werde die Athener jetzt geschmeidiger machen, und ließ ihnen nochmals die vorigen Friedensbedingungen antragen. Aber auch jetzt wurden sie zu Salamis mit solcher Entschlossenheit verworfen, daß einer von den Senatoren, der sie anzunehmen und dem Volke mitzutheilen vorschlug, dafür zu Tode gesteinigt wurde. Nach Lacedämon aber schickten die Athener Gesandte, sich über das Zaudern und die Saumseligkeit der Spartaner zu beklagen, und vorzustellen, wie aufrichtig die Athener gegen Griechenland, wie hinterlistig dagegen dieses gegen sie verfahre; man möge jetzt ein Heer so schnell als möglich absenden, um, was man in Böotien versäumt habe, nun in Attika zu thun und die Barbaren anzugreifen. Die Spartaner zauderten zehn Tage, eine bestimmte Antwort zu geben, und arbeiteten indeß an der Vollendung der Mauer auf dem Isthmus. Aber ein sehr verständiger und in Sparta hochangesehener Fremder aus Tegea machte die Ephoren aufmerksam, wie auch die stärkste Mauer kein Schutz für den Peloponnes seyn werde, wenn man einmal die Athener gezwungen habe, zu den Barbaren überzugehen. Dies nahmen die Ephoren zu Herzen, und sandten noch in derselben Nacht ein Heer von fünftausend Spartanern und fünf und dreißigtausend Heloten, die als Leichtbewaffnete fochten, ab, zu denen späterhin noch fünftausend Perioiken stießen.

Durch die Persischgesinnten Argiver, welche sogleich einen Eilboten nach Attika abschickten, ward Mardonius schnell von diesem Anzuge der Spartaner benachrichtigt. Nun verzweifelte er gänzlich an der Nachgiebigkeit der Athener, verwüstete das bis jetzt noch ziemlich

verschonte Gebiet derselben völlig, und zog sich nach Böotien zurück, dessen herrliche Ebenen der Reiterei, einer Hauptstärke der Perser, freien Spielraum gaben. Hier verschanzte er sich längs dem Flusse Asopus. Am gegenüberstehenden Ufer desselben, am Fuße des Berges Cithäron, stellten sich die Griechen auf; zu den Spartanern waren außer anderen Bundesgenossen achttausend schwerbewaffnete Athener, unter dem Aristides, gestoßen; in allem waren sie 110,000 Mann stark. Den Oberbefehl über das Ganze führte Pausanias, Vormund und Oheim des noch jungen Königs von Sparta Pistarchus, welcher ein Sohn des Leonidas war.

---

29. Schlacht bei Platää.

(Septbr. 479 vor Chr.; Ol. 75, 2.)

Es dauerte lange, bevor beide Theile zum wirklichen Angriff kamen, da jeder von dem Vortheile der Stellung Gebrauch machen wollte, die er nach der Beschaffenheit seiner Streitkräfte gewählt hatte. Mardonius suchte sich in den weiten Ebenen jenseit des Asopus zu behaupten, wo er seine Menge entfalten und seine Reiterei bewegen konnte; die Griechen dagegen hatten ihre Stellung an dem Gebirge, wo sie sich in einem engen Raume dem Feinde ohne Nachtheil entgegenstellen konnten. Daher auch vielleicht die Griechischen Opferpriester, mit denen beide Heere versehen waren, ganz im Einklang mit der Kriegsklugheit dem Theile den Sieg versprachen, der sich vertheidigen und nicht angreifen würde.

Mardonius ließ indeß von der Reiterei häufig Angriffe machen, welche besonders die Megarer trafen, bis diese vom Kampfe ermüdet abgelöst zu werden verlangten. Dazu fanden sich freiwillig dreihundert auserlesene Athener bereit, denen es in kurzem gelang, den Anführer der Persischen Reiterei, Masistius, zu erlegen, der nächst Mardonius der angesehenste Mann beim Heere war, eine That, welche den Persern eben so viel Schrecken als den Griechen Freude erregte. Der Todte wurde auf einem Wagen durch die Glieder des Griechischen Heeres geführt, zum freudigen Vorzeichen für die folgenden Kämpfe.

Man fand indeß die gegenwärtige Stellung wegen Wassermangel unbequem, und zog sich weiter nach Platää hin. Mardonius folgte. Unter den Griechen erhob sich hier ein heftiger Wortwechsel zwischen

Denen von Tegea in Arkadien und den Athenern. Beide verlangten den linken Flügel einzunehmen, so wie die Spartaner den rechten behaupteten. Letztere entschieden den Streit zum Vortheil der Athener.

Endlich nach Verlauf von elf Tagen ward Mardonius des Zauderns überdrüssig, und beschloß, auch ohne günstiges Opfer eine allgemeine Schlacht zu liefern. Die Griechen erhielten sogleich Kunde von diesem Entschluß: In der Nacht kam Alexander, der König von Macedonien, der wahrscheinlich zu dem Glücke der Perser kein Vertrauen mehr hatte *), und bei den Griechen, wenn sie siegen würden, sich ein Verdienst erwerben wollte, an das Lager der Athener herangeritten, und meldete ihnen des Mardonius Absicht. Er bat sie, sich auf einen Angriff gefaßt zu machen, auf jeden Fall aber auszuharren, weil die Perser nur noch auf wenige Tage zu leben hätten. Zunächst aber wurden die Griechen von Mangel heimgesucht. Die Persischen Reiter verstopften ihnen ihre einzige Wasserquelle, und schnitten ihnen die Kornzufuhr ab. Vor diesen Uebeln schienen sie gesichert, wenn sie noch mehr westwärts nach Platää sich hinzögen. Der Abzug ging in der Nacht vor sich, aber nicht ohne manche Unordnung. Mardonius, dem der anbrechende Tag verrieth, was geschehen war, und der es für Flucht hielt, brach sogleich auf, und verfolgte an der Spitze seiner Reiterei die Abziehenden; das übrige Heer, voll Freude, ohne Schwertschlag die Griechen zu fangen, eilte nach ohne Ordnung und Maß. Sie stießen zuerst auf die Lacedämonier und Tegeaten, die auf dem Cithäron fortzogen. Pausanias sandte sogleich nach den Athenern, die auf der andern Seite in der Ebene zogen, daß sie ihm zu Hülfe kommen sollten. Als aber die Athener aufbrachen, stießen sie auf die Böotier und Thessalier, die Griechischen Bundesgenossen der Perser, mit welchen ein hitziges Gefecht begann, so daß nun die Spartaner, die mit den Tegeaten zusammen einen Haufen von 53,000 Mann ausmachten, es allein mit der Persischen Hauptmacht aufnehmen mußten. Anfangs wurden viele von ihnen durch die Pfeile der Perser erlegt **),

*) Die Besonnenen unter den Persern scheinen selbst diese Besorgniß getheilt zu haben. Herodot erzählt wenigstens ein Gespräch, welches ein Böotier auf einem großen Mahl zu Theben mit seinem Persischen Nachbar hatte, der ihm unter Thränen sagte, daß in kurzem von allen Persern, die hier schmauseten, und von dem ganzen Heere im Lager, nur eine kleine Anzahl übrig seyn würde.

**) Unter diesen war auch Kallikrates, einer der schönsten Spartaner. Für Griechenland zu sterben, rief er aus, gereut mich nicht, wol aber das, daß ich mit meinem Arm kein tapfres Werk habe verrichten können.

denn sie saßen eine Zeitlang ruhig, das von Pausanias angestellte Opfer abzuwarten, welches anfangs ungünstig ausfiel. Indeß erhoben sich die Tegeaten und brachen zuerst in die Persischen Glieder ein; diesen folgten, als das Opfer bald darauf günstig wurde, die Spartaner nach. Nun entstand ein heißer Kampf. Denn auch die Perser ließen es, nach dem Zeugnisse des Herodot, weder an Kraft noch an Willen fehlen; nur ihre leichtere Bewaffnungsweise gegen die schwerere der Griechischen Krieger, und der Mangel an Kunst oder vielmehr an strenger Kriegszucht, setzten sie den Griechen nach. So lange daher Mardonius noch von seinem weißen Pferde herab muthig fechtend die Seinigen begeisterte, blieb der Sieg unentschieden; sobald er aber von der Lanze des Spartaners Aeimnestus gefallen war, und sein Haufen nach großem Verluste wich, da gerieth bald das übrige Heer in Verwirrung, und die Flucht ward allgemein. Auch die Böotier mußten den Athenern weichen. Nur die feindliche Reiterei deckte tapfer den Rückzug der Ihrigen. Der Persische Feldherr Artabanus, welcher sich dem Feldzuge des Mardonius schon früher widersetzt, und mit seinem Heerhaufen an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte, führte diesen durch Phocis dem Hellespont zu; der übrige Theil des Heeres flüchtete in das verschanzte Lager, wo ihm die Spartaner nachsetzten, aber unkundig in der Belagerungskunst so lange nichts ausrichteten, bis die Athener ankamen. Diese erstiegen zuerst die hölzernen Mauern, und die hineingeflüchteten Barbaren wurden fast sämmtlich niedergehauen.

Die Beute, welche das siegende Heer hier machte, war unermeßlich. Ein Zehntel ward für die Götter und ein anderes zum Geschenk für den Pausanias abgesondert, das Uebrige theilte man unter die anderen Staaten. Ueber den Preis der Tapferkeit drohte ein gefährlicher Streit zwischen den Spartanern und Athenern auszubrechen; er wurde aber durch den klugen Vorschlag eines Korinthers dahin vermittelt, daß man diesen Preis den Plataern zuerkannte, deren Boden der Schauplatz des glorreichen Kampfes für Griechische Freiheit gewesen war. Aristodem, jener von den Dreihunderten bei Thermopylä schimpflich übrig Gebliebene, hatte hier bei Platää mit der ausgezeichnetesten Tapferkeit gefochten; dennoch gaben die Spartaner einem Andern den Vorzug, denn er habe nur wegen der auf ihm haftenden Schuld den Tod gesucht.

Nachdem die Tapferen geehrt und belohnt waren, sollten die Schuldigen nun auch zur Strafe gezogen werden. Elf Tage nach der

Schlacht erschien das siegreiche Heer vor Theben, und verlangte, daß die Häupter und Vornehmsten unter den Anhängern der Perser ausgeliefert würden. Man verweigerte diese Auslieferung anfangs, bis endlich die Verwüstung des Gebiets und die Anstalten zu einer ernsthaften Belagerung die Thebaner zur Nachgiebigkeit nöthigten. Die Ausgelieferten wurden von Pausanias nach Korinth geführt, und dort der gerechten Strafe geopfert.

---

30. Schlacht bei Mykale.

Nach dem Verluste der Schlacht bei Salamis fürchtete Xerres den Abfall der Asiatischen Griechen, und ließ deswegen, wie oben schon erwähnt ist, seine Flotte bei Samos, um alle Regungen gleich unterdrücken zu können. Trotz dem ergingen heimliche Aufforderungen der Jonier an die Griechen, ihnen beizustehen, und das Persergeschwader zu überfallen. Wirklich machte sich auch die Griechische Seemacht, unter der Führung des Spartanischen Königes Leotychides, und des Atheners Xanthippus *), nach Samos auf. Auf diese Nachricht schickten die Perser, die ein Seetreffen scheuten, die Phönicischen Schiffe fort, die übrigen zogen sie bei Mykale, wo ein zur Behauptung Jonien's bestimmtes Landheer stand, ans Land, und ließen eine Verschanzung rund um dieselben errichten. Die Griechen näherten sich, und Leotychides wiederholte die Kriegslist des Themistokles bei Artemisium; er forderte die Jonier durch einen Herold auf, im Kampfe ihrer Freiheit zu gedenken. Er erreichte auch seinen Zweck, die Perser ließen die Samier entwaffnen, und entfernten die Milesier.

Die Griechen waren indeß gelandet, und eilten zur Schlacht, deren Kampfpreis, wie Herodot sagt, der Hellespont und die Inseln waren. Es war an demselben Tage, wo bei Platää gestritten wurde, und ein Gerücht von einem Siege über den Mardonius durchlief das Griechenheer, sey es, daß es sich in einer solchen Zeit der Erwartung von selbst erzeugte, oder daß es absichtlich von den Feldherren verbreitet wurde, um den Muth der Griechen zu erhöhen. Auch die Bar-

*) Dem Themistokles gaben, nach Diodor, die Athener darum den Befehl über die Flotte nicht wieder, weil sie unwillig auf ihn waren, daß er die oben erwähnte Belohnung von den Lacedämoniern angenommen hatte.

baren, vorzüglich die eigentlichen Perser, leisteten tapfern Widerstand, mußten aber dennoch den Hellenen weichen, und die Jonier thaten was sie konnten, ihren Brüdern beizustehen. Die Griechen erstürmten die Verschanzungen, richteten eine große Niederlage unter den Feinden an, verbrannten ihre Schiffe und Vertheidigungswerke, und machten abermals eine ansehnliche Beute.

Die rühmlichste aber, die sie davon trugen, war die Freiheit der Jonier. Die Samier, Lesbier, Chier und alle Inselbewohner wurden sogleich in den Bund der Griechen aufgenommen, um sie hinfort vor der Herrschaft der Perser zu schützen. Die aber, welche auf dem festen Lande wohnten, zu vertheidigen, schien schwierig; daher schlugen die Peloponnesier vor, Asien überhaupt den Barbaren zu überlassen, und die Jonier nach dem eigentlichen Hellas in die Städte und Besitzungen derjenigen Griechen, die es mit den Persern gehalten hatten, zu versetzen. Allein die Athener verschmähten diese gefährliche Einmischung der Peloponnesier in die Angelegenheiten der Jonischen Colonien, und verwarfen den Vorschlag. Sie wollten als ein handelnder Staat nicht diese Ausgänge von Asien's Schätzen, und als ein schon auf Eroberungen sinnendes Volk nicht diese Zugänge zu Erwerbungen in Asien verlieren. Auch würde bei einer Verpflanzung dieser Städte Athen nicht so leicht ein Mittelpunkt für dieselben haben seyn können, wie es dies nachher wurde.

---

81. Gleichzeitiger Kampf der Sicilischen Griechen mit den Karthagern.

(480 v. Chr.)

Auch außer aller Verbindung mit dem Mutterlande fochten um dieselbe Zeit Griechische Städte zu ihrer Selbsterhaltung gegen einen andern Feind einen eben so glücklichen Kampf, nämlich in Sicilien. Daß dieses schöne und fruchtbare Eiland schon früh ein Hauptsitz Griechischer Niederlassungen und ein Schauplatz Griechischer Thätigkeit geworden war, ist schon erzählt (oben S. 269). In den Staaten desselben herrschten eben so, und fast noch häufiger als in dem eigentlichen Griechenland, unaufhörliche Kämpfe der verschiedenen staatsbürgerlichen Parteien, und ein rascher Wechsel von ganz freien Verfassungen und Tyrannenherrschaften. Die letzteren bestanden damals in den

meisten Sicilisch-Griechischen Staaten. Vor allen diesen Herrschern glänzte der weise Gelon, ursprünglich Tyrann von Gela. Allmählig Herr geworden der ganzen östlichen Küste von Sicilien, eines kleinen Theiles der nördlichen und des größern der südlichen, hatte er die Stadt Syrakus zum Mittelpunkt seiner Herrschaft gemacht, und sie durch Verpflanzung der angesehensten Einwohner aus mehreren anderen eroberten Städten vergrößert. Der Umfang seiner Macht, auf den schon jene den Griechen des Mutterlandes bei der Annäherung des Xerxes geschehenen großen Anerbietungen schließen lassen, zeigte sich auf das glänzendste in dem Erfolge, womit er um dieselbe Zeit einen großen und furchtbaren Angriff Karthago's vereitelte.

Dieser letztere Staat (oben S. 62) hat als Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handelsverkehrs und als große Seemacht eine Zeitlang eine überaus glänzende Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Die Verfassung von Karthago rechnen Aristoteles und Polybius zu den gemischten, und vergleichen sie mit der Spartanischen, der Letztere auch mit der Römischen. Vorherrschend war hier wie in Sparta das aristokratische Element. Wie in allen Republiken der alten Welt, welche sich über die Grenzen eines einzelnen Stadtgebiets hinauserstreckten, war auch in diesem Staate Eine Stadt das Haupt aller übrigen, und auch hier die Regierung in den Händen der Volksversammlung und eines Senats. Von letzterem war ein engerer Ausschuß, die Hundertmänner genannt, vorzüglich mächtig. Er bildete, wie es scheint, ein hohes Staats- und Polizeitribunal, das für die Aufrechthaltung der bestehenden Verfassung zu sorgen hatte *), und öfters mit grausamer Strenge handelte. Die an der Spitze des Staates standen, wie in Sparta die Könige, und in Rom die Consuln, hießen in Karthago Suffeten, auch hier zwei; die Dauer dieser Magistratur ist sehr ungewiß. Oefters verbanden sie mit ihrer Würde auch den Oberbefehl im Kriege **). Die Stadt war groß und schön, und ringsumher das Land herrlich angebauet; man sah die schönsten Gärten, Landhäuser, Weinberge Felder, Wiesen und Canäle, und der Hafen war beständig mit Schiffen angefüllt, denn die meisten Bürger nährten sich von Handel und Schifffahrt. Die Karthager hatten nicht nur in Nordafrica ein ausgebreitetes Gebiet, auch ihre Colonien und Besitzungen außerhalb die-

*) Heeren Bd. XIII, S. 127.

**) Kluge ad Aristot. de polit. Carthag. p. 91.

ſes Erdtheils waren beträchtlich, und viele Phöniciſche gingen im Laufe der Zeit auf ſie über. Sardinien, die Baleariſchen Inſeln und Malta hatten ſie ganz inne, auf der Sicilischen Küſte gehörten ihnen mehrere Städte, und in Spanien war ihr Beſitz nicht nur an der Küſte, ſondern auch im innern Lande ausgebreitet. Auch an der Weſtküſte von Africa legten ſie Handelsplätze an. Ein ſo reges, blühendes Leben hatte ſich, ſchon vor den Zeiten des Cyrus, vom Orient her, jener Wiege der Menſchheit und ihrer Bildung, auch über den weſtlichen Theil von Europa's milderer Zone verbreitet.

Die Abſicht der Karthager, ihre Herrſchaft in Sicilien auszubreiten, mußte ſie nothwendig zu Kriegen mit den dortigen Griechen führen. Kein Zeitpunkt ſchien dazu günſtiger, als der, wo Xerres ſeinen Zug gegen Griechenland unternahm. Daß die Karthager von dieſem Herrſcher zu gemeinſchaftlicher Mitwirkung aufgefordert waren, wie einige ſpätere Schriftſteller, aber nicht Herodot, erzählen, iſt höchſt unwahrſcheinlich. Den Vorwand zum Angriffe gab ihnen der Tyrann Terillus, welcher, vertrieben von ſeiner Stadt Himera, nach ihrer Unterwerfung durch den Tyrannen Theron von Agrigent, ſich nach Karthago geflüchtet hatte. Ihn wollten die Karthager wieder in ſeine Herrſchaft zurückführen, allein ihre Rüſtungen waren von ſolchem Umfange, daß man auf einen weit umfaſſendern Zweck ſchließen konnte. Sie verſtärkten ihre Seemacht, und warben, nach ihrer Weiſe Krieg zu führen, ein Heer von Miethstruppen aus Africa, Spanien, Sardinien, Corſica und den Baleariſchen Inſeln, ſo daß die Zahl dieſer Truppen ſogar auf 300,000 (gewiß höchſt übertrieben) angegeben wird.

An der Spitze einer ſolchen Macht landete der Karthagiſche Feldherr Hamilkar in Sicilien, und belagerte Himera; Theron erſuchte den Gelon um Hülfe, und dieſer ſandte ſeinen Bruder Hiero mit zweihundert Kriegsſchiffen den vereinigten Karthagiſchen und Etruskiſchen Flotten entgegen; Gelon ſelbſt aber zog an der Spitze von zehntauſend Mann ſchwer bewaffneten Fußvolks, zweitauſend Reitern und einem großen Haufen leichtbewaffneter Sklaven dem Landheere der Agrigenter zu. Seine Truppen erkämpften zur See und zu Lande den herrlichſten Sieg; Hamilkar ward getödtet (480; nach Einer Nachricht am Tage des Treffens bei Thermopylä, nach Anderen, an dem von Salamis). Karthago mußte ſich zum Frieden bequemen, nach welchem es zweitauſend Talente Kriegskoſten bezahlte, und ſeine Menſchenopfer abzuſchaffen verſprach.

Gelon hatte durch diesen Sieg das Ansehen und Vertrauen, welches ihm seine milde und weise Verwaltung bei seinen Mitbürgern erworben hatte, noch stärker befestigt. Er erhielt davon bald darauf einen glänzenden Beweis. Er berief nämlich alle Syrakuser bewaffnet zur Volksversammlung, bestieg wehrlos die Rednerbühne, gab umständliche Rechenschaft von seiner Verwaltung des Staats in Krieg und Frieden, und legte sich und sein Schicksal in ihre Hände. Aber das Volk nannte ihn mit lautem Beifallruf Retter, Wohlthäter und König, und verlangte, daß er die Regierung behielte. Er starb im Jahre 477. Man ehrte sein Andenken durch den Gehorsam gegen seinen Bruder, den prächtigen und glanzreichen Hiero (st. 467), der auch Agrigent in das Bündniß mit Syrakus brachte, und entzog denselben erst dem dritten Bruder Thrasybul, dessen in einer zehnmonatlichen Regierung bewiesene Grausamkeiten keine Aehnlichkeit mit Gelon mehr ahnen ließen. In Syrakus und den übrigen Städten wurde nun die Volksregierung wieder eingeführt, Gelon's Name aber blieb noch in späten Zeiten den Syrakusern heilig.

---

32. Athen und Themistokles nach den Perserkriegen.

(478—477 vor Chr.)

Die großen Kämpfe, welche die Hellenen mit so glänzendem Ruhme bestanden hatten, mußten nothwendig auf ihr äußeres und inneres Leben einen höchst bedeutenden Einfluß haben. Die unermeßliche Beute an Gold und anderen Kostbarkeiten, welche der Sieg über die Perser den Staaten sowol als den Einzelnen verschaffte, veränderte gewiß schnell den Besitzstand und das vorige Maß von Reichthum und Wohlhabenheit; und das äußere Leben strebte der Höhe nach, zu welcher so glorreiche Kämpfe die Gemüther der Griechen erhoben hatten und dauernd erhoben. Denn so wie der einzelne Mensch die Erinnerungen seines vergangenen Lebens immer in sich trägt, so hatten auch die Griechen das Mittel zu finden gewußt, alles dieses Glorreiche in dem Bewußtsein ihres Volks zu erhalten; Vergangenheit und Gegenwart blieb bei ihnen immer in einem innern Zusammenhange, der den Geist ihrer folgenden Geschichte ganz eigenthümlich belebte.

Jenes Mittel bot ihnen die Religion dar, sie knüpfte diese Erinnerungen an die Verehrung der unsterblichen und nie alternden Götter.

Weil die göttliche Hülfe in den Augen der frommen Griechen das Hauptrettungsmittel aus der großen Noth gewesen war, so feierten sie die jährliche Wiederkehr jener Tage als heilige Feste, an welchen der Ruhm der Gefallenen durch den Mund großer Redner vor dem Volke immer neu verherrlicht ward. Durch diese Reden und durch Denkmäler aller Art blieben jene Großthaten dauernd im Gedächtniß der Menschen. Das Schlachtfeld bei Marathon — welches man noch in sehr späten Zeiten, als den nächtlichen Tummelplatz grauser gespenstischer Erscheinungen, mit abergläubischem Schauer betrachtete — fand Pausanias, ein Griechischer Reisebeschreiber (170 nach Chr.), noch mit den beiden Grabmälern, wovon das eine den gefallnen Athenern, deren Namen auf den hervorragenden Säulen zu lesen waren, das andre den Platäern und Sklaven gesetzt war; ein besonderes ehrte den Miltiades. Der Boden von Thermopylä war theils im Namen von ganz Griechenland durch die Amphiktyonen, theils von Privatpersonen mit Denkmälern geziert, mit Inschriften zu Ehren der „viertausend Peloponnesier, die hier wider dreitausendmal Tausend fochten," oder der dreihundert Spartaner, welche „Sparta's Gesetzen gehorchend" hier lagen. Leonidas' Gebeine selbst brachte der Feldherr Pausanias nach Sparta, wo jährlich zu seinem Andenken Reden gehalten wurden. Jedes Jahr feierten die Platäer das Andenken der bei Platää Gefallenen als ein Volksfest, wobei die Erstlinge aller Früchte den Schutzgöttern des Vaterlandes und den Manen seiner Helden geopfert wurden, und wobei kein Sklave einen Dienst thun durfte, weil hier Helden für die Freiheit gefallen waren. Dieselben Platäer bauten von den achtzig Talenten Silbers, welche sie bei der Vertheilung der Persischen Beute erhielten, der Athene einen prächtigen Tempel, und zierten ihn mit Gemälden, welche der Geschichtschreiber Plutarch noch sechshundert Jahre nachher in vollkommener Frische sah. Auch jene wichtigen und viel besuchten Oerter, wie der Tempel zu Olympia, der Isthmus, besonders aber der Tempel zu Delphi, erinnerten durch eine Menge von Denkmälern an diese große Zeit, in welcher die Hellenen sich ihres Namens stolzer bewußt worden waren.

Kein Staat hatte dieses Selbstgefühl in einem höhern Grade und mit größerem Rechte als Athen. Seine Kraft hatte dem Schrecken wie den Lockungen der Barbaren am herrlichsten widerstanden; nun entfaltete sich aber auch in ihm der im Sturm des Kampfs gepflanzte und mit dem Blute der Barbaren befruchtete Keim eines neuen Le-

bens und Berufs in thatenreicher Fortentwicklung. Es war der große und schöpferische Geist des Themistokles, der auch ferner mit jener Weisheit, Gewandtheit und Tüchtigkeit, welche er während des Perserkrieges gezeigt hatte, das begonnene Werk weiter zu führen wußte.

Während die Athener, nach ihrer in einen Schutthaufen verwandelten Stadt zurückgekehrt, nur auf die Wiedererbauung ihrer Häuser bedacht waren, richtete Themistokles seinen Blick, wie immer, auf das Allgemeine und Zukünftige. So wehrlos, wie es jetzt da stand und vorher gestanden hatte, war Athen dem Ueberfall eines jeden Feindes bloßgestellt. Und wie leicht konnte die jetzt so hoch gesteigerte Eifersucht Sparta's nicht zum Ausbruch kommen! Dies erwägend bewirkte Themistokles einen Volksbeschluß, daß alles andre Bauen so lange verschoben werden sollte, bis eine feste und zugleich erweiterte Mauer um die Stadt vollendet wäre.

Diese Anstalten entgingen den eifersüchtigen Blicken der lauernden Nachbarn nicht. Die Dorischen Aegineten, deren Feindschaft gegen Athen nach dem Verschwinden der allgemeinen Gefahr sogleich wieder hervortrat, gaben den Spartanern Nachricht davon, und diese machten sogleich bei den Athenern Vorstellungen dagegen, weil „man durch solche Mauern, im Fall eines fremden Angriffs, dem Feinde nur einen festen Waffenplatz gebe, dergleichen im letzten Kriege Theben den Persern geworden sey."

Die Athener, jetzt nicht auf einen Krieg mit der ganzen Macht des Peloponnes gefaßt, versprachen, nach des Themistokles Rath, nächstens Gesandte mit befriedigender Auskunft deshalb nach Sparta zu schicken. Unterdeß baueten sie aber mit großem Eifer fort; die freien Bürger mit ihren Weibern und Knaben legten mit den Sklaven vereint Hand an, so daß nachmals die Mauer, durch die eingefügten Trümmer aller Art von den zerstörten Gebäuden, die Spur der Eil trug, womit sie aufgeführt war. Themistokles ging selbst als Abgesandter nach Sparta, zögerte aber dort mit der abzugebenden Erklärung, und entschuldigte dies mit dem Ausbleiben seiner Mitgesandten, die noch durch Geschäfte verhindert würden. Diese Zögerung hatte er selbst dringend angerathen, um den Bau indeß fördern zu können. Indeß kamen immer neue Nachrichten von der wachsenden Höhe der Mauern, Themistokles jedoch läugnete noch immer, und forderte die Spartaner auf, selbst Gesandte nach Athen zu schicken. Dies geschah, aber die Athener hielten diese Abgeordneten, nach des Themistokles

Anweisung, als Unterpfand für ihn und seine beiden Mitgesandten, Aristides und Abronychus, fest. Denn diese Letzteren waren indeß in Sparta angekommen, und hatten die Nachricht mitgebracht, daß die Mauer bereits eine hinlängliche Höhe erreicht habe. Nun erklärte Themistokles den Spartanern mit aller Freimüthigkeit eines Athenischen Bürgers: „er höre jetzt mit Vergnügen, daß Athen für seine Sicherheit hinlänglich befestigt sey. Die Athener wären auch vollkommen im Stande zu entscheiden, was ihnen selbst sowol als dem gemeinen Besten fromme. Sie hätten ohne Zuziehung der Spartaner Entschlossenheit genug gehabt, ihre Stadt zu verlassen und zu Schiffe zu gehen, als sie es für dienlich gehalten; und so scheine es ihnen jetzt wiederum dienlich, die Stadt mit einer Mauer zu umgeben, sowol zum Heil der eignen Bürger als aller Bundesgenossen. Ein solches Gleichgewicht sey durchaus erforderlich, und entweder müßten alle Bundesgenossen offne Städte haben, oder auch die Athener müßten Mauern haben dürfen." Die Spartaner sahen sich überlistet, und verbargen klüglich ihren Verdruß. Sie entließen die Athenischen Gesandten, worauf auch die ihrigen zurückkehrten.

So war also für Athen's Sicherheit im Fall eines Landkrieges gesorgt. Dabei aber blieb des Themistokles rastloser Geist nicht stehen. Stets behielt er sein großes Ziel im Auge, die Hegemonie Athen's auf dem Meere, zu welcher er durch die Schlacht von Salamis den Grund gelegt hatte. Zur Sicherung der dazu erforderlichen Seemacht gehörte vorzüglich ein fester und geräumiger Hafen, und die Bucht Piräeus bedurfte nur einer geringen Nachhülfe menschlicher Kunst, um der schönste und größte von ganz Griechenland zu werden. Da es aber bedenklich war, diesen Vorschlag öffentlich vorzutragen, weil er dann bald zur Kunde der eifersüchtigen Spartaner gekommen seyn würde, so forderte Themistokles das Volk auf, zwei Männer, zu denen es das größte Vertrauen habe, auszuwählen, damit er Diesen seinen Plan vortragen könne. Das Volk wählte Aristides und Xanthippus, weil sie nicht bloß einsichtsvoll waren, sondern auch politische Gegner des Themistokles. Beide erklärten nun zwar, der ihnen vorgelegte Plan sey nicht allein heilsam für die Stadt, sondern auch leicht ausführbar, aber das durch den geheimnißvollen Betrieb dieser Angelegenheit mißtrauisch gewordene und für seine Freiheit besorgte Volk verlangte vorher noch Mittheilung an den Rath. Erst als dieser eben

so wie jene Beiden urtheilte, gab es dem Themistokles Vollmacht, seinen Plan auszuführen.

Er that es wieder nach gewohnter Weise so rasch, daß die Spartaner kaum Zeit gehabt haben würden, sich zu widersetzen, wenn sie auch den Vorstellungen des Themistokles von dem Nutzen für ganz Griechenland, einen so festen und sichern Hafen zu haben, im Fall die Perser noch einmal wiederkommen sollten, kein Gehör hätten geben wollen. Sie mußten daher abermals ruhig zusehen, wie sich Mauern erhoben, noch fester als die der Stadt, wodurch Athen vom Lande wie vom Meere her fast unangreifbar wurde. Ueberdies bewog Themistokles das Volk zu dem Beschluß, jährlich eine bestimmte Anzahl neuer Schiffe zu bauen, und traf noch einige Einrichtungen, wodurch er viele Fremde in die Stadt lockte, welche Athen mit Handwerkern aller Art, und mit den hinlänglichen Matrosen versehen sollten. Diese nachmals in Athen sehr zahlreich gewordenen Schutzverwandten (μέτοικοι) lebten frei, aber ohne alle staatsbürgerliche Rechte.

---

83. Athen's Hegemonie. Letzte Schicksale des Pausanias und des Themistokles.

Während auf diese Weise des Themistokles großer Geist der Stadt Athen ihren Beruf vorzeichnete, und ihr den Weg zu einer neuen Größe ebnete, mußte Sparta dagegen von seiner alten und gewohnten Höhe herabsteigen, oder doch wenigstens den ersten Rang in der Meinung der Nation mit einem andern Griechischen Staate theilen. Zwar that es den Vorschlag, jeden Staat, der nicht wider die Perser gefochten, von dem Amphiktyonenbunde auszuschließen, wobei es vorzüglich auf die mächtigen Thebaner und Argiver abgesehen war, nach deren Verdrängung Sparta in dieser Versammlung ein noch viel größeres Gewicht zu erhalten hoffte; doch auch hier trat ihm Themistokles entgegen und vereitelte seine Zwecke.

Aber noch viel schädlicher wurde den Spartanern ein Mann aus ihrer eignen Mitte, Pausanias, der Sieger von Platää. Dieser war an der Spitze der verbündeten Flotte, die jetzt noch die Spartanische Oberleitung anerkannte, in Verbindung mit dem Atheniſchen Geschwader, welches Aristides und Cimon, der Sohn des Miltiades, befehligten, ausgesegelt, um die Inseln und die Küsten am Hellespont von

den Persern vollends zu reinigen. Mit leichter Mühe wurden die Barbaren aus der Insel Cypern und aus Thracien vertrieben, und Byzanz (S. 268) ward erobert. In der letztern Stadt bekam man viele der vornehmsten Perser, sogar Verwandte des Königs, gefangen.

Trotz aller dieser Siege ward Pausanias aber in einem andern Betracht von den Persern selbst besiegt. Die hohe Gewalt eines Persischen Königs, die sich noch in seinen Stellvertretern, den Satrapen, so glänzend abspiegelte; die Pracht, die Lebensgenüsse, welche man in der Siegesbeute so anschaulich hatte kennen lernen, — alles dieses stellte allmählig in den Augen des Pausanias die Einfachheit und Aermlichkeit der Spartanischen Lebensweise, und besonders die durch die Ephoren beschränkte königliche Macht, deren Verweser er überdies nur war, in einen starken Schatten. Treue und Vaterlandsliebe wichen den Lockungen jener Fülle des Genusses und der Begierde nach Herrschaft so sehr in ihm, daß er sich sogar durch den Erbfeind Griechenland's, durch Persien, in den Besitz der ersehnten Güter setzen wollte. Er sandte dem Xerxes die in Byzanz gemachten Gefangenen zurück, und schrieb ihm zugleich, daß er die Absicht habe, seine Tochter zu heirathen, und ihm ganz Hellas zu unterwerfen. Nichts konnte dem Xerxes erwünschter kommen als ein solches Anerbieten. Er befahl dem Satrapen Artabazus, die Unterhandlungen mit dem Pausanias fortzusetzen, und schmeichelte ihm auf alle Weise. Der Unbesonnene ward dadurch so berauscht, daß er alle Schranken der Mäßigung und Klugheit überschritt. Als ob er schon Persischer Satrap wäre, ließ er sich von Medischen und Aegyptischen Trabanten begleiten, richtete Tafel und Kleidung nach Persischer Sitte ein, und behandelte die Griechischen Bundesgenossen mit Härte und Uebermuth.

Dies erregte allgemeine Unzufriedenheit. Die Peloponnesischen Bundesgenossen segelten nach Hause, die von den Inseln und aus Jonien aber, die Stammgenossen der Athener, boten dem Aristides die Oberanführung an, und übergaben sich dem Schutze Athen's *). Sparta rief zwar den Pausanias zurück, und schickte den Dorcis an dessen Stelle, aber es war zu spät. Die Milde und Leutseligkeit des Aristides und Cimon hatten einen unvermerkten aber desto sicherern

*) Der Anfang dieser Athenischen Hegemonie wird von den Meisten in das Jahr 470, von Andern aber richtiger schon drei Jahre nach der Schlacht bei Salamis, 477, gesetzt. Die ganze Chronologie dieser nächsten Jahrzehende nach dem Perserkriege ist dunkel, und voll von Schwierigkeiten.

Sieg davon getragen. Die Spartaner verschmerzten diesen Verlust ihres vorigen Einflusses ohne Mühe; theils fürchteten sie wol bei anderen ihrer Bürger, die in der Fremde und im Besitz einer großen Macht waren, ähnliche schlimme Folgen wie beim Pausanias; theils mochten sie, des Persischen Krieges müde, die Athenische Macht und Geschicklichkeit zur See auch der Hegemonie auf diesem Elemente für würdiger halten. Die Athener ihrerseits zeigten in der Benutzung ihres neuen Vortheils anfangs viele Behutsamkeit. Zum Versammlungsort der Verbündeten wählte Aristides nicht Athen, sondern die Insel Delos, welche wegen ihres berühmten Apollotempels und der dort gefeierten Feste allen Griechen als heilig galt. Der dortige Tempel sollte zugleich Schatzhaus seyn für die Summen, welche von den Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges gegen Persien beigetragen werden mußten. Aristides erhielt zuerst das Amt eines Schatzmeisters dieser Gelder, und vertheilte diese Steuer, welche im Ganzen vierhundert und sechzig Talente betrug, auf die einzelnen Staaten. Die ihm eigenthümliche Gerechtigkeit, Besonnenheit und Uneigennützigkeit *), welche er dabei bewies, trugen nicht wenig dazu bei, das ganze Verhältniß in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Indeß hatte sich Pausanias in Sparta durch sein Ansehn und sein Geld von der Hauptanklage wegen seiner Unterhandlungen mit Persien frei zu machen gewußt. Bald darauf aber schiffte er eigenmächtig wieder nach dem Hellespont, und knüpfte seine Unterhandlungen mit dem Xerxes wieder an. Er wurde zum zweitenmale zurückberufen, aber obgleich man nun schon deutlichere Spuren seines kühnen und verrätherischen Ehrgeizes hatte, da man sogar wußte, daß er durch das Versprechen der Freiheit die Heloten aufzuwiegeln trachtete, so wagten die Ephoren, aus Mangel eines bestimmten Zeugnisses, doch noch nicht, ihn anzutasten. Endlich lieferte ihnen ein Vertrauter des Pausanias einen Brief in die Hände, welchen er dem Artabazus hätte bringen sollen, und verschaffte ihnen sogar Gelegenheit, einem Gespräche

*) Indeß gehören die großen Lobeserhebungen seines Verfahrens gewiß einer spätern Zeit an, wo diese Beiträge so sehr erhöhet wurden, daß man die Zeiten des Aristides für die glücklichen hielt. Denn es mochte doch diese neue Last, auch im Anfange, den Völkern nicht sonderlich gefallen; daher auch Pausanias, indem er vom Miltiades an bis auf Philopömen, die um das ganze Griechenland verdienten Männer aufzählt, vom Aristides sagt, er habe durch die Einführung des Tributs seinen Ruhm befleckt.

zwischen ihm und dem Pausanias heimlich zuzuhören, in welchem dieser sich über seine Persischen Angelegenheiten ganz offen äußerte.

Jetzt vollkommen unterrichtet, wollten die Ephoren sich seiner Person bemächtigen, aber Pausanias, durch Freunde gewarnt, entsprang nach dem Tempel der Minerva. Man konnte nichts thun, als ihn durch Verschließung des Tempels aushungern, weil die Religion verbot, selbst den Schuldigen einem solchen Zufluchtsorte mit Gewalt zu entreißen. Erst als er dem Tode schon nahe war, zog man ihn, damit sein Leichnam das Heiligthum nicht beflecke, aus dem Tempel hervor, worauf er sogleich verschied. Seinen Körper wollten die Spartaner anfangs in die Grube stürzen, in die man die Missethäter zu werfen pflegte, aber, durch ein Orakel nachmals ermahnt, scharrten sie ihn zuletzt da ein, wo er gestorben war (469).

Es gelang den Spartanern überdies, in diesen Sturz des Pausanias einen Mann zu verwickeln, in welchem sie noch stets ihren gefährlichsten Feind erstehen zu sehen fürchteten, den Themistokles nämlich, welcher damals schon seinen Gegnern hatte weichen müssen, und Athen zu verlassen gezwungen worden war. Denn durch die Vollendung einer solchen That, wie die Erhebung seiner Vaterstadt war, hatte sich dieser große Mann über das Maß der Gleichheit erhoben, welches der demokratische Geist Athen's von keinem Bürger überschritten wissen wollte. Seit den Perserkriegen war das Volk noch allgemeiner von diesen demokratischen Gesinnungen durchdrungen als vorher, weil in jenem Kampfe, der mit den Kräften Aller ausgefochten worden, auch Alle das Daseyn dieser ihrer Kräfte und die Nothwendigkeit derselben für das Ganze inniger und stärker gefühlt hatten. Jeder Vorzug, den ein Einzelner verdiente oder begehrte, schien eine Störung dieses Gefühls. Als Miltiades einst in der Versammlung einen Kranz von Oelzweigen verlangte, rief man ihm zu: „Wenn du allein kämpfend die Barbaren besiegen wirst, wirst du auch allein geehrt werden." — Auch auf die Verfassung hatten die Fortschritte dieses Sinnes Einfluß, zum Nachtheil des von Solon bezweckten Gleichgewichts. Denn in dieser Zeit erhielten auf den Antrag des Aristides alle Bürger, ohne Unterschied des Vermögens Antheil an den höheren Staatsämtern, von welchen nach der ursprünglichen Solonischen Einrichtung die vierte Classe ausgeschlossen war.

Für ein so gesinntes Volk mußte Themistokles, dessen ganzes Staatsleben eine stete Erinnerung an seine Verdienste war, Gegenstand der

Furcht und Eifersucht werden. Hiezu kam der Unmuth vieler vornehmen Geschlechter, die im Drange des Krieges ihrer Reichthümer, und also auch ihres Ansehns, verlustig gegangen waren, und nun ungern Andere, wie vor Allen den Themistokles, mit neu erworbenen Schätzen und neu erworbenem Ansehn glänzen sahen. Es hatten daher Einige von ihnen schon vor der Schlacht bei Platää eine Verschwörung gemacht, die Volksherrschaft umzustürzen, oder sich und den Staat den Persern zu übergeben, welche damals durch des Aristides Wachsamkeit vereitelt worden war. Außer diesen gab es endlich Männer, die, wie Cimon, verschiedene Ansichten über die Zwecke hatten, welche der Staat besonders in Beziehung auf Persien und Sparta zu verfolgen habe. So vielen vereinigten feindlichen Kräften mußte Themistokles unterliegen. Er wurde durch den Ostracismus verbannt (471), und hielt sich seitdem in Argos auf.

Dorthin verfolgte ihn die Anklage der Spartaner, er habe Antheil an der Verrätherei des Pausanias gehabt. Zwar hätte es den Athenern genügen sollen, was Themistokles gewiß mit Wahrheit auf diese Beschuldigungen erwiederte: zu herrschen habe er immer gesucht, aber sich beherrschen zu lassen, dazu sey er weder fähig noch geneigt, und nimmer würde er sich mit dem ganzen Griechenland den Barbaren Preis geben. Allein seine persönlichen Feinde drangen durch; es wurde beschlossen, ihn gefangen nach Athen führen zu lassen und vor Gericht zu stellen. Dieser Gewaltthat entzog sich Themistokles durch Flucht zu den Korcyräern, welche aber den Zorn Athen's und Sparta's zu sehr fürchteten, und ihn nach Epirus schafften. Auch dort verfolgt, beschloß er zum Admetus, dem Könige der Molosser, der nicht sein Freund war, seine Zuflucht zu nehmen. Er fand ihn nicht zu Hause, setzte sich aber, auf den Rath der Fürstin, mit dem Kinde derselben als ein Flehender an den Heerd, und erwartete den König. Als dieser ankam, sicherte er gerührt dem edlen Flüchtling seinen Schutz zu, und hielt sein Wort, auch als die Athener und Spartaner seine Auslieferung forderten. Er entließ ihn erst, als Themistokles selbst den Entschluß faßte, zum Könige von Persien zu gehen. Von Ephesus aus meldete er diesem *) seine Schicksale, und berief sich auf die Wohl-

*) Ob es Xerxes war, oder dessen Nachfolger Artaxerxes, wußten schon die Alten nicht mehr mit völliger Bestimmtheit. Da Themistokles höchst wahrscheinlich im Todesjahre des Xerxes nach Asien kam, so ist die Verschiedenheit der Nachrichten sehr erklärlich.

thaten, die er dem Xerxes in der Noth erzeigt, und nachdem er während eines Jahres sich mit der Persischen Sprache und Sitte hinlänglich bekannt gemacht hatte, begab er sich persönlich nach Susa.

Er fand beim Könige eine gute Aufnahme, und erhielt nach Persischer Sitte die Einkünfte dreier Städte angewiesen: Magnesia zum Brote, Lampsakus zum Wein und Myus zum Gemüse. Im Besitze dieser Güter lebte er noch einige Zeit, und starb endlich zu Magnesia, nach Einigen an einer Krankheit; Andere aber erzählen, er habe selbst sein Leben durch Gift geendet. Denn früher habe er dem Könige verheißen, ihm Hellas zu unterwerfen, nun aber, an die Erfüllung gemahnt, habe es ihm unausführbar geschienen, und er habe nicht zum Vaterlandsverräther werden wollen. Daß die Liebe zum Vaterlande nie in ihm erloschen war, scheint auch die Erzählung zu bestätigen, daß er seinen Angehörigen befohlen, seine Gebeine nach Attika zu bringen. Gewiß hat er auch in Asien, seinem frühern Leben gemäß, klug und würdig gedacht und gehandelt, er, von dem Thucydides sagt: durch die bloße Kraft seiner geistigen Natur, ohne künstliche Ausbildung, war er der Fähigste, immer im Augenblick das Rechte zu finden, und in der Zukunft das Kommende zu sehen *).

---

34. Cimon's Staatsverwaltung.

Cimon, der Sohn des Miltiades, hatte sich schon früh neben Männern wie Themistokles und Aristides durch seine Geburt sowol als durch seine Fähigkeiten den Augen des Volks bemerkbar zu machen gewußt. Als Themistokles bei dem Einfalle der Perser in Attika vorschlug, den Staat auf die Schiffe zu retten, und das Volk anfangs darüber in Bestürzung gerieth, ging Cimon zuerst mit seinen Freunden in den Tempel der Athene, und hing dort einen Zügel auf, zum Zeichen daß man jetzt keiner Reiterei bedürfe. Eben so trug, wie wir schon bemerkten, seine Freundlichkeit und Gewandtheit neben des Aristides Gerechtigkeit dazu bei, den Athenern die Anführung der Bundesgenossen zu verschaffen, so daß er an dieser Erhebung seiner Vaterstadt keinen unbedeutenden Antheil hatte. Seit der Entfernung des The-

*) Themistokles starb als ein Mann von fünf und sechzig Jahren. Sein Todesjahr aber ist höchst ungewiß. Einige setzen es schon 466, Andere erst 449, wo auch Cimon starb, gegen den er eben die Perser habe vertheidigen sollen.

mistokles stand Cimon als der Einflußreichste an der Spitze des Atheniſchen Staats. Denn auch Ariſtides war geſtorben (wahrſcheinlich im J. 468) und in ſo großer Dürftigkeit, daß der Staat die Koſten ſeines Leichenbegängniſſes übernehmen mußte. Dankbar ſorgten die Athener für den Unterhalt ſeiner Familie.

Cimon ſtimmte in ſeinen politiſchen Anſichten keineswegs mit den Themiſtokles überein. Zwar trachtete er, die Gunſt des Volkes auf alle Weiſe und beſonders durch große Freigebigkeit zu gewinnen. Wohin er ging, folgten ihm Sklaven mit Geldbeuteln, um die Bitten der Hülfsbedürftigen auf der Stelle befriedigen zu können. Oft mußte einer ſeiner Begleiter auf der Straße ſein Pallium (Obergewand) abnehmen, und es einem armen Bürger ſchenken, dem es daran gebrach. Er ließ die Umzäunungen ſeiner Gärten wegnehmen, damit Jeder die Früchte genießen könne, und hielt für die Bürger ſeines Stammes täglich offene Tafel. Aber dem Uebergewichte des Volkes in der Staatsregierung ſtrebte er nach Kräften entgegen, und ſuchte die urſprüngliche Soloniſche Verfaſſung zu erhalten, die ſich, gegen die damals herrſchende und immer mehr wachſende Richtung gehalten, einigermaßen ariſtokratiſchen Grundſätzen näherte, alſo Spartaniſchen Einrichtungen, für welche Cimon ſehr eingenommen war. Hierin ſprachen ſich ſeine Anſichten über die Verfaſſung und das Innere aus; in den Verhältniſſen nach Außen aber trachtete er die ſtets regſame Thätigkeit der Griechen fortwährend gegen Perſien zu richten, und deshalb unter den Griechiſchen Staaten, beſonders zwiſchen Athen und Sparta, als den beiden ſich gegenſeitig ergänzenden Hauptkräften des Ganzen, einen ſichern und feſten Frieden zu erhalten.

Dieſen letztern Zweck, den Krieg mit Perſien, ſcheint Cimon beſonders mit Liebe und mit der ganzen Kraft ſeines Lebens verfolgt zu haben, und auf dieſem Schauplatze verrichtete er herrliche Thaten. Die erſte derſelben war die Eroberung der Stadt Eion an der Thraciſchen Küſte, welche ein Perſiſcher Kriegshaufe noch beſetzt hielt, der ſich, von Cimon belagert, bis zur Verzweiflung wehrte. Endlich, nachdem ihn Cimon durch das Abſchneiden aller Zufuhr in die äußerſte Noth gebracht hatte, ließ der Perſiſche Befehlshaber die Stadt anzünden, und ſtürzte ſich mit ſeinen Angehörigen und ſeinen Schätzen in die Flammen. Viele der Barbaren kamen dabei um. Drei Ehrenſäulen, welche die Athener in ihrer Stadt dem Cimon errichteten, verkündeten durch ihre Inſchriften noch ſpäten Nachkommen dieſe Be-

gebenheit. Die Athener erhielten hier einen fruchtbaren Landstrich, wo sie nachmals Amphipolis gründeten. Auch die Insel Scyrus, die ein Raubnest für Seeräuber war, eroberte Cimon. Hier entdeckte er zugleich das Grabmal des Theseus, und brachte, einem Orakelspruche zufolge, den Aschenkrug des alten Athenischen Heros (oben S. 186) auf einem eignen, prächtig verzierten Schiffe nach Athen.

Aber glänzender als alles dieses, war der Sieg am Eurymedon in Pamphylien, welchen Cimon über die Perser davon trug (470 v. Chr.; Ol. 77, 3.). Xerxes, der unter den Ränken und Wollüsten des Harems die Regierung seines Staats aus den Augen verlor, hatte wenig kräftige Maßregeln ergriffen, den Fortschritten der Griechen ein Ziel zu setzen. Nur da Cimon auch in Karien und Lycien mit vielem Glück angriffsweise verfuhr, viele Städte eroberte und die Persischen Besatzungen vertrieb, scheinen die Perser aufmerksam geworden zu seyn. Sie versammelten am Eurymedon ein Landheer und eine Flotte, und nahe bei der Mündung dieses Flusses kam es zu einer blutigen Schlacht, in der abermals Griechische Gewandtheit über Persische Schwerfälligkeit siegte. Nachdem Cimon die Flotte geschlagen, landete er mit großer Kühnheit im Angesichte des Feindes. Das Persische Landheer schlug sich zwar tapfer und hartnäckig, endlich aber wandte es sich nach großem Verluste zur Flucht, und ließ eine reiche Beute zurück. Nach dieser glorreichen Schlacht, in welcher ein Feldherr an einem Tage zwei feindliche Heere zu Wasser und zu Lande zugleich besiegt hatte, wandte sich Cimon nordwärts, und entriß den Persern auch noch den Schlüssel zu Europa, den Thracischen Chersonnes. Durch alle diese Schläge ward die Persische Macht zur See und zu Lande so gelähmt, daß seit dieser Zeit kein Persisches Schiff westwärts über die Chelidonischen Inseln, oder die Cyanischen Berge am Pontus Euxinus, hinaussegelte, und keine Persischen Truppen in der Weite einer Tagereise zu Pferde sich dem Meere näherten. Dies war wol nur stillschweigende Anerkennung der Griechischen Uebermacht von Seiten Persien's; indeß sahen Mehrere es für Bedingungen eines wirklich geschlossenen Friedens an, welchen man den Cimonischen nennt, weil die Siege dieses Feldherrn ihn den Persern abgezwungen haben sollen *).

So furchtbar hatten sich die Athener den Feinden gemacht, aber

*) Ueber die Gründe gegen die Annahme dieses Friedens s. m. besonders Dahlmann in den Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. Bd. I. Uebrigens setzt Plutarch denselben nach der Schlacht am Eurymedon, Diodor aber zwanzig Jahre später, bei Cimon's Tode.

auch zu gleicher Zeit ihren Freunden, den Bundesgenossen, welche zu allen diesen Siegen das ihrige beigetragen hatten. Denn jene Gleichheit, worauf es anfänglich bei der Verbindung der Inselbewohner und Asiatischen Griechen mit den Athenern angelegt war, verschwand allmählig, und das Verhältniß Athen's zu denselben ward immer mehr und mehr das einer Oberherrschaft *). Die gemeinschaftlichen Berathschlagungen, die zu Delos gehalten werden sollten, wurden durch bloße Verordnungen und Befehle von Athen aus ersetzt, die Beiträge mit Zwang und Härte eingetrieben, und wer widerspenstig seyn wollte, erblickte an der Insel Naxos ein abschreckendes Beispiel. Sie hatte den Versuch gemacht, abzufallen, war aber durch eine förmliche Belagerung zur völligen Unterwerfung gezwungen worden (466). Eine ähnliche Behandlung erfuhren auch die Bewohner der Insel Thasus. Sie verlangten ihre in Thracien liegenden Goldgruben von den Athenern zurück, und griffen, als diese sich weigerten, zu den Waffen. Sie kämpften tapfer, und der Krieg dauerte drei Jahre (465—463); aber am Ende wurden sie völlig besiegt, mußten ihre Schiffe ausliefern, ihre Mauern niederreißen, und ihren Besitzungen auf dem festen Lande entsagen.

Diese verschlimmerte Lage der Bundesgenossen war im Grunde die Folge ihrer eignen Unklugheit. Aus Trägheit und Bequemlichkeit waren sie bald des beschwerlichen Seedienstes müde geworden, und hatten deshalb den listigen Vorschlag des Cimon, statt der von ihnen zu stellenden Schiffe und Bemannung sich mit Gelde abzufinden, gern angenommen. Sie merkten nicht, daß sie dadurch unkriegerisch wurden, und den Athenern, die von diesem Gelde Schiffe bauen ließen, und sie mit ihren eigenen Leuten bemannten, die volle Gewalt über sich in die Hände lieferten, bis endlich der immer höher steigende Druck und die Vergeblichkeit aller Versuche, sich zu befreien, ihnen ihre Ohnmacht zeigte. Nun blieb ihnen nichts mehr übrig, als von fremder Hülfe Rettung zu erwarten, und sie blickten mit Sehnsucht auf Sparta, dessen alte Eifersucht mit der steigenden Macht Athen's wieder neue

Der letztere Schriftsteller fügt den obigen Bedingungen auch noch die Unabhängigkeit der Griechischen Städte in Asien bei, aber es läßt sich beweisen, daß die Perser diese Städte immer als die ihrigen in Anspruch nahmen.

*) In einer Rede beim Thucydides entschuldigt sich ein Athener hierüber damit, daß es nicht Unrecht gewesen, Diejenigen zu beherrschen, die ehemals unter dem Persischen Könige gestanden, oder mit demselben gegen Athen ausgezogen wären, so daß sie nicht bloß selbst die Knechtschaft geduldet, sondern dieselbe auch ihnen hätten bringen wollen.

Stärke bekam. Der wachsende Haß zwischen den beiden Hauptmächten Griechenland's ließ zuletzt einen Ausbruch vorhersehen, und dem Cimon mußte die Durchführung seiner politischen Grundsätze in Athen immer schwieriger werden.

35. Perikles und Cimon.

Der Geist und die Absichten des Themistokles, die bisher durch Cimon's und der Gleichgesinnten Bemühung zurückgedrängt worden waren, fingen an, in einer vergrößerten und verschönerten Gestalt wieder aufzuleben in dem Perikles. Dieser, ein Sohn des Xanthippus, des Siegers bei Mykale, war durch seine Geburt auf das Streben nach Bedeutung im Staate hingewiesen, und von der Natur mit hohen Fähigkeiten dazu ausgerüstet. Die Lehren des damals nach Athen gekommenen Philosophen Anaxagoras, dessen Unterricht Perikles genoß, entwickelten diese Anlagen trefflich, erhoben die Würde seiner Gesinnung, und vermehrten seine Einsicht. Auch dienten sie ihm zur Ausbildung einer unwiderstehlichen Beredsamkeit, deren Kraft seine Zeitgenossen mit dem Donner und Blitz verglichen, und die, als das frische Erzeugniß der immer höher steigenden Ausbildung der Sprache, die Zuhörer bezauberte. Zuerst nahm er nur an kriegerischen Unternehmungen Theil, später wandte er sich zu den Staatsgeschäften, und mit so großem Eifer, daß man ihn fortan nie mehr auf einem andern Wege sah, als auf dem zum Rathhause, daß er nie mehr bei Gastmählern und ähnlichen Festlichkeiten erschien.

Perikles trat mit Grundsätzen und Zwecken auf, welche, wie schon angedeutet, denen des Cimon gerade entgegengesetzt waren. Sein erstes und wichtigstes Unternehmen in dieser Hinsicht war ein Angriff auf den Areopagus, diesen stärksten Stützpunkt der aristokratischen Partei, für deren Haupt Cimon galt. Wenn die Verfassung zu einer völligen Demokratie umgebildet werden sollte, in welcher Perikles die Sicherheit fand, durch die Macht seiner Talente ungestört zu regieren, so mußte die Macht jenes Gerichtshofes gebrochen werden. Perikles wählte zur Ausführung dieses wichtigen Planes eine Zeit, wo Cimon an der Spitze des Heeres in Thracien abwesend war, und nun ließ er, klug genug nicht selbst vorzutreten, durch einen gewissen Ephialtes*)

*) Dieser, dessen Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe die alten Geschichtschreiber ein gutes Zeugniß geben, wurde von den Aristokraten nachmals umgebracht.

bei dem Volke darauf antragen, dem Areopagus die Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten zu nehmen, wohin auch die des öffentlichen Schatzes gehörte. Das Volk stimmte bei, und der Areopagus dauerte seit der Zeit nur noch als ein Gerichtshof fort. Dieser Sieg der Volksfreunde führte auch den Sturz des Cimon herbei, der, zurückgekehrt, seinen Unmuth über diese Vorfälle nicht verhehlte, und bald darauf durch eine mit seinen Staatsgrundsätzen zusammenhängende Begünstigung Sparta's seinen Gegnern eine Veranlassung gab, alle Leidenschaften des Volks gegen ihn in Bewegung zu setzen.

Ein fürchterliches Erdbeben hatte nämlich Sparta um diese Zeit an den Rand des Verderbens gebracht. Fast die ganze Stadt war zerstört, und an zwanzigtausend Menschen waren dabei umgekommen. Dieses plötzliche Unglück nahmen die Tausende von Heloten und Messeniern, die in einer drückenden Knechtschaft lebten, als eine Gelegenheit wahr, ihr unerträgliches Joch abzuschütteln, sie bewaffneten sich und gingen auf Sparta los. Die Gefahr war groß, aber die Besonnenheit des Königs Archidamus rettete die Stadt. Gleich bei dem Erdbeben hatte er einen solchen Aufstand gefürchtet, und daher die Schlachttrompete blasen lassen, als ob ein Feind in der Nähe wäre; auf dieses Zeichen versammelten sich sogleich die zum strengsten Gehorsam gewöhnten Bürger auf dem Markte, und stellten sich in Schlachtordnung. Die Aufrührer kehrten bei diesem Anblick bestürzt zurück, bemächtigten sich aber des festen Ithome, dessen starke Mauern ihnen bei dem Ungeschick der Spartaner zu Belagerungen einen langen Schutz versprachen.

In dieser Noth riefen die Spartaner ihre sämmtlichen Nachbarn um Hülfe an, und sogar die Athener, weil diese in der Belagerungskunst für die Erfahrensten gehalten wurden. In Athen war Ephialtes mit seiner Partei natürlich dagegen, allein Cimon stimmte das Volk zu dem entgegengesetzten Beschlusse; man müsse Griechenland, sagte er, nicht des einen seiner Füße berauben und hinkend machen. Ein Heer, von ihm selbst geführt, ward nach dem Peloponnes gesandt, aber der gegenseitige Stammhaß vereitelte Cimon's gute Absichten. Die Belagerung von Ithome zog sich in die Länge, und die Spartaner fingen an zu fürchten, es möchten sich die Athener bei ihrer bekannten Geschäftigkeit und Gewandtheit wol gar mit den Heloten und Messeniern verstehen. Dies brachte sie dahin, sie unter dem Vorwande, daß sie ihrer nicht mehr bedürften, zu entlassen, während die übrigen Bundesgenossen blieben.

In Athen erregte diese schimpfliche Zurücksendung den bittersten

Unwillen; der langverhaltene Groll brach hervor, das Volk hob sogleich den mit Sparta während der Perserkriege gemachten Bund auf, und schloß eine Verbindung mit Argos, dem Erbfeinde Sparta's. Cimon, mit dem Spottnamen Lakonenfreund belegt, wurde bald darauf von dem erzürnten Volke durch den Ostracismus auf zehn Jahre verwiesen. Der Ausbruch eines blutigen Kampfes zwischen den beiden Hauptstaaten Griechenland's wurde indeß durch die Fortsetzung jenes Krieges der Spartaner gegen ihre Unterthanen, welcher der dritte Messenische heißt, noch verhindert. Zehn Jahre lang hielten sich die Messenier in Ithome, und die Spartaner mußten sie endlich, einem Delphischen Orakelspruche zufolge, mit Weibern und Kindern ziehen lassen (454). Die Athener nahmen diese Auswanderer gern auf, und wiesen ihnen den trefflichen Seehafen Naupaktus, den sie kurz vorher erst den Ozolischen Lokrern abgenommen hatten, zum Wohnsitz an. Die Erschöpfung Sparta's durch diese Begebenheiten brachte dem ihm verbündeten Mycenä den Untergang; denn die diesem feindseligen Argiver benutzten diese Zeit, es zu erobern und zu zerstören.

Athen seinerseits war mit weitaussehenden Unternehmungen gegen Persien beschäftigt. In diesem Reiche offenbarten sich Schwäche und beginnender Verfall seit dem verunglückten Versuche, Griechenland zu unterjochen, nach innen und außen. Xerxes sank unter dem Dolche seines Günstlings Artabanus, der sich selbst zum König machen wollte, aber in dem Versuche das Leben verlor. Der Sohn des Xerxes, Artaxerxes, mit dem Beinamen Makrocheir (Langhand), gelangte auf den Thron (465). Bald mußte er Aegypten unter der Leitung des Libyschen Königs Inarus in Empörung sehen; und die Athener, begierig, den Persern zu schaden, unterstützten diesen Abfall mit zweihundert Kriegsschiffen (460). Anfangs versprach Alles den glücklichsten Erfolg. Die Stadt Memphis ward bis auf die feste Burg erobert, und das Land den Persern fast ganz entrissen; vergebens bot Artaxerxes den Spartanern Geld, wenn sie Athen angreifen wollten; der damals noch fortdauernde Messenische Krieg lähmte ihre Kräfte. Doch auch die Athener hatten um diese Zeit Fehden mit Griechischen Nachbarstaaten zu bestehen. Wegen Megara, das von der Verbindung mit Sparta zu der ihrigen überging, geriethen sie mit den Korinthern in einen Krieg, und bald trat auch das stets feindliche Aegina gegen sie auf, aber mit schlechtem Glücke. Der Athenische Feldherr Leokrates besiegte die Aegineten in einer Seeschlacht, nahm ihnen zehn Schiffe,

landete auf der Insel selbst, und schritt zur Belagerung der eigentlichen Stadt. Jetzt, wo Athen in Aegina und in Aegypten hinlänglich beschäftigt schien, glaubten die Korinther dasselbe keines Widerstandes mehr fähig, und fielen in Verbindung mit den Epidaurern und anderen Peloponnesiern in das Megarische Gebiet ein. Allein Athen's Streitkräfte waren noch nicht erschöpft; ohne die Belagerung von Aegina aufzuheben, stellte es ein neues Heer auf, und der Anführer desselben, Myronides, vereitelte durch eine glückliche Schlacht (458) die Absichten der Feinde. Aegina wurde (456) genöthigt, sich den Athenern zu ergeben, verlor seine Schiffe und Mauern, und mußte sich zu einer jährlichen Geldabgabe verpflichten.

Die Macht Athen's würde nach solchen Vorfällen noch furchtbarer erschienen seyn, wenn nicht der Ausgang des Aegyptischen Krieges so unglücklich gewesen wäre. Ein neues Persisches Heer unter dem Megabyzus schlug die Aegypter, vertrieb die Griechen aus Memphis, und schloß sie auf der Insel Prosopitis ein. Achtzehn Monate hielten sie hier eine Belagerung aus, endlich mußten sie den Platz räumen (455). Von der großen Anzahl retteten sich nur Wenige durch Libyen nach Cyrene, und die großen Erwartungen, welche Athen von diesem sechsjährigen Kriege gehegt hatte, waren bitter getäuscht. Die Persische Regierung ihrerseits hatte zwar Aegypten, bis auf einige sumpfige Gegenden, die nicht zu bezwingen waren, und wo sich ein gewisser Amyrtäus hielt, wieder in ihre Gewalt gebracht, aber bald offenbarte sich ihre große Schwäche von Neuem. Inarus war auf Befehl des Hofes ans Kreuz geschlagen worden, worüber Megabyzus, der ihm das Leben zugesagt hatte, so zürnte, daß er sich empörte, und mit solchem Glücke, daß er dem Könige die Bedingungen der Aussöhnung vorschreiben konnte.

Um dieselbe Zeit führte eine Fehde zwischen Doris und Phocis eine unmittelbare feindliche Berührung der Athener und Spartaner herbei. Die Spartaner waren Doris, als ihrem Mutterlande, zu Hülfe gezogen, und hatten die Phocier bezwungen. Als sie nun zurückkehren wollten, hatten die Athener, als Freunde der Phocier, mit ihrer Flotte den Krissäischen Meerbusen besetzt, und den Landweg durch ihre Besatzungen in Megara und Pagä versperrt. Es blieb daher den Spartanern nichts anders übrig, als in Böotien noch zu verweilen. Dort wollten sie Theben behülflich seyn, seine seit den Perserkriegen verlorne Herrschaft über die Böotischen Städte wieder zu gewinnen, damit daraus gegen Athen eine ihnen befreundete Gegenmacht entstehen

könnte; auch traten die Feinde der Volksherrschaft in Athen mit den Spartanern in heimliche Unterhandlungen. Desto mehr eilte die herrschende Partei, die verhaßten Spartaner aus der gefährlichen Nähe zu vertreiben. Ein Heer, durch tausend Argiver und einen Haufen Thessalischer Reiter verstärkt, rückte in Böotien ein, wo es bei Tanagra zur Schlacht kam (457 v. Chr.; Ol. 80, 4). Der verbannte Cimon hatte sich bei dem Heere eingefunden und an der Schlacht Theil nehmen wollen; der Rath der Fünfhundert hatte aber aus Mißtrauen in seine Absichten dem Feldherrn ausdrücklich befohlen, ihn nicht zuzulassen. Ehe er fortging, beschwor er seine Freunde, welche, wie er, Lakonischer Gesinnungen verdächtig waren, sich wacker zu halten und den Argwohn durch Thaten zu widerlegen. Von dieser Rede begeistert, fochten sie so tapfer, daß sie Alle, hundert an der Zahl, fielen, doch verloren die Athener durch eine Verrätherei der Thessalier das Treffen. Die Spartaner, denen nun der Rückweg nach dem Peloponnes gebahnt war, begnügten sich statt weiterer Unternehmungen mit einer Verwüstung des Megarischen Gebiets. Und schon zwei Monate nach der Schlacht bei Tanagra stand Myronides mit einem neuen Athenischen Heere in Böotien, gewann bei Oenophyta einen vollständigen Sieg über die Thebaner (Anfangs 456), und machte die Böotischen Städte bis auf Theben, so wie die Phocier von Athen abhängig. Die Opuntischen Lokrer mußten zum Unterpfande ihrer Ergebenheit hundert Geiseln stellen. Andere Feldherren waren gegen den Peloponnes glücklich. Tolmides umsegelte diese Halbinsel, steckte das Schiffslager der Spartaner in Brand, eroberte die den Korinthern gehörige Stadt Chalcis, und schlug nach geschehener Landung die Sicyonier. Dieses Unglück erfuhren die Letzteren bald darauf zum zweitenmale von dem Perikles, der einen ähnlichen Streifzug gegen den Peloponnes unternahm, und von den Achäern und Argivern unterstützt auch Akarnanien angriff. Mitten unter diesen Kriegsunruhen wurde der schon früher begonnene Bau der langen Mauern vollendet. Bisher waren Stadt und Hafen von Athen zwar befestigt gewesen, aber getrennt, so daß sie bei einem Einfalle der Feinde in Attika leicht von einander abgeschnitten werden konnten. Jene Mauern verbanden nun die Stadt mit den Befestigungen des Piräeus, so daß beide feindlichen Angriffen als ein Ganzes entgegenstanden.

Die schöne Selbstverläugnung und Vaterlandsliebe, welche Cimon vor der Schlacht bei Tanagra gezeigt hatte, und das Andenken an

seine vorige siegreiche Laufbahn, erweckten in Athen den Wunsch, ihn wieder zu besitzen, und Perikles trug selbst in der Volksversammlung auf seine Zurückberufung an. Kaum hatte sich Cimon wieder eingefunden, als er auch sogleich, seinem bekannten politischen System gemäß, um zweierlei Dinge sich bemühte, um den Frieden zwischen Athen und Sparta, und, was dann erst möglich war, um die Fortsetzung des Krieges gegen Persien. Allein besonders der erstern Absicht scheinen sich große Schwierigkeiten in den Weg gestellt zu haben, die in der großen Spannung beider Staaten und in dem gegenseitigen Mangel an Vertrauen lagen, so daß selbst ein Vermittler, wie Cimon, sie nicht sogleich überwinden konnte. Erst nach dreijährigen Unterhandlungen konnten sich Sparta und Athen vereinigen, und doch nur über einen fünfjährigen Waffenstillstand (450). Die dadurch entstandene Ruhe zu befestigen, eilte Cimon sogleich, die geschäftige Thätigkeit der Athener von aller Berührung mit den Griechen abzuwenden, und auf den allgemeinen Feind, die Perser, zu richten. An der Spitze von zweihundert Triremen (dreirudriger Schiffe) segelte er nach der den Persern unterworfenen Insel Cypern, deren Besitz höchst lockend für eine Seemacht seyn mußte, weil sie mit ihren Naturproducten allein ein Schiff vollständig auszurüsten im Stande war. Sechzig Schiffe sandte Cimon dem Amyrtäus, der sich noch in Aegypten hielt, auf sein Ansuchen, mit den übrigen belagerte er Citium auf Cypern.

Aber hier starb er (449), nach Einigen an einer starken Verwundung, nach Anderen an einer Krankheit, und da überdies die Athener anfingen, Mangel zu leiden, so hoben sie die Belagerung auf, gingen der Persischen Macht entgegen, und besiegten sie bei Salamis auf Cypern zur See und zu Lande. Es war die schönste Todtenfeier für den Helden, der bei dieser Unternehmung seine ruhmvolle Laufbahn geschlossen hatte. Mit ihm ruhten nun auch die Angriffe auf das Persische Reich für eine geraume Zeit, und die lange von einander gehaltenen Fluthen der Griechischen Kräfte stürzten bald nachher zu brausender Gährung gegen einander.

---

36. Athen auf seiner Mittagshöhe unter der Verwaltung des Perikles.

Nach dem Tode des Cimon trat der ältere Thucydides an die Spitze der Aristokratenpartei, da ihm aber das große Feldherrntalent seines Vorgängers mangelte, so konnte er auch kein Gegengewicht wider den

Perikles bilden, und zuletzt mußte er, durch den Ostracismus verbannt (444), ihm völlig weichen. Nun stand Perikles ohne Nebenbuhler da, und lenkte die leicht bewegliche Volksversammlung durch die Kraft und Milde seines Geistes und durch seine gewaltige Beredsamkeit ganz nach Gefallen. Ueber jede niedrige Selbstsucht war er erhaben, und seine Uneigennützigkeit, in der er gewiß selbst vom Aristides nicht übertroffen worden ist, war so groß, daß er während seiner Verwaltung sein Vermögen nicht um eine Drachme vermehrte. Diese Gesinnung trat um so bedeutender hervor, je reicher der Staat geworden, und je glänzender der Gebrauch war, den des Perikles Kunstsinn von diesem Reichthum machte.

Schon Cimon hatte angefangen, die eben zur schönsten Blüthe sich entfaltende Kunst in die Stadt einzuführen, aber dies war Bestreben eines Einzelnen. In den großartigen Unternehmungen des Perikles dagegen ging es aus dem erwachten Geiste des ganzen Staates und Volkes hervor. Neben der kriegerischen Herrschaft Athen's sollte auch die friedlichere der ewigen Kunst bestehen, welche freilich durch jene erst möglich wurde. Denn da die Abhängigkeit der Bundesgenossen von Athen nun immer entschiedener hervortrat, und sogar der Gesammtschatz von der Insel Delos nach Athen verlegt worden war, glaubte Perikles ihnen auch keine weitere Rechenschaft über die Verwendung ihrer Beiträge schuldig zu seyn, wenn sie nur gegen die Barbaren geschützt würden. In diesen Schatzungen fand er nun eine reiche Quelle, um die Kosten der erhabenen Kunstwerke zu bestreiten, in welchen er Athen den schönsten und glänzendsten Schmuck gab. Denn nur den Staat, das Ganze, sollte nach dem unter den Griechen herrschenden Sinne die Kunst verherrlichen, nicht der Prunkliebe Einzelner dienen. Die vorzüglichsten Meister der Bau- und Bildhauerkunst waren bei diesen Werken thätig, vor allen der unsterbliche, schöpferische Künstler Phidias, der Freund des Perikles, welcher das Ganze der Unternehmungen leitete.

Zunächst ward die Burg Athen's gänzlich umgeschaffen. Schon in der Straße, welche auf sie zuführte, ergriff den Fremden Staunen und Bewunderung. Er sah hoch über die gewöhnlichen Häuser erhaben ein breites glänzendes Säulenthor, ganz von Marmor, mit fünf hohen Durchgängen, und zu beiden Seiten mit großen Flügelgebäuden versehen. Zu dem prächtigen Thore führte eine der prächtigsten Treppen in der Welt, von vielen Stufen, so breit als das ganze Thor und ebenfalls von Marmor. Diese berühmten Propyläen oder Vor-

hallen *) waren ein Werk des Atheners Mneſikles; der Bau derſelben koſtete zweitauſend und zwölf Talente.

Durch die Propyläen kam man in die eigentliche Burg. Im Innern des Hofes war der große marmorne Athenentempel, Parthenon genannt, ein vorzügliches Meiſterwerk der alten Baukunſt, in der Form eines länglichen Vierecks. Rings um alle vier Seiten lief eine Halle, die auf ſchönen Marmorſäulen ruhte. Wegen der Höhe des Felſens war das Parthenon von allen Seiten zu ſehen, man mochte zur See oder zu Lande nach Athen kommen. Die darin aufgeſtellte Bildſäule der Athene, der Schutzgöttin der Stadt, in koloſſaler Größe, ſechs und dreißig Fuß hoch, war ein hochberühmtes Werk des Phidias, von Elfenbein und Gold gearbeitet. Der Künſtler hatte anfangs Marmor dazu vorgeſchlagen, als er aber zu den übrigen Gründen noch bemerkte, daß Marmor weit wohlfeiler ſey: ſo verlangte das Volk gleich, er ſolle jene koſtbaren Stoffe anwenden. Eine andre koloſſale Statue derſelben Göttin in Erz, von Phidias aus der Marathoniſchen Beute gegoſſen, ſtand auf der höchſten Spitze der Burg, ſo daß Helmbuſch und Lanze den Seeleuten, wenn ſie um Sunium ſchifften, in einer Entfernung von fünf Meilen ſchon entgegen leuchteten.

So große Summen alle dieſe und noch viele andere Bauten und Kunſtwerke auch koſteten, ſo hatte Perikles doch für einen bedeutenden Schatz geſorgt. Auch gewann das Volk bei dieſen Unternehmungen und der großen Thätigkeit, welche dadurch angeregt wurde, auf die mannichfachſte Weiſe. Für die Aermeren eröffneten ſich Erwerbsquellen, und für die mechaniſchen Arbeiten, welche die Ausführung ſo vielfacher Kunſtwerke in Anſpruch nahm, verbreitete ſich große Fertigkeit und Geſchick. Der Sinn für Schönheit, der aus jenen Werken der freien Kunſt hervorleuchtete, ging auch auf die Gegenſtände der Lebensbedürfniſſe über, und die Erzeugniſſe der Fabriken und Manufacturen Athen's wurden bald in allen den Gegenden geſucht, wohin es nur mit ſeinen Schiffen kam. Von dem Meere faſt umſtrömt, ward es der Mittelpunkt eines großen und ausgebreiteten Handels, von dem es einen Jeden, vermöge ſeiner Herrſchaft zur See, nach Willkür ausſchließen, und durch denſelben auf dem wohlfeilſten Wege ſeine Bedürfniſſe eintauſchen konnte. So führte es aus dem fruchtbaren Tau-

*) Die Propyläen ſind bei dem Brandenburger Thore in Berlin nachgebildet worden; da aber alle übrige Umgebungen mangeln, kann nur ein geringer Theil jener großen Wirkung erzeugt werden.

rien eine große Menge Getreide für den Unterhalt seiner zahlreichen Bürger herbei (oben S. 269.) und holte aus den Thracischen Gebirgen die Masten und das Bauholz zu seinen Schiffen. Die bedeutenden Zölle, die aus diesem großen Handelsverkehr hervorgingen, bereicherten den öffentlichen Schatz nicht minder, als der Handel selbst die Einzelnen.

Diese Quelle des Reichthums, welche durch die Maßregeln des Perikles jetzt erst recht ergiebig wurde, beförderte die Richtung auf das Meer und die Beherrschung desselben, welche der Athenische Staat seit dem Themistokles genommen hatte, immer mehr, denn für einen großen Handel war Seeherrschaft nothwendig, die sich nicht ohne Kriege behaupten ließ. Das Interesse derjenigen Bürger, welche von dem Seehandel lebten und dadurch wohlhabend wurden, durchkreuzte sich nicht selten mit den Wünschen der Landbesitzer und Ackerbauer, und hieraus läßt sich mancher Kampf der Meinungen und Maßregeln in der folgenden Zeit erklären. Nach innen standen Handelsvortheil und Seewesen mit der Erhaltung und Befestigung der Demokratie in genauem Zusammenhang. Perikles begünstigte diese, wie wir wissen, auf alle Weise. Dahin gehört auch die von ihm eingeführte Besoldung für die Richter, und die Bezahlung der Theilnehmer an den Volksversammlungen, welche um dieselbe Zeit erscheint. Sie sollten zugleich dienen, die gefährliche Freigebigkeit Einzelner, dergleichen zum Beispiel Cimon gezeigt hatte, durch die Spendungen des reichen Staats zu verdrängen und die Bürger an denselben zu binden. An der Richterbesoldung konnten sehr Viele Theil nehmen, da die Richter aus dem Volke gewählt wurden, und ihre Anzahl sich zuweilen auf sechstausend belief, wo sie fast mit der Volksversammlung zusammenfloß *). Der Sold für die Theilnahme an der letztern war noch mehr im Interesse des Demokratismus, denn die Aermern, welche sie aus Trägheit, oder um ihrem Unterhalt nachzugehen, vernachlässigten, sollten dadurch zu einem recht fleißigen Besuche derselben angelockt werden, um durch ihre Anzahl dem Einflusse der aristokratisch Gesinnten entgegen zu wirken. Den Tadel der Verständigen und den Spott der Komödiendichter aber hat diese Einrichtung wohl verdient, denn sie trug dazu bei, den Demokratismus auf eine Höhe zu treiben, wo

*) Die tägliche Besoldung für die Richter sowol als für die in der Volksversammlung Erscheinenden betrug anfangs einen, später drei Obolen (2 Gr. 10 Pf.). Man sieht übrigens aus Aristoteles' Politik, daß auch in anderen Staaten diese Beförderungsmittel der Demokratie angewendet worden sind.

er bald in wilde Pöbelherrschaft umschlagen mußte. Hat nun gleich Perikles selbst an der Einführung dieses Soldes keinen Antheil *), so war sie doch der Richtung, in die er den Staat führte, nicht fremd, und fehlte sein Geist einmal, so fehlte auch der letzte Damm, der die Wogen abhielt, durchzubrechen.

Er selbst aber, so lange er lebte, verstand die bewundernswürdige Kunst, die Elemente, zu deren Aufregung er beigetragen, in Schranken zu halten, und so verdiente er das Vertrauen doppelt, mit welchem das Volk ihm, seinem Lenker und Führer, folgte, und ihn schützte **) bei seinen Unternehmungen und Anordnungen, die Athen zu einer außerordentlichen Größe erhoben. Denn jetzt vereinigte diese Stadt alle Seiten der Cultur in sich, und alle Richtungen menschlicher Thätigkeit gingen aus ihr als einem lebendigen Mittelpunkte hervor; ein Zustand, den man nicht besser beschreiben kann als mit den Worten des Xenophon. „Wer bedarf nicht der Stadt Athen? sagt er. Nicht alle Länder, welche reich sind an Korn und Heerden, an Oel und Wein? Nicht Alle, welche mit ihrem Verstande oder mit ihrem Gelde wuchern können? Handwerker, Sophisten, Philosophen, Dichter, Die, welche nach sehens- und hörenswerthen Dingen begierig sind, Die, welche schnell Vieles kaufen und verkaufen wollen, wo könnten sie dieses alles leichter erlangen als in Athen?"

---

87. Kämpfe Athen's bis zum Ausbruche des Peloponnesischen Krieges.

(448—432 vor Chr.)

Während sich das Innere Athen's unter des Perikles Leitung auf die beschriebene Weise ausbildete, war der Staat zugleich mit mancherlei Kämpfen beschäftigt, um sich die Bundesgenossen zu erhalten, und das eifersüchtige Sparta von sich abzuwehren. Beides glaubte der besonnene Perikles zu erreichen, wenn Athen weder nach neuen Erwerbungen

*) Böckh, Staatshaushaltung der Athener, Bd. I. S. 245.

**) Wenn daher die Gegner des Perikles auch sein eignes Ansehen nicht erschüttern konnten, so griffen sie dafür seine nächsten Umgebungen an, und zwar so, daß er selbst sie nicht retten konnte. Solchen Angriffen erlagen Anaxagoras und Phidias, Beide seine Freunde und die Pfleger seiner Ideen. Der erstere mußte Athen verlassen, der zweite wurde angeklagt und starb wahrscheinlich im Gefängnisse. Auch die schöne und geistreiche Aspasia, die Freundin, zuletzt die Gemahlin des Perikles, ward angeklagt, aber durch seine kräftige Beredsamkeit gerettet.

strebte, noch den Perserkönig durch Angriffe reizte, sondern nur auf das Nächste, auf die Verhältnisse Griechenland's sein Augenmerk richtete. Als die Spartaner, bei Gelegenheit eines Kampfes zwischen den Delphiern und Phociern um die Behauptung des Delphischen Heiligthums, den Ersteren beistanden, war Perikles gleich geschäftig, die Phocier wieder in den Besitz des Tempels zu setzen. Daß die Athener in einem unglücklichen Feldzuge allen Einfluß auf Böotien verloren, war nicht die Schuld des Perikles, der ihn sogar widerrathen hatte, sondern die des Tolmides, von der Gegenpartei*). Viele durch Athen's Einfluß vertriebene Böotier hatten sich nämlich in den Besitz mehrerer Städte gesetzt, und Tolmides, voll Vertrauen zu seinen vorigen glücklichen Zügen, wollte sie wieder verjagen, aber das Athenische Heer wurde bei Koronea geschlagen, und Tolmides selbst blieb (447).

Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens scheint für den Augenblick die Furcht vor Athen bei den Nachbarn vermindert zu haben, denn gleich darauf fiel Euböa ab. Dorthin ging Perikles mit Waffenmacht, aber kaum war er ans Land gestiegen, so rief ihn eine nähere Gefahr zurück. Megara, durch mancherlei Bedürfnisse an Athen gefesselt, aber dem Stamme nach Dorisch, hatte sich mit Peloponnesischer Hülfe empört und die Athenische Besatzung großentheils niedergemacht. Zu gleicher Zeit war auch der fünfjährige Waffenstillstand mit Sparta zu Ende gegangen, und die Spartaner fielen in das Attische Gebiet ein. Alle diese Gefahren wußte Perikles abzuwenden. Dem noch sehr jungen Spartanischen Könige Pistonax, welcher das Heer führte, war in dem Kleandridas ein Rathgeber zugesellt, welcher dem Reize des Geldes nicht widerstand. Die Spartaner gingen zurück, und Perikles führte nachher in der Rechnung zehn Talente für nothwendige Ausgaben auf, was ohne weiteres angenommen wurde. In Sparta wurden beide Heerführer zur Rechenschaft gezogen. Pistonax mußte die Stadt verlassen; der entflohene Kleandridas wurde zum Tode verurtheilt. Perikles wandte sich nun wieder gegen Euböa, und brachte die Abgefallenen zum Gehorsam zurück; aus der Stadt Chalcis vertrieb er die vornehmeren und reicheren Bürger, um hier, so wie wahrscheinlich auch in den anderen Städten der Insel, die Verfassung nach dem Muster Athen's in eine Volksregierung zu ver-

*) Es ist schon oben (S. 350.) bemerkt, daß erst 444 diese aristokratische Partei mit Thucydides unterlag. Es scheint, daß viele sehr angesehene Bürger in diesem Kriege fielen; von Klinias, dem Vater des Alcibiades, wissen wir es aus Plutarch.

wandeln, denn in dieser Aehnlichkeit der Verfassungen sah man das festeste Band zwischen dem herrschenden Staate und den Beherrschten.

Trotz aller dieser gegenseitigen Anreizungen und Feindseligkeiten überwog der Wunsch, Griechenland vor einem Kriege, welcher es an der Wurzel angreifen mußte, zu bewahren, in Sparta und Athen noch immer, und es kam (445) ein dreißigjähriger Friede zu Stande. Perikles muß die Nothwendigkeit, den Frieden wenigstens für jetzt noch zu erhalten, am lebhaftesten gefühlt haben, denn er kostete Athen manches Opfer. Es mußte die noch besetzten Städte Nisäa, Pagä und Trözen verlassen; wahrscheinlich bestätigte auch der Friede die schon geschehene Verzichtleistung auf Böotien und Megara. Im erstern Lande behielt Athen jedoch noch immer einigen Anhang. Gegen den letztern kleinen Staat entstand ein solcher Haß, daß den Megarern aller Verkehr nach Attika und den unterworfenen Häfen gänzlich untersagt wurde.

Nach dem Frieden wurde Samos Gegenstand der Aufmerksamkeit des Perikles. Diese Insel, welche durch ihre Macht und ihren Geist der Atheniſchen Seeherrschaft Gefahr zu drohen schien, war damals in einen Krieg mit Milet verwickelt, und Athen nahm sich des letztern an. Perikles erschien an der Spitze einer Flotte, die Samier mußten ihre oligarchische Regierungsform abschaffen, und Geiseln stellen. Als aber die Athener den Rücken gewandt hatten, erlangte die aristokratische Partei mit Hülfe des Persischen Satrapen in Sardes wieder die Oberhand. Sogleich folgte Byzanz dem Beispiele des Abfalls, und eine Persisch-Phönicische Flotte war bereit, den Samiern zu Hülfe zu kommen. Aber Perikles kam schnell wieder herbei, um ein Unternehmen zu unterdrücken, welches mit jedem Augenblicke an Bedeutung und Gefahr zunahm. Schwächer als die Samische Flotte, griff er sie dennoch an, und die durch ihn wohlgeübten Atheniſchen Seeleute trugen den Sieg davon. Die Stadt Samos wurde zu Lande und zu Wasser eingeschlossen, und Perikles ging mit der Hauptmacht den Phönicischen Schiffen entgegen. Dies machten sich die Samier, von Muth und Verzweiflung getrieben, zu Nutze; sie griffen die zurückgelassenen Schiffe an, schlugen sie, und waren wieder Herren des Meeres, bis Perikles zurückkehrte. Doch leisteten sie auch dann, sowol mit ihren Schiffen als hinter ihren Mauern, gegen die Perikles ganz neue Belagerungsmaschinen gebraucht haben soll, noch lange Zeit einen tüchtigen Widerstand. Im neunten Monat der Belagerung aber zwang sie Perikles zu Bedingungen, die ihre Macht völlig brachen. Sie

mußten ihre Mauern niederreißen, ihre Schiffe ausliefern, Geiseln stellen, und zweihundert Talente als Kriegskosten bezahlen (439). Auch Byzanz mußte sich wieder unterwerfen. Bei seiner Rückkunft hielt Perikles zu Ehren der bei Samos Gebliebenen eine so herrliche Rede, daß die Frauen, als er vom Rednerstuhl herabstieg, ihn mit Blumen und Bändern bekränzten, gleich einem Sieger in Wettspielen. Nur Elpinice, Cimon's Schwester, rief ihm im Geiste ihres Bruders zu: „bist du dieses Ruhmes werth, da du uns nicht, wie mein Bruder, im Kampfe gegen Phönicier und Meder, sondern bei der Unterjochung verwandter und befreundeter Städte, so viele und treffliche Bürger raubst?"

Athen, mit seinen zwanzig bis dreißigtausend freien Bürgern, bildete nun den Mittelpunkt eines Gebiets, welches die Alten ein Reich genannt haben. Von der Nähe Cypern's bis an das Schwarze Meer, und an den metallreichen Küsten Thracien's bis nach Euböa hin, erstreckte es sich, und an vierzig Inseln in diesem Theile des Meeres huldigten der seeherrschenden Stadt. Perikles strebte aber noch weiter, und wollte seine Vaterstadt an die Spitze eines noch größern Bundes stellen. Er that den Vorschlag, daß von allen Griechen in Europa und Asien jede große und kleine Stadt einen Abgesandten nach Athen, als dem würdigsten Vertreter von ganz Hellas, schicken solle, um zu berathschlagen über die Wiederherstellung aller Tempel, welche die Perser zerstört, über die Lösung der Gelübde, die Griechen in jenen Zeiten des Kampfs den Göttern gethan, und über die Angelegenheiten des Meeres, damit Alle es frei befahren möchten, und Alle in Frieden leben könnten. Aber dieser Gedanke, die schönste Blüthe der Kraft des Perikles und seiner Stadt, reifte nicht zur Frucht, denn die Lacedämonier widersetzten sich der Ausführung desselben mit aller Macht. Diese große Verschiedenheit der Richtung und des Sinnes in den beiden Staaten, der stets weiter schreitende und nach neuen Dingen begierige Geist der Athener, und das Verharren der Spartaner bei dem bestehenden Zustande und ihre darauf gegründeten Ansprüche, führten nunmehr von einzelnen Kämpfen zu einem großen über das Daseyn entscheidenden Kriege, dem berühmten Peloponnesischen, der wiederum einen neuen, merkwürdigen Wendepunkt für die Griechischen Verhältnisse bildet.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Siebente,
verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortſetzungen

von

J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtembergiſchem allergnädigſtem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte der alten Welt.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Inhalt des zweiten Bandes.

Alte Geschichte. Zweites Buch.
Die Griechen bis auf Alexander den Großen.
(Fortsetzung.)

		Seite
38.	Entstehung und Fortgang des Peloponnesischen Krieges bis zum Tode des Perikles (431—429 v. Chr.)	3
39.	Fortgang des Krieges bis zum Tode des Kleon (429—422).	10
40.	Alcibiades	19
41.	Die Athener in Sicilien (415 bis 413)	25
42.	Der Krieg bis zur Rückkehr des Alcibiades (412—407).	30
43.	Lysander	40
44.	Die Schlacht bei Aegos-Potami; Ende des Krieges (405 bis 404)	44
45.	Schreckensregierung in Athen durch Thrasybulus gestürzt.	49
46.	Leben und Sitten der Athener.	52
47.	Rückzug der zehntausend Griechen (401—400)	62
48.	Agesilaus im Kampfe mit Persien	67
49.	Begebenheiten bis zum Frieden des Antalcidas (394 bis 387)	71
50.	Theben unterjocht, und durch Pelopidas befreit	76
51.	Pelopidas und Epaminondas	81
52.	Die Schlacht bei Leuktra (371)	85
53.	Theben's politische Größe (371 bis 362 v. Chr.)	87
54.	Die Schlacht bei Mantinea	93
55.	Philipp, König von Macedonien (seit 359 v. Chr.)	96
56.	Demosthenes	103
57.	Philipp und Athen bis zum Ende des heiligen Krieges (349—346)	110
58.	Fernere Kämpfe Philipp's um die Herrschaft in Griechenland (346—339)	117
59.	Die Schlacht bei Chäronea; Philipp's Tod (338—336).	121
60.	Syrakus	126
61.	Kunst und Wissenschaft der Griechen	131

Alte Geschichte. Drittes Buch.
Die Macedonische Herrschaft im Osten.

		Seite
1.	Alexander's des Großen Anfang	159
2.	Alexander in Kleinasien (334 bis 333 v. Chr.)	164
3.	Alexander in Phönicien und Aegypten (333—331)	170
4.	Alexander im Innern des Persischen Reiches (331)	173
5.	Alexander's fernere Eroberungszüge (330—328)	179
6.	Alexander in Indien (327).	184
7.	Alexander's Grenze	186
8.	Alexander's Rückkehr und Tod (326—323)	191
9.	Die Monarchie Alexander's des Großen bis zum Tode des Perdikkas (323—321).	202

38. Entstehung und Fortgang des Peloponnesischen Krieges bis zum Tode des Perikles.

(431—429.)

Die wahren Ursachen dieses denkwürdigen Krieges müssen, wie die Entwickelung der Verhältnisse Griechenland's seit dem großen Perserkampfe gezeigt hat, in der immer höher gesteigerten Eifersucht und feindseligen Gesinnung der beiden Hauptstaaten, Athen's und Sparta's, gegen einander gesucht werden. Daher sind die Vorfälle, welche als einzelne Erscheinungen der allgemeinen Spannung den Entschluß zum Kampfe in den Gemüthern erzeugten, nur als die nächsten Veranlassungen dazu zu betrachten. Sie wehten das schwere Ungewitter zusammen, welches die Blüthen Griechenland's zerschlug, aber sie erzeugten es nicht *).

Die erste dieser näheren Veranlassungen zum Ausbruche des Krieges gab Epidamnus, eine Pflanzstadt der Korcyräer an der Illyrischen Küste. Hier hatte das Volk nicht lange vor dieser Zeit die Vornehmen vertrieben, wurde dann aber von den Vertriebenen, welche sich mit den nahe wohnenden Barbaren vereinigt hatten, hart bedrängt. Nachdem es die Hülfe der Korcyräer vergeblich gesucht hatte, wandte es sich nach Korinth, welches als Mutterstaat von Korcyra Epidamnus hatte gründen helfen, und dieses sandte aus Eifersucht und Haß gegen das seemächtige Korcyra mit Freuden sogleich Kriegsvolk nach Epidamnus. Dadurch aber glaubten sich die Korcyräer in ihren Rechten gekränkt, sie griffen Epidamnus, da dieses sich ihrem Willen, die Ver-

*) Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, welche aus Mangel an Einsichten in den Zusammenhang und die innere Verkettung der Verhältnisse große Begebenheiten gern aus kleinen Ursachen ableiten; und so hat man denn auch den Ursprung dieses Krieges bald in einigen Sklavinnen gesucht, welche die Megarer der Aspasia geraubt, bald in der Furcht des Perikles, bei längerem Frieden das Schicksal des Phidias und Anaxagoras zu theilen.

triebenen aufzunehmen und die Korinthische Besatzung wieder fortzuschicken, nicht fügen wollte, an, und eroberten es, nachdem sie vorher eine ansehnliche Korinthische Flotte, welche zur Hülfe herbeigekommen war, geschlagen hatten. Die Korinther machten nun große Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges, und die Korcyräer, beunruhigt weil sie ganz allein standen, beschlossen, sich an die Athener zu wenden, und mit ihnen ein Bündniß zu machen. Diese, die einen Krieg mit den Peloponnesiern für unvermeidlich hielten, und die Seemacht Korcyra's nicht gern in die Hände der Korinther wollten gerathen lassen, schlossen zwar kein Trutz-, aber doch ein Schutzbündniß mit ihnen, und sandten ihnen zehn Schiffe. Als es nun bald darauf zu einer großen Seeschlacht zwischen den Kriegführenden kam, hielten sich die Athenischen Schiffe anfangs entfernt, als aber die Korcyräer ins Gedränge geriethen, standen sie ihnen bei, und kamen mit den Korinthern ins Gefecht. Auf diese Art wurden die ersten Feindseligkeiten von den Athenern gegen die Peloponnesier ausgeübt (432).

Bald kam eine neue Verwickelung hinzu. Um sich an Athen zu rächen, suchte Korinth, in Verbindung mit dem Könige Perdikkas von Macedonien, der mit Athen damals im Krieg begriffen war, die Bundesgenossen dieses Staates auf der Chalcidischen Halbinsel aufzuwiegeln. Den Athenern blieben diese Ränke nicht verborgen, und weil sie besonders für Potidäa fürchteten, welches ihnen zwar zinspflichtig, aber eine Korinthische Pflanzstadt war, so verlangten sie, Potidäa sollte seine Mauern niederreißen, Geiseln zum Unterpfand seiner Treue geben, und die obrigkeitlichen Personen, welche Korinth als Mutterstadt jährlich dorthin sandte, nicht mehr annehmen. Durch diese harten Forderungen ward die Sache zur Entscheidung gebracht. Potidäa fiel förmlich ab, und diesem Beispiel folgten, aufgehetzt durch den Perdikkas, noch einige andere Städte. Die Athener verstärkten eiligst ihre Macht, und rückten mit einem ansehnlichen Landheer und siebzig Schiffen auf Potidäa los. Ein Peloponnesischer Heerhaufe, den Korinth seinem Pflanzorte zu Hülfe sandte, ward von ihnen geschlagen, und Potidäa eingeschlossen (432).

Jetzt eilten die Korinther diesen ihren Krieg mit Athen zur allgemeinen Sache der Peloponnesier und besonders Sparta's zu machen. Sie bemühten sich in der Bundesversammlung zu zeigen, daß Athen den Frieden gebrochen habe. Sparta selbst entschied sich endlich auch für diese Meinung, und so fing man Unterhandlungen an, die eine

Friedensliebe, welche nicht mehr vorhanden war, heuchelten, und den Vorwurf des Angriffs auf den Gegner wälzen sollten. Zuerst nämlich forderten die Lacedämonier, die Athener sollten die durch den Cylonischen Frevel Befleckten (Th. I. S. 253.) aus der Stadt vertreiben, wobei es auf die Entfernung des Perikles abgesehen war, der von mütterlicher Seite von den Alkmäoniden abstammte; dann die Aufhebung des Schlusses gegen die Megarer; und endlich, bei einer abermaligen Gesandtschaft, die Freilassung aller unterworfenen Städte. Allein die Athener, vom Perikles ermuthigt, und durch den Reichthum ihrer Hülfsquellen mit Vertrauen erfüllt, setzten ihnen ähnliche Forderungen entgegen und antworteten, daß sie Befehlen niemals gehorchen würden, dem Frieden gemäß aber nach gleichem und billigem Rechte über die Anklagen Rede stehen wollten.

Hiermit wurden alle Unterhandlungen abgebrochen. Im Frühlinge des Jahres 431 (Ol. 87, 1.) überfielen die Thebaner plötzlich das mit Athen befreundete Platää, wurden aber, als sich der erste Schrecken gelegt hatte, wieder vertrieben, und hundert und achtzig gefangene Thebaner von den Plataern hingerichtet. Damit war denn der verhängnißvolle Krieg begonnen, der Griechenland in zwei große Parteien theilte, an deren Spitze Athen und Sparta standen, beide ausgerüstet mit ungleichartigen Kräften, aber beide voll Hoffnung eines glänzenden Sieges.

Sparta, ohne andere Hülfsquellen als den Boden seines Landes, ohne Flotte und Reiterei, statt deren es nur die geschlossenen Reihen seines tapfern Fußvolks besaß, ohne einen öffentlichen Schatz, der im Fall eines Krieges nur durch die außerordentlichen Beiträge der Bürger ersetzt werden konnte, rechnete vorzüglich auf die zahlreichen Bundesgenossen, die ihm der große Haß gegen Athen zuführte. Denn außer dem Peloponnes, der — bis auf Argos und die meisten Städte von Achaja, welche neutral blieben — ganz auf der Seite der Spartaner stand, hatten sie auch in dem übrigen Hellas noch bedeutende Verbündete. Böotien, Lokris und Phocis ersetzten ihnen den Mangel an Reiterei; Megara, Korinth, Sicyon, Elis, Pellene, die Ambracioten und Leukadier den Mangel an Schiffen. So hofften sie ein Gegengewicht gegen die durch Perikles lange vorbereiteten Rüstungen Athen's zu bilden, welche, wie Thucydides sagt, Alles übertrafen, was die Griechen in der Zeit der höchsten Blüthe der Verbindung gegen Persien aufgestellt hatten, und Athen als den Staat zeigten, der, nach dem Ausspruch des Perikles, zu Krieg und Frieden sich selbst genug war.

Verbündete hatte Athen zwar nur wenige: Thessalien mit seiner trefflichen Reiterei, Akarnanien, das nebst den beiden Inseln Korcyra und Zakynthus gute Stützpunkte gewährte zu Angriffen auf den Peloponnes, endlich Chios und Lesbos. Aber die letzteren beiden Inseln, in diesen Meeren die einzigen, die einen Schein von Selbständigkeit genossen, bildeten nur den Uebergang zu der Menge der unterworfenen und zinspflichtigen Städte und Inseln, aus denen Athen immer neue Zuflüsse an Geld und Mannschaft erhalten konnte, so lange es nur die Herrschaft zur See behauptete. Diese aber verhieß ihm die Größe seiner Flotte und die Geschicklichkeit seiner Matrosen und Steuerleute (die letzteren lauter Athenische Bürger), worin sich kein Staat mit ihm messen konnte. Damit war zugleich die ungestörte Fortdauer seines Handels, der zweiten Hauptquelle seines Reichthums, gesichert. Außerdem war unter Perikles' Verwaltung ein Schatz gesammelt worden, der sich auf sechstausend Talente baaren Geldes belief, ungerechnet die in der Akropolis vorhandenen Weihgeschenke, welche, mit Inbegriff der Persischen Beute und der heiligen Geräthe, fünfhundert Talente betrugen. Diese Summen schienen zur Unterhaltung der See- und Landmacht hinlänglich. Die letztere bestand aus dreizehntausend Schwerbewaffneten (ungerechnet sechzehntausend Mann Besatzungstruppen), sechzehnhundert Bogenschützen und zwölfhundert Reitern; die erstere aus dreihundert Triremen (Schiffen mit drei Ruderbänken), mit einer Bemannung von funfzigtausend Seeleuten. Auf ihr beruhte die Sicherheit Athen's vor dem Feinde und die Möglichkeit des Glücks gegen den Feind. Denn wenn gleich Athen keine Insel war, so konnten doch die Befestigungen der Stadt und des Hafens, besonders seitdem beide durch die langen Mauern verbunden waren, und zumal den in Belagerungen unkundigen Spartanern gegenüber, Vortheile gewähren, welche denen einer Insel sehr nahe kamen. Perikles brauchte also diesmal nicht, wie einst Themistokles, die Flotte zur Heimath seiner Bürger zu machen, sondern er forderte nur die Athener auf, das offene Land zu verlassen, sich hinter die festen Mauern ihrer Stadt zu begeben, und sich nicht etwa der Verheerungen ihres Gebietes wegen in eine Schlacht einzulassen.

Gleich nach dem Angriff auf Platää rief Sparta die Bundesgenossen auf, sich bei der Korinthischen Landenge zu versammeln, und von dort aus fiel sein König Archidamus, der den Oberbefehl über das sechzigtausend Mann starke Heer führte, in Attika ein. Jenen

Vorschlägen des Perikles gemäß brachten die Landbewohner ihre Weiber, Kinder und Geräthe nach Athen, die Heerden auf nahe Inseln. Nur Wenige konnten bei Verwandten und Freunden einkehren, die Meisten mußten sich auf leeren Plätzen, so gut es gehen wollte, anbauen, oder in die Tempel und öffentlichen Hallen ziehen. Das Volk ertrug diese Beschwerden unwillig, doch verhielt es sich ruhig, so lange der Feind noch in einiger Entfernung blieb. Als nun aber Archidamus bis sechzig Stadien (ein und eine halbe Deutsche Meile) von der Stadt vorrückte, und das schönbebauete Land verheerte, da vergaß es seine Entschlüsse und die Gründe des Perikles. Gegen diesen, als den Urheber alles Schadens, den das Land erlitt, und aller Noth der Einschließung, erhob sich lautes Murren, und die Muthigsten wollten hinauseilen und ein Treffen wagen, welches Archidamus eben wünschte. Aber Perikles wußte diese Aufwallungen durch die Gewalt, die er über die Gemüther übte, zu beschwichtigen, und Archidamus, der sich in dem verheerten Lande nicht länger halten konnte, kehrte mißmuthig nach dem Peloponnes zurück.

Indeß hatten die Athener eine Flotte ausgerüstet, welche am Peloponnes umherkreuzte und die Verheerung der schönen Saatfelder durch ähnliche Verwüstungen rächte, dann die Insel Cephallenia ohne Schwertstreich gewann. Auch König Sitalces, ein mächtiger und reicher Herrscher in Thracien, ward zu einem Bündnisse mit den Athenern bewogen, und der wankelmüthige Perdikkas trat jetzt gleichfalls auf ihre Seite. Die Bewohner des stets feindlichgesinnten Aegina wurden vertrieben, und die Insel mit Atheniſchen Pflanzern besetzt, wodurch man in der Stadt das Gedränge verminderte, und einen sichern und festen Punkt beim Peloponnes gewann. Endlich führte Perikles gleich nach dem Abzuge der Spartaner ein Heer gegen Megara, um auch dort für die Plünderung von Attika das Vergeltungsrecht zu üben.

Nach Verlauf des Winters erschien Archidamus (430) wieder mit den Peloponnesiern, und überzog die Attische Landschaft mit neuer Verheerung. Diesmal trat ein grausamerer Feind mit ihm in Bund, ein ansteckendes, giftiges Fieber, welches, wahrscheinlich durch die Schiffe aus Asien oder Africa herübergebracht, über Athen kam, und eine außerordentliche Menge Menschen hinraffte. Die Hitze des Sommers, die Ueberfüllung der Stadt mit Landbewohnern, die sich größtentheils in kleinen, dumpfigen Hütten behelfen mußten, verdoppelte die Wuth der schrecklichen Pest. Thucydides hat die Krankheit, allen Jammer,

den sie hervorbrachte, mit den anschaulichsten Farben geschildert. Den Kranken wurden Augen, Zunge und Schlund feuerroth entzündet; innere Hitze und ein brennender Durst quälten sie auf das äußerste. Geschwüre in den Eingeweiden und auf der Haut vermehrten den Schmerz, und eine ertödtende Muthlosigkeit erschwerte das Leiden. Furchtbar war die Verheerung, welche die Seuche anrichtete, furchtbarer aber der Einfluß, den sie auf die Gemüther der Menschen ausübte. Das gleiche Unglück, das Alle ohne Unterschied traf, machte den Glauben an die Götter wankend und verächtlich; der schnelle Wechsel des Lebens trieb Die, welche in unverhofften Besitz fremden Vermögens kamen, an, mit sinnlicher Hast desselben zu genießen, und verjagte bei den Frevelhaften alle Scheu vor den Gesetzen, deren Rache der nahe Tod doch zuvorkommen würde; die Ungewißheit der Lebensdauer endlich schien die Bemühung um Edles und Schönes eitel und vergeblich zu machen, so daß diese Krankheit ein Quell geistigen Verderbnisses ward, das länger dauerte als das leibliche Uebel.

Perikles blieb indessen seinem Vertheidigungssystem getreu, und führte wieder seinen Angriffs- und Plünderungskrieg gegen die Küsten des Peloponnes. Die Spartaner in Attika sahen sich abermals außer Stande, gegen die hohen und starken Mauern Athen's etwas auszurichten; auch ängstete sie die Furcht vor der Seuche, so daß sie schon nach vierzig Tagen wieder zurückkehrten. In Athen aber brachte die abermalige Verheerung und das Unglück der Pest wiederum einen großen Unmuth gegen den Perikles hervor, den seine Feinde als den Urheber alles Unglücks verschrieen. In der Verzweiflung schickte man sogar Gesandte nach Sparta, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, die natürlich zurückgewiesen wurden. Perikles suchte das Volk zu beruhigen und zu einem standhafteren Betragen zu stimmen. Aber die Wuth seiner Feinde drang diesmal durch; er wurde zu einer Geldbuße von funfzehn Talenten verurtheilt, und von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Noch viel andres Unglück traf den Perikles in diesem Jahre. Die böse Krankheit beraubte ihn seiner besten Freunde und wüthete in seinem eignen Hause. Aber auch in diesem Unglück gab er ein schönes Beispiel einer großen, auf Alles gefaßten Seele. Nur da er auch dem letzten seiner vollbürtigen Söhne, Paralus, nach Griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte ihn das stärkere Gefühl, und heiße Thränen entstürzten den männlichen Augen.

Die Athener mußten bald erkennen, daß sie den tüchtigsten Mann

verstoßen hatten; sie kehrten zu ihm zurück, und vertrauten ihm die Führung ihres Staates wieder an. Die Spartaner ließen es indeß an Versuchen nicht fehlen, ihre Verbindungen auszubreiten. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Thracien, die den Sitalces von Athen abziehen und dann nach Asien zum König von Persien übersetzen sollte, um dort eine Geldunterstützung zu bewirken. Die Gesandten wurden aber von den Athenern aufgehoben, nach Athen gebracht und hingerichtet. Dies wurde als ein Wiedervergeltungsrecht betrachtet, denn die Lacedämonier hatten zuerst beim Ausbruche des Krieges alle Kaufleute der Athener und ihrer Bundesgenossen, die ihnen in die Hände gefallen waren, ohne Barmherzigkeit umgebracht. Im Winter des zweiten Kriegsjahres erfolgte auch endlich die Uebergabe von Potidäa. Die fortdauernde Einschließung hatte dort zuletzt einen solchen Mangel erzeugt, daß die Einwohner schon anfingen Menschenfleisch zu essen und ihren beharrlichen Widerstand enden mußten. Die Belagerung dieser Stadt hatte den Athenern zweitausend Talente gekostet.

Dies war eine der letzten Begebenheiten des Krieges, welche Perikles erlebte, denn auch ihn ergriff zuletzt die Pest (429). Als er in den letzten Zügen lag, und die Freunde an seinem Lager, die ihn schon ohne Besinnung glaubten, sich wehmüthig aus dem rühmlichen Leben des Sterbenden die leuchtendsten Züge zurückriefen, richtete er sich plötzlich auf, und sagte: „Freunde, ihr vergeßt das Beste, kein Bürger hat je durch meine Schuld die Trauer angelegt." Der Tod dieses Mannes war für die Stadt ein großes Uebel, das sie in der Folge noch mehr zu beklagen hatte. Denn, um uns der Worte des großen Geschichtschreibers dieser Zeit, des Thucydides, zu bedienen, Perikles hatte durch seine Klugheit und sein Ansehn, bei anerkannter Unbestechlichkeit, die Menge in einer freiwilligen Unterwürfigkeit erhalten, und dieselbe stets geleitet, ohne von ihr geleitet zu werden. Nicht durch unrechtmäßige Mittel war er zu seiner Macht gelangt, daher brauchte er der Menge nicht zu schmeicheln, sondern durfte ihr, wegen des Ansehens, dessen er genoß, auch mit strengen Worten widersprechen; dem Namen nach herrschte zwar das Volk, in der That aber Er als der erste Mann im Staate. Er würde daher auch wol bei längerem Leben den Krieg zu einem ganz andren Ausgang gebracht haben, als seine Nachfolger, welche, um sich gegenseitig den Rang abzulaufen, meistens dem Volke schmeichelten, und das Staatswohl ihrem Ehrgeiz nachsetzten.

39. Fortgang des Krieges bis zum Tode des Kleon.
(429—422.)

Während der funfzehn Jahre, wo Perikles den Staat allein geleitet hatte der Demokratismus, von ihm befördert und gestärkt, aber doch zugleich gemäßigt und gezügelt, so entschieden geherrscht, daß die aristokratische Partei scheu in den Hintergrund getreten war. Jetzt, nach dem Tode des mächtigen Mannes, wagten sich die Reichen und Angesehenen als politische Partei zwar auch noch nicht hervor, aber sie unterstützten doch Einen aus ihrer Mitte, den Nicias, um wieder einigen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu gewinnen, und den verderblichen Künsten der Volksschmeichler entgegen zu wirken, daher sich auch alle Gutgesinnten ihm anschlossen. Nicias, ein bis dahin vom Glücke begünstigter Feldherr, würdig und besonnen, aber ohne des Perikles gewaltige Beredsamkeit und Tiefe der Bildung, suchte das Volk durch prächtige und verschwenderische Aufzüge *), Opferfeierlichkeiten und Geschenke zu gewinnen, aber vergeblich, da er zu schüchtern und unentschlossen war, um eine Volksversammlung, wie die Athenische, zu lenken. Ganz anders gelang dies seinem Gegner Kleon, dem Besitzer einer Lederfabrik, daher von den Komikern spottweise der Gerber genannt. Dieser unwürdige, habsüchtige, bis zur höchsten Unverschämtheit freche Mensch verstand keine anderen Künste als prahlen, verläumden, den Launen der Menge und ihrem kriegerischen Gelüste schmeicheln. Dadurch ließ sich der entartete Haufe bethören, und sich von einem Führer lenken, in dem er freilich eine große Aehnlichkeit mit seiner eignen Gesinnung erkannte. Von diesem Augenblicke an wurde es auch den Besten schwer, die Leitung des Athenischen Staats den Händen der nichtswürdigsten Demagogen zu entreißen. Mitten in einem verderblichen Kriege, wo alle Beschlüsse großer Ein-

*) Es war nämlich eine Athenische Einrichtung, daß einzelne Bürger, welche von den Stämmen dazu gewählt wurden, auf ihre eignen Kosten die Aufführung der Chöre bei den Festen und Schauspielen, welche eine Hauptergötzung des Volks ausmachten, besorgten. Sie mußten die zum Chor gehörigen Personen unterrichten und üben lassen, ihnen, so wie den Flötenspielern, Tänzern u. s. w. Unterhalt und prächtige Kleidung geben, ja Alles anschaffen, was zur Ausführung des Schauspiels nöthig war. Diese Leistung hieß χορηγία, und man kann denken, daß sie sehr kostspielig war, zumal da ein großer Wetteifer zwischen den verschiedenen Stämmen dabei herrschte.

und Besonnenheit bedurften, wurde das Treiben dieser elenden ischen doppelt verderblich.

Keine der beiden kriegführenden Parteien vermochte oder verstand den Kampf durch einen Hauptangriff auf den Mittelpunkt der lichen Macht rasch zur Entscheidung zu bringen; sie bekämpften meistens in den entfernteren Bezirken der Colonien und Bundesssen. Im dritten Jahre des Krieges zeigte sich das große Uebercht der Athener zur See auf eine glänzende Weise. Ihr Feldherr mio schlug mit zwanzig Schiffen die sieben und vierzig Segel Flotte der Peloponnesier, ja, als diese nun mit sieben und sieb Schiffen erschienen, Phormio aber die erbetenen Verstärkungen nicht erhalten hatte, nahm er dennoch das Treffen an, und betete auch gegen eine solche Uebermacht, wiewol nicht ohne Verlust, See. Dagegen schien die Absicht der Lesbier, sich in den Peloponhen Bund aufnehmen zu lassen und von Athen abzufallen, dem n Kriege eine entschiedenere Wendung und eine Ausdehnung nach verwundbarsten Theilen des Athenischen Reiches zu geben. Denn s, mit einer ansehnlichen Flotte versehen, würde in die Schale Feinde kein geringes Gewicht gelegt, und den Besitz des reichen en's für Athen unsicher gemacht haben. Die Lesbier hatten bereits itte gethan, und mit den Spartanern Verabredungen getroffen, noch ehe die Vorbereitungen fertig waren, erhielten die Athener n Kunde, und da sie die Gefahr wohl würdigten, entwickelten sie eser Bedrängniß die ganze Fülle ihrer Macht. Außer hundert ffen, welche zum Schutz von Attika, Euböa und Salamis dienten, ten sie noch hundert aus, welche die Küsten des Peloponnes auf Seiten verheerten, und schickten vierzig andere nach Lesbos, mit sie Mitylene von der Seeseite einschlossen. Im folgenden Jahre ten die Spartaner, um den Lesbiern zu Hülfe zu kommen, einen wöhnlich verheerenden Einfall in Attika, und schickten ihnen vier Schiffe. Aber noch ehe diese Flotte ankam*), hatte sich Mitylen, weil ein Aufstand in der Stadt ausgebrochen war, dem Athen Feldherrn Paches auf jede Bedingung ergeben müssen. Es

---

Sie war sehr langsam gefahren. Es ist charakteristisch für die Herrschaft thener, daß die Spartanische Flotte unterweges mehrere Gefangene machte, keiner floh, sondern Jeder in der festen Ueberzeugung, daß keine Pelopone Flotte sich nach Jonien hinüber wagen werde, sie für eine Athenische und auf sie zuging.

ward eine Gesandtschaft nach Athen geschickt, über diese Bedingungen von dem Volke stimmen zu lassen. In seinem Zorne gegen die Mitylenäer, vorzüglich weil sie eine Peloponnesische Flotte nach Jonien gerufen, beschloß das Volk, daß alle Männer derselben getödtet, die Kinder und Weiber zu Sklaven verkauft werden sollten, und sandte dem Paches den Befehl dazu. Aber schon am andern Tage kehrte eine ruhigere Betrachtung und mit ihr die natürliche Milde des Athenischen Charakters zurück; vergebens bemühte sich der stets zu den blutigsten Maaßregeln aufreizende Kleon den ersten Beschluß aufrecht zu erhalten, er ward überstimmt, und das zweite Schiff, welches die gelindere Verfügung brachte, kam glücklicher Weise noch zur rechten Zeit an. Nur die Hauptaufrührer, deren Zahl sich aber doch auf Tausend erstreckte, wurden hingerichtet, die Mauern der Stadt niedergerissen, die Schiffe genommen, und die Ländereien an Athenische Bürger verloos't, denen die Lesbier, welche sie bebauten, einen jährlichen Zins zahlen mußten.

Eine noch strengere Behandlung erlitt um eben diese Zeit von der Gegenpartei die unglückliche Stadt Platää. Wegen ihrer festen Anhänglichkeit an Athen hatte Archidamus im dritten Jahre des Krieges mit einem Peloponnesischen und Böotischen Heere die Belagerung derselben unternommen. Zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, hatte man drinnen schon früher die Greise, Kinder und die meisten Weiber nach Athen geschafft; die Besatzung bestand aus vierhundert streitbaren Bürgern und achtzig Athenern. Als Archidamus alle seine Angriffsmittel erschöpft hatte, verwandelte er die Belagerung in eine Einschließung, und zog mit dem größten Theile des Heeres ab. Allmählig entstand Mangel an Nahrungsmitteln in der gesperrten Stadt; da machten zweihundert und zwanzig der Tapfersten den Versuch, sich durchzuschlagen; sie überstiegen die beiden großen Mauern, welche die Lacedämonier rings um die Stadt aufgeführt hatten, und kamen auf einem Umwege glücklich in Athen an. Die Zurückgebliebenen hielten sich nun so lange, bis im dritten Sommer nach der angefangenen Einschließung gänzlicher Mangel eintrat. Da thaten ihnen die Lacedämonier den Vorschlag, sich freiwillig zu übergeben; es sollten dann bloß die Schuldigen, und auch diese nicht ohne vorhergegangenen Rechtsspruch, gestraft werden. Dieser Aufforderung folgten sie und übergaben die Stadt (427); nun aber deuteten die Spartaner, um den Thebanern, den unversöhnlichsten Feinden der Platäer, zu gefallen,

ihre Worte anders, und legten den Platäern keine andere Frage vor als die, ob sie während des gegenwärtigen Krieges ihnen irgend nützlich gewesen wären? Da sie darauf natürlich mit Nein antworten mußten, so ließen sie nun alle Platäer, zweihundert an der Zahl, und fünf und zwanzig Athener, niederhauen. Die Weiber wurden in die Sklaverei verkauft, die Stadt aber und ihr Gebiet den Thebanern gegeben, die alle Häuser mit Ausschluß der Tempel dem Erdboden gleich machten, und eine Stadt vernichteten, die, freilich den Thebanern zum Schimpf, in jenem glorreichen Kampfe gegen Xerres allein unter allen Böotiern für Griechenland's Freiheit mitgefochten hatte.

So gingen die Kriegführenden mit aller Heftigkeit auf gegenseitige Vernichtung aus, und der Haß, den die beiden mächtigen Häupter des großen Kampfes gegen einander hegten, wüthete mit gleicher Gewalt in den Gliedern, die sich an sie schlossen. Wer der aristokratischen Staatsform hold war, schloß sich mit seiner Neigung den Spartanern, wer der demokratischen, den Athenern an, und diese große Spaltung erfüllte die Griechischen Städte mit heftiger Feindschaft und machte sie zu Tummelplätzen wüthender Leidenschaften, da bei der Bereitwilligkeit der beiden Hauptmächte, dem Gegner zu schaden und sich durch einen neuen Bundesgenossen zu verstärken, jeder Partei sich immer Aussicht auf Unterstützung darbot. So gewann denn bald die aristokratische, bald die demokratische Partei die Oberhand, je nachdem Sparta's oder Athen's Einfluß in einer Stadt die Oberhand erhielt. Durch den Sieg der einen oder der andern Faction wurden die Unterliegenden gewöhnlich in großen Schaaren verbannt, und die traurigen Schicksale, so wie die Wünsche und Leidenschaften dieser Vertriebnen werden durch die ganze folgende Griechische Geschichte ein wichtiger Hebel der Begebenheiten. Den Alten war Verbannung aus der Vaterstadt immer das traurigste Loos, hier gesellte sich zu der Sehnsucht nach Rückkehr noch Durst nach Rache an der zurückgebliebenen Partei. Diese, die wohl wußte, wie leicht es unter den obwaltenden Verhältnissen den Ausgetriebenen wurde, fremde Unterstützung zu erhalten, schwebte ihrerseits in einer steten Furcht vor einem solchen Ereigniß. Gelang eine solche Zurückführung durch fremde Hülfe, so war harter Druck der überwundenen Partei die unausbleibliche Folge. Oft fanden auch blutige Reactionen Statt. Ueberhaupt waren die Siege der einen politischen Partei über die andere während dieses Krieges gewöhnlich von großen Grausamkeiten begleitet.

Die Insel Korcyra gab davon im siebenten Jahre des Krieges ein schauderhaftes Beispiel. Hier kam es zu einem förmlichen Kriege zwischen der aristokratischen und der demokratischen Faction; jene ward von einer Peloponnesischen, diese von einer Athenischen Flotte unterstützt. Aber die Aristokraten unterlagen, und sieben Tage wüthete man mit jeder Art des Todes gegen Die, welche der Absicht, die Demokratie aufzuheben, beschuldigt wurden. Fünfhundert derselben nur retteten sich und befestigten sich auf einem Berge, von wo sie eine lange Zeit einen räuberischen Krieg gegen die Stadt führten, bis sie endlich bezwungen wurden, und sich den Athenern ergaben, deren Feldherren die Unglücklichen der grausamen Rache des Korcyräischen Volkes überließen, als sie, von ihren eignen Landsleuten in die Falle gelockt, Miene gemacht hatten, zu entfliehen. Man trieb sie alle in ein großes Gebäude, vor dessen Thoren geharnischte Krieger eine Gasse bildeten. Hierauf wurden immer zwanzig der Gefangenen hindurchgeführt und erstochen. Nur sechzig waren so hingerichtet, als die Zurückbleibenden in Erfahrung brachten, welches Schicksal ihnen bereitet sey; nun weigerten sie sich standhaft herauszukommen, und droheten Jedem, der es wagen würde hineinzubringen. Das Volk stieg nun auf das Dach des Hauses, und warf von oben her Steine und Wurfspieße auf die Unglücklichen. Viele wurden auf diese Weise getödtet, die übrigen nahmen sich während der Nacht, die über diesem grausen Auftritt hereinbrach, mit den herabgeworfenen Wurfspießen, oder durch den Strang, selbst das Leben.

Dies war der erste schreckliche Auftritt dieser Art, bald wiederholt in der allgemeinen steigenden Zerrüttung Griechenland's, die Thucydides, der große Geschichtschreiber dieses Krieges, mit ihren fürchterlichen Folgen trefflich beschrieben hat. Der Krieg, sagt er, der uns der gewohnten Bedürfnisse beraubt, ist ein gewaltthätiger Lehrer, und stimmt die Leidenschaften der Menge nach der Anregung des Augenblicks. So brach die Zwietracht in den Städten aus, und in der Folge ging man in listiger Berückung des Gegners und in der Grausamkeit der Rache noch viel weiter. Um Charakter und Handlungsweise zu loben oder verächtlich zu machen, nannte man die Dinge mit anderen Namen. Unbesonnene Verwegenheit hieß Muth für die Freunde; bedächtiges Zaudern, geschminkte Feigheit; Besonnenheit, Vorwand der Furchtsamkeit. Wer Anderen Schlingen zu legen, und die ihm selbst gelegten zu entdecken wußte, wurde besonders gelobt;

Freundschaften ging man nach der Bereitwilligkeit ein, Alles ohne Bedenken zu wagen. Und solche Verbindungen waren nicht durch die Heiligkeit der Eidschwüre fest, sondern durch den gemeinsamen Frevel. Schlichte Geradheit, die mit edler Gesinnung verwandt ist, ward verlacht und verschwand; feindseliges Mißtrauen gewann die Oberhand. Dieses zu zerstreuen war keine Zusage bündig, kein Eid furchtbar genug. So furchtbar war die Wendung zum Schlimmen, welche der heillose Kampf in den Gemüthern hervorrief.

Auch verbreiteten sich die Drangsale dieses Krieges immer weiter. Im fünften Jahre kam er nach Sicilien, indem Athen den Leontinern gegen die Syrakuser, die alle Dorer auf ihrer Seite hatten, zu Hülfe kam, in der Hoffnung, dabei eine bleibende Eroberung zu machen, und dem Peloponnes die Getreidezufuhr von Sicilien abzuschneiden. Wichtiger war die Einnahme und Befestigung des Hafens Pylus an der Messenischen Küste durch den unternehmenden Athenischen Feldherrn Demosthenes. Anfangs waren die Spartaner, welche gerade ein Fest feierten, sorglos geblieben, nun fanden sie die Festsetzung des Feindes im Peloponnes doch sehr bedenklich. Das Heer, das eben seit vierzehn Tagen seinen gewöhnlichen Einfall in Attika gemacht hatte, kehrte schnell zurück, und Demosthenes ward mit ganzer Macht zu Wasser und zu Lande angegriffen. Er machte aber so vortreffliche Gegenanstalten, daß er, trotz der tapferen Thaten der Spartaner und besonders ihres kühnen Feldherrn Brasidas, allen Angriffen widerstand, bis vierzig Schiffe ihm zu Hülfe kamen. Diese drangen nun in die Bucht ein, eroberten oder verjagten die feindlichen Schiffe, und waren so glücklich, eine Anzahl meistens sehr angesehener Spartaner, welche die Insel Sphakteria besetzt hatten, abzuschneiden und auf der Insel einzuschließen.

Dieses war ein so empfindlicher Schlag für die Lacedämonier, daß sie mit dem Demosthenes sogleich einen Waffenstillstand schlossen, und ihm einstweilen als Unterpfand sechzig Schiffe auslieferten, um in Athen einen Frieden anzubieten. Allein Kleon beredete das Volk nach seiner Weise zu übermäßigen Forderungen, so daß die Unterhandlungen rückgängig wurden, die Athener aber unter nichtigen Vorwänden jene sechzig Schiffe behielten, und die Eingeschlossenen durch Aushungerung zur Uebergabe nöthigen wollten. Diese aber erhielten durch die Kühnheit der Heloten, welche jede Schwierigkeit zu überwinden wußten, einige Nahrungsmittel, und die Athener fürchteten, es möchte

ſich die Einſchließung bis zum Winter hinziehen, wo ſie ſie dann ganz würden aufgeben müſſen. Dadurch ward die bewegliche Menge, die ſich von Kleon's kecker Zuverſicht zu den hochgeſpannteſten Hoffnungen hatte verführen laſſen, wieder eben ſo kleinmüthig, und da Kleon die ihm ungünſtige Stimmung bemerkte, ſo gab er zu verſtehen, der bisherige langſame Fortgang möge wol in der Feigheit der Feldherren ſeinen Grund haben. Darüber nahmen ihn aber dieſe, ſo wie das Volk, beim Worte, und verlangten von ihm, er ſolle die Befehlshaberſtelle übernehmen, die Nicias abzutreten bereit war. Kleon, ſo ſehr er ſich auch ſträubte, mußte ſich endlich doch dazu verſtehen, und um nicht aus ſeiner bisher geſpielten Rolle zu fallen, verſicherte er nun, er werde binnen zwanzig Tagen die Lacedämonier entweder lebendig fangen, oder alle niedermachen. Die Athener konnten ſich zwar des Lachens nicht enthalten, ſagt Thucydides, die Verſtändigen aber waren zufrieden, auf dieſe Weiſe entweder den Kleon loszuwerden, was ſie am meiſten wünſchten, oder die Lacedämonier in ihre Gewalt zu bekommen.

Aber diesmal rechtfertigte Kleon ſeine Keckheit. Er vereinigte ſich mit Demoſthenes, und der Angriff auf die Inſel ward mit ſolcher Lebhaftigkeit gemacht, daß von den vierhundert und zwanzig Geharniſchten, welche ſie beſetzt hielten, zweihundert zwei und neunzig (unter denen hundert und zwanzig Spartaniſche den vornehmſten Geſchlechtern angehörige Bürger waren) lebendig in die Gewalt der Athener geriethen: eine für ganz Griechenland höchſt unerwartete Begebenheit, da man keine Noth für groß genug gehalten hatte, um Spartaner zur Ueberlieferung ihrer Waffen zu bringen. Für Sparta kam zu dem Schimpfe noch eine Gefahr: die Athener verſetzten Meſſenier aus Naupaktus nach Pylus, welche von da aus Lakonien plünderten. Daher abermals eine Geſandtſchaft nach Athen ging, um Unterhandlungen anzuknüpfen, aber unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte, weil die Athener bei ihrem fortdauernden Glücke ihre Anſprüche noch höher ſteigerten. Die Inſel Cythera, die wegen der Schifffahrt nach Libyen und Aegypten ſo wie zur Sicherung vor Angriffen, für Sparta höchſt wichtig war, wurde unter des Nicias Führung eingenommen. Nun konnten die Peloponneſiſchen Küſten mit größerm Erfolg verheert werden, und ſogar die Peloponneſiſche Stadt Thyrea, wohin die Lacedämonier die im Anfange des Krieges durch Athen vertriebenen Aegineten verſetzt hatten, ward erobert, die Einwohner nach Athen geſchleppt, und dort zum Tode verurtheilt.

So viele unerwartete Unglücksfälle machten die Spartaner ganz muthlos und des Krieges überdrüßig. Dagegen wurden die Athener durch ihr gegenwärtiges Glück so stolz, daß sie ihre Feldherren, welche Sicilien (da zwischen den dortigen Griechen ein Friede zu Stande gekommen war) verlassen hatten, bestraften, als ob es in ihrer Gewalt gestanden hätte, die ganze Insel unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. So sehr glaubten die Athener damals, sagt Thucydides, es sey nichts im Stande, ihnen zu widerstehen, sondern Alles müsse ihnen gelingen.

Indeß bereitete ihnen das Schicksal einige Demüthigungen. Ein Anschlag auf Megara, und ein noch bedeutenderer auf die Böotischen Städte, die durch Einverständnisse in den Athenischen Bund gebracht werden sollten, mißlangen, und bei Delium erlitten die Athener eine bedeutende Niederlage. Aber noch weit empfindlichere Verluste drohten ihnen von dem unternehmenden Brasidas. Perdikkas und die von den Athenern bereits abgefallenen Chalcidischen Städte hatten die Lacedämonier bewogen, ein Heer in jene Gegenden zu senden, um auch die übrigen Städte zum Abfall von Athen zu bringen. Zum Anführer ward Brasidas ernannt; das Heer bestand jedoch nur aus Peloponnesischen Miethstruppen und siebenhundert Heloten, die man bei der gefährlichen Nähe der Messenier in Pylus gern aus dem Lande schickte. So groß war damals die Furcht vor den Heloten, daß man schon zu feiger und grausamer List seine Zuflucht genommen hatte. Es wurde bekannt gemacht, daß Diejenigen unter ihnen, welche tapfer gegen die Feinde kämpfen wollten, die Freiheit erhalten würden. Diesem ehrenvollen Rufe folgten gegen zweitausend kühne Heloten; mit bekränzten Häuptern wurden sie feierlich um die Tempel geführt, aber plötzlich waren sie alle verschwunden. Niemand erfuhr, sagt Thucydides, auf welche Weise sie umgekommen seyen.

Brasidas war ganz der Mann, die Unternehmung in Thracien zu leiten. Nicht blos tapfer*), sondern auch redlich, flößte er Vertrauen ein zu den Spartanern und zu der Absicht, deren Schein sie sich in diesem Kriege so gern gaben, als Retter des Gleichgewichts der Hellenischen Staaten und als Befreier der den Athenern unterworfenen Städte aufzutreten. Akanthus trat sogleich ihrem Bunde bei, und die reiche Pflanzstadt Amphipolis wurde ihnen durch eine Partei

*) Denn wie Achilles war, so könnte man auch wol den Brasidas darstellen, und wie Nestor den Perikles! sagt Alcibiades im Gastmahle des Plato.

unter den Einwohnern in die Hände geliefert. Die Milde, welche Braſidas hier zeigte, brachte noch mehrere andere Städte dazu, dieſem Beiſpiele zu folgen. Indeß trat der ſchwankende Perdikkas wieder auf die Seite Athen's, und verhinderte den Zuzug neuer Hülfstruppen aus Sparta, wo auch Neid und Eiferſucht gegen Braſidas alle gehörige Unterſtützung hinderten. Deſto thätiger waren die Athener. Sie ſchickten den Kleon mit einer Heeresmacht nach Thracien, um die Spartaner zu vertreiben und die abgefallenen Städte zu züchtigen. Er war auch ſo glücklich, einige Orte wieder zu erobern; als er aber Amphipolis angreifen wollte, mußte er, faſt wider ſeinen Willen, wegen der Spannung mit ſeinen Untergebenen, ſich mit Braſidas in eine Schlacht einlaſſen, welche er verlor (422). Beide Feldherren blieben, Braſidas ſiegend, Kleon, indem er auf der Flucht getödtet ward. Dadurch wurde die Schlacht erſt recht folgenreich. Es ſtanden durch den Tod dieſer beiden Männer, welche, freilich aus ſehr verſchiedenen Gründen, die Fortſetzung des Krieges lebhaft wünſchten, zwei Hinderniſſe weniger den friedlichen Geſinnungen entgegen, welche in beiden Hauptſtaaten angeſehene Vertreter fanden. In Sparta war es der zwar aus ſeiner Verbannung zurückgerufene, aber noch immer vielfach angefeindete König Pliſtonax (Th. I. S. 354), der ſeine perſönliche Ruhe von der öffentlichen erwartete, in Athen der bedächtige, aber glückliche Feldherr Nicias, der den Genuß ſeines Ruhmes mit dem Frieden vereinigen konnte. So kam eine Unterhandlung und hierauf zehn Jahre nach dem Ausbruch des Krieges (421) ein Friede auf funfzig Jahre zu Stande, der jede Partei in ihren urſprünglichen Beſitzſtand zurückverſetzen ſollte, und dem ſogar ein förmliches Bündniß zwiſchen Sparta und Athen folgte. Allein das ganze Verhältniß der beiden Staaten und ihrer Verbündeten, welches doch eigentlich den Krieg veranlaßt hatte, war noch nicht weſentlich verändert, und ſo war der Friede doch nur ein Waffenſtillſtand, und zwar ein ſchlecht gehaltener. Denn ob ſie gleich ſechs Jahre und zehn Monate ſich ſo weit mäßigten, einander nicht in das Land zu fallen, ſo befeindeten ſie ſich doch an andern Punkten, zumal da in Athen des Nicias ſcheue Mäßigung und der Aelteren Wünſche nach Ruhe, ſo wie der Gemächlicheren nach ungeſtörtem Genuß *), der glänzenden Geſchäftigkeit des Alcibiades und den Beſtrebungen ſeiner jüngeren kriegsluſtigen Anhänger weichen mußten.

*) Man ſieht aus dem Ariſtophanes, daß die Zahl Derer, welche während des Krieges die frühen Feigen des Attiſchen Landes, oder die fetten Gänſe und Aale Böotien's vermißten, nicht gering war. In einer demokratiſchen Verfaſſung wirkte auch ihre Stimme.

40. Alcibiades.

Wie Themistokles den kräftigen, aber ungeschmückten Anfang der Atheniſchen Macht bezeichnet, deren ruhige Fülle ſich in dem Perikles abſpiegelt, ſo ſtellt Alcibiades den beginnenden Verfall derſelben dar in einem kecken, kräftigen, reichen aber zügelloſen, ſchwankenden und zerriſſenen Leben.

Alcibiades leitete ſein Geſchlecht vom Telamoniſchen Ajax ab, war mit dem Hauſe der Alkmäoniden und mit Perikles verwandt, und beſaß ein ſeiner Geburt entſprechendes Vermögen. Mit dieſen Vorzügen verband er eine ausgezeichnet ſchöne männliche Geſtalt, eine üppige Fülle von Geſundheit und Lebenskraft, Anſtand und Gewandtheit in allen Bewegungen, und einen hinreißenden Schmeichelton der Stimme, an dem ſelbſt ein leiſes Liſpeln für reizend galt. Die Lebhaftigkeit und Stärke ſeines Geiſtes waren nicht minder bewundernswürdig. In ſeinem Charakter ſtachen früh ein Muthwille, der an das Zügelloſe grenzte, und eine Sucht, durch Außerordentliches zu glänzen, als herrſchende Züge hervor. Schon aus ſeinen Kinderjahren hat uns Plutarch manchen kleinen Zug von Geiſtesgegenwart und Keckheit aufbehalten. Einem ſtärkern Knaben, der ihm während des Ringens zurief, er beiße ja wie ein Weib, antwortete er: „Sage, wie ein Löwe.“ Einem Fuhrmann, der ihn auf der Straße im Würfelſpiel ſeinen Wurf nicht vollenden laſſen wollte, zwang er dadurch zum Halten, daß er ſich quer vor die Pferde warf. Seinen Lehrern bewies er Gehorſam und Wißbegier. Nur die Flöte wollte er nicht lernen. Er ſagte, ſie entſtelle das Geſicht, auch könne man dazu nicht ſprechen oder ſingen, wie bei anderen Inſtrumenten. Die Kinder der Thebaner, die nicht reden können, ſetzte er hinzu, mögen die Flöte blaſen.

Unter allen, die ſich um des Alcibiades Freundſchaft bemühten, wirkte keiner ſo mächtig auf ihn, als der berühmte Sokrates, der ſeinen Umgang ſuchte, um ihn zu bilden und gegen die verderblichen Einflüſſe der Zeit zu bewahren. In dieſem Manne fand Alcibiades das höchſte Muſter eines völlig mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden Charakters. Nur bei dieſem, ſagt Alcibiades beim Plato, ſey es ihm begegnet, was ſonſt bei Keinem, nämlich ſich vor ihm zu ſchämen. So bewegt ſey er oft von ihm geworden, daß er geglaubt, es lohne nicht zu leben, wenn er ſo bliebe, wie er wäre. Nur, ſetzt er hinzu, wenn ich

von ihm gegangen war, wurde ich durch die Ehrenbezeugungen des Volkes wieder überwunden. In der That konnte Niemand, der nach der Herrschaft in einem schon von innerlicher Verderbniß ergriffenen Staat strebte, den tiefen Ernst und die sittliche Begeisterung des Sokrates in sich aufnehmen.

In dem Feldzuge gegen Potidäa fand sich der damals noch sehr junge Alcibiades mit Sokrates zusammen, lebte mit ihm in einem Zelte, und war sein beständiger Kampfgefährte. In der Schlacht, wo sich Beide sehr tapfer hielten, ward der besonnenere Weise sein Retter, und trug nachher nicht wenig dazu bei, daß Alcibiades von den Heerführern den Preis der Tapferkeit erhielt. Auf dem Rückzuge nach der unglücklichen Schlacht bei Delium vertheidigte dagegen Alcibiades, der zu Pferde war, den Sokrates, welcher unter dem schwerbewaffneten Fußvolk diente, gegen die verfolgenden Feinde.

Muthwille blieb ein Hauptzug im Charakter des Alcibiades. Einst, erzählt Plutarch, wettete er mit seinen Genossen, daß er dem Hipponikus, einem angesehenen und würdigen Manne, eine Ohrfeige geben wolle, und führte es aus. Die Sache wurde schnell bekannt, und ganz Athen sprach mit Unwillen davon; Alcibiades aber ging am andern Morgen zum Hipponikus, entblößte seinen Rücken, und erbot sich, so viele Geißelhiebe zu dulden, als Hipponikus für gut finden würde. Dieser verzieh ihm augenblicklich, und gewann den unwiderstehlichen Schmeichler so lieb, daß er ihm bald darauf sogar seine Tochter Hipparete zur Frau gab. Aber für den Flatterhaften paßte eine stille, häusliche Frau nicht. Seine Ausschweifungen kränkten sie so, daß sie von ihm ging und sich zu ihrem Bruder begab. Die Atheniſchen Gesetze forderten in einem solchen Falle von der Frau, daß sie in Person öffentlich vor dem Archon erschien, und die Scheidungsklage übergab. Alcibiades erschien auch dabei, faßte plötzlich die Klägerin um den Leib, und trug sie nach Hause, ohne daß es Jemand zu verhindern wagte.

Daß er durch solche kecke Streiche zum Stadtgespräch wurde, freute ihn ungemein. Einst hieb er einem Hunde, den er für den ungeheuern Preis von siebzig Minen gekauft hatte, den wunderschönen Schwanz ab. Was du auch machst! sagten seine Freunde. Alle Leute schelten auf dich wegen des Hundeschwanzes. „Das wollte ich eben, sagte Alcibiades lachend, ich wollte, daß die Athener davon sprächen, damit sie nichts Schlimmeres von mir sagen.“ Höchst geschmeichelt

fühlte sich dasselbe Volk, als Alcibiades sieben schön bespannte Wagen nach den Olympischen Spielen sandte, was noch nie gesehen war, und mit dreien den Preis davon trug.

Als Staatsmann schien er allen Parteien furchtbar und gefährlich, als ein Mann, der wol gesonnen und fähig seyn könnte, nach der Oberherrschaft zu streben. Gleich im Anfange seiner politischen Laufbahn finden wir ihn daher im Kampfe mit dem Friedensstifter Nicias, und mit dem Ostracismus bedroht; nur vereinigten damals Beide ihre Kräfte gegen den Lampenhändler Hyperbolus, der nach dem Tode des Kleon die Rolle des Volksführers spielte. Hyperbolus ward durch den Ostracismus, der hier zum letztenmale *) in der Geschichte Athen's erscheint, verbannt; aber bald nachher mußte doch auch Nicias gegen den kriegslustigen und schlauen Alcibiades zurücktreten, da die vielfachen leidenschaftlichen Bewegungen, welche auch in dem Frieden ihr Ende nicht gefunden, diesem hinreichende Gelegenheit gaben, Einfluß zu erhalten und zu üben. Die Spannung zwischen Athen und Sparta war keineswegs vollständig gehoben, und am wenigsten fanden sich die Bundesgenossen befriedigt. Die Korinther traten dem Frieden nicht bei, die Thracischen Städte wollten nicht wieder unter Athen's Herrschaft zurückkehren, die Thebaner hatten mit Athen nur einen zehntägigen Waffenstillstand geschlossen. Bei dieser Lage der Dinge erwachten in den Argivern große Hoffnungen: es werde jetzt leicht seyn, ihre alten Ansprüche auf die Herrschaft im Peloponnes geltend und sich von der Furcht vor Sparta auf immer frei zu machen. Ja die Korinther forderten sie sogar auf, sich zum Mittelpunkte eines Bundes gegen die beiden Hauptstaaten zu machen: ein Plan, der nicht zur Reife gedieh, besonders weil die Böotier, aus Mißtrauen gegen einen demokratisch regierten Staat, wie Argos, sich nicht anschließen wollten. In Sparta waren indeß mit einem eingetretenen Ephorenwechsel gleichfalls wieder kriegerische Gesinnungen herrschend geworden. Nur Pylus wollten sie erst wiedererlangen, welches die Athener zu räumen sich weigerten, weil die Thracischen Städte noch in ihrer Widerspenstigkeit verharrten.

*) Plutarch sagt, weil diesmal der Ostracismus entehrt war. Andere sagen besser, weil das Talent des Krieges und der Rede, wegen der größern Ausbildung beider, späterhin seltner in Einem vereinigt war. Auch könnte man hinzufügen, wegen der Vermehrung des beweglichen Reichthums neben dem unbeweglichen, und der dadurch entstandenen Theilung der Macht.

So bildeten ſich die Keime zu einem neuen Kampfe. Nicias beſtrebte ſich zwar, die friedlichen Geſinnungen in Athen zu erhalten, ward aber vom Alcibiades überliſtet, der den Spartanern zürnte, weil ſie bei den Unterhandlungen nicht ihn, der durch Gaſtrecht mit ihnen verbunden war, zum Vermittler gewählt hatten. Dagegen wünſchte er ein Bündniß mit Argos zu bewirken. Da nun die Spartaner, um eine ſolche Verbindung zu hintertreiben und die Mißhelligkeiten beizulegen, Geſandte nach Athen ſchickten, und zwar, laut deren Erklärung im Rathe, mit unbedingten Vollmachten: überredete ſie Alcibiades, ſich von dieſer ausgedehnten Vollmacht in der Volksverſammlung nichts merken zu laſſen, weil ſonſt die Athener die Forderungen zu hoch ſpannen würden, im übrigen ſollten ſie Alles von ſeiner Thätigkeit erwarten. Als nun die Geſandten in der Volksverſammlung dieſem Rathe gemäß ſprachen, trat Alcibiades ſogleich auf, beſchuldigte ſie der Doppelzüngigkeit und der Falſchheit, und bewog das Volk, den Bund mit Argos zu ſchließen. Es geſchah, und Elis ſo wie Mantinea traten demſelben bei. Ja, die Furcht vor den Spartanern war ſo geſchwunden, daß die Elier es wagten, ſie von der damaligen Feier der Olympiſchen Spiele auszuſchließen, weil ſie während des dabei herrſchenden Gottesfriedens eine Stadt feindlich überfallen hatten, und ſich nun weigerten, die feſtgeſetzte Strafe zu bezahlen.

Indeß rüſteten die Spartaner nicht lange nachher mit Hülfe ihrer Verbündeten ein neues Heer aus, und gingen auf die Argiver los, welche Atheniſchen Beiſtand erhalten hatten. Bei Mantinea kam es (418) zum Kampfe, in welchem die Spartaner den Sieg davon trugen, und, nach dem Ausdrucke des Thucydides, nun wieder als Männer angeſehen wurden, die, wie auch das Glück ſie mißhandelt habe, dem Geiſte nach noch dieſelben wären. Indeß waren die Früchte dieſes Sieges gering und vorübergehend. Nur auf eine kurze Zeit gewann in Argos die ariſtokratiſche Partei die Oberhand, und ſetzte die Verbindung mit Sparta durch; bald erhielt das Volk die Macht wieder, und ſtellte auch das Verhältniß zu Athen wieder her. Um dies recht zu befeſtigen, ward in aller Eil und mit Hülfe der Athener, die Zimmerleute und Maurer zur Unterſtützung ſandten, eine lange Mauer *)

*) Auch Paträ war geneigt, ſich durch ſolche Mauern mit dem Meere und dadurch mit Athen zu verbinden. „Nun wird euch Athen verſchlucken," ſagte Jemand zu den Paträern. — „Vielleicht, erwiederte Alcibiades, allmählig und von unten auf, aber Sparta wird euch auf einmal, und beim Kopfe anfangend, verſchlingen."

bis an das Meer geführt, damit Argos von dem Beistande dieses seeherrschenden Bundesgenossen nicht abgeschnitten werden könnte. Die Insel Melos, deren Einwohner als Dorer in dem Kriege keine Partei hatten ergreifen wollen, und sich widersetzten, als Athen sie zwingen wollte, wurde (416) besiegt, und erfuhr die grausamste Behandlung. Auf den Vorschlag des Alcibiades wurden alle mannbaren Melier getödtet, und eine Colonie von Athenern nach der Insel gesandt.

So schien also das Glück wieder die Athener zu begünstigen. Die erschöpfte Schatzkammer hatte sich aus den noch meist unversehrten Quellen wieder gefüllt, und eine an Zahl noch unverringerte Flotte schien zu den größten Hoffnungen zu berechtigen. Kein Wunder also, daß die Athener jetzt leicht zu einem Unternehmen vermocht wurden, welches unermeßliche, aber in weiter Ferne liegende Aussichten eröffnete. Gesandte der Sicilischen Stadt Egesta baten um Hülfe wider Selinus und das mit ihm verbündete Syrakus. Sie stellten vor, wie drohend die Gefahr sey, daß die Syrakuser, wenn sie einmal im Besitz der ganzen Insel wären, als Dorer den Dorern im Hellas zu Hülfe kommen und Athen zu Grunde richten möchten. Unbekannt mit der Größe und Bevölkerung Sicilien's, wie es die meisten Athener waren, und von den Egestäern über ihre Hülfsquellen getäuscht, entstand in dem Volke die lebhafteste Begierde, sich die Insel zu unterwerfen. Vergebens sprach Nicias in der Volksversammlung dagegen; Alcibiades, der Hauptbeförderer des Unternehmens, welches seinen Neigungen und Wünschen vollkommen entsprach, drang durch. Er betrachtete Sicilien keinesweges als das letzte Ziel dieses Zuges; im Geiste unterwarf er von da aus schon Karthago und Libyen, und ging nach Italien hinüber, worauf dann, nach seiner Meinung, die völlige Beherrschung Griechenland's das ganze Unternehmen krönen werde.

In so süßen Vorgenüssen schwelgte Alcibiades, und berauschte das Volk mit schmeichlerischen Hoffnungen. Aber mit nüchterner Schlauheit wachten seine Feinde, deren Seele Thessalus, Cimon's Sohn, war. Die gelungene Ausführung eines solchen Unternehmens würde die Macht des Alcibiades, dessen Führung es vorzüglich anvertraut war, vollendet haben. Durch steigende Ungebundenheit schien er sich immer mehr zu der Willkür und Gewalt eines Tyrannen zu heben, und die kostbaren Geschenke, welche ihm die mächtigsten Bundesgenossen Athen's, Lesbos, Chios, Ephesus u. a., darbrachten, bezeichneten ihn schon fast als den Alleinherrschenden im Staate. Gegen diese

Gefahr begannen seine zahlreichen Gegner jetzt ihr heimliches Spiel. Während Alles schon zur Abfahrt bereitet war, wurden plötzlich in einer Nacht alle Hermensäulen, deren es in Athen eine große Zahl *) gab, verstümmelt, und dieser Unfug dem Alcibiades und seinen Freunden zugeschrieben. Andere Ankläger beschuldigten ihn, daß er bei seinen wilden Gelagen die Eleusinischen Geheimnisse, vor welchen alle Athener die größte Ehrfurcht hegten, entweihet, und die Ceremonien derselben mit frevelhaftem Spott nachgeahmt habe **). Dahinter, versicherten seine Feinde, seyen Anschläge gegen die Atheniſche Verfassung verborgen, es sey auf den Sturz der Demokratie abgesehen. Bei diesen Bemühungen, das Volk gegen den Alcibiades aufzubringen, zeigte sich der einflußreiche Demagog Androkles, der ihn aufs äußerste haßte, vorzüglich geschäftig. Zwar verlangte Alcibiades, vor ein Gericht gestellt zu werden, aber seine Feinde wußten wohl, daß jetzt das ganze marschfertige und seinem Führer ergebene Heer auf seiner Seite seyn würde, und fürchteten den großen Einfluß seiner Persönlichkeit auf das Volk. Sie fanden also ein Auskunftsmittel, das durch seine scheinbare Billigkeit vom Volke leicht angenommen ward; man wolle, hieß es, jetzt nicht durch diesen Rechtshandel die Zeit der Abfahrt verzögern, sondern die Anklage bis zu seiner Zurückkunft verschieben. Alcibiades mußte sich fügen, obgleich er die feindliche Absicht dieses Planes durchschaute, die sich auch schnell enthüllte.

---

*) Athen hieß deswegen die Hermenstadt. Diese Bildsäulen waren mit Denksprüchen verziert, und nach Art der ältesten Kunstanfänge, da sie blos einen Kopf ohne Andeutung von Händen und Füßen hatten.

**) Die berühmten zu Ehren der Göttin Demeter (Ceres) gefeierten Feste theilten sich in die kleinen und die großen Eleusinien. Beide wurden alljährlich begangen, die letztern zu Eleusis. Nur die Eingeweihten hatten Zutritt zu dieser geheimnißvollen Feier. In der Regel aber waren alle Athener eingeweiht; alle Griechen konnten zur Theilnahme gelangen, Barbaren waren ausgeschlossen. Der Eingeweihte durfte anfangs nur an den kleinen Eleusinien Theil nehmen, erst nach Verlauf einer Prüfungszeit erfolgte die Aufnahme in die großen Mysterien. Die Stiftung dieser Feste verliert sich in die mythischen Zeiten. Daß Inhalt und Zweck der dort überlieferten Geheimlehren dunkel und ungewiß sind, ergiebt sich aus der Natur des Gegenstandes. Die Grundlage war das Andenken der Ceres als der Stifterin des Ackerbaues, daran schlossen sich aber höhere Lehren und religiöse Ansichten. Die Alten sind voll vom Lobe der Mysterien und preisen ihren hohen Werth für das Leben.

41. Die Athener in Sicilien.

(415—413 vor Chr.)

Als der Sicilische Krieg in Athen beschlossen wurde, war man darüber einverstanden, daß dazu ganz andere Kräfte aufgeboten werden müßten, als bei der frühern Unternehmung gegen jene Insel. Athen sandte diesmal die kostbarste und schönste Flotte aus, die je von einem einzelnen Hellenischen Staat war in See geschickt worden. Außer den vier und dreißig Triremen und dreitausend Hopliten, welche von den Bundesgenossen bei Korcyra versammelt waren, sich dort mit den Athenern zu verbinden, stellte Athen allein hundert Triremen, theils zum Fechten, theils zur Ueberfahrt der Hopliten. Da die Ausrüstung der Kriegsschiffe nach Athenischer Sitte von den einzelnen reichen Bürgern geschah *), so wetteiferten diese mit dem Staate; die Schiffe waren mit allem Nothwendigen wohl versehen, und prunkten mit Verzierungen; ja die Trierarchen gaben dem Schiffsvolke zu dem vom Staate schon erhöheten Solde noch eine Zulage. Die auf funfzehnhundert Hopliten und siebenhundert Seesoldaten sich belaufende Heeresmacht war vom Staate sorgfältig ausgehoben; die Einzelnen hatten für glänzende Rüstung und Bewaffnung gesorgt. Das Volk strömte bei der Einschiffung, wie zu einem Schauspiele und einer Prunkausstellung, nach dem Piräeus, und sah der Abfahrt eines solchen Heeres mit ungewöhnlichen Empfindungen zu. Die Größe der Hülfsmittel

*) Ein solcher Bürger hieß Trierarch, und war zugleich Führer des Schiffes, in welcher Eigenschaft er sich jedoch durch einen Stellvertreter ersetzen lassen konnte. Oeffentliche Leistungen dieser Art, wo der Staat nicht bloß das Vermögen der Bürger in Anspruch nahm, sondern ein Einzelner mit dem Kostenaufwand für den bestimmten Gegenstand zugleich die Besorgung und Leitung des Geschäfts übernehmen mußte, hießen Liturgien, und gingen unter den reichen Bürgern der Reihe nach herum. Eine solche war die oben (S. 10 Anm.) erwähnte Choregie; die Trierarchie war die kostspieligste unter allen. Die Liturgien zeigen, was man in Demokratien, vermöge des vorausgesetzten Eifers für das Gemeinwohl, den Bürgern zumuthete, da doch sonst der Einzelne, der dem Staat seine Kräfte widmet, einen Sold dafür empfängt, der die ihm verhältnißmäßig zukommende Abgabe bei weitem übersteigt. Wo eine begeisterte Vaterlandsliebe vorherrscht, wie in der Blüthezeit jener Republiken, kann diese Einrichtung durch die Aufopferungen, welche sie herbeiführt, Großes und Schönes leisten; sieht man dagegen auf die Forderungen, welche Staat und Bürger nach einer besonnenen Anordnung menschlicher Verhältnisse an einander zu machen berechtigt sind, so fallen die Nachtheile der Liturgien weit mehr ins Auge; die Unmöglichkeit der verhältnißmäßigen Vertheilung nämlich, und der daraus hervorgehende Druck und die Erschöpfung Einzelner.

auf der einen, die Schwierigkeiten, denen man entgegen ging, auf der andern Seite, erregten in den Gemüthern der Fortschiffenden wie der Zurückbleibenden den mannichfaltigsten Wechsel von Furcht und Hoffnung, von böser Ahnung und fröhlicher Erwartung.

Diese Verschiedenheit der Gesinnungen und Hoffnungen fand auch unter den Anführern des Zuges statt: dem Nicias, der das Unternehmen gemißbilligt hatte, dem Alcibiades, dem Urheber desselben, endlich dem Lamachus, einem tapfern Manne, der als Vermittler zwischen den Beiden dienen sollte. Die Besorgnisse des Nicias wurden bald rege, als die Griechischen Städte Unteritalien's, wohin die Flotte ihren Lauf zuerst gerichtet hatte, die Athener weder aufnehmen, noch ihnen Lebensmittel zukommen lassen wollten; noch mehr aber, als Egesta, welches durch große Geldversprechungen getäuscht hatte, bei der Ankunft des Heeres in seiner Dürftigkeit erschien. Ueber die fernere Verfahrungsweise waren die Meinungen der drei Feldherren, nach ihrer Gemüthsart, getheilt. Nicias wollte nur den Streit zwischen Selinus und Egesta schlichten, und dann wieder zurückkehren; Alcibiades, der seine glänzenden Aussichten nicht aufgeben wollte, und auf seine Gewandtheit und Unterhandlungskünste rechnete, rieth, die Sikuler *) zu einer Empörung gegen Syrakus zu reizen, mit den Hellenischen Städten, Selinus und Syrakus ausgenommen, Verbindungen anzuknüpfen, und mit Messana als dem besten Waffen- und Landungsplatz anzufangen; Lamachus wollte sogleich auf Syrakus losgehen. Des Alcibiades Meinung siegte ob, weil sie seine Meinung war; allein die Ausführung war nur eben begonnen, als ein Schiff von Athen erschien, mit dem Befehl an den Alcibiades, zurückzukehren. Denn in Athen hatten seine Gegner nach der Abfahrt des Heeres das schändliche Spiel von Neuem begonnen. Durch das Vorgeben großer Gefahr, welche der Verfassung von heimlichen Verschwörungen drohe, stürzten sie das Volk in eine fast wahnsinnige Angst und Wuth, in der es widersprechenden Anklagen ohne alle Prüfung Gehör gab. Täglich fanden Einkerkerungen Statt, Viele wurden hingerichtet, und doch nahmen Verdacht, Unruhe und Gährung immer mehr zu. Diese Verhetzungen der Demagogen, die Leichtgläubigkeit des Demos und sein Leichtsinn in den Verurtheilungen, lassen uns einen tiefen Blick in das wüste

*) Ein Theil dieser alten Einwohner Sicilien's war den Syrakusern unterworfen; diejenigen aber, die im Mittellande saßen, waren frei.

Treiben einer Demokratie thun, die bis zu dieſem Punkte gekommen iſt. Vor Allem wurden Verdacht und Haß gegen Alcibiades wiederum angeregt, man wollte ihn vor Gericht ſtellen und hinrichten laſſen. Daher jetzt Abgeordnete an ihn geſchickt wurden, mit dem Befehle, er ſolle ſich ſtellen und wegen der Anklagen wider ihn verantworten. Er aber, der wohl wußte, was ſeine Feinde jetzt vermögen würden, entfloh auf dem Wege nach Thurii. Auf die Frage, ob er ſeinem Vaterlande nicht traue, erwiederte er: Wo es mein Leben gilt, traue ich ſelbſt meiner Mutter nicht, denn ſie könnte aus Verſehen einen ſchwarzen Stein ſtatt des weißen in die Urne werfen. So wurde ſein Geiſt einem Unternehmen entzogen, deſſen Führung er allein gewachſen war.

Jetzt hatte Nicias die erſte Stimme in der Lenkung des Krieges. Faſt der ganze Sommer verging, ehe man nach unbedeutenderen Unternehmungen endlich bei Syrakus ungehindert landete. Es erfolgte ein Treffen, in welchem die Athener zwar ſiegten, aber durch Mangel an Reiterei und Geld doch verhindert wurden, ihre Stellung vor Syrakus zu behaupten. Erſt im folgenden Sommer wurde dieſen Bedürfniſſen durch neue Unterſtützungen aus Athen und durch den Beiſtand Sicilischer Bundesgenoſſen abgeholfen. Jetzt fing auch Nicias trotz einer heftigen Krankheit an, mit ungewohntem Eifer zu handeln. Er beſetzte die Syrakus beherrſchenden Anhöhen (Epipolá), und leitete die Anlegung einer doppelten Mauer, welche die Stadt ganz zu ſperren drohete; eben ſo ſiegte in mehreren Gefechten, in denen Lamachus rühmlich fechtend blieb, die Atheniſche Kunſt und Gewandtheit, ſo daß Syrakus, das in der Meinung aller benachbarten Staaten ſchon aufgegeben war und ſelbſt an ſeiner Rettung verzweifelte, mit Nicias zu unterhandeln anfing.

Welchen rühmlichen Ausgang würde nun wahrſcheinlich das ganze Unternehmen gewonnen haben, hätte der raſche, kühne und eifrige Alcibiades dem zögernden, jetzt noch überdies durch die Krankheit in ſeiner Thätigkeit gehemmten Nicias zur Seite geſtanden. Noch fehlte nur wenig an der Vollendung der Mauern, welche die Unterſtützung vergeblich gemacht hätte, die in dieſem entſcheidenden Augenblicke aus dem Peloponnes kam und der Lage der Dinge eine plötzliche Wendung gab. Ja dieſe Hülfe ſelbſt, die den ſchnellen und tiefen Fall des Atheniſchen Glücks bewerkſtelligte, war vorzüglich das Werk des nicht müßig gebliebenen Alcibiades. Auf die Nachricht, daß er in Athen zum Tode verurtheilt ſey, hatte er ſich von Thurii erſt nach Cyllene in Elis.

und dann, da die Lacedämonier ſelbſt ihn dazu einluden, nach Sparta begeben. Dort eignete er ſich mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit die ſtrenge Spartaniſche Lebensweiſe an; ſeine bezaubernde Liebenswürdigkeit, durch welche er beſonders die in Sparta viel vermögenden Frauen gewann, verſchaffte ihm bald einen mächtigen Einfluß, den er durch Rathſchläge rechtfertigte, die ſeinem Vaterlande ſehr gefährlich wurden. Er gab den Spartanern zu einem Kriege gegen Attika die dienlichſten Maaßregeln an die Hand; vor allem aber unterſtützte er mit Nachdruck die Bitten der Syrakuſer und die Wünſche der Korinther, daß Sparta an dem Kriege in Sicilien Antheil nehmen möchte, und ſeine Ermunterungen konnten, durch die Darſtellung aller der Zwecke, welche Athen zum Nachtheile Sparta's an dieſe Unternehmung geknüpft habe, ihre Wirkung nicht verfehlen. Bisher hatten die Spartaner den Frieden nicht offenbar brechen wollen, jetzt entſchloſſen ſie ſich dazu. Athen in zwei Kriege verwickelt ſchien ihnen leichter zu beſiegen, auch glaubten ſie diesmal das Recht auf ihrer Seite, weil Athen neuerlich im Peloponnes wieder Verheerungen angerichtet, während ſie ihre früheren Unfälle mit religiöſem Sinne dem doch von den Thebanern verübten Friedensbruch (oben S. 5.) zuſchrieben. Sie beſchloſſen daher, den Syrakuſern Hülfstruppen zu ſenden, die zwar an Zahl nicht bedeutend waren, aber der bedrängten Stadt durch den ihnen vorgeſetzten Anführer, Gylippus, höchſt erſprießlich wurden. Dieſer kriegskundige, gewandte und raſche Feldherr brachte in die Maaßregeln der Syrakuſer die Einheit und Kraft, welche ihre demokratiſche Eiferſucht ſonſt nicht aufkommen ließ; Nicias dagegen baute ſo viel auf die begonnenen Unterhandlungen, daß er, in einem ſehr entſcheidenden Augenblicke von ſeiner gewohnten Behutſamkeit verlaſſen, nicht einmal die Landung des Gylippus verhinderte, weil er die Gefahr für zu geringfügig hielt. Aber wie bald ward er ſeinen Irrthum inne! Gylippus brachte aus den benachbarten Städten ſchnell ein Heer zuſammen, nahm den Athenern Epipolä weg, und verhinderte durch eine Gegenmauer die weitere Einſchließung von Syrakus. Der bedrängte Nicias berichtete ſeine ſchlimme Lage nach Athen, und bat, entweder das Heer zurückzurufen, oder eine ſehr bedeutende Unterſtützung an Truppen, Schiffen und Geld, und ihm einen Nachfolger zu ſenden, da er krank ſey. Dieſes ließ er nicht bloß mündlich durch die Boten ſagen, ſondern ſetzte es, was Thucydides als etwas Beſonderes bemerkt, in einem Briefe auseinander.

Athen war damals schon in der Nähe der eignen Stadt bedrohet, denn die Spartaner hatten, auf des Alcibiades Rath, das nur vier Meilen davon entfernte Decelia besetzt und befestigt. Dadurch wurden die jährlichen Einfälle nun in einen fortwährenden, unendlich schädlichern Verheerungskrieg verwandelt. Die Zufuhr aus Euböa, welche gewöhnlich über diesen Ort ging, wurde erschwert, und die Sklaven entwichen haufenweise. Trotz dem beschloß das Volk, mit einem kaum glaublichen Eifer, den Krieg gegen Syrakus fortzusetzen, und eine bedeutende Verstärkung unter zwei schon bewährten Feldherren, Demosthenes und Eurymedon, nach Sicilien abzusenden. Ehe sie aber dort ankamen, hatte Gylippus die Verschanzungen der Athener auf dem Vorgebirge Plemmyrium an der Einfuhr in den großen Hafen von Syrakus erstürmt, und die Syrakuser hatten zweimal den Seekampf mit den Athenern versucht, das erste Mal den Kürzern gezogen, aber das zweite Mal den Sieg davon getragen. Als nun Demosthenes mit seiner Flotte erschien, sah er wohl ein, daß man durch einen raschen und kühnen Angriff alles entscheiden, oder das ganze Unternehmen aufgeben müsse. Er versuchte daher sogleich, während einer mondhellen Nacht, die Höhen wieder zu erobern, allein dieser Versuch mißglückte; nun drang er eifrig darauf, den Krieg gegen Syrakus aufzugeben und nach Hause zu ziehen, diesmal aber war es Nicias, der, wunderbar genug, sich diesem Vorschlage widersetzte. Indeß erhielten die Feinde neue Verstärkungen aus dem Peloponnes; auch dem Heere ward einleuchtend, wie nothwendig die Rückkehr sey, und Nicias widersetzte sich nicht mehr. Da ereignete sich eine Mondfinsterniß, die abergläubische Furcht der Menge ward rege, und Nicias, der nicht weniger davon erfüllt war, bestand darauf, die dreimal neun Tage, welche die Wahrsager vorschrieben, abzuwarten, da doch jeder Tag die Lage des Heeres verschlimmerte. Die Syrakuser, von dem Entschlusse der Athener zurückzukehren unterrichtet, lieferten ihnen ein neues Seetreffen, und besiegten sie abermals. Jetzt setzten sie den Krieg nicht mehr um ihrer eignen Rettung willen fort, sondern in der stolzen Hoffnung, das ganze in Sicilien noch übrige Heer der Feinde zu vernichten, und bei Mit- und Nachwelt den Ruhm zu erwerben, daß die gefürchtete Macht Athen's von ihnen gedemüthigt worden sey. Zu diesem Ende sperrten sie den Hafen, um den Athenern den Rückzug abzuschneiden. Diese beschlossen nunmehr, ihre gegen die Stadt aufgeführten Werke zu verlassen, und noch eine Seeschlacht zu wagen. Aber so angestrengt sie

auch fochten, unterlagen ſie dennoch. Die am Ufer Gebliebenen, unter denen ſich Nicias befand, begleiteten, wie der Chor im Schauſpiele, den Kampf mit ihren Empfindungen, deren Wechſel Thucydides ſchön beſchrieben hat, wie er von der Bangigkeit zur Freude, von dieſer wieder zur Furcht überging, und ſich endlich in ein allgemeines Jammergeſchrei auflöſ'te, als die beſiegte Atheniſche Flotte ſich an den Strand retten mußte. Noch immer war die Zahl der Atheniſchen Schiffe der der Syrakuſiſchen überlegen; auch wollten Nicias und Demoſthenes den Verſuch machen, die Ausfahrt zu erzwingen, aber das ganz entmuthigte Schiffsvolk verweigerte es, ſich dem untreu gewordenen Elemente nochmals zu vertrauen. Alle richteten ihre Hoffnung auf einen Rückzug zu Lande nach einer befreundeten Stadt. Aber auch auf dieſem Wege fanden ſie ſich von umſtellenden Feinden auf das äußerſte bedrängt; keine Rettung war möglich. Zuerſt wurde Demoſthenes mit einer Abtheilung von ſechstauſend Mann gezwungen, die Waffen zu ſtrecken. Nicias hielt ſich einige Tage länger, dann wurde er angegriffen, und nachdem Viele der Seinen erſchlagen waren, ergab er ſich gleichfalls. Das Schickſal der Beſiegten war fürchterlich. Umſonſt erhob Gylippus die Stimme der Menſchlichkeit; durch einen Schluß des Syrakuſiſchen Volks wurden Nicias und Demoſthenes gegen das gegebene Wort hingerichtet, die übrigen Gefangenen in die Steinbrüche geſperrt, wo ſie länger als zwei Monate im bejammernswürdigſten Zuſtande ſchmachteten, und Viele den Leiden erlagen. Die alsdann außer den Athenern, Siciliſchen und Italiſchen Griechen noch übrig waren, wurden als Sklaven verkauft. Auf dieſe Weiſe endete eine Unternehmung, die ſo ſtolz und kühn begonnen hatte.

42. Der Krieg bis zur Rückkehr des Alcibiades.

(412—407 vor Chr.)

Die Nachricht von dieſem furchtbaren Schlage kam zuerſt in der Geſtalt eines dunklen Gerüchts nach Athen *), und Niemand wollte es glauben, bis die ſchreckliche Beſtätigung eintraf. Furcht und Verzweiflung bemächtigten ſich nun der Gemüther. Seiner beſten Schiffe

*) Ein Fremder, der im Piräeus landete, erzählte es zuerſt in einer Barbierſtube, wo der gewöhnliche Verſammlungsort neugieriger Müßiggänger in Griechenland war.

und Mannſchaft beraubt, ſah das Volk ſchon im Geiſt die Bundesgenoſſen in Empörung und den ſiegreichen Feind vor den Thoren; es zürnte auf die Prieſter, welche günſtige Zeichen des Himmels verkündet, und auf die Redner, welche zu dem gefährlichen Unternehmen gerathen hatten. In dieſem Augenblick, wo die Armuth des Staats die Hülfe der Reichen, und die Noth den Geiſt der Gebildeteren mehr als je in Anſpruch nahm, regten ſich die nie ganz verſchwundenen Gegner der Demokratie; Männer, wie Antiphon, Phrynichus, Piſander, Ariſtarchus und Andere, welche ſich jetzt vorzüglich an die Spitze ſtellten, legten es gewiß darauf an, den Staat für ihre Partei, aber nicht für das Volk zu retten. Manche der jetzt ergriffenen Maaßregeln, beſonders die Ernennung eines Ausſchuſſes älterer Leute zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten, wurden zwar von der Noth empfohlen, wirkten aber auch in der Stille der Demokratie entgegen.

In der größten Schnelligkeit wurden Schiffe gezimmert und ausgerüſtet, um die Herrſchaft über das Meer und über die Bundesgenoſſen zu ſichern. Denn die Letzteren hofften jetzt, ihre Unabhängigkeit mit leichter Mühe wieder zu erringen; ja die Freude über den beginnenden Fall der Atheniſchen Macht verbreitete ſich bis nach Perſien, welches Reich ſeine Sicherheit ſchon bei weitem mehr in der Schwäche der Nachbarn, als in der eignen Stärke ſuchen mußte. Unter der langen Regierung des Artaxerxes Langhand waren die innern Uebel, an welchen der koloſſale Staat krankte, ſchon mannichfach und bedeutend hervorgetreten. Nach ſeinem Tode (425) ſaß ſein einziger ächter Sohn Xerxes II. nur fünf und vierzig Tage auf dem Throne, und deſſen Halbbruder Sogdianus, der ihn umbrachte, erfuhr nach ſechs Monaten das gleiche Schickſal durch einen andern Halbbruder, Darius II., Nothus (der Unächte) genannt (424). Immer mehr zeigte ſich der innere Verfall, ein großer Theil des königlichen Stammes ward ausgerottet, ein Aufſtand folgte dem andern. Darius ſelbſt war völlig kraftlos, und wurde von ſeiner Gemahlin Paryſatis und einigen Verſchnittenen nach Gefallen beherrſcht.

Zwei kleinaſiatiſche Satrapen, Tiſſaphernes und Pharnabazus, wollten Athen's Bedrängniß benutzen, um die Griechiſch-Aſiatiſchen

---

Der Barbier theilte die Nachricht in der Volksverſammlung mit; da er aber ſeinen Gewährsmann nicht nennen und wiederfinden konnte, ließ ihn das aufgebrachte Volk als einen leichtſinnigen Verbreiter böſer Gerüchte auf die Folter ſpannen.

Städte, welche dessen zinspflichtige Bundesgenossen waren, wieder unter das Persische Reich zu bringen, und suchten dazu den Beistand der Spartaner und Verbindung mit ihnen. An diese, welche sich mehr als je im Mittelpunkte von ganz Hellas sahen, wandten sich zu gleicher Zeit um Unterstützung mehrere zum Abfall geneigte Bundesgenossen Athen's, Euböa, Lesbos, und selbst Chios. In Sparta entstand Streit, ob man eine Flotte nach Jonien und Chios senden und den Tissaphernes unterstützen, oder den Aufforderungen des Pharnabazus gemäß die Kriegsmacht nach dem Hellespont schicken sollte. Die erstere Meinung, für welche sich Alcibiades erklärte, trug den Sieg davon. So begannen nun die Lacedämonier nach Meeresherrschaft zu streben. Der spätere Redner Isokrates sieht dieses als den Grund an, warum Sparta nachmals auch den Vorrang als Landmacht, worin doch seine wahre Kraft lag, einbüßte. Alcibiades aber hatte dabei vorzüglich persönliche Zwecke. Er war, wie derselbe Isokrates sagt, weit entfernt, wie Diejenigen, die vor ihm das gleiche Schicksal der Verbannung gehabt, vor der Macht Athen's zu zittern, er wollte es mit den Kräften der Feinde desselben bekriegen, und sich so seine Rückkehr erzwingen. Zu diesem Zwecke wünschte er nichts so sehr, als von der Erde weg, auf das seinem Charakter so ähnliche Element des Meers, und in Gegenden, so wie unter Menschen zu kommen, wo ihm alte und ausgebreitete Verbindungen eine Aussicht zu selbständiger Thätigkeit verschafften. Und als die Athener die ausgelaufene Peloponnesische Flotte angriffen und in einen wüsten Hafen im Korinthischen Gebiet einsperrten (412), die Spartaner aber, hierüber mißmuthig, von ferneren Unternehmungen ähnlicher Art abgeschreckt schienen, beseelte sie Alcibiades mit neuer Kühnheit, und bewog sie, ihrem ersten Vorsatz treu zu bleiben.

Er selbst erschien in Begleitung des Spartaners Chalcideus mit einem kleinen Geschwader bei Chios, und wußte die Insel zum offenbaren Abfall von den Athenern zu bewegen; ein so gefährlicher Schlag für diese, daß sie, bei der ersten Nachricht davon, beschlossen, einen Schatz von tausend Talenten, welcher von Perikles für den Fall, wenn der Feind vor dem Hafen erscheinen würde, niedergelegt war, jetzt anzugreifen, da der wichtigste Staat ihres Bundes ein so böses Beispiel gegeben hatte. In der That folgten diesem Vorgange schnell Klazomená, Teos, Lebedus, ja auch das wichtige Miletus. Ueberdies schlossen Chalcideus und Alcibiades mit Tissaphernes ein Bündniß zu

gemeinschaftlicher Vertheidigung und gemeinschaftlichem Angriff gegen Athen, wobei die von Chalcideus geschehene Anerkennung der Rechte der Persischen Könige auf alle Länder, die sie jemals besessen, vielleicht dem bösen Willen des Alcibiades zuzuschreiben ist. Der Satrap versprach dagegen die baldige Ankunft einer bedeutenden Phönicischen Flotte.

Indeß zeigten auch die Athener, was sie selbst nach so harten Schlägen vermochten, wenn sie nur an sich selbst nicht verzweifelten. Sie verhinderten den Abfall von Samos und Lesbos, besiegten Chios und verheerten die Insel, nahmen Klazomenä ein, landeten bei Milet, und schlugen einen von Peloponnesiern und Joniern unterstützten Heerhaufen dieser Stadt. Auch wurde das gute Vernehmen zwischen den Spartanern und dem Tissaphernes bald gestört. Die Ersteren schickten elf Abgeordnete, die das bisher von ihren Befehlshabern Geschehene untersuchen sollten. Nichts mißfiel diesen so sehr, als der Inhalt des mit Tissaphernes geschlossenen Vertrages, wegen der darin geschehenen Anerkennung aller Ansprüche der Persischen Könige auf das, was sie je besessen hatten, denn dazu hätten sie das halbe Griechenland bis Böotien rechnen können, weil es ihnen im Kriege des Xerxes unterworfen gewesen, und die Spartaner würden alle Hellenen wider sich aufgebracht haben, wenn sie jene Inseln und Städte unter das Persische Joch gebracht hätten. Der Spartaner Lichas, einer jener Abgeordneten, erklärte daher dem Satrapen, daß man bei solchen Bedingungen lieber auf die Persische Hülfe Verzicht leisten wollte. Er nahm um so weniger Anstand sich so auszusprechen, da die Phönicische Flotte bis jetzt noch nicht angekommen war, und der Sold von den Persern kärglicher bezahlt wurde, als bisher. Zornig brach Tissaphernes die Unterhandlungen ab.

Diese Stimmung des Satrapen gegen die Spartaner wurde bald nachher vom Alcibiades für seine plötzlich ganz veränderten Zwecke benutzt. Schon längst ward der gewandte Athener von den angesehenen Spartanern seines Ruhmes und Einflusses wegen mit neidischen Augen angesehen, und vom Könige Agis, dessen Frau er in Sparta verführt hatte, persönlich gehaßt; seit dem Treffen bei Milet aber erschien er der Regierung so verdächtig, daß sie dem Flottenführer Astyochus den Befehl zusandte, ihn aus dem Wege zu räumen. Doch zeitig genug von dieser Gefahr unterrichtet, rettete er sich zu Tissaphernes. Durch Gewandtheit und die Verdienste, die er sich schon bei den Spartanischen Unterhandlungen um diesen erworben, gewann er sein

volles Vertrauen. Die Klugheit, zeigte er ihm, erfordere es, daß er den Krieg zwiſchen den beiden Griechiſchen Staaten bis zu ihrer beiderſeitigen Schwächung zu verlängern ſuche, und die Entſcheidung deſſelben nicht durch Herbeiholung der Phöniciſchen Flotte beſchleunige. Und da ſeine Wünſche ſchon ganz auf Rückkehr nach Athen gerichtet waren, ſo fügte er hinzu, daß Perſien ſich eher mit Athen verbinden müſſe, das nur eine Seemacht, als mit Sparta, das auch eine Landmacht ſey und gewiß ſeinen Zweck, die Griechen von den Athenern zu befreien, durch die Befreiung von den Perſern werde krönen wollen.

Durch dieſe Gründe überzeugt, handelte Tiſſaphernes den ihm angerathenen Grundſätzen gemäß, und die Klugheit des verſtoßenen Mitbürgers fing an ſich höchſt erſprießlich für die Athener zu zeigen. Unter dieſen Umſtänden begannen bald Unterhandlungen zwiſchen ihm und der Atheniſchen Flotte, die bei Samos lag. Hier herrſchte bei den Trierarchen und den übrigen bedeutenden Perſonen ein in ſeiner Entſtehung ſchon oben erwähntes Beſtreben, die Demokratie aufzulöſen Alcibiades gab deshalb vor, nur dann wünſche er zurückzukehren und könne er Unterſtützung von Perſien verſchaffen, wenn die Volksherrſchaft zuvor aufgelöſ't ſey. Aber hierin muß man gewiß mehr die nur erſt anknüpfende Liſt, als wahre Abſicht erkennen, da er ſelbſt wohl fühlte, daß bei einer ariſtokratiſchen Verfaſſung ſeine Rückkehr am wenigſten zu hoffen ſey. Indeß war Phrynichus, einer von den Strategen (Feldherren), auf der Flotte der Einzige dieſer Partei, welcher die tiefere Abſicht des Alcibiades durchſchaute und ſeine Verſprechungen bezweifelte, die Uebrigen glaubten ihre Wünſche erfüllt, der große Haufe aber fügte ſich durch die Ausſicht auf Perſiſchen Reichthum gelockt, wiewol ſehr ungern. Auch in der Stadt Athen ſelbſt ſiegte zuletzt die Vorſtellung, daß in dieſen Plänen die einzige Rettung des Staates ſey, und es wurden zehn Männer abgeſandt, mit Tiſſaphernes und Alcibiades nähere Unterhandlungen anzuknüpfen, aber ſie fanden weit größere Schwierigkeiten, als ſie erwartet hatten. Alcibiades machte im Namen des Satrapen die ungeheuerſten Forderungen an die Athener, denn dieſer hatte, wie es ſcheint, mehr Empfänglichkeit für die Lehren des Alcibiades, die das Verderben der Griechen, als für die, welche die Begünſtigungen Athen's betrafen; die Verhandlungen wurden abgebrochen, und Tiſſaphernes ſchloß einen neuen, weniger ehrenrührigen Vertrag mit den Spartanern. Nichts deſto weniger wurde die beſprochene Staatsumwälzung in Athen durchgeführt. Erſt

waren durch heimliche Ermordungen mehrere Volksfreunde, besonders der oben schon genannte mächtige Demagoge Androkles, aus dem Wege geräumt worden; sodann wurde unter der heimlichen Leitung des geistreichen Redners Antiphon, und unter dem öffentlichen Vortritt des Pisander, Theramenes und Phrynichus, die Verfassung umgestaltet.

Für eine aristokratische Veränderung derselben waren in dieser Zeit auch manche Parteilose und Unbefangene, vermöge ihrer Theilnahme an den philosophischen Untersuchungen über den Staat, gestimmt. Denn das Ergebniß dieser Untersuchungen, welche damals die geistreichsten Köpfe beschäftigten, richtete sich wider eine Staatsform, auf welche eine durch Vernunft und Erfahrung gereifte Ueberzeugung keinen Einfluß mehr hatte, und empfahl Einrichtungen, die sich der aristokratischen Staatsform mindestens näherten *).

An die Stelle des Raths traten vierhundert Bürger, an die der Volksversammlung sollte eine Auswahl von Fünftausend kommen, nach dem Ermessen der Ersteren zusammenzurufen. Die völlige Rathlosigkeit und die Ermüdung der Bürger, welche seit der Besetzung von Decelia durch die Feinde stets unter den Waffen seyn mußten, machen es begreiflich, daß der Demos von Athen sich die Herrschaft rauben ließ, die er hundert Jahre vorher durch die Vertreibung der Tyrannen erlangt hatte Aber die Aristokraten, die jetzt zur Herrschaft gelangt waren zeigten sich derselben nicht würdiger, als die gestürzten Demagogen. Die Vierhundert riefen die Fünftausend gar nicht zusammen, so daß ihre Regierung eine wahre Oligarchie war, auch wurde kein Verbannter zurückgerufen, damit Alcibiades gleichfalls entfernt bleibe. Wol aber schickten sie Gesandte nach Lacedämon des Friedens wegen, damit dieser ihnen zu gleichgesinnten Freunden verhelfen und den Einfluß des Heeres, welches sie fürchteten, vernichten möge.

In der That zeigte sich auf der Flotte ein Widerstand gegen die neue Einrichtung, der, anfangs durch Hülfe der Samier und gewiß nicht ohne Antheil des Alcibiades und seiner Freunde heimlich eingeleitet, bald offen hervortrat. Die Freunde der Volksherrschaft, an deren Spitze Thrasybulus und Thrasyllus standen, bewirkten in einer

*) In diesem wider die damalige Athenische Demokratie gerichteten Sinne sagt Sokrates bei Plato: wenn über das Bauwesen der Stadt berathschlagt wird, frägt man den Baumeister; wenn übers Schiffswesen, den Schiffbauer; wenn aber über Unordnungen im Staate, so räth Jeder, der Schmidt, Schuster, Krämer, Schiffsherr, der Reiche und der Arme.

Verſammlung des Heeres den Beſchluß, die Oligarchie nicht anzuerkennen und die Demokratie zu behaupten. So trennten ſich Haupt und Glieder gewaltſam von einander, und jeder Theil wähnte, in ſich die Seele gerettet zu haben. Das Heer und die Flotte, im Beſitz einer ſo mächtigen Inſel wie Samos, glaubten, daß ſie der Stadt Athen leichter entbehren könnten, als dieſe ihrer, und alles Fehlende durch die Zurückberufung des Alcibiades, welche auf den Vorſchlag des Thraſybulus und Thraſyllus jetzt erfolgte, erſetzen zu können. Alcibiades ermangelte nicht in einer allgemeinen Verſammlung des Heeres ſeinen großen Einfluß bei Tiſſaphernes anzurühmen, die herrlichſten Dinge für die Zukunft zu verſprechen, und merken zu laſſen, daß die Phöniciſche Flotte, die ſchon bei Aſpendus in Pamphylien liege*), ſich mit der ihrigen verbinden würde. Das Heer wählte ihn ſogleich zum Feldherrn, und überließ ſich der froheſten Hoffnung; ſo ſehr vergaß es die noch immer vorhandene Gefahr, daß es ſogleich nach dem Piräeus eilen wollte, um an den Oligarchen Rache zu nehmen. Aber Alcibiades, deſſen Geiſt und Klugheit ſich in dieſem Augenblick über den Einfluß einer eben ſo natürlichen als gefährlichen Leidenſchaft erhaben zeigte, hielt ſie mit aller Kraft davon zurück, und ging darauf zum Thiſſaphernes, das Weitere mit ihm zu verabreden, oder doch vor dem Heere den Schein davon anzunehmen.

Jetzt ſtand er offenbar auf einem Punkte, den man als das Ziel ſeiner bisherigen politiſchen Unterhandlungen anſehen kann; als Feldherr der Athener war er dem Tiſſaphernes furchtbar, als Freund des Letztern wiederum den Athenern unentbehrlich, und in beiden Verhältniſſen ſtörte er alles Vertrauen zwiſchen Sparta und dem Satrapen. Wirklich wurde auf der Peloponneſiſchen Flotte gegen den Tiſſaphernes und den Aſtyochus, den man des Einverſtändniſſes mit ihm beſchuldigte, laut gemurrt, daß der Zwieſpalt der Athener zu keinem Angriffe benutzt würde, endlich kam es zu offenbaren Zuſammenrottungen. Erſt die Erſcheinung des Mindarus, welcher den Aſtyochus in dem Oberbefehl ablöſete, machte dieſen unruhigen Bewegungen ein Ende. Auch Tiſſaphernes ſchien den Spartanern wieder geneigter, und verſprach von Neuem die Phöniciſche Flotte. Aber auch diesmal erſchien ſie nicht, und Alcibiades wußte das Heer glauben zu machen, daß auch dies die Frucht ſeiner Unterhandlungen ſey.

*) Es frägt ſich allerdings, wie weit es ganz von Tiſſaphernes abhing, die Flotte kommen zu laſſen oder nicht.

Diese steigende Wichtigkeit des Alcibiades fing an die Oligarchen in Athen mit Furcht zu erfüllen, und die Volksfreunde, die uneigennützigen sowol als die ehrgeizigen, regten sich wieder stärker. Es kam zu heftigen Unruhen, und die Anhänger der Demokratie fürchteten, daß die Oligarchen die damals in der Nähe des Attischen Gebiets befindliche Peloponnesische Flotte zu ihrem Schutz herbeiholen möchten. Allein die Spartaner wollten, statt einer Partei in Athen zu helfen, lieber dem Staate selbst durch Benutzung der innern Zwistigkeit einen bedeutenden Schaden zufügen. Ganz unerwartet wandte sich der Spartanische Flottenführer gegen Euböa, griff die überraschten Athener zwischen Eretria und Oropus an, schlug sie, nahm ihnen zwanzig Schiffe und bewirkte dadurch den Abfall der wichtigen Insel. Dies war der härteste Schlag *), den Athen in dem Kriege erfahren, und schon jetzt hätte der Piräeus selbst erobert und Athen völlig vernichtet werden können, wenn die Spartaner nicht in eben dem Maaße bedächtig gewesen wären, als die Athener regsam und thätig. Der Schrecken über den Verlust und der Unwille über die Regierung waren so groß, daß die Vierhundert gestürzt wurden. Sie mußten dem früheren Senate, der wieder eingesetzt ward, Platz machen, und zur Theilnahme an der Volksversammlung sollten nunmehr Alle berechtigt seyn, die eine volle Rüstung besaßen **). Der Sold der Beamten wurde aufgehoben (um die Aermern von den Staatswürden abzuhalten) und Alcibiades zurückgerufen.

Jetzt wandte sich auch das Kriegsglück den Athenern wieder zu. Die Peloponnesische Flotte, welche, von Tissaphernes abermals getäuscht, nach dem Hellespont gesegelt war, um sich an Pharnabazus anzuschließen, wurde dort von der Atheniſchen in zwei Seetreffen geschlagen; das zweitemal entschied der von Samos mit achtzehn Schiffen unvermuthet herbeieilende Alcibiades den Sieg. Die Spartaner verloren dreißig Triremen, und vielleicht würde die ganze Flotte den Athenern in die Hände gefallen seyn, hätte nicht Pharnabazus mit seinem Landheere die an den Strand getriebenen Peloponnesischen Schiffe auf das muthigste vertheidigt. Voll Eifersucht gegen diesen kam Tissaphernes

*) Da die Athener ihr eignes Gebiet nicht benutzen konnten, so zogen sie ihre meisten Bedürfnisse von Euböa, besonders Fleisch, denn sie hatten die Heerden hieher in Sicherheit gebracht. Euböa war ihnen Alles, sagt Thucydides.

**) Thucydides lobt die schöne Mischung von Aristokratie und Demokratie in dieser Verfassung.

nach dem Hellespont, und als sich Alcibiades hier bei ihm einfand, ließ er ihn, um sich bei dem Hofe und den Spartanern zu rechtfertigen, gefangen nehmen und schickte ihn nach Sardes. Aber nach kurzer Zeit entwischte Alcibiades aus dem Gewahrsam, und zwar, wenn er es anders nicht bloß listiger Weise vorgab, nicht ohne Vorwissen des Satrapen. Zugleich waren zerstreute Abtheilungen der Atheniſchen Flotte zurückgekehrt, und Verstärkungen aus Athen dazu gestoßen.

Mindarus hatte die Abwesenheit des Alcibiades benutzen wollen, seine Unfälle wieder gut zu machen, aber dieser kam ihm zuvor. Das Heer durch seinen Muth befeuernd, ging er auf die Peloponnesische Flotte los, die bei Cyzikus lag, schlug sie in die Flucht, setzte selbst ans Land, besiegte die Spartaner auch hier, und bemächtigte sich aller ihrer Schiffe (410). Dieser Verlust brachte das Spartaniſche Heer, da auch Mindarus geblieben war, zu völliger Verzweiflung, die sich in einem aufgefangenen Briefe an die Spartaniſche Regierung durch folgende Worte unverhohlen aussprach: „Das Glück ist gewichen; Mindarus erschlagen; die Leute hungern; wir wissen nicht, was wir thun sollen.“ Auch die Spartaniſche Regierung wußte nichts anders zu thun, als daß sie nach Athen um Frieden schickte; allein der Demagoge Kleophon, der die Reihe von Kleon, Hyperbolus, Androkles fortsetzte, verhinderte die Annahme desſelben beim Volke, dem dieſe Siege neuen Muth gaben. Thrasyllus ward mit funfzig Schiffen, tausend Hopliten und hundert Reitern abgeschickt, den Alcibiades zu verstärken, der die Vortheile seines Sieges rasch verfolgte. Er unterwarf einige Städte am Schwarzen Meere, und trieb Geld von ihnen ein, vor allem aber suchte er die Absichten des Pharnabazus zu vereiteln, der die Spartaner zur Fortsetzung des Krieges ermunterte und unterstützte. Aber auch dieſer mußte der wieder emporkommenden Macht Athen's weichen. Er ward zweimal zu Lande, indem er Abydus (409) und dann dem wichtigen Chalcedon (408) zu Hülfe kommen wollte, geschlagen, und mußte einen Vergleich mit Alcibiades eingehen. Alle Küstenstädte wurden nun von dieſem wieder gewonnen; die alten Geldquellen eröffneten sich von Neuem, und der wieder gesicherte Besitz von Chalcedon und die Eroberung von Byzanz (408), die Alcibiades durch Unterstützungen aus Thracien zu Stande gebracht hatte, verschafften der Stadt Athen die ungestörte Fortdauer der so nöthigen Kornzufuhr.

So hatte derſelbe Mann, der noch vor wenigen Jahren Athen's gefährlichſter Feind gewesen war, das Glück und den Ruhm dieſes

Staates wieder hergestellt, und nunmehr machte er sich auf, sich seiner Vaterstadt in diesem Glanze zu zeigen. Alle seine Schiffe waren mit erbeuteten Schilden und anderen Waffen geschmückt; viele eroberte feindliche Schiffe folgten, und die verzierten Vordertheile von zweihundert zerstörten führte er mit sich. Als er sich so dem Piräeus näherte, erwartete ihn eine unzählbare Menge Volks. Da er aber seine Gegner noch fürchtete, verließ er sein Schiff nicht eher, als bis er seine Freunde am Ufer sah; dann schritt er durch den dichtgedrängten, jauchzenden und nur auf ihn blickenden Haufen fort, erst in den Rath, dann in die Volksversammlung. Hier vertheidigte er sich mit gewohnter Kunst, über das Vergangene klagte er mehr das neidische Geschick als das Volk an, über die Zukunft sprach er Allen Muth ein. Das Volk wählte ihn hierauf zum unumschränkten Heerführer zu Lande und zu Wasser, beschloß, ihm sein eingezogenes Vermögen wieder zu geben, und ließ die Flüche zurücknehmen, die über ihn, als den vermeinten Entweiher der Eleusinischen Geheimnisse, ausgesprochen worden waren. Um sich aber noch entschiedner wegen der damaligen Anklage zu rechtfertigen, und alle Verehrer dieser Mysterien vollends für sich zu gewinnen, blieb er so lange in Athen, bis das neuntägige Fest derselben einfiel (Anfang Septembers). An dem sechsten Tage dieser Feier wurde in einem festlichen Zuge das Bild des Jakchus (so hieß Bacchus in den Mysterien) auf dem sogenannten heiligen Wege bis nach Eleusis getragen, wo die Tausende, welche den Zug begleiteten, die Luft mit ihrem Geschrei: Jakche! Jakche! erfüllten. Seitdem die Spartaner in Decelia sich festgesetzt hatten, war den Athenern diese ihnen über alles theure Freude versagt, da man damals nur zu Wasser sicher nach Eleusis kommen konnte. Jetzt verschaffte ihnen Alcibiades den seit Jahren entbehrten Genuß. Er ordnete den Zug, deckte ihn mit seinem Heere, so daß die Spartaner ihn nicht zu stören wagten, und erwarb sich dadurch ein Verdienst, das in den Augen der Menge fast mehr als eine gewonnene Schlacht galt, und als eine vorzügliche Verherrlichung seines Glücks und seiner Kraft betrachtet wurde.

Nichts fürchteten daher die Vornehmen jetzt mehr, als daß das Volk seinen Liebling im Taumel dieser Verehrung zum unumschränkten Herrn des Staats machen möchte; wie Einige sich denn wirklich merken ließen, man müsse ihn über die Gesetze erheben, damit die Gesetze nicht wieder gegen ihn gemißbraucht werden könnten. Man betrieb daher den neuen Kriegszug, den er führen sollte, zu welchem hundert

Triremen bewilligt wurden, um so eifriger. Vielleicht mochten Alle, die ihn haßten oder fürchteten, es selbst fühlen, daß er gerade dadurch seinem Verderben am sichersten entgegen ging; denn bei dem festen Glauben des Volks, daß seiner Klugheit und seinem Glücke nichts unmöglich sey, ward es leicht, jedes Mißlingen seinem bösen Willen zuzuschreiben, während ihm in der That jetzt durch einen tüchtigen Gegner weit größere Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden.

---

48. Lysander.

Das Glück der Athener hatte die Spartaner zur ernstesten Ueberlegung aufgefordert, mit welcher Kraft sie dem Uebel begegnen sollten, das sie bedrohete. Da zeigte ihnen das Schicksal in dem Lysander einen Mann, wie sie ihn bedurften. In der Strenge der Lebensweise und Härte des Charakters war er ganz Spartaner, aber er besaß dabei die seinen Landsleuten sonst fremde Geschicklichkeit, mit schlauer List weit aussehende Pläne anzulegen, die er dann mit großer Thätigkeit verfolgte. Die Unredlichkeit *), die man seinem Staate im Verkehr mit anderen damals zuschrieb, trieb er bis zur Gewissenlosigkeit: dies zeigt sein Grundsatz, daß man Knaben durch Würfel, Männer durch Eidschwüre täuschen müsse. Auch pflegte er zu äußern, daß man da, wo die Löwenhaut nicht ausreiche, die Fuchshaut umhängen müsse, ein Grundsatz, der zumal einem Staate, in welchem Hercules' Nachkommen herrschten, wenig angemessen war. Dem Alcibiades, der ihm zunächst gegenüber stand, glich er, wie in listiger Klugheit, so auch in dem Bestreben, sein Vaterland zu beherrschen. Dieser Mann war es, den die Spartaner jetzt, wo sie eines einsichtsvollen Feldherrn ganz besonders bedurften, zum Nauarchen (Flottenführer) ernannten, eine neue Würde, zu der die Könige den Gesetzen nach nicht gelangen konnten, und die daher eine bedeutende Beschränkung der königlichen Gewalt bildete **).

---

*) Die Lacedämonier, heißt es bei Thucydides, beobachten zwar im heimischen Verkehr Rechtlichkeit, was aber von ihrem Verfahren gegen Auswärtige zu sagen ist, lautet kurz so: daß sie unter allen Menschen am unverhohlensten das Beliebige für löblich erklären, und das Nützliche für recht.

**) Aristoteles Politik II, 9.

In Vorderasien hatte sich indeß eine den Spartanern sehr günstige Veränderung ereignet. An die Stelle des Tissaphernes, den Alcibiades durch seinen Einfluß den Athenern wo nicht nützlich doch unschädlich gemacht hatte, war der jüngere Sohn des Königs Darius von Persien, Cyrus, getreten, denn seine Mutter Parysatis hatte ihn, den sie weit mehr als seinen ältern Bruder Artaxerxes liebte, durch ihren Einfluß zum Satrapen von ganz Vorderasien gemacht, wahrscheinlich, damit er hier die Mittel vorbereiten möge, sich künftig statt des Artaxerxes auf den Thron zu schwingen. Cyrus, der daher eben sowol Hülfe suchte als sie gewährte, zog ein Verständniß mit Lysander der Verbindung mit Alcibiades, dem Freunde seines heimlichen Gegners Tissaphernes, und den menschenreichen, im Landkriege hervorragenden Peloponnes dem seemächtigen Athen vor.

Unter diesen neuen Einflüssen wäre nun wol auch der Kampf erst recht verwickelt worden, wenn der Wankelmuth der Athener ihm nicht selbst bald den einen seiner großen Hebel, den Alcibiades nämlich, entzogen hätte. Als dieser, mit hundert Triremen, funfzehnhundert Hopliten und hundert und funfzig Reitern, nach drei Monaten Athen wieder verließ, hofften die Athener, daß sich an den bezwungenen Hellespont bald auch das reiche Chios und die Inseln anschließen würden. Aber gleich der erste Angriff, den Alcibiades auf die von den Spartanern besetzte Insel Andros machte, mißglückte. Dies kam schon den Athenern wider Erwarten, doch zu noch weit größerem Unwillen reizte sie ein neuer Unfall beim Vorgebirge Notium.

Hier lag Alcibiades mit seiner ganzen Flotte vor Anker, in der Nähe Lysander's, der zu Ephesus war, und Jeder suchte eine Gelegenheit, den Andern mit Vortheil anzugreifen. Lysander konnte dies ruhig erwarten, da Cyrus, der in seinem Eifer versprach, im Nothfall selbst seinen goldenen Thron einzuschmelzen, ihm allen Rückstand des Soldes ausgezahlt hatte; Alcibiades aber hatte viel Sorge und Mühe um Geld aufzubringen, und ward zu harten Maaßregeln gegen die Städte und zu öfterer Entfernung von der Flotte gezwungen. Bei einer solchen Gelegenheit, wo er nach Karien gegangen war, Geld einzutreiben, hatte er seinem Steuermann Antiochus den ausdrücklichen Befehl ertheilt, sich während seiner Abwesenheit mit der Spartanischen Flotte in kein Gefecht einzulassen, selbst wenn die Feinde ihn dazu herausfordern sollten, allein dieser, vielleicht unvorsichtiger als ehrgeizig, nahete sich mit seinen Schiffen den Peloponnesischen. Sogleich eilte

Lysander die Abwesenheit des Alcibiades zu benutzen, und da die Athenischen Schiffe sich ihm nur einzeln nahten, wandte er sich mit seiner ganzen Flotte gegen sie, und schlug sie in die Flucht.

Der Verlust der Athener, der funfzehn Triremen betrug, war wol nicht als bedeutend anzusehen, auch der Flecken der Ehre schien ausgelöscht, da Alcibiades sogleich herbeieilte, und den Lysander, wiewol vergebens, zur Schlacht aufforderte. Seine Feinde im Heere und in der Stadt ergriffen aber diesen Vorfall begierig, und da auch gar keine Hoffnung mehr war, Persien's Schätze durch ihn zu gewinnen oder dem Feinde zu entziehen (eine Aussicht, gegen welche die Besorgniß, aus ihm einmal einen Tyrannen werden zu sehen, bisher in den Hintergrund getreten war), war auch das Volk für die Anklagen seiner Feinde empfänglicher. So wurde jetzt seine öftere Abwesenheit vom Heere von seinem Hange zur Schwelgerei *), zu dessen Befriedigung er an allen Orten des üppigen Jonien's nach neuen Genüssen umherspüre, hergeleitet; das Vertrauen, das er dem Antiochus, so wie vielen Anderen auf der Flotte, geschenkt, der Genossenschaft an seinen Gelagen zugeschrieben; die Klagen der noch Athen unterworfenen Städte über Bedrückungen als Mißbrauch seiner Gewalt dargestellt; eine feste Burg, die er sich im Thracischen Chersonnes angelegt hatte, als ein Beweis gebraucht, daß er eigne Zwecke verfolge. Diese Anschuldigungen verfehlten ihren Zweck nicht, das Volk entsetzte ihn, und Alcibiades zog sich in jene Burg zurück. Statt seiner wurden zehn andere Feldherren gewählt (Konon war der tüchtigste unter ihnen), wodurch die Einheit des Oberbefehls höchst unzweckmäßig gespalten und die Kraft der Führung zerstört wurde.

Lysander hatte indeß in den bisher zum Athenischen Bunde gehörigen Städten und Inseln ein schändliches Spiel begonnen. Er bildete sich einen Anhang aus Leuten frecher und schlechter Gesinnung, die durch ihn auf Kosten der Freiheit ihrer Vaterstadt ihr Glück machen wollten, ermunterte sie zu Unternehmungen gegen die Volksherrschaft, unterstützte ihre Ungerechtigkeiten und versprach, ihnen zur höchsten Gewalt zu verhelfen, wenn die Athenische Herrschaft gestürzt wäre. Indeß riefen ihn die Spartaner, den Gesetzen gemäß, ab, und er-

*) Da Alcibiades allerdings ein üppiges Leben führte, und auf seinen Feldzügen von zwei Hetären begleitet ward, der Korintherin Timandra und der Athenerin Theodote, so war es leicht, diesen Klagen einen Grund zu geben.

nannten an seine Stelle den Kallikratides zum Nauarchen, nicht eben zum Vortheil ihrer Angelegenheiten, denn Lysander, welcher den Schauplatz ungern verließ, bemühte sich seinem Nachfolger Hindernisse in den Weg zu legen. Anfangs war Kallikratides zwar so glücklich, Konon's aus siebzig Schiffen bestehende Flotte nach einem Verlust von dreißig Triremen in den Hafen von Mitylene einzuschließen. Aber die Athener zeigten gleich darauf durch eine neue Ausrüstung, daß ihre Hülfsquellen noch immer nicht erschöpft seyen; hundert und funfzig Triremen stellten sich den erstaunten Spartanern bei den Arginusischen Inseln entgegen. Kallikratides zeigte mehr den Spartanischen ritterlichen Geist, als die Schlauheit des Lysander. „Fliehen, sagte er, sey schändlich, Sparta aber werde nach seinem Tode nicht schlechter regiert werden." In dem darauf erfolgenden Treffen verlor er in der That das Leben; seinem Vaterlande kostete es sechzig Triremen, und nur ein heftiger Sturm befreite sie von einem noch größern Verlust.

Aber die schändlichen Aufhetzungen in Athen und die thörichte Verblendung des Volkes waren den Spartanern noch ersprießlicher. Man machte es den Feldherren zum Vorwurfe, daß die Schiffbrüchigen nicht gerettet und die Todten nicht aufgefischt worden waren, und entsetzte sie deshalb ihrer Würde; ja ein gewisser Kallixenus klagte sie sogar auf Leib und Leben an. Vergebens versicherten die Feldherren, den Auftrag dazu gegeben zu haben, und daß nur durch den Sturm die Vollziehung gehindert sey; ihre Gegner ruhten nicht, und zeigten durch diesen großen Eifer, daß die vorgebrachte Beschuldigung ein bloßer Vorwand war. Die heftige demokratische Partei mochte fürchten, daß die siegreichen Heerführer abermalige Versuche zur Einführung der Aristokratie machen würden, die aristokratische einen ferneren siegreichen Krieg gegen Sparta, von welchem sie Hülfe wünschten, scheuen. Alle Künste, um auf das Volk zu wirken, wurden angewandt, und sechs jener Feldherren wirklich hingerichtet. Dies war der Lohn siegreicher Heerführer in einem Staate, der gegen einen mächtigen Feind um sein Daseyn kämpfte, dem aber die Leidenschaft und der Unsinn seiner Lenker weit gefährlichere Wunden schlug als die Flotten und Heere Sparta's.

44. Die Schlacht bei Aegos-Potami. Ende des Krieges.
(405—404 vor Chr.)

Vorgänge wie diese mußten nothwendig jeden Athenischen Befehlshaber schüchtern und befangen machen; wogegen an der Spitze der feindlichen Macht jetzt wieder der fest und sicher auftretende Lysander erschien. Vom Anfange seiner Laufbahn an hatte Lysander seine Größe und seinen Ruhm nicht minder im Auge gehabt, als sein Vaterland; den Cyrus hatte er eben sowol an seine Person als an Sparta zu fesseln gewußt, und in beider Hinsicht hatte er auch in den Griechisch-Asiatischen Städten jene Verbindungen seiner Anhänger gestiftet. Schon bei seinem Abgange war der öftere Wechsel im Oberbefehl als schädlich und hinderlich getadelt worden, jetzt erhoben sich alle diese Stimmen, und selbst die des Cyrus, laut für die Wiedereinsetzung des Lysander, und obschon ein ausdrückliches Gesetz den Spartanern verbot, denselben Mann noch einmal zum Nauarchen zu machen, so wußten sie es doch zu umgehen. Sie gesellten ihm dem neuen Nauarchen dem Namen nach als Gehülfen, in der That aber als wahren Oberbefehlshaber zu. Als er wieder nach Asien gekommen war, reizte er seine Anhänger in Milet zu einer neuen Verfolgung der demokratischen Partei; und damit die Häupter und eifrigsten Anhänger derselben sich nicht durch die Flucht retten möchten, beruhigte er sie durch betrügerische Versicherungen. Mehr als dreihundert derselben, die seinem Worte trauten und in der Stadt blieben, wurden erschlagen.

Dem Kriege gegen Athen gab er sogleich neues Leben. Nachdem er von Cyrus wieder Geldunterstützungen erhalten hatte, vereinigte er alle Schiffe, zog nach dem Hellespont, der gefährlichsten Stelle für Athen, und eroberte die reiche Stadt Lampsakus. Die Athener eilten mit hundert und achtzig Schiffen nach, und legten sich bei Aegos-Potami (Ziegenfluß), Lampsakus gegenüber, vor Anker. Ihre Stellung war hier nicht günstig, es waren keine Häfen in der Nähe, und da die Bedürfnisse weit hergeholt werden mußten, so verließ die Besatzung häufig die Schiffe, und zerstreute sich auf dem Lande. Lysander, dem dies nicht entging, wich der Schlacht, die ihm die Athener täglich anboten, stets aus, es war seine Absicht, sie immer sorgloser zu machen. Alcibiades, der in der Nähe war und seinem Vaterlande noch immer ergeben, kam aus seiner Burg zu den Athenischen Strategen, und

machte sie auf die Gefahr ihrer Lage aufmerksam. Er forderte sie auf, sich nach Sestus zu ziehen, und versprach, in wenigen Tagen die Peloponnesier zur Schlacht oder zum Abzuge zu bringen. Wenn er, wie Diodor hinzufügt, sich dafür zugleich einen Antheil am Befehl ausbat, so ist es um so weniger zu verwundern, daß man seinen Rath nicht achtete, und daß ein eifersüchtiger Strateg ihm übermüthig erwiederte, nicht Er, sondern Andere hätten hier zu befehlen. Diese Befehlenden aber rannten blind in ihr und des Staates Verderben. Am fünften Abend erhielt Lysander von seinen Spähern ein Zeichen, daß die Athener sich wieder, wie gewöhnlich, zerstreut hatten; sogleich eilte er mit seinen Schiffen herbei, und bemächtigte sich der nur wenig oder gar nicht bemannten Flotte, der letzten Anstrengung Athen's, ohne Mühe und fast ohne Kampf (405). Nur Konon rettete sich mit acht Schiffen nach Cypern zum König Evagoras, und schickte, da er sich selbst dem Volke nicht vertrauen mochte, das neunte nur nach Athen, dem Staate die Vernichtung seiner ganzen Seemacht anzukündigen. Außerordentlich war der Schmerz, den dieses Unglück dort erregte, noch größer die Furcht vor der Wiedervergeltung dessen, was Athen während seiner Seeherrschaft verschuldet hatte. Was man von dem Schicksale der dreitausend in der Schlacht gefangenen Athener hörte, konnte diese Furcht nicht mindern. Einer der Atheniſchen Strategen, Philokles, hatte die Mannschaft zweier eroberten Schiffe von einem Felsen herabstürzen lassen, und auf seinen Vorschlag war beschlossen worden, allen noch zu machenden Gefangenen den Daumen der rechten Hand abzuhauen, damit sie den Speer nicht mehr tragen könnten. Auf diese Beschuldigungen ließ Lysander sämmtliche Gefangenen niederhauen, den Philokles zuerst.

Indeß näherte sich die gefürchtete Flotte der Stadt langsam. Lysander unterwarf erst die Thracischen und Asiatischen Städte und die Inseln, welche mit Athen verbündet waren. In allen wurde eine oligarchische Verfassung eingeführt, deren Verwaltung einem Spartaner als Harmosten (Vogt)*), und einer Behörde von zehn Männern, aus jenen Hetärien (Klubs), die Lysander gebildet hatte, genommen, übergeben ward. Die Athener, welche er antraf, und die Besatzungen der

*) Fügen, wovon man Vogt ableitet, entspricht ganz dem Worte (ἁρμόζειν), wovon Harmost abgeleitet ist; und die bekannten Landvögte der Schweizerischen Geschichte erinnern auch gut an die Härte und Grausamkeit dieser Harmosten.

Städte entließ Lysander absichtlich nach Athen, da er erwartete, daß diese Menschenmenge nur dazu dienen würde, dort eine Hungersnoth herbeizuführen, auf deren Wirkung er vorzüglich rechnete. Denn obgleich nun das ganze Peloponnesische Landheer Athen umlagerte, so trug dieses doch zur Bezwingung der durch so feste Mauern geschützten Stadt wenig bei, sondern Alles entschied Lysander's aus hundert und funfzig Triremen bestehende Flotte, mit welcher er den Hafen sperrte, und Jedem die Todesstrafe drohte, der den Athenern Getreide zuführen würde. Alle Zufuhr konnte zwar dadurch nicht abgeschnitten werden, indeß wurde der Mangel doch bald fühlbar, und die Athener entschlossen sich um Frieden zu bitten, unter der Bedingung, daß der Hafen und die langen Mauern geschont würden. Allein diese Anträge wurden von den Spartanischen Ephoren zurückgewiesen, Furcht und Noth wuchsen mit jedem Tage, und doch wollten die Häupter des Demokratismus von der geforderten theilweisen Zerstörung der Mauern nichts hören, ja es wurde sogar durch einen Volksschluß verboten, dies anzurathen. Jetzt trat indeß Theramenes auf, der, wie oben erwähnt ist, einer der Beförderer jener aristokratischen Umgestaltung der Regierung vor der Wiederkehr des Alcibiades gewesen, aber auch noch beim Volke beliebt war. Dieser versprach, der Stadt einen ehrenvollen Frieden zu verschaffen, wenn man ihn bevollmächtigen wollte. Es geschah, er ging zu Lysander und blieb, gezwungen oder absichtlich, drei Monate. Während dieser Zeit stieg der Mangel in Athen immer höher, und in der feindlichen Reibung der mehr als je aufgeregten beiden Parteien fanden mehrere Volksfreunde den Tod, ohne Zweifel nach dem Wunsche des Lysander, zweifelhaft ist es, ob auch nach der Absicht des Theramenes. Dieser erscheint, auf das gelindeste gesprochen, zweideutig *); auch endete seine Rückkehr diese Noth nicht, sondern er ließ sich nun erst mit neun Andern nach Sparta schicken, um dort den eigentlichen Frieden zu unterhandeln.

*) Aristoteles beim Plutarch (Nicias C. 2.) stellt Theramenes mit Nicias und dem ältern Thucydides zusammen, und rühmt von diesen drei Männern, daß sie eine väterliche Liebe zu dem Volke gehabt. Andere Urtheile sind dem Theramenes keinesweges so günstig, und auch in der eben angeführten Stelle wird ihm gleich darauf sein unaufhörliches Schwanken zwischen den Parteien zum Vorwurf gemacht (διὰ τὸ μὴ μόνιμον, ἀλλὰ καὶ ἐπαμφοτερίζον ἀεὶ τῇ προαιρέσει τῆς πολιτείας, ἐπεκλήθη Κόθορνος). Er scheint aber in seinem politischen Leben nicht minder zwischen gut und bös geschwankt zu haben, wodurch sich das Räthselhafte in seinem Charakterbilde noch am besten erklärt.

Hier waren sämmtliche Peloponnesische Bundesgenossen versammelt, über das Loos Athen's zu entscheiden, und einige, besonders die rauhen Thebaner, wollten die völlige Vernichtung desselben. Aber den Spartanern rieth schon die Klugheit, diesem Verlangen zu widerstreben, und die Ehre forderte, daß ein um Hellas so wohl verdienter Staat nicht zerstört werde; doch verboten weder Klugheit noch Ehre, denselben bis zur Unschädlichkeit zu schwächen. Daher wurde von den Athenern verlangt, die langen Mauern und die Befestigung des Hafens Piräeus niederzureißen, alle Schiffe bis auf zwölf auszuliefern, alle vom Volke Verbannten zurückzurufen, auf die vorige Herrschaft über die Bundesgenossen zu verzichten, und den Spartanern hinfort zu folgen in Kriegen zu Lande und zu Wasser. Als diese Bedingungen den Athenern durch den zurückkehrenden Theramenes angekündigt wurden, erhoben sich Manche dagegen; aber die Noth, der Mangel an Freiheit in der Volksversammlung, und endlich die unredlichen Wünsche vieler aristokratisch Gesinnten *) unterstützten die Vorstellungen des Theramenes, welcher zur Annahme der Vorschläge rieth. Das Volk überwand den Schmerz um seinen Untergang und gehorchte, ja es mußte den im Augenblick vielleicht noch schneidendern über die Schmach ertragen, mit welcher Lysander bei der Ausführung verfuhr. Unter Flötenschall und dem Zujauchzen der mit Kränzen geschmückten Bundesgenossen ließ er die Mauern einreißen, und die ausgelieferten Schiffe verbrennen. (404 im Frühling, Ol. 93, 4.)

Aber selbst aus dieser Asche fürchteten die äußeren und inneren Feinde des Volks einen Lebensfunken zur neuen Flamme aufgeweckt zu sehen, so lange der alte Geist in dem Staate lebte; es mußte ihm, durch Umgestaltung der Verfassung, ein neuer eingeflößt werden. Dazu wurden unter dem Einfluß des Lysander dreißig Männer mit der obersten Gewalt bekleidet, unter ihnen mehrere der eben zurückgekommenen Verwiesenen, und, nach dem Wunsche des Volks, auch Theramenes. Eine Spartanische Besatzung, welche in die Akropolis gelegt ward, und ein aus Sparta geschickter Harmost gaben diesen Dreißig ein Uebergewicht, welches sie, statt eine feste Staatsform zu bilden, zur Befestigung ihrer eignen Herrschaft anwandten, und Diejenigen aus

*) Jene, sagt der Redner Lysias, haben euch nur allzudeutlich beurkundet, daß sie nicht auf Befehl der Lacedämonier den Piräeus niederrissen, sondern weil sie glaubten, dadurch ihre Herrschaft fester zu begründen.

dem Wege zu räumen, die durch Kühnheit oder Kraft dem Volke zu Führern hätten dienen können.

Keiner erregte daher so sehr ihre Aufmerksamkeit als Alcibiades, dessen Geist schöpferisch genug schien, alle Hoffnungen eines niedergetretenen aber an glänzenden Erinnerungen reichen Volks wieder zu beleben, und einen Kampf um ihre Erfüllung zu erregen. Sparta selbst glaubte nicht eher seines Sieges gewiß zu seyn, als bis auch dieser Hort Athen's gefallen sey. Ja er schien ihnen wol jetzt unmittelbar gefährlich, denn er hatte den Chersonnes verlassen und war zum Pharnabazus nach Phrygien gegangen, in der Absicht, sich von da an den Hof des Königs Artaxerres Mnemon, welcher nach dem Tode seines Vaters, Darius II. (405), den Persischen Thron bestiegen hatte, zu begeben. Wahrscheinlich wollte er in Susa Krieg gegen die Spartaner und ihren Freund Cyrus *) erregen. Dies zu verhindern, boten die Spartaner und in Athen die oligarchische Partei Alles auf, und endlich vermochten sie den Pharnabazus, den Gefürchteten aus dem Wege räumen zu lassen. Die in dieser Absicht gesandten Mörder wagten es indeß nicht, ihm selbst zu nahen, sondern zündeten in der Nacht sein Haus an, und da Alcibiades mit dem Schwerte in der Hand hinausstürzte, erlegten sie ihn von fern mit Pfeilen. Seine Freundin (Hetäre) Timandra bestattete den Leichnam so gut sie konnte. Daß man erst jetzt Athen an Leib und Seele vernichtet glaubte, ist das beste Zeugniß für die außerordentlichen Gaben dieses seltnen Mannes. In ihm stellte sich der Charakter des Athenischen Volks auf das vollkommenste, wie in einem Brennpunkte dar; er umfaßte das Treffliche und Bewundernswürdige, besaß aber auch den ganzen verderblichen Leichtsinn desselben. Wenn dieser die Athener zu Unternehmungen reizte, die ihre besten Kräfte vergeudeten, so wurde doch der Sturz ihrer Herrschaft noch weit mehr dadurch herbeigeführt, daß den Gegnern des Alcibiades sein Geist fehlte, der gut zu machen verstand, was er gefehlt hatte, und der den Untergang der Athenischen Herrlichkeit, wenn nicht gehindert, doch wol noch lange aufgehalten hätte.

*) Nach der Erzählung des Ephorus beim Diodor (XIV, 11) durchschaute Alcibiades den Plan des Cyrus zur Empörung, und wollte nach Susa gehen, um dem Könige diese wichtige Entdeckung mitzutheilen.

45. Schreckensregierung in Athen durch Thrasybulus gestürzt.

Wenn der Ausgang des großen Griechischen Krieges, welchen wir so eben beschrieben, Athen's äußere Macht stürzte, so griffen in Sparta die Folgen desselben viel tiefer den Geist an, der im Volke lebte, und verwickelten es in Verhältnisse, die seinen ursprünglichen Einrichtungen fremd und entgegen waren. Lysander brachte eine Menge von goldenen Kronen und viele Talente baaren Geldes, welche die Unterwerfung der Städte und die Gunst des Cyrus eingetragen hatten, nach Sparta, um daraus einen Staatsschatz zu bilden. Diejenigen, in welchen der alte Geist des Staates noch lebendig war, fürchteten freilich die schlimmsten Folgen davon, und besonders den Geist der Habsucht und Bestechlichkeit, den die Einzelnen schon im Verkehr mit Fremden vielfach bewiesen hatten, nun auch in der Staatsregierung lebendig werden zu sehen. Allein ihr Widerstand blieb vergeblich; in Betrachtung der jetzigen Lage Sparta's, welche ohne dieses Mittel die eben errungene Herrschaft nicht behaupten konnte, drang der Wille des Lysander und seiner Partei durch, und der Staat erhielt einen öffentlichen Schatz. Aber auch die Sinnesart und Sitten der Einzelnen änderten sich. Die alte Einfachheit und Nüchternheit des Spartanischen Nationalcharakters fing zusehends zu weichen an, und da der beginnenden Lust an Schätzen und Genüssen der feine Sinn und das Schönheitsgefühl der Athener fehlten, so mußte die Verderbniß hier auch widerlicher erscheinen.

Athen befreite sich bald von der ihm aufgedrungenen tyrannischen Regierungsform, und mit dieser von dem unmittelbaren Einfluß Sparta's. Die Dreißig, besonders durch Kritias, einen zurückgekommenen Verbannten, geleitet, hatten, wie schon erwähnt ist, eine wahre Schreckensregierung begonnen. Bis auf dreitausend ihrer Anhänger entwaffneten sie alle Bürger und ließen nun ihrem Blutdurst und ihrer Habsucht freien Spielraum. Wer ihnen wegen demokratischer Gesinnungen gefährlich schien, wessen Besitzthum ihnen eine reiche Beute versprach, wurde eingezogen und hingerichtet oder verwiesen. Theramenes wollte sich widersetzen, sey es, weil er diese Frevel und Gräuel verabscheute, oder weil er den Kritias nicht zu mächtig werden lassen wollte, aber er fiel als ein Opfer der Wuth dieses Ruchlosen. Der Senat wurde berufen; Jünglinge, welche Dolche unter ihren Gewändern verbargen, waren in der Nähe, und Kritias klagte nun den Theramenes an, daß er zum Verräther an der Oligarchie geworden

sey, und daher den Tod verdiene. Theramenes erwiederte, daß er sich nur der Herrschaft der Willkür widersetzt habe, und seine Vertheidigung brachte eine solche Wirkung hervor, daß Kritias fürchtete, der Senat werde ihn lossprechen. Er rief daher seine Bewaffneten herbei und sagte: „Ich bin der Meinung, ihr Senatoren, ein Vorsteher, der seiner Pflicht genügen will, sey schuldig, es nicht zu gestatten, daß seine Freunde hintergangen werden. Das will ich denn beobachten. Diese Männer hier wollen nicht zugeben, daß ein Mann freigelassen werde, der offenbar die Oligarchie über den Haufen zu werfen sucht. Es ist in den neuen Gesetzen verordnet, daß die Dreißig Macht haben sollen, Jeden am Leben zu strafen, der nicht im Verzeichnisse der dreitausend treuen Bürger steht. Ich lösche daher diesen Theramenes in dem Verzeichnisse, welches Niemanden von euch zuwider seyn wird, und wir verurtheilen ihn zum Tode."

Bei diesen Worten sprang Theramenes auf, umfaßte den Altar und rief: „Ich beschwöre euch, ihr Männer, nicht zuzulassen, daß Kritias so willkürlich die von den Dreißig selbst gegebenen Gesetze verletzt. Das weiß ich zwar wohl, daß mir dieser Altar nichts helfen wird. Aber ich will doch zeigen, daß diese Leute nicht nur gegen Menschen ungerecht, sondern auch die frechsten Verächter der Götter sind. Ueber euch aber, ihr trefflichen Männer, wundere ich mich, daß ihr an eure eigne Sicherheit so wenig denkt, da ihr doch wol erkennen solltet, daß euer Name so leicht als meiner auszulöschen ist."

Umsonst, der Anblick der Bewaffneten hielt jeden Mund verschlossen. Auf Kritias' Befehl rissen die Häscher den Theramenes von dem Altar, und führten ihn ins Gefängniß, wo er den Giftbecher trinken mußte. Nun übten die Dreißig ihre Tyrannei noch ungescheuter, und vertrieben Viele von ihren Besitzungen; Andere entzogen sich in großer Zahl durch die Flucht dem nahenden Verderben. Zwar befahl nun die Spartanische Regierung bei schwerer Strafe die Auslieferung dieser Flüchtigen, allein das Mitleid mit den Unglücklichen und der Haß gegen Sparta bewogen Argos und Theben, sie freundlich bei sich aufzunehmen.

Von dem letztern Staate heimlich unterstützt, wagte der oben (S. 35.) schon erwähnte Thrasybulus, der sich gleichfalls unter den Ausgewanderten befand, an der Spitze von etwa siebzig Unglücksgefährten seinen nach Rettung seufzenden Landsleuten zu Hülfe zu kommen. Er besetzte zuerst das Bergschloß Phyle, an der Grenze von Attika und Böotien, und sah sich hier bald durch eine große Zahl her-

beiströmender Flüchtlinge verstärkt. Nach kleinen glücklichen Gefechten gegen die Truppen der Dreißig, nahm er endlich den Piräeus ein, und Kritias blieb in einem Treffen. Die Dreißig mußten nun die Stadt verlassen und gingen nach Eleusis, wo sie sich schon früher, bei der ersten Annäherung des Thrasybulus, durch Ermordung der meisten Einwohner eine Zuflucht bereitet hatten. Die an ihre Stelle getretenen neuerwählten Zehnmänner in der Stadt handelten aber in ihrem Geiste fort, und von Eleusis und Athen aus rief man nun Sparta um Hülfe an. Lysander erschien sogleich mit einem Landheere, sein Bruder an der Spitze einer Flotte, zum großen Trost für die Oligarchen, dener gewiß den Sieg bereitet haben würde, wenn ihm nicht sein Gegner, der König Pausanias, der durch die Hülfe einiger gleichgesinnten Ephoren ebenfalls mit einem Heere in Attika erschien, hindernd in den Weg getreten wäre. Pausanias knüpfte bald heimliche Unterhandlungen mit Denen im Piräeus an, gegen welche er geschickt war, und brachte endlich zwischen beiden Parteien eine Aussöhnung zu Stande. Vermöge derselben sollten Thrasybulus und alle Verbannten und Flüchtigen zurückkehren, Alle vereinigt den Frieden mit Sparta von Neuem beschwören, und zur Befestigung der Ruhe im Innern eine allgemeine Amnestie, mit alleiniger Ausnahme der Dreißig, erklärt werden. Alle, welche der neuen Ordnung nicht traueten, konnten ungehindert nach Eleusis gehen. Da aber bald darauf die Dreißig neue Lust zu gewaltthätigen Maaßregeln zeigten, so wurden sie angegriffen, gefangen und getödtet, die zu ihnen Gestoßenen aber kehrten dann nach Athen zurück. Hier wurde unter dem Archon Euklides (403) die alte Solonische Verfassung wieder hergestellt, mit allen ihr seit Klisthenes gegebenen demokratischen Zusätzen, der auch noch andere desselben Sinnes hinzugefügt wurden. Die alte Parteiung zwischen aristokratischer und demokratischer Bestrebung war jetzt ziemlich beseitigt, aber Athen, der demokratischen Richtung ganz und ungetheilt hingegeben, ging keiner bessern Zeit entgegen, und der Volksgeist vermochte nicht wieder zu erstarken *).

*) „Wie von der neuen Grundlage aus das Athenische Staatsleben in der nächstfolgenden Zeit sich gestaltet habe, läßt sich nur unvollständig erkennen. — Der Zustand des öffentlichen Wesens in der Zeit bis zu Philipp's Auftritt, in welcher Athen auch in äußern Verhältnissen nicht im Vordergrunde erscheint, ist im Allgemeinen als schwankend zwischen gut und schlecht zu schätzen; die Verjüngung der Demokratie brachte nicht Lauterkeit und Kräftigkeit des Volksthums zurück; der Kampf der wenigen hervorragenden Edeln gegen den zunehmenden Verfall der Sitte war zu ungleich." Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde. Th. I. Abth. 2. S. 270.

46. Leben und Sitten der Athener.

Wir benutzen diesen Ruhepunkt im Gange der politischen Begebenheiten, um über das Privat- und öffentliche Leben in Athen Einiges einzufügen, wozu sich bisher noch kein schicklicher Platz gefunden hat. Athen war anerkannt in der höhern Bildung dem ganzen übrigen Griechenland vorangeschritten, und so erscheint es denn auch für die Betrachtung als der Gipfel der höheren und feineren Beziehungen der Griechischen Nationalität.

Wir beginnen mit dem täglichen Leben und Treiben. Früh Morgens mit dem Hahnengeschrei kamen die Landbewohner rufend und singend mit Lebensmitteln in die Stadt. Dann öffneten sich die Kramläden, allmählig füllten sich die Straßen mit Menschen, das Geräusch nahm zu. Ein Theil der Bürger ging an seine Berufsarbeit, andere zerstreuten sich in die verschiedenen Gerichtshöfe. Zu gewissen Zeiten des Tages, Vormittags und Abends vor dem Essen, wandelte man an den Ufern des Ilyssus und rings um die Stadt, wo die Luft frisch und rein und die Aussichten reizend waren. Der besuchteste Ort war indeß der Markt. Hier wurden oft die Volksversammlungen gehalten; hier war der Palast des Senats und der Gerichtshof der Archonten, und ringsum war der Platz umgeben mit Kramläden, Salbenbuden, Goldschmidtswerkstätten, Barbierstuben ꝛc., wo es immer voll von Neugierigen und Müßigen war, die ihr unersättlicher Neuigkeitsdrang dort zusammentrieb. Viele Bürger, welche außerhalb der Stadt Ländereien besaßen, ritten früh hinaus, ertheilten den Sklaven ihre Befehle, und kamen gewöhnlich erst spät Abends wieder nach der Stadt. Jagd und gymnastische Uebungen beschäftigten gleichfalls Viele. Das Bad setzten die Griechen keinen Tag aus; gewöhnlich badete man vor der Mahlzeit. Reiche hatten die Bäder in ihren Wohnungen, Aermere gingen in öffentliche Badehäuser, wo sie im Winter zugleich einen Zufluchtsort gegen die Kälte fanden.

Die meisten Athener trugen ein kurzes Unterkleid, und darüber einen Mantel, der sie fast ganz bedeckte (Pallium). Gewöhnlich war er ungefärbt, und wurde, wenn er schmutzig geworden war, wieder geweißt; die Reichen zogen indeß gefärbte Zeuche vor. Am gewöhnlichsten waren wollene Gewänder, doch wurden auch leinene getragen, besonders von Frauenzimmern. Auf eine geschickte, faltenreiche und maleri-

he Umwerfung des Mantels legten die Griechen einen hohen Werth; er Mangel dieser Kunst galt für ein Zeichen bäurischer Sitten und hlechter Lebensart. Es kam vorzüglich darauf an, den Mantel gehickt über die linke Schulter zu werfen, und dadurch so viel vom :uche desselben hinaufbringen, daß er weder vorn noch hinten schleppte. Jesonders ward beim Redner darauf gesehen, und Plutarch rühmt usdrücklich am Perikles die schöne Haltung seines Ueberwurfs, welie durch keine Leidenschaft während des Sprechens in Unordnung gethen sey. Die Athenerinnen trugen über dem Untergewande einen irzern Rock, beide unten mit farbigen Streifen oder Bändern versen, und darüber einen Mantel. Beide Geschlechter machten einen iannichfaltigen Gebrauch von Salben, und mit den theuren Asiatischen Bohlgerüchen ward ein großer Luxus getrieben. Gelber Puder, chwärze für die Augenbraunen, weiße und rothe Schminke, prächtige hrgehänge, Halsbänder, Armbänder, Ringe, Gold, Edelsteine und erlen — alles dieses wurde von den Athenerinnen zum Schmucke ufgeboten.

Gewöhnlich ging man in Athen zu Fuß; indeß bedienten sich die eichen auch der Wagen oder Sänften, oder sie hatten einen Sklaen mit zusammengelegtem Sessel hinter sich hergehen, um sich auf m Markte oder sonst wo unter dem Spazierengehen setzen zu können. ie Männer pflegten einen Stock in der Hand, die Frauen einen onnenschirm zu tragen. Nachts ließ man sich von einem Sklaven it einer Fackel vorleuchten.

Da der Bürgersinn des Alterthums den Einzelnen überall dem emeinwesen unterordnete, und jeder Bürger seinen schönsten Schmuck dem Glanze seines Vaterlandes und seiner Stadt sah, so war in en besten Zeiten Athen's auch die Pracht und Herrlichkeit der schönen aukunst nur in Tempeln und öffentlichen Gebäuden zu finden; die rivathäuser waren großentheils klein und unansehnlich, die Straßen umm und eng. Demosthenes indeß beginnt schon zu klagen, daß ie Staatsmänner Gebäude aufführten, welche die öffentlichen an lanz übertrafen. Das Innere der Wohnungen schmückten die Reien auf das zierlichste und prächtigste, und verwandten auf schönen ausrath große Summen.

Die gewöhnlichen Mahlzeiten der Athener waren gering; doch hätzten die Lüstlinge die Freuden der Tafel sehr hoch, obgleich die chwelgerei nicht so weit getrieben wurde, als in Sicilien und Un-

teritalien und späterhin in Rom. Die Menge und Verschiedenheit der Gerichte, die man angegeben findet, verräth eine sehr raffinirte Kochkunst; man staunt über die Menge von Vögeln und Fischen, die man für den Gaumen zubereitete, manche Leckerbissen wurden sehr weit hergeholt. Vom Seeblâuling aß man nur den Vordertheil, vom Seewolfe und Meeraale nur den Kopf, vom Thunfische die Brust, von der Roche den Rücken. Sardellen aus siedendem Oele galten für einen Leckerbissen. Ueberhaupt benutzten die Athener das schöne reine Baumöl ihres Landes fast zu allen ihren Speisen; man trug auch Oliven in Salzlake auf, den Appetit zu reizen. Krebse, Muscheln, Seespinnen und Austern wurden häufig gegessen, und eingesalzene Fische lieferte das Schwarze Meer in großer Menge. Die Gartenfrüchte waren in Attika von besonderer Süßigkeit, und die Feigen, die hier wuchsen, wurden getrocknet sogar nach Persien für die Tafel des großen Königs versandt. Euböa lieferte sehr gute Aepfel, Phönicien Datteln, Korinth Quitten, und die Mandeln von Naxos waren berühmt. Man eröffnete die Mahlzeit gewöhnlich mit Eiern, und schloß sie mit Obst. Kuchen und Pasteten hatte man von allen Arten. Viele Fische erschienen mit ausgenommenen Gräten auf dem Tische, und dafür gestopft mit allerlei künstlichem Füllsel. Unter den Weinen schätzte man den alten Korcyrischen und weißen Medischen, vor allen aber die von Naxos, Thasus und Chios. Häufig vermischte man die Weine, um sie süß und duftreich zu machen, mit Gewürzen, Obst und Blumen. Auch Meerwasser ward in den Wein gethan, welches, wie man glaubte, die Verdauung beförderte. Selten trank man indeß reinen Wein, gewöhnlich ward er mit Wasser vermischt.

Die Griechen saßen nicht zu Tische, sondern lagen gewöhnlich auf Ruhebetten (Triklinien). Bei Gastmählern war der Speisesaal von Weihrauch und andern Wohlgerüchen erfüllt. Auf den Schenktischen prangten silberne und goldne, oft mit Edelsteinen verzierte Gefäße. Die Gäste wurden bekränzt, jeder hatte einen Sklaven hinter sich; es war Sitte, Freunden allerlei von der Tafel zu senden. Bei lustigen Gelagen wählte man durchs Loos Einen zum Könige des Schmauses, der Alles anordnete, die Gesundheiten ausbrachte, spaßhafte Trinkgesetze vorschrieb, auch wol einem zu sparsamen Trinker den Wein über den Kopf goß. Fröhliche Gesänge waren die Würze des Mahles, die Lyra ging herum, und wie die Reihe ihn traf, trug jeder Gast ein Lied vor. Diejenigen, die sich zur Unterhaltung nicht selbst genügten,

ließen Hetären, Tänzerinnen und Flötenspielerinnen kommen, auch wol Gaukler und Possenreißer.

Es war eine alte Sitte in Athen, vor einem Hause, in welchem ein Knabe geboren war, einen Kranz von Oelzweigen, und war es ein Mädchen, ein wollenes Band aufzuhängen. Der Oelzweig sollte ein Sinnbild männlicher Ackerbeschäftigung seyn, die Binde die weiblichen Arbeiten bezeichnen. Da dem Vater das Recht über Leben und Tod seiner Kinder zustand, so wurde ihm jedes neugeborne Kind zu Füßen gelegt. Dadurch, daß er es aufhob, verpflichtete er sich erst stillschweigend zur Erziehung desselben. Ließ er es liegen, so ward es entweder getödtet oder ausgesetzt. Doch fand diese unnatürliche Sitte in den cultivirteren Zeiten nur selten Statt. Am siebenten oder zehnten Tage nach der Geburt gab man sämmtlichen Verwandten einen Opferschmaus, bei welchem das Kind einen Namen erhielt. Berühmte Namen unter den Vorfahren wurden gern erneuert, denn Familiennamen hatten die Griechen nicht, daher auch zu näherer Bezeichnung immer angegeben wurde, wessen Sohn der Genannte sey. Um dem neuen Bürger seine künftigen in Athen so bedeutenden Rechte zu sichern, mußte er in die Verzeichnisse der Phratrien (Unterabtheilungen der Stämme) und der Stämme eingeschrieben werden. Man that dieses am Feste der Apaturien, unter der Beobachtung bestimmter Feierlichkeiten. Die Eltern mußten beschwören, daß der Knabe der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin, und in gesetzmäßiger Ehe gezeugt sey. Gewöhnlich geschah dies zwischen dem ersten und dritten Lebensjahre. Im achtzehnten Jahre wurde der Jüngling in die Classe der Epheben aufgenommen und zum Kriegsdienst verpflichtet. Vor den Altären mußte er einen heiligen Eid schwören, die Waffen des Staates nicht zu beschimpfen, seinen Posten nicht zu verlassen, und sein Leben für das Vaterland aufzuopfern. Endlich im zwanzigsten Jahre wurde der junge Athener unter die Männer, in die Register seines Stammes eingeschrieben. Nun konnte er den Volksversammlungen beiwohnen, sich um Staatsämter bewerben, und, wenn sein Vater schon gestorben war, sein Vermögen selbst verwalten.

Welch' ein großes Gewicht die Alten auf die Erziehung legten, geht schon daraus hervor, daß die Gesetzgebung immer mit derselben den Anfang machte. Als Gegenstände der Jugendbildung nennen die Griechen Gymnastik und Musik. (Vergl. Th. I. S. 258.) Die er-

ſtete ward in den Gymnaſien geübt. Gymnaſium bedeutet eigentlich einen Ort, wo man nackt (γυμνός) erſcheint, um ſich in körperlichen Geſchicklichkeiten zu üben. Solcher Orte gab es drei in Athen; einen im Lyceum, den andern auf dem Hügel Kynoſarges, und den dritten in der Akademie, alle drei außerhalb der Stadtmauern. Es waren weitläufige Gebäude, von Gärten und einem heiligen Haine umſchloſſen. Zuerſt trat man in einen viereckigen Hof, der mit Hallen und Gebäuden umringt war. An drei Seiten deſſelben waren große, mit Sitzen verſehene Säle, wo die Philoſophen, die Sophiſten und die Redner ihre Schüler verſammelten, und an der vierten waren Gemächer für die Bäder und die übrigen Bedürfniſſe des Gymnaſiums. Aus dieſem Hofe kam man in einen zweiten, gleichfalls viereckigen Bezirk, wo an drei Seiten Hallen herumliefen. In einer dieſer Hallen, Xyſtus genannt, übten ſich, vor Luft und Wetter geſichert, und von den Zuſchauern abgeſondert, die Zöglinge im Ringen. Jenſeits des Xyſtus war eine lange Bahn für die Wettläufer. Aehnliche Anſtalten wie die Gymnaſien waren die, welche man Paläſtren nannte, nur daß dieſe zu Uebungsplätzen für Erwachſene und für Kämpfer von Handwerk (Athleten) beſtimmt waren. So ſehr die Alten die Gymnaſtik auch ſchätzten, als nothwendig zur harmoniſchen Ausbildung aller Kräfte, und als eine treffliche Vorbereitung für den Krieg, ſo haben ſie doch auch die Nachtheile einer einſeitigen Ausbildung derſelben eingeſehen, und eine zu weit getriebene Beſchäftigung mit Leibesübungen verworfen, als die Jugend zur Rohheit und Wildheit führend

Unter Muſik (Muſenkunſt) verſtanden die Alten nicht nur die Tonkunſt, ſondern auch die Poeſie und die ſchönen Redekünſte überhaupt. Die Tonkunſt wurde nicht bloß der Annehmlichkeit und des Ergötzens wegen getrieben, ſondern beſonders, weil die Alten von ihr ſittliche Wirkungen erwarteten, vermöge ihrer die Seele ſtimmenden und ſtählenden Kraft. Darum verwerfen die Griechiſchen Philoſophen die ſüßen, weichlichen, ſchmelzenden Melodien und Tonarten, und empfehlen vornehmlich die Doriſche Tonart, wegen ihres männlichen, ernſten, feſten, ſtrengen Charakters, durch den ſie ausgezeichnet war, wie der Stamm, dem ſie Entſtehung und Ausbildung verdankte. Eben ſo verwerfen ſie alle nach Virtuoſität ſtrebende Ausübung der Muſik und wieſen ſie den muſikaliſchen Wettkämpfen zu. Denn, ſagt Ariſtoteles*)

*) Politik VIII, 6.

da hier nur die Lust der Zuhörer, nicht die Veredelung dessen, der die Kunst treibt, bezweckt wird; so ist dies keine Beschäftigung für Freie, sondern für Miethlinge.

Die Dichter, und vorzüglich Homer, waren die Grundlage der ganzen Griechischen Bildung. An dem Homer lernten die Knaben lesen, und früh konnten sie Stellen desselben, so wie anderer Dichter, aus dem Kopfe hersagen. Dadurch wurde ihr Sinn vom zartesten Alter an auf das Poetische hingerichtet, dadurch entstand bei ihnen eine Begeisterung für das Schöne, ein reges Gefühl und ein feiner Geschmack, welche nie bei einem andern Volke in dem Maaße ausgebildet waren, wie bei den Griechen und vornehmlich bei den Athenern. Schon ihr Homer hatte den Griechen die Gaben der Musen als das edelste Geschenk für die Menschen angepriesen, und dies war ihnen neben dem, was der Staat von dem Bürger zu fordern hatte, das eigentlich Menschliche in der Erziehung. Dinge eines daraus entstehenden Vortheils oder Gewinns willen zu lernen, hielt man eines Freigebornen für unwürdig, und Horaz preis't die Griechen glücklich, weil ihre Erziehung sie nicht schon früh auf die Sorge für das leibliche Gut hinführe, wie die Römische. Darum seyen ihnen auch die Musen so hold und günstig. Es unterschied sich diese redekünstlerische Bildung der Griechen auch darin von der späterer Völker, daß sie fremde Sprachen weder kannten, noch Dichter und Schriftsteller aus denselben ihnen auf irgend eine Weise als Muster vorleuchteten. Desto eigenthümlicher und ursprünglicher waren aber auch ihre Schöpfungen; allein aus der Tiefe ihres eignen Volkslebens hervorgegangen, ungetrübt und unverdorben von fremdartigen Einflüssen, Bildern und Vorstellungen. Darum bildete sich auch ihre eigene Sprache, welche der stete Abdruck der Geistes- und Sinnesart des Volks, und stets der Behandlungsweise der Dicht- und Redekunst gemäß ist, zu immer größerem Reichthum, Wohllaut und Biegsamkeit aus. In späteren Zeiten, und besonders in unseren Tagen, haben die vielen und mannichfachen fremden Sprachen, die wir treiben, deren Schriftsteller uns als Vorbilder dienen, nicht wenig dazu beigetragen, jenen reinen Strom zu hemmen, und dem Eigenthümlichen durch künstlichen Beisatz des Fremdartigen seine ursprüngliche Frische und Kraft zu rauben. Dagegen ist auch unsere ganze Bildung weit mehr vor den Gefahren einer bloß einseitigen Richtung bewahrt, unser Gesichtskreis ist unendlich weiter; wir vermögen die Geisteswerke der verschiedensten Zeiten und Völker zu

verstehen und zu genießen und sie um uns zu versammeln, wie die Pracht der mannichfaltigsten ausländischen Blüthen Einen Garten schmücken kann. So vermag in menschlichen Dingen oft eine Vollkommenheit nur auf Kosten der andern ausgebildet zu werden, und keiner Zeit ist es vergönnt, alle in sich zu vereinen.

Ein sehr wichtiger Punkt, der für das Verständniß des Lebens der Alten, besonders der Griechen in den Zeiten ihrer Blüthe, wohl ins Auge gefaßt werden muß, ist die Muße, der sie genossen, im Vergleich mit dem von mannichfachen Geschäften erfüllten und bedrängten Leben der modernen Zeit. In unseren Tagen ist es ein Vorzug, dessen sich nur die Reichen erfreuen, dem Lebensunterhalte nicht Zeit und Mühe fast ausschließlich zuwenden zu müssen; unter den Griechen, bei der weit geringern Steigerung und Verfeinerung der materiellen Bedürfnisse, waren viele freie Bürger, die man nach unserm Maaßstabe keineswegs zu den Reichen rechnen würde, in dieser Lage. Daher ist bei den Alten nicht nur von einem nützlichen, sondern auch von einem würdigen Gebrauche der Zeit weit mehr die Rede. Beides ist nöthig, sagt Aristoteles *), Arbeit und Muße, aber die Muße ist der Arbeit vorzuziehen. Doch soll die Muße nicht durch Spiel ausgefüllt werden, sonst wäre das Spiel Zweck des Lebens; vielmehr müssen zur würdigen Ausfüllung der Muße gewisse Dinge gelernt werden (nämlich die Musenkünste in der weitesten Ausdehnung des Worts); und diese werden um ihrer selbst willen gelernt, was aber zur Arbeit gehört, aus Nothwendigkeit und um anderer Dinge willen. — Aus dem, was der Weise hier über den Gebrauch der Muße vorschreibt, geht schon hervor, wie sehr sich diese als so wünschenswerth geschilderte und höchlich empfohlene Muße von trägem Müßiggange unterscheidet. Vermöge jener war es Leuten von großer Verschiedenheit des Lebensberufs, der Glücksgüter und sonstiger Neigungen möglich, sich mit den edleren Künsten auch nach vollendetem Jugendunterrichte fortwährend zu beschäftigen, einen großen Theil ihres Lebens damit zu erfüllen, und sich der herrlichen Wirkungen derselben zu erfreuen. Auch die Forderungen, welche der Staat fortwährend an alle seine Bürger machte, und die große Theilnahme, welche diese wiederum am Staate und allen seinen Schicksalen nahmen — eine Theilnahme, welche alles

*) Politik, VIII, 3.

Andere in den Hintergrund drängt — sind nur unter der Voraussetzung einer solchen Freiheit von Geschäften zu erklären.

Möglich aber war die Geschäftslosigkeit und freie Muße so vieler Bürger nur dadurch, daß der größte Theil aller mechanischen Arbeiten auf eine besonders dazu bestimmte Menschenclasse gewälzt wurde, mit andern Worten dadurch, daß die Sklaverei bestand. In ganz Griechenland überstieg die Zahl der Sklaven die der freien Bürger bei weitem. Auch der ärmere Bürger pflegte einen Sklaven zu haben; in jeder mäßigen Haushaltung brauchte man deren viele zu allen möglichen Geschäften, als Getreidemahlen, Backen, Kochen, Kleidermachen, Begleitung der Herren und Frauen, wenn sie ausgingen u. s. w. Andere arbeiteten in den Fabriken, deren Athen eine große Anzahl hatte. Auf dem Lande wurden sie mit Viehzucht, Ackerbau, Jagd und Fischfang beschäftigt. Noch Andere, welche sich durch Talente und Kenntnisse empfahlen, wurden zu Diensten feinerer Art, als Kinderlehrer, Vorleser, Schreiber gebraucht. Funfzig Sklaven zu besitzen war gar nichts Ungewöhnliches, bei Reichen stieg diese Zahl noch weit höher. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich in Attika das Verhältniß der Freien zu den Sklaven etwa wie eins zu drei verhielt *). Aus einer Zählung, welche kurze Zeit nach dem Tode Alexander's des Großen angestellt wurde, ergiebt sich, daß Attika damals etwas über eine halbe Million Seelen enthielt, etwa 130,000 Freie, und gegen 400,000 Sklaven. Die Preise der letztern waren sehr verschieden, nach ihrer Geschicklichkeit oder der Liebhaberei der Käufer. Außer den Sklaven, welche als solche geboren wurden, lieferte der Krieg die meisten, da das Loos der Gefangenen gewöhnlich Knechtschaft war.

Die Frauen standen bei den Griechen in der Regel nicht in der Achtung, welche die neuere Zeit ihnen zollt. Ihre Würde, ihre Bedeutung in der Familie, im Leben überhaupt waren nicht in demselben Maaße anerkannt. Ihr Leben war abgesonderter und abgeschlossener, sie waren der Männergesellschaft entfremdeter, und konnten daher in die geistigen Beziehungen der Männerkreise nicht so eingreifen; die Frau war nicht in dem Grade Freundin und Vertraute des Mannes.

---

*) Böckh Staatshaushaltung der Athener, Bd. I. S. 40 fg. Böckh folgert aus seiner Berechnung durch ein Versehen, das Verhältniß der Freien zu den Sklaven sey wie 27 zu 100. Es soll heißen das der Freien zur Gesammtbevölkerung.

Doch ist dieses Verhältniß von Neueren häufig in einem grellen übertriebenen Lichte dargestellt worden. Man hat die Griechischen Hausfrauen als ganz vernachlässigt, ja herabgewürdigt, verachtet, in Haremssklaverei gehalten und als höchst ungebildet geschildert. Dieses ist irrig. Schon im Homer wird das Verhältniß edler Frauen als ein durchaus würdiges dargestellt, und der Dichter verweilt gern bei ihrem Lobe. Wenn man in späteren Zeiten für ihre höhere Bildung auch nicht besonders und ausdrücklich sorgte, so ist doch kein Grund vorhanden, sie als ganz ausgeschlossen von derselben zu denken; und was von dem strengen Verschlusse erzählt wird, in welchem Frauen und Jungfrauen gehalten wurden, scheint darauf beschränkt werden zu müssen, daß es für unanständig galt, wenn eine rechtliche Frau anders als bei festlichen Gelegenheiten außer ihrem Hause auf der Straße gesehen wurde *).

Vielbesprochen sind die Griechischen Hetären. Das weichliche Kleinasien, besonders Milet, waren das Vaterland und die Pflanzschule dieser Personen; die meisten und reichsten gab es zu Korinth, wo sie sogar einer Art von Auszeichnung genossen; die berühmtesten zu Athen. Schon Solon, welcher die Sitten der Bürgerinnen durch strenge Strafgesetze gegen Ehebruch und Verführung zu sichern suchte, hatte den Hetären Schutz und Duldung gewährt, und, wie es das Fragment eines komischen Dichters bezeugt, in derselben Absicht, denn nach antiken Begriffen kamen vor allen die Bürger und ihre Familien in Betracht, die Hetären aber waren Fremde oder Unfreie, deren sittliches Daseyn zum Besten Jener allenfalls geopfert werden konnte. Sie suchten, besonders in Athen, nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch Geist und Witz zu glänzen, auch durch Bildung, nach der wenigstens einige strebten, so daß sie selbst Männer von großem Geist und Charakter an sich zu fesseln wußten. Dieses gilt vorzüglich von der Aspasia, der berühmtesten unter allen Griechischen Hetären, die Perikles, nachdem sie lange seine Freundin gewesen war, endlich sogar heirathete, und die einen großen Einfluß auf ihn besaß, worüber denn auch beide dem herben Spotte der Komödiendichter nicht entgangen sind. Wie ausgezeichnet ihr Geist und ihre Bildung gewesen seyn müssen, geht aus dem Plato hervor, der im Menexenus den Sokrates sagen läßt, sie sey seine Lehrerin in der Beredsamkeit gewesen, sie,

*) F. Jakobs, die hellenischen Frauen, in den Vermischten Schriften, Th. IV.

die viele andere große Redner gebildet habe, und auch den vollkommensten, den Perikles. Aspasia machte aber auch von den übrigen Frauenzimmern, zu deren Classe sie gerechnet wird, eine Ausnahme, wie sie nur einmal vorhanden ist. Die allermeisten waren von dem Verderben, wie es dieses Gewerbe nothwendig erzeugt, erfüllt, voll gemeiner Habsucht, welche sie durch schnöde Künste zu befriedigen suchten. Der Jugend wurden sie besonders dadurch gefährlich, daß sie den täuschenden Schein einer aufrichtigen Zuneigung und Zärtlichkeit annahmen, um ihren bethörten Liebhabern die Mittel zu entlocken, sich ein genußreiches, ja glänzendes Leben zu verschaffen *).

Wir haben auf die Vortheile und Vorzüge der Muße aufmerksam gemacht, deren der Mittelstand bei den Griechen in höherem Grade als in unsern Tagen genoß. Das geschäftslose Leben fing aber auch an, eine starke Schattenseite zu zeigen, besonders als, eben um diese Zeit des Peloponnesischen Krieges, der öffentliche Geist in Athen bedeutend herabsank, die Demokratie in Ochlokratie überzugehen anfing, und nun eine Menge von Leuten, mehr oder weniger dürftig, und doch an anstrengende Arbeit nicht gewöhnt, Werkzeuge der ehrgeizigen Demagogen wurden, und die Staatsangelegenheiten, auf welche sie vermöge ihrer Zahl den entschiedensten Einfluß hatten, verwirrten und verderbten.

Diese Theilnahme so vieler dürftigen Athener am Regieren des Staats führte die Besoldung für die Gerichtshöfe und die Volksversammlung herbei, deren schon an einem andern Orte (Th. I. S. 352) gedacht ist. Ein Volksgericht zu Athen bestand aus wenigstens fünfhundert Personen, es konnte aber in einzelnen Fällen sogar bis zu sechstausend steigen. Dies war die ganze Zahl derer, welche jährlich aus den sämmtlichen Bürgern durchs Loos zur Besetzung der Volksgerichte bestimmt wurden. Als solche hießen sie Heliasten. Man sieht aus der Größe dieser Zahl, wie nahe Volksgericht und Volksversammlung einander standen. Es schlichteten die Athener übrigens nicht bloß ihre eigenen Rechtshändel, sondern sie hatten sich auch die Gerichtsbarkeit über die Bundesgenossen zum großen Schaden derselben angemaßt. Dadurch wuchs die Zahl der Prozesse außerordentlich. „Täglich saß beinah der dritte Theil der Bürger zu Gericht: hieraus mußte

---

*) Jakobs, von den Hetären, an dems. Orte.

nothwendig jene Richterwuth entstehen, welche Aristophanes in den Wespen beschreibt, und die Bürger mußten nicht allein lohngierig und nützlicher Beschäftigung abgeneigt, sondern auch streitsüchtig und sophistisch werden, eine ganze Stadt voll Rabulisten und Rechtsverdrehern, ohne gründliche Kunde des Rechts, aber desto kühner und leichtsinniger, die, nach des Komikers Ausdruck, mit Stab und Mantel für drei Obolen dasitzend, die Geschäfte zu lenken glaubten, während sie selbst von Parteihäuptern gegängelt wurden" *).

Dieser Sold für die Heliasten und die Bürger in der Volksversammlung war ein Schlund, der ungeheure Summen verschlang, deren Deckung oft nicht geringe Verlegenheiten hervorbrachte. Ja es kam so weit, daß Redner ganz ungescheut auf Verurtheilung angeklagter Reichen antrugen, aus keinem andern Grunde, als weil ohne Gütereinziehungen die Soldzahlungen an das Volk nicht Statt finden könnten.

Ein eben so schlimmer Krebs der Atheniſchen Staatswohlfahrt war das Theorikon. Um nämlich Gedränge und Schlägereien beim Eintritt in das Theater zu vermeiden, war schon früh festgesetzt worden, daß die Sitze verkauft werden sollten, um aber wiederum die Armen vom Schauspiel nicht auszuschließen, erstattete ihnen der Staat die dafür zu erlegenden zwei Obolen, und dieses Geld hieß Theorikon. Späterhin wurde der Betrag vergrößert, damit sich das Volk an den Festen gütlich thun und eine bessere Mahlzeit verschaffen könne. Man bestritt das Theorikon aus den Ueberschüssen, welche die Staatskasse hatte, nachdem die gewöhnlichen Ausgaben gedeckt waren. Zu diesen gewöhnlichen Ausgaben aber gehörten die Kriegskosten nicht, und da das Volk vor Allem auf sein Vergnügen bedacht war, so kam die Zeit bald, wo die Theorikengelder kraftvoller Kriegführung große Hindernisse in den Weg legten, oder sie ganz unmöglich machten.

47. Rückzug der zehntausend Griechen.

(401—400 vor Chr.)

Wir kehren nach dieser Abschweifung zur Geschichte zurück, welche unsern Blick zunächst auf das Persische Reich richtet. Wir haben schon erwähnt, daß Artaxerxes Mnemon den durch den Tod seines Vaters erledigten Thron bestiegen hatte, daß aber sein jüngerer, von

*) Böckh, a. a. O. Bd. I. S. 245.

der Mutter vorzüglich geliebter und begünstigter Bruder Cyrus, durch Geist und Kraft nicht unwürdig den Namen des Stifters der Monarchie zu führen, in diesem innern Berufe ein größeres Recht zum Throne zu haben glaubte, als Artaxerxes durch seine Erstgeburt. Auch ist bereits erzählt, daß er zur Erreichung seines Zweckes, dem Bruder die Herrschaft zu entreißen, die Unterstützung Griechenland's, vorzüglich der Spartaner suchte, und diese darum gegen das Ende ihres großen Krieges gegen Athen so nachdrücklich unterstützte. Freigebigkeit, beharrliche Neigung und große Liebenswürdigkeit hatten ihm überdies nicht bloß Sparta gewonnen, sondern auch die Anhänglichkeit einzelner tüchtigen Griechen verschafft, die ihm mit dem Gelde, welches er ihnen reichlich zufließen ließ, Krieger ihres Volkes warben. Von diesen Männern war ihm keiner so werth geworden, als der Freund seines Freundes Lysander, Klearchus, ehemaliger Harmost von Byzanz, welcher dort die ihm anvertraute Macht durch Willkür und Gewaltthaten im hohen Grade gemißbraucht, aber einen ausgezeichneten Beruf zum Heerführer hatte. In die Absichten des Cyrus ganz eingeweihet, bildete er ihm im Thraciſchen Chersonnes still und unvermerkt ein stattliches und geübtes Heer von Griechischen Söldnern. In Thessalien und in den Griechisch-Asiatischen Städten wußte Cyrus unter allerlei Vorwänden gleichfalls solche Kriegsschaaren zu errichten. Es schmeichelte den Griechen, daß er auch schon vorher, als er beim herannahenden Ende seines Vaters nach Susa gegangen war, sich von Söldnern ihres Volkes hatte begleiten lassen, und als er es nun für Zeit hielt, alle diese einzeln gesponnenen Fäden zu einem Gewebe zu verbinden, hatte er, außer einer zu jedem Dienst bereiten Spartanischen Flotte, ein Heer von zehntausend schwerbewaffneten Griechen in Kleinasien versammelt, auf deren Geübtheit und Treue er sich verlassen konnte (März 401). Schon das Ansehn, die Bewaffnung und die kriegerische Haltung dieser Truppen flößte den Barbaren Ehrfurcht ein, und bei dem bloßen Anblick ihrer Kriegsübungen bemächtigte sich der Zuschauer ein solcher Schrecken, daß Cyrus dies als die sicherste und beste Vorbedeutung für das Gelingen seines Planes betrachtete. Von Lydien aus führte er sie weiter in das innere Asien, wagte aber nicht, ihnen das ferne Ziel und die gefährliche Absicht seines Unternehmens sogleich zu entdecken, sondern gab bald vor, daß es gegen das aufrührerische Pisidien gehe, bald, daß er den Satrapen von Syrien bekriegen wollte.

So wußte er die Zehntausend immer weiter zu locken, und, auch als sie die Wahrheit zu ahnen begannen, ihr Murren zu beschwichtigen, bis man an den Euphrat gelangte. Als er nun auch diesen Fluß überschreiten wollte, mußte er seine wahre Absicht unumwunden kund geben; aber die Griechen waren nun schon zu weit gegangen, um ohne seine Unterstützung zurückkehren zu können, und die Verheißung neuer glänzender Belohnungen vermochte sie, ihm unbedingt zu folgen. Bei Kunaxa stieß das ganze Heer des Cyrus mit dem des Artaxerxes zusammen (im October) und ein Kampf begann, in welchem die Griechen zwar den rechten Flügel der Feinde völlig in die Flucht schlugen, Cyrus aber im Zweikampf mit seinem Bruder, auf den er heftig eindrang, von den Begleitern desselben getödtet wurde. Sein ganzes Persisches Heer ergriff nach dem Falle des Führers die Flucht, aber die Griechen, die nun auch den gegen sie anrückenden Artaxerxes zurückschlugen, blieben siegreich auf dem Kampfplatze stehen. Sie waren daher muthig genug, den Ariäus, einen vornehmen Perser, des Cyrus Freund und Unterfeldherrn, aufzufordern, doch um den Thron zu kämpfen, und stolz genug, dem Artaxerxes, der sie zur Ablieferung ihrer Waffen aufforderte, im ächtgriechischen Freiheitssinne zu antworten. Auch konnte Kühnheit allein sie retten. Ariäus, der ihnen feierlich geschworen hatte, sie auf einem andern Wege zurückzuführen, da auf dem, den sie gekommen, großer Mangel an Lebensmitteln war, versöhnte sich mit dem Könige. Tissaphernes unterhandelte zwar mit ihnen, und versprach ihnen im Namen des Königs freien Abzug, aber hinter dieser scheinbaren Güte verbarg sich die schändlichste Hinterlist. Der verrätherische Perser lud den Klearch und die übrigen Griechischen Führer zu sich, und als sie arglos kamen, ließ er sie gegen das gegebene Wort gefangen nehmen, und in Ketten zum Könige führen, auf dessen Befehl sie hingerichtet wurden. Der verlassenen Untergebenen der Gemordeten dachte man nun leicht Herr zu werden; hier aber fanden die Treulosen sich getäuscht.

Bei der ersten Nachricht von dem Verrathe verzweifelten zwar die Griechen an ihrer Rettung. Sie waren auf das östliche Ufer des Tigris gelockt worden, gänzlich unbekannt mit den Gegenden, durch die sie den Weg nach der Heimath suchen mußten, ohne Führer und Lebensmittel und von feindlichen Völkern umgeben. Da aber trat der Athener Xenophon, der sich den Zehntausend als Freiwilliger angeschlossen hatte, auf, und ermahnte sie dringend, sich ihrem Verderben

nicht unthätig hinzugeben, und sich den Weg in die Heimath mit eigner Kraft zu bahnen, wie groß auch die Schwierigkeiten seyn möchten. Seine Rede belebte die Kleinmüthigen mit neuem Vertrauen, auf seinen Rath schritt man rasch zur Wahl anderer Befehlshaber, unter denen der alte Cherisophus, seines Ansehns als Spartaner wegen, Führer der Vorhut, und Xenophon, als der einsichtsvollste Krieger, Führer der Nachhut waren. Darauf verbrannte man alle Wagen, Zelte und alles Gepäck, bis auf das Nöthigste, um desto beweglicher zu seyn, und begann den Weg, auf welchem man unter steten Angriffen des nachsetzenden Tissaphernes fortschreiten mußte. Außer Stande, über den tiefen Tigris zu kommen, fanden sie den fernern Weg am Ufer dieses Flusses bei der steten Verfolgung, die leicht zu einer Umzinglung werden konnte, zu gefahrvoll, und beschlossen daher sich nordwärts in das Gebirge der Karduchen zu werfen. Plötzlich in der Nacht lenkten sie von dem bisherigen Wege ab, überlisteten die Perser, und retteten sich durch diese Wagniß. Denn Tissaphernes wagte es nicht, ihnen in das Land der kriegerischen, von den Persern nie unterworfenen und stets gefürchteten Karduchen zu folgen, sondern setzte seinen Weg nach Jonien westwärts fort, während sie nun über den Tigris und Euphrat in der Nähe der Quellen dieser Flüsse ohne Gefahr gingen. Sieben Tage voll schwerer Mühseligkeiten bedurften sie, um durch die Bergschluchten bis an den Fluß Kentrites, der Grenze Armenien's, zu kommen, wo sich ihnen neue Schreckniſse entgegenstellten. An dem jenseitigen Ufer standen die Truppen des Satrapen von Armenien, der ihnen auf anderen Wegen zuvorgekommen war, und hinter ihnen drohten die Karduchen von den eben verlassenen Gebirgen her. Aber auch aus dieser gefährlichen Lage retteten Xenophon's Gewandtheit und Einsicht und die Anstrengung der Soldaten, und der Uebergang über den Fluß erfolgte. Der Arglist des Satrapen von Westarmenien, der sie unter dem Scheine der Freundschaft zu vernichten dachte, kamen sie durch einen tapfern Angriff zuvor; aber gefährlicher und unausweichbarer waren der tiefe Schnee und die fürchterliche Kälte, denen Mehrere erlagen. Doch Xenophon verzagte nicht, und belebte den Muth der Ermattenden. Beim Weiterziehen kamen sie zu den Wohnsitzen der Chalyber, eines freien und kriegerischen Bergvolkes, des furchtbarsten unter allen, auf die sie bisher gestoßen, welches sich ihnen tapfer widersetzte. Diese Kämpfe nöthigten die Griechen zu ihrem Heile von der eingeschlagenen nördlichen Richtung,

die sie gerade auf den Kaukasus los geführt hätte, gegen Nordwesten abzuweichen. So gelangten sie endlich an das Schwarze Meer, und genossen von einem Berge herab den langersehnten Anblick der offnen See. Nie haben auf dem Meer Umhergetriebne freudiger das Land erblickt, als die Griechen hier das Meer. Alles stürzte hinauf, den ersten Jauchzenden nach, um der entzückenden Aussicht zu genießen; mit Freudenthränen umarmten sie sich und streckten ihre Hände zu den rettenden Göttern empor. Nur noch einen Kampf hatten sie zu bestehen, mit den Kolchern, die sie in die Flucht schlugen, dann kamen sie, von Zehntausenden noch Achttausend Sechshundert, zur ersten Griechischen Stadt Trapezus, wo sie ihre Freude durch Opfer und gymnastische Spiele zu erkennen gaben.

Doch das Ende dieser Gefahren und Mühseligkeiten war noch nicht gekommen. Noch immer hatten die Griechen bei der Fortsetzung ihres Weges durch Kleinasien Kämpfe zu bestehen, die ihnen jedoch nicht so große Gefahr drohten, als die Uneinigkeit, die unter ihnen selbst hervorbrach, und die feindlichen Ränke ihrer eignen Landsleute, ja eines vom Pharnabazus bestochenen Spartanischen Nauarchen. Auch diesen Uebeln wußte indeß Xenophon zu begegnen. Seine Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und Mäßigung wirkten hier nicht minder heilsam, als früher seine Tapferkeit, Entschlossenheit und Ausdauer. Als das Heer nach Europa herübergekommen war, blieb den Verlassenen keine Zuflucht, als der Aufforderung des Thracischen Fürsten Seuthes gemäß in die Kriegsdienste desselben zu treten. Nach Verlauf eines mit Sieg und Ruhm erfüllten Monats wurden sie durch zwei Spartanische Abgeordnete nach Asien zurückgeholt, um als Söldner unter Thimbron zu dienen, der als Feldherr den eben ausgebrochenen Krieg zwischen Sparta und Persien oder Tissaphernes leitete.

Uneingedenk dieser großen Verdienste, die er sich um Griechen erworben, ward Xenophon aus seiner Vaterstadt Athen, zum Theil um den Persern zu gefallen, verbannt*). Aber auf den Olympischen Spielen wurde er gleich einem Sieger für die Rettung der Zehntausend ausgerufen, und so gewährte die gerechte Stimme des ganzen Grie-

*) Die Spartaner gaben dem Verwiesenen einen Aufenthalt zu Scillus, wofür er durch parteiische Vorliebe für sie in seiner Hellenischen Geschichte dankbar gewesen ist. Aber schon seine politische Ansicht nahm ihn für die Spartaner ein, und deshalb betrieb auch wol der Demagoge Eubulus seine Verbannung aus Athen.

chenland's, erhaben über die ſtreitenden Parteien und eigennützigen Leidenſchaften, das verdiente Lob einer That, welche das Uebergewicht Griechiſchen Muthes und Geiſtes über Aſien von Neuem verherrlicht hatte.

Im Perſiſchen Reiche war durch die Schlacht bei Kunaxa Artaxerxes Mnemon zwar auf dem Throne befeſtigt worden, aber er zeigte ſich als einen ſo ſchwachen und untüchtigen Regenten, daß ſeine Mutter, die wüthende Paryſatis, die ihn völlig beherrſchte, ungeſtraft die unerhörteſten Frevel verüben durfte. Sie ließ Alle, welche am Tode ihres geliebten Cyrus Antheil gehabt hatten, oder thöricht damit prahlten, mit der erfinderiſcheſten Grauſamkeit tödten, und vergiftete ſogar die ſchöne Statira, des Königs Gemahlin, welche ihr zur unbedingten Herrſchaft über denſelben allein noch im Wege zu ſtehen ſchien. Dafür wurde ihr bloß Babylon als Aufenthalt angewieſen, und nach einiger Zeit kehrte ſie wieder an den Hof zurück, wo ſie den Leidenſchaften ihres Sohnes ſo zu ſchmeicheln wußte, daß ſie den frühern Einfluß in Kurzem völlig wieder gewann.

---

48. Ageſilaus im Kampfe mit Perſien.

Auch in Sparta fehlte es nicht an inneren Reibungen und Erſchütterungen. Die Spartiaten, die im Vollgenuß aller Rechte waren, hatten ſich damals bei den Perioiken und andern lakoniſchen Halbbürgern, wohin beſonders die Neodamoden (freigelaſſne Heloten) gehörten, durch Druck und verächtliche Behandlung ſo verhaßt gemacht, daß dieſe eine Verſchwörung zum Umſturze der Verfaſſung anſtifteten, die indeß noch vor dem Ausbruche verrathen und unterdrückt ward. Nicht weniger groß war die Unzufriedenheit der abhängigen fremden Staaten. Athen hatte nicht bloß geherrſcht über die Inſeln und Städte, ſondern ihnen durch ſeinen weit verbreiteten Handel, durch den Austauſch gegenſeitiger Bedürfniſſe auch große Vortheile verſchafft; Sparta's Herrſchaft aber gab durch keinen Verkehr Anlaß zum Gewinn, und die rauhen Harmoſten wollten nur ihre Habſucht befriedigen. Daher entſtand bald ein großer Haß bei den Bedrückten, der Sparta's Herrſchaft zu erſchüttern anfing.

Zur Unterdrückung jener Verſchwörung hatte vorzüglich König

Ageſilaus beigetragen, der kurz vorher, nach dem Tode ſeines Bruders Agis zur Regierung gelangt war. Dem Agis hätte eigentlich ſein Sohn Leotychides folgen ſollen, aber dieſen gab das Gerücht für einen Sohn des Alcibiades aus, und als Agis ſtarb, brachte Ageſilaus es mit Hülfe des Lyſander, der ſich ihn ſchon früh als Werkzeug und Stütze auserſehen hatte, dahin, daß die Unächtheit des Leotychides anerkannt ward, und ſtatt deſſelben er den Spartaniſchen Thron und ſeines Bruders Vermögen in Beſitz nahm. Das letztere verſchenkte er großmüthig an ſeine armen mütterlichen Verwandten faſt zur Hälfte. Alte und neuere Schriftſteller haben den Ageſilaus wegen ſeiner altſpartaniſchen Einfachheit der Sitten, ſeiner Tapferkeit, Milde, einnehmenden die Gemüther gewinnenden Freundlichkeit, und klugen Nachgiebigkeit gegen die Ephoren geprieſen. Bei allem dem zeigt eine ſorgfältige Betrachtung ſeines Lebens, daß er eben ſo wenig ein großer als ein reiner Charakter genannt werden kann. Denn er ſah weder die Nothwendigkeit einer tieferen Umbildung des Staats, wenn die Uebel, an welchen Sparta litt, gründlich geheilt werden ſollten, noch beſaß er den Geiſt, ein ſolches Unternehmen durchzuführen. Als guter Feldherr bewährte er ſich bei ſeinen Feldzügen in Aſien gegen das Perſiſche Reich, wo er ſich ein weites Ziel geſteckt zu haben ſcheint; aber auch hier zeigte ſich, daß er die Hinderniſſe, welche die Lage Griechenland's der Ausführung eines ſolchen Vorhabens entgegenſtellte, nicht durchſchaut und in Betracht gezogen hatte. Und in den Kämpfen gegen Theben folgte er einer Staatskunſt, die den Vortheil der Gerechtigkeit und dem Löblichen überall voranſtellt.

Als Tiſſaphernes nämlich aus dem innern Aſien in ſeine Satrapie zurückkehrte, rüſtete er ſich, mit größerer Macht von ſeinem Könige belohnt, zu einem Angriffe gegen die Griechiſch-Aſiatiſchen Städte, und dieſe wandten ſich an Sparta um Hülfe. Sparta gewährte ſie bereitwillig, und ſandte Kriegsſchaaren nach Kleinaſien unter der Anführung des Thimbron, der ſpäterhin von Dercyllidas abgelöſet wurde. Da aber Tiſſaphernes nun eifrig größere Rüſtungen betrieb, eilten die Spartaner, ein neues und größeres Heer hinüber zu ſenden, und dieſes war es, welches Ageſilaus führte (396). Lyſander begleitete den König. Er hoffte, ſeine Verhältniſſe in den Aſiatiſchen, durch innere Unruhen faſt ganz zerrütteten Städten wieder herzuſtellen, und den Ageſilaus, ſeinen Schützling, ganz zu lenken, fand ſich aber bitter getäuſcht. Als ſie in Aſien angekommen waren, drängte ſich anfangs

Alles um den Lyſander, der noch allmächtig zu ſeyn ſchien; ſein Glanz überſtrahlte den des Königs bei weitem. Bald aber wurden gerade die Günſtlinge des Lyſander vom Ageſilaus ſo auffallend zurückgeſetzt, daß er ſelbſt ihnen rathen mußte, ſich künftig an den König zu wenden, und voll Unmuth das Heer verließ. In Sparta beſchäftigte er ſich mit einem geheimen Plane, den Euryſtheniden und Prokliden den alleinigen Beſitz der königlichen Würde zu entreißen, der jedoch nicht zur Ausführung kam.

Indeß mußte Tiſſaphernes die volle Wahrheit der Warnung des Alcibiades empfinden, daß Perſien die Landmacht Sparta's mehr zu fürchten habe, als die Seemacht Athen's. Anfangs hatte er einen früher geſchloſſenen Waffenſtillſtand aus Furcht mit dem Ageſilaus erneuert; dann aber, kühn gemacht durch anſehnliche Heerhaufen, welche aus dem obern Aſien anrückten, erklärte er ihm, daß er Aſien räumen, oder eines Krieges gewärtig ſeyn müßte. Die Freunde des Ageſilaus glaubten auch in der That, daß man einer ſolchen Macht weichen müſſe; aber dieſer ließ dem Tiſſaphernes ſagen, er danke ihm, daß er durch ſeinen Meineid den Griechen einen neuen Beiſtand, den der Götter, verſchaffe; ſeinen Soldaten aber befahl er, ſich zum Kriege zu rüſten, und allen Städten gab er auf, Mannſchaft zu ſenden und Vorräthe herbeizuſchaffen auf der Straße nach Karien. Auch Tiſſaphernes war überzeugt, daß Ageſilaus in dies Land ziehe, und ſtellte ſein Heer zur Vertheidigung deſſelben auf, aber unvermuthet und mit großer Eil brach der König in Phrygien, die Satrapie des Pharnabazus, ein, und durchzog dieſelbe mit großem Gewinn an Beute bis nach Daſcylium, dem Hauptſitz des Satrapen. Nur weil es ihm an Reitern fehlte, um ſie den nachrückenden Perſiſchen entgegen zu ſetzen, mußte er nach Epheſus zurückkehren, wo er den ganzen Winter zur Errichtung und Einübung einer tüchtigen Reiterei anwandte, deren Nothwendigkeit zur Fortſetzung dieſes Krieges ihm ſehr fühlbar geworden war. Der folgende Frühling wiederholte die Auftritte des vergangenen Jahres. Wiederum täuſchte ſich Tiſſaphernes über die eigentliche Abſicht des Spartaniſchen Feldherrn, und ſchützte abermals nur Karien; plötzlich ſtand Ageſilaus bei Sardes, und ſchlug die von ihrem Fußvolk getrennte Perſiſche Reiterei. Der Erfolg dieſes Sieges war die ungehinderte Plünderung des Landes und eine reiche Beute, deren Werth an ſiebzig Talente betrug.

So ſtark und ſo gefährlich war das Perſiſche Reich noch nicht

bedrohet worden; der Unwille des Artaxerxes fiel auf den Tissaphernes, und da des Königs Mutter, Parysatis, die noch keinem Gegner ihres geliebten Sohnes Cyrus die blutige Rache geschenkt hatte, diesen Zorn anfachte, vielleicht auch Pharnabazus mitwirkte, so büßte der Satrap diese Niederlage mit seinem Kopfe. Die Griechen frohlockten über den Untergang dieses Hellenenfeindes, wie ihn ihre Schriftsteller nennen, woraus am sichersten erhellt, daß der Verdacht des Verraths, den man auf ihn geworfen hatte, ungegründet war. Daß die Persischen Angelegenheiten nach dem Falle des Tissaphernes nicht besser, sondern schlimmer berathen waren, zeigte sich in dem Verfahren seines Henkers und Nachfolgers Tithrauſtes. Dieser that dem Agesilaus sogleich Friedensvorschläge im Namen des Artaxerxes, des Inhalts, daß alle Griechischen Städte in Asien frei seyn sollten, gegen Erlegung des alten herkömmlichen Tributs. Agesilaus erwiederte, er könne darüber, ohne Rücksprache mit der heimischen Regierung, nicht entscheiden, und nun gab ihm Tithrauſtes dreißig Talente, wenn er bis zur völligen Aussöhnung des Spartanischen und Persischen Staats wenigstens aus seinem Gebiete in das des Pharnabazus gehen wollte. Waren diese Anträge auch nur List des Tithrauſtes, um unterdessen mit Persischem Golde in Griechenland selbst den Spartanern Feinde zu erregen, immer offenbarte sich darin eine Schwäche, die sich selbst nicht mehr vertraute, und die Hoffnungen des Agesilaus immer höher steigerte. Ihrerseits that die Spartanische Regierung Alles, um die ihr zu Gebote stehenden Kräfte so viel als möglich in der Hand ihres Königs zu vereinigen; sie gab dem Agesilaus zugleich den Befehl über die Flotte, ein Vertrauen, welches bis jetzt noch unerhört war.

Vor dem Beginn eines neuen Feldzuges versuchte es Agesilaus, den Pharnabazus durch das Versprechen, ihn zum unabhängigen Fürsten seiner Satrapie zu machen, zum Abfall zu bewegen. Es wurde eine Unterredung zwischen Beiden veranstaltet *), in welcher jedoch der Satrap nur zu dem Versprechen bewogen werden konnte, sich mit den

*) Agesilaus, der zuerst gekommen, erzählt Plutarch, legte sich ohne weitere Umstände in das Gras, und der Satrap folgte aus Scham dem gegebenen Beispiele ohne sich der für ihn ausgebreiteten köstlichen Teppiche zu bedienen. Eine solche Verachtung jeder Weichlichkeit zeigte Agesilaus in diesem Kriege überall. Die Asiatischen Griechen, sagt derselbe Schriftsteller, sahen mit Vergnügen, wie die sonst unerträglich stolzen und üppigen Harmosten jetzt einem kleinen, lahmen und im schlechten Kleide einhergehenden Manne, wie Agesilaus, demüthig gehorchten.

Griechen zu verbinden, wenn Artaxerxes den Oberbefehl einem Andern anvertrauen ſollte. Doch auch ſchon in dieſer Zuſage erblickte Ageſilaus eine neue Beſtätigung der innern Schwäche des großen Perſiſchen Reiches. Er entſchloß ſich alſo mit dem neuen Frühling (394), den Krieg an den Seeküſten aufzugeben, und tiefer in das Land zu dringen, überzeugt, daß alle Länder und Völker, die er im Rücken ließ, hinter ihm wie hinter einer Schutzmauer den Abfall vom Perſiſchen Reiche beginnen würden. Mit dem Könige des ſeit der Empörung des Amyrtäus (Th. I. S. 347.) nie ganz bezwungenen Aegypten's ſtand Sparta ebenfalls im Bündniß, und erhielt von da Unterſtützungen von mancherlei Art, ſo daß die That nicht ſo ſchwer, als groß zu werden verſprach. Aber indem Ageſilaus nach dieſer ſtolzen Siegerpalme rang, wurde er nach Griechenland zurückgerufen, um ſein Vaterland zu retten, das in einer kürzern Zeit als Athen erfahren mußte, es ſey leichter, das Perſiſche Reich, wenigſtens innerhalb des Taurus, zu erobern, als die kleinen lebensvollen Staaten Griechenland's zu bändigen.

49. Begebenheiten bis zum Frieden des Antalcidas.

(394—387 vor Chr.)

Mit ſchmerzlichen Gefühlen verließ Ageſilaus die große Laufbahn des Sieges und Ruhmes, die ſich vor ihm eröffnet haben würde, wenn Sparta's Anmaßungen, Hochmuth und Willkür nicht ſelbſt die Feinde erweckt hätten, die alle weiteren Fortſchritte bedenklich, ja unmöglich machten. Der Mittelpunkt aller Derer, welche die drückende Spartaniſche Hegemonie aufgehoben zu ſehen wünſchten, war jetzt Theben. Es klagte laut, aber vergeblich, daß Lacedämon ſich die Vortheile des mit den Kräften aller ſeiner Bundesgenoſſen errungenen Sieges ausſchließend aneignete. Ihm ſchloß ſich zunächſt Korinth an. Aber auch Athen's Muth lebte wieder auf; es ſah das ſeiner politiſchen Thätigkeit unentbehrliche Element des Meeres ſich ihm wieder befreunden, da ſein Bürger Konon, ſeit der Schlacht von Aegos-Potami, wie wir wiſſen, in Cypern, jetzt an der Spitze einer Perſiſchen Flotte ſtand, und, wie ſich vermuthen ließ zum Vortheil ſeines Staates *), die Spartaner auf dem Meere bekriegte.

*) Die Rhodier, die jetzt von den Spartanern ſchon abfielen, traten doch gewiß zu Ko-

Diese glimmenden Funken der Eifersucht und Erbitterung fachte Persien, um sich selbst zu schützen, durch reichlich ausgestreutes Geld, welches in Theben, Korinth und Argos nicht zurückgewiesen wurde, zur Kriegsflamme an. Theben fand bald einen Anlaß zum offnen Kampfe. Es reizte die Opuntischen Lokrer zu einem Kriege gegen die Phocier, und leistete Jenen Beistand, weil es wußte, daß Sparta sich Dieser annehmen würde. Auch ergriff Sparta gleich die dargebotene Gelegenheit, vorzüglich auf Betrieb des Lysander, welcher nach seiner Rückkehr aus Asien neue Thätigkeit und neuen Ruhm auf dem Kampfplatze suchte. Sein Ansehen in Sparta war wieder gestiegen, seitdem die eben ausbrechende Gährung die Nothwendigkeit der strengen Maaßregeln zu rechtfertigen schien, welche er in Athen gegen die Meinung des Königs Pausanias nicht hatte aufrecht erhalten können. Er erhielt den Auftrag, sich aus den streitbaren Völkern im nördlichen Griechenland ein Heer zu bilden, und damit in Böotien einzubrechen. Zugleich sollte König Pausanias mit dem Lacedämonischen Hauptheer von der andern Seite über den Isthmus an demselben Orte und Tage mit Lysander zusammentreffen. Dieser erschien vor Haliartus und belagerte es, die Thebaner eilten zum Entsatze herbei, und sey es daß Lysander, weil er wirklich überfallen war, nicht anders konnte, oder daß er im übermüthigen Vertrauen und falscher Eifersucht den Rückzug bis zur Ankunft des Pausanias nicht für nöthig hielt — genug, er ließ sich in ein Treffen ein, in welchem er seinen Tod fand (394). Nun kam Pausanias mit seinem Heere an, wagte aber kein Gefecht, und ließ sich nur Lysander's Leichnam nebst den übrigen Gebliebenen ausliefern, wofür er die Verbindlichkeit übernahm, das Böotische Gebiet zu räumen. Dafür wurde er in Sparta zum Tode verdammt, dem er sich nur durch die Flucht zu entziehen vermochte. Der Bund zwischen Korinth, Theben, Argos und Athen, durch den Sieg zuversichtlich geworden, trat nun offner hervor, und die vielen kleineren Staaten Griechenland's neigten sich zu ihm hin. Auch in Thessalien traten einige Städte und Völkerschaften (denn ein gemeinschaftliches Verfahren in Absicht auf Hellenische Angelegenheiten hinderte die Parteiung in diesem Lande) auf die Seite der Verbündeten. So bildeten sie also eine ziemlich ansehnliche Macht, und um Sparta aus desto größerer Nähe

---

non, nicht zu den Persern über. Die Spartaner verloren dadurch zugleich große Kornvorräthe, die der König von Aegypten ihnen nach Rhodus geschickt hatte.

zu ſchrecken, machten ſie Korinth zum Mittelpunkt ihrer Berathungen und zum Stützpunkte ihrer Angriffe auf den Peloponnes.

So bedrängt, rief nun Sparta den Ageſilaus aus Aſien herbei, der auch ſogleich aufbrach. Der König von Perſien, ſagte er, treibe ihn aus Aſien mit zehntauſend Bogenſchützen (die auf den Perſiſchen Münzen geprägt waren). Mit Hinterlaſſung eines Heerhaufens zur Beſchützung der Städte zog er mit ſeinen ausgeſuchteſten Truppen über den Hellespont nach Europa, auf demſelben Wege, auf dem einſt Xerres in Griechenland eingedrungen war, und bahnte ſich mit ſeinen Waffen, oder mit dem Schrecken derſelben, den Weg durch die Thraciſchen Völkerſchaften und durch Macedonien. Als der König des letzteren Landes auf die Anfrage wegen des Durchzuges antwortete, er wolle ſich beſinnen, rief Ageſilaus mit kühnem Geiſte: „Mag er ſich alſo beſinnen, wir wollen indeſſen vorwärts gehen.“ Als er unterweges die Nachricht von einem Treffen bei Sicyon erhielt, welches bei bedeutendem Verluſt auf beiden Seiten doch mehr zum Vortheil der Spartaner ausgefallen war, ſagte er: „Wehe dir Griechenland, daß du durch dich ſelbſt ſo viele Tapfere verlierſt, die, wenn ſie lebten, alle Barbaren im Kampfe zu beſiegen vermöchten!“ Er vergaß in ſeinem patriotiſchen Unwillen, daß die Schuld diesmal hauptſächlich auf der Seite Sparta's war. In Theſſalien verſchaffte er bei Pharſalus der von ihm gebildeten Reiterei den Ruhm eines Sieges über die vielgeprieſenen Theſſaliſchen Reiterſchaaren.

Aber viel bedeutender und folgenreicher als dieſe Landgefechte war ein entſcheidender Sieg, welchen Konon an der Spitze einer Perſiſchen, durch Aſiatiſch-Griechiſche Schiffe verſtärkten Flotte über die Spartaniſche in den Gewäſſern von Knidus davon trug (394). Die Spartaner verloren funfzig Triremen und ihren Nauarchen Piſander, einen Schwager des Ageſilaus. Dieſer erhielt die ſchlimme Kunde, als er eben in Böotien einfallen wollte, er fürchtete den nachtheiligen Eindruck, den ſie auf das Heer machen würde, und ließ daher die Nachricht von einem Siege verbreiten; ſeine wahren Empfindungen verbarg er unter der Trauer über den Verluſt ſeines Verwandten. So führte er das Heer gegen die Verbündeten, auf welche er bei Koronea ſtieß. Die Schlacht war hitzig und blutig. Funfzig edle Spartaniſche Jünglinge, welche den Ageſilaus umgaben und verzweifelt fochten, ſchützten ihren König vor dem Tode, aber nicht vor Verwundung, und der Sieg ſelbſt blieb doch unentſchieden. Denn wenn auch Ageſilaus dadurch,

daß er spät am Abend der Schlacht seine Todten begraben oder verstecken, und am Morgen sein Heer unter Flötenschall und bekränzt ausrücken ließ, die Thebaner zwang, ihre Todten fordern zu lassen (das Zeichen der Niederlage); so zog sich doch das Spartanische Heer nach Phocis, und von da übers Meer nach dem Peloponnes zurück, ohne in Böotien weiter vorzudringen, oder das auf dem Isthmus versammelte Heer der Verbündeten im Rücken weiter zu bedrohen. Agesilaus ging nach Sparta zurück, theils zur Befestigung des königlichen Ansehns gegen die Lysandrische Partei, welche er geschickt aufzulösen wußte, theils zur Berathung über die ferneren Maaßregeln zum Kriege, dessen Schauplatz nun der Peloponnes ward. In der Stadt Korinth selbst befehdeten sich die Parteien der Aristokraten und Demokraten; die letzteren, welche sich ihren Gesinnungen gemäß dem Bunde anschlossen, hatten die Truppen desselben zu ihrer Stütze, und die Einsichten der Atheniſchen Heerführer Iphikrates und Chabrias. Doch scheinen die Demokraten nicht stark genug gewesen zu seyn, da sie zu dem verzweifelten Mittel schritten, an einem Festtage die Gegner meuchlerisch zu überfallen. Selbst die zu den Altären Geflüchteten wurden nicht verschont; hundert und zwanzig wurden umgebracht, fünf hundert entkamen. Diese wandten sich nun an ihre Freunde, die Spartaner, und brachten in den fortwährenden Krieg eine noch größere Erbitterung. In diesen kleinen Kämpfen bedienten sich die Athener zuerst der Soldtruppen, deren nachtheilige Wirkung sich besonders in der Folge kund that.

Diese Landkämpfe konnten zu keiner Entscheidung führen, wogegen die Fortschritte des Konon nach dem Siege bei Knidus den Spartanern höchst nachtheilig wurden; die meisten Städte und Inseln fielen von dem Bunde derselben ab, und vertrieben die Harmosten. Endlich konnte Konon sogar mit der Flotte nach Athen gehen, und dies in den Stand setzen, die niedergerissenen Mauern wieder aufzubauen (393), welches auch unter dem größten Jubel und mit dem größten Eifer in aller Schnelligkeit geschah.

Nichts war den Spartanern empfindlicher, als diese Wiedererhebung Athen's, und sogleich entstand bei ihnen der Entschluß, die Sache des gemeinsamen Vaterlandes den Persern zu opfern, um dadurch die Fortdauer ihrer Macht und ihres Einflusses zu sichern. Sie knüpften daher mit dem Perser Tiribazus, der jetzt den Oberbefehl in Kleinasien führte, Unterhandlungen an, stellten ihm Konon's ganze Thätigkeit in dem nachtheiligsten und gehässigsten Lichte dar, als werde Per-

sien wider seinen Willen von diesem gemißbraucht zur Vergrößerung des Erbfeindes, und thaten zugleich die vortheilhaftesten Friedensvorschläge. Tiribazus war so empfänglich für diese Vorstellungen, daß er den Konon zu sich lockte und in Fesseln legen ließ *), den Spartanern Geld zur Erbauung von Schiffen gab, und an den Hof reiste, den König für Sparta zu gewinnen.

Jetzt aber zeigte sich wieder der völlige Mangel einer kräftigen Einheit in dem Persischen Reiche, und der verderbliche Einfluß der Satrapen nach ihren verschiedenen politischen oder persönlichen Ansichten. Während Tiribazus zum Könige ging mit den feindseligsten Gesinnungen gegen Athen, zeigte Strutas, den der König sandte, um die Angelegenheiten auf dem Meere zu besorgen, so viel Freundschaft für diesen Staat, daß der in Asien zurückgebliebene Spartanische Harmost Thimbron in das königliche Gebiet feindlich einfiel, dabei aber seinen Tod fand (392). So konnten auch die Athener in Cypern den König Euagoras, der (391) von Artaxerres abfiel, unterstützen, und zugleich, begünstigt von Pharnabazus, im Hellespont wieder das Uebergewicht über die Spartaner erhalten. Letzteres geschah theils unter Führung des Thrasybulus (390) (der für Athen auch die Insel Lesbos gewann und Rhodus behauptete, dann in Aspendus erschlagen ward), theils unter Führung des Iphikrates, der den Harmosten von Abydus, Anaxibius, in einem Landtreffen besiegte und tödtete (389). So war der Krieg wieder auf das Meer und nach den Asiatischen Küsten zurückgekehrt; in dem eigentlichen Griechenland hatte er fast ganz aufgehört, bis auf die Insel Aegina, welche, dem alten Hasse getreu, einen räuberischen Krieg gegen die Athener führte, und mit Hülfe der Spartaner den Belagerungsversuchen derselben widerstand (388).

Unterdeß war der Spartanische Nauarch Antalcidas, ein Mann, an Schlauheit und Unredlichkeit dem Lysander nicht unähnlich, nach Susa gereis't, um die Friedensvorschläge seines Staates zu erneuern. Dort hatte er sich durch sein Benehmen einzuschmeicheln gewußt, wie kein Grieche vor und nach ihm. Jetzt kehrte er zurück, und verdrängte Athen durch die Persische Unterstützung des Tiribazus (denn Pharnabazus war eben nach Susa abgereis't) von Neuem wieder aus dem

*) Das fernere Schicksal des Konon wurde schon von den Alten verschieden erzählt. Nach Einigen wurde er hingerichtet; nach Anderen entkam er nach Cypern und starb dort eines natürlichen Todes.

Hellespont und dem Besitz des dortigen reichen Zolles. Nun wurde im Namen des Perserkönigs der Friede verkündet (387, Ol. 98, 2.), welcher nach seinem Urheber oder des Antalcidas heißt, und dessen Bedingungen folgendermaaßen lauteten:

„Der König Artaxerxes erkennt für Recht, daß die Griechisch-Asiatischen Städte, und von den Inseln Klazomenä und Cypern ihm unterworfen bleiben, die übrigen Griechischen Städte aber, kleine sowol als große, unabhängig leben, jedoch mit Ausnahme der Inseln Lemnus, Imbrus und Scyrus, die, wie vor Alters, den Athenern gehören sollen. So Viele von den Griechen diesen Frieden nicht annehmen, die wird er, in Vereinigung mit Denen, die einwilligen, zu Lande und zu Wasser bekriegen."

Es lag am Tage, wie sehr ein solcher Friede die Ehre des Griechischen Namens beschimpfte. Vergebens waren für die Freiheit des gesammten Volkes von den großen Vorfahren so herrliche Thaten geschehen. Der Preis derselben war dem Barbaren, ohne daß er einen einzigen Vortheil erfochten, aufgeopfert worden; es war ihm ein Vorwand gegeben, sich stets in die Angelegenheiten von Hellas zu mischen. Dennoch wurde dieser Friede von Allen angenommen, bei den Athenern hatten die letzten Verluste im Hellespont viel dazu gewirkt. Es lag aber nicht weniger am Tage, wie sehr Sparta, welches die Hellenische Freiheit hier opferte, seinen eignen Vortheil *) dabei im Auge behalten hatte. Der erste Artikel nahm ihm nur, was es nicht behaupten konnte, die Herrschaft zur See, der zweite aber beraubte seine Feinde ihres Machtgebiets, während Sparta selbst Messenien und die zinspflichtigen Lakonischen Städte als ein verjährtes Eigenthum behielt, und deswegen auch der Stadt Athen jene genannten Inseln gelassen hatte. Endlich konnte es, als der vom Persischen König beauftragte Vollstrecker dieses, den Schiedsrichter von ganz Hellas spielen.

---

50. Theben unterjocht, und durch Pelopidas befreit.

Nach der Verkündigung und Annahme des Antalcidischen Friedens entwickelten sich die Absichten, welche Sparta bei der Abschließung

*) Daß auch Agesilaus davon überzeugt war, geht aus der Antwort hervor, die er Einem gab, welcher sagte: die Spartaner persern! (hängen Persien an). Nein, erwiederte Agesilaus, die Perser spartanern! (hängen Sparta an).

deſſelben geleitet hatten, immer deutlicher. Die Städte, welche jetzt die politiſche Selbſtändigkeit wieder erhalten hatten, wurden dadurch nur zu innerlichen Parteikämpfen aufgeregt, die Bürger, welche während Sparta's Hegemonie Einfluß gehabt hatten, wurden vertrieben oder bedrückt, und nahmen natürlich ihre Zuflucht zu den Spartanern, die, durch den Frieden ſcheinbar dazu berechtigt, überall entſchieden, und während ſie vorgaben, Griechenland zu beruhigen, in der That ihre Macht vergrößerten. So forderten ſie von den Mantineern, daß ſie ihre Mauern niederreißen, ihre Wohnungen in der Stadt aufgeben und wie ehemals, ehe ſie ſich zu einer ſtädtiſchen Gemeinheit vereinigt hatten, in vier Dörfern wohnen ſollten. Denn von den Zerſtreuten hatten ſie weit weniger zu beſorgen, als von der aufkeimenden Kraft einer Stadt voll tapferer Bewohner. Da die Mantineer ſich, wie natürlich, weigerten, eine Forderung einzugehen, die ſie als politiſches Ganzes völlig vernichtete, ſo zwang ein Spartaniſches Heer ſie dazu. Die Stadt wurde erobert, und die Einwohner wieder auf die Dörfer zerſtreut (385). Argos war erſchöpft, in Korinth herrſchte die Spartaniſche Partei, ſo war im Peloponnes aller Widerſtand ſchwierig gemacht, und Sparta ſchauete wiederum kecker über die Grenzen deſſelben hinaus.

Hier zeigte ſich ſeinem Blicke, außer dem verhaßten Theben, auf der Chalcidiſchen Halbinſel in dem durch Handel mächtig emporgewachſenen Olynthus, ein kühneres Streben, als es zu dulden geſonnen war. Dieſe Stadt hatte den König von Macedonien, Amyntas II., aus dem größten Theil ſeines Landes vertrieben, über die übrigen Griechiſchen Städte dieſer Gegend ſich eine Art von Herrſchaft angemaßt, die benachbarten Thracier als tapfere Kriegsvölker ſich befreundet, und den Plan gezeigt, ſich mit dem Reichthum an Holz, Gold und Menſchen, den die Gegend darbot, den Weg zur Seeherrſchaft zu bahnen; ja ſie ging ſchon mit Theben und Athen Bündniſſe ein. Aufgefordert von dem Macedoniſchen Könige und den Städten Akanthus und Apollonia, war Sparta gleich bereit als Vollſtrecker des Antalcidiſchen Friedens einen Kriegszug gegen Olynthus zu unternehmen. Nach einem dreijährigen hartnäckigen Kampfe mußte die Stadt ſich unterwerfen und in Sparta's Bund treten (380).

Der Anfang dieſes Krieges hatte aber zu einem noch größern Gewinn Gelegenheit dargeboten. Es führte nämlich der Spartaner Phöbidas einen Heerhaufen nach Olynth, und zog damit durch Böotien.

Als er in der Nähe von Theben stehen blieb, wo eine Spartanische, vielleicht schon vorher mit ihm einverstandene Partei war, wurde er von Leontides, dem Führer derselben, aufgefordert, sich der Burg Kadmea, die gerade wegen eines Festes sorglos bewacht ward, zu bemächtigen. Phöbidas stand nicht an, dieser Aufforderung zu genügen, und so sahen sich die Spartaner am Ziele ihres größten Wunsches. Zwar zeigte sich die Spartanische Regierung unwillig über diesen eigenmächtigen Gewaltstreich ihres Heerführers, aber sie ließ sich leicht von dem gegen Theben erbitterten und mit Phöbidas einverstandenen Agesilaus an ihren einheimischen und oft schon angewandten Grundsatz erinnern, daß das dem Staate Nützliche auch das Rechte sey. Diesen Nutzen entwickelte ihr der jetzt mit Archias zum Thebanischen Polemarchen *) ernannte Leontides selbst so klar, daß sie die Burg durch eine Besatzung von funfzehnhundert Spartanern zu behaupten beschloß, und den Führer der Gegenpartei, den trefflichen Ismenias, vor einem förmlichen Gerichte als einen unruhigen Kopf, der nur den Frieden Griechenland's störe, anklagte und hinrichten ließ (382).

Leontides herrschte nun unter dem Schutz der Spartaner mit blutiger Strenge in Theben, und Alle, welchen ihr Ansehn und ihre Gesinnung ein schlimmes Schicksal drohete, retteten sich durch die Flucht und gingen nach Athen. Hier fanden sie Schutz, aber keine offene Unterstützung, da Athen den Kampf gegen das furchtbare Sparta nicht allein anfangen konnte. Aber in der That des Thrasybul (Abschn. 45.) stellte es den Flüchtlingen ein Beispiel dar, welches diese nachzuahmen beschlossen, vorzüglich ermuntert durch einen der jüngsten unter ihnen, den Pelopidas. Gleiche Ungeduld hatte sich auch zu Theben in vielen Edlen über die nun beinahe vier Jahre getragene Tyrannei der Spartaner und ihrer Thebanischen Anhänger, besonders des Archias, Philippus, Hypates und Leontides, erzeugt. Leicht kam man also von beiden Seiten über den Zweck überein, und zur Ausführung zeigten Muth und List eben so bald eine Möglichkeit.

An die Spitze der Verschwörung stellte sich Phyllidas, vorzüglich geschickt dazu, weil er Geheimschreiber bei den beiden Polemarchen, Philippus und Archias, war. Diesen sollte Phyllidas an dem zur

*) So hießen die obersten Magistratspersonen in Theben. In den Zeiten aber, wo Theben das Haupt der übrigen Böotischen Städte war, hießen sie Böotarchen, und wurden wahrscheinlich auch dann meistens aus Thebanern gewählt.

Ausführung bestimmten Abend ein Fest geben, und Charon, ein anderer angesehener Mann, bestimmte sein Haus zum Sammelplatze für die Verbündeten. Von Seiten der aus Athen herbeieilenden Mitverschwornen war beschlossen, daß sie die größere Zahl der ihrigen auf der Grenze lassen, Acht oder Zwölf aber, unter denen Pelopidas und Mellon waren, vorauf nach Theben eilen sollten, um erst die Ermordung jener Thebanischen Tyrannen während der Nacht zu vollbringen. Das Unternehmen war allerdings kühn, mit so wenigen Hülfsmitteln, die, wie es schien, so wohl befestigte Spartanische Macht zu erschüttern! Und wenig fehlte, so hätte einer der Verschwornen in Theben, dem sich diese Betrachtung mächtig aufdrängte, den ganzen Plan vereitelt. Er gab einem Vertrauten den Auftrag, Pelopidas und Mellon entgegenzueilen, und ihnen zu sagen, sie möchten wieder umkehren und für die verwegene That eine bessere Gelegenheit abwarten. Zum Glück konnte der Mann den Zügel seines Pferdes nicht finden, die Frau hatte ihn verliehen. Es entstehet ein Gezänk; darüber vergeht eine gute Zeit, und der Bote, der den Vorfall für eine üble Vorbedeutung ansieht, giebt die Reise ganz auf.

Unterdeß hatten sich die Verschwornen von Athen aufgemacht. Als Bauern verkleidet, mit Hunden und Jägergeräthen versehen, um die Begegnenden desto leichter zu täuschen, kamen sie in der Dämmerung eines stürmischen Winterabends durch verschiedene Thore zur Stadt hinein, und gingen einzeln in Charon's Haus. Hier harrten schon die Genossen, acht und vierzig an der Zahl. Archias und Philippus, hieß es, hätten die Einladung angenommen, und schmauf'ten ruhig beim Phyllidas. Man rüstete sich zur blutigen That — da klopfte es an die Hausthür; es war ein Gerichtsdiener, welcher den Charon zu den Polemarchen forderte. Die Verschwornen hielten sich für verrathen, doch kamen sie überein, daß Charon hingehen müsse. Mit aller Fassung, die er sich bei seiner innern Unruhe zu geben vermochte, folgte Charon dem Diener in das Haus des Phyllidas, und trat vor den Archias. „Ich habe gehört, sprach dieser, daß einige Verbannte in der Stadt versteckt sind, und von Bürgern unterstützt werden." — Da Charon merkte, daß Jener nichts Gewisses wußte, so beruhigte er ihn bald, und versprach ihm, genau nachzuforschen. Phyllidas lobte mit verstellter Aufrichtigkeit den Eifer Charon's; er führte den Archias wieder zum Gastmahle zurück, wo er ihm reichlich einschenkte und den Gästen die baldige Erscheinung einiger Hetären ver-

hieß. Gleich darauf erſchien ein Eilbote aus Athen an den Polemarchen mit einem Briefe, welcher umſtändliche Nachrichten von der ganzen Verſchwörung enthielt. Er ſolle, ſagte der Bote, den Brief gleich leſen, weil Dinge von der größten Wichtigkeit darin enthalten wären. „Wichtige Dinge müſſen bis morgen verſchoben werden," verſetzte der ſchon trunkene Archias. Sorglos legte er den Brief bei Seite, und harrte der Hetären. Nur zu bald erſchienen dieſe; es waren Verſchworne, welche Weibergewänder über die Harniſche gezogen, und durch Kränze von Tannenzweigen das Geſicht unkenntlich gemacht hatten. Sie ſahen ſich im Saale um, und als ſie ihre Opfer erkannt hatten, ſtürzten ſie auf Archias und Philippus los, die ſie mit leichter Mühe niederſtießen.

Nicht ſo leicht ward es dem Pelopidas und Kephiſodorus, die den Leontides, einen ſtarken und kräftigen Mann, in ſeiner Wohnung aufſuchen mußten. Sie pochten an die Hausthür, der öffnende Sklave wurde ſogleich durchbohrt, aber das Geräuſch hatte den Hausherrn geweckt, der ihnen mit dem Schwerte entgegen eilte, und den Kephiſodor an der Thür des Schlafzimmers erlegte. Pelopidas hatte nun einen ſchweren Stand, die Enge der Thür und der im Wege liegende Sterbende hinderten das Fechten, endlich gelang es ihm, den Gegner zu tödten. Von hier aus eilte er zu dem letzten Schlachtopfer Hypates, welcher in der Flucht ſeine Rettung ſuchte, aber bald eingeholt und niedergehauen ward.

So war die Stadt von den Oligarchen befreit (379. Ol. 100, 2.), noch ehe die meiſten Einwohner wußten, was geſchehen war. Die unruhige Bewegung in der Nacht hatte Viele aufgeſchreckt; in ängſtlicher Beſorgniß erwarteten ſie den Anbruch des Tages. Am Morgen ſtieß eine rüſtige Schaar, vorzüglich von dem nachher ſo berühmt gewordenen Epaminondas verſammelt, zu den Verſchwornen, und die übrigen Verbannten aus Attika kamen an. Nun wurde das Volk auf dem Markte verſammelt, Epaminondas führte den Pelopidas und die Uebrigen herbei, umgeben von Prieſtern, welche Kränze trugen, und alle Bürger zur Hülfe des Vaterlandes aufforderten. Das Volk rief ſeinen Rettern und Wohlthätern Beifall zu, und ernannte Mellon, Charon und Pelopidas zu Polemarchen, welche nun, die Befreiung zu vollenden, ſogleich die Burg belagerten. Es gelang ihnen, dieſe zur Uebergabe zu zwingen, ehe noch das zum Entſatz herbeieilende Spartaniſche Heer an den Grenzen Böotiens war. Auch begünſtigte ſie die

Feigheit und der Unverstand der Spartanischen Besatzung und ihrer Harmosten, denen es leicht geworden wäre, in der Nacht, wo Alles in Verwirrung war und viele erschreckte Bürger sogar bei ihnen Schutz suchten, durch einen kräftig und geschickt geleiteten Ausfall das ganze Unternehmen in der Geburt zu ersticken. Davon überzeugt, verdammte auch Sparta zwei dieser Harmosten zum Tode, und strafte den dritten durch Verbannung aus dem Peloponnes, hoffte aber von dem mit seinem Könige Kleombrotus abgesandten Heere schnelle Ueberwältigung Theben's.

---

51. Pelopidas und Epaminondas.

Der Kampf, der nun zwischen Sparta und Theben ausbrach, ist dadurch besonders merkwürdig, daß er Theben, als Mittelpunkt Böotien's, zur Mitbewerbung um die Hegemonie Griechenland's führte, um welche bisher nur Sparta und Athen, der Dorische und der Jonische Stamm, gestritten hatten. Böotien suchte nun auch dem Aeolischen diesen Kranz zu verschaffen, aber nicht geringe Schwierigkeiten setzten sich ihm auf seiner neuen Laufbahn entgegen. Bei der Lebendigkeit, mit welcher sich die Vergangenheit im Angedenken der Griechen erhielt, war die Schmach unvergessen, welche Böotien durch seine Anhänglichkeit an den Persischen Xerxes dem Hellenischen Namen angethan, und so sehr die Thebaner sich daraus bei ihren Unterhandlungen mit Persien ein Verdienst machen konnten, so sehr wandte es die Meinung der Hellenen von ihnen ab. Auch konnte die Eigenthümlichkeit des Thebanischen Geistes, dem man übermüthige Rohheit und Mangel an feinem Sinn vorwarf*), weder jene alterthümliche Würde ersetzen, durch welche die Spartanische Verfassung sich allen Hellenen empfahl, noch jenen geselligen Zauber und jene geistige Bildung, welche die Athener im Allgemeinen auszeichneten. Die Thebaner hatten weder eine Seemacht, und weitverbreiteten Handelsverkehr, noch den Ruhm alter Herrschaft. Aber seit sie sich bei Delium mit Athenischer Tapferkeit siegreich, bei Koronea mit Spartanischer bis zum Gleichgewicht gemessen hatten, hatte sich ein größeres Selbstgefühl bei ihnen ausgebildet, und dieses war es, welches

*) So wird auch bei Athenäus die Aeolische Harmonie von der Jonischen und Dorischen dadurch unterschieden, daß sie übermüthig stolz und etwas schwülstig sey. Die Schwelgerei der Thessalier und Böotier hatte einen ähnlichen Charakter.

zwei Männer von seltnem Geist und Muth, Pelopidas und Epaminondas, so zu leiten und zu erhöhen verstanden, daß sie ihrer Vaterstadt bei der Verwirrung und Erschöpfung der übrigen Griechischen Staaten den ersten Platz errangen. Aber wie in den nördlichen Himmelsstrichen ein heißer, blühender Sommer, ohne Uebergang durch Frühling und Herbst, auf beiden Seiten von einem starren Winter eingeschlossen wird, so war die Blüthe Theben's; sie verwelkte schnell mit diesen beiden Helden, und es bewährte sich, daß sie mehr das Werk dieser Männer, als des Staates und des Volks gewesen war.

Epaminondas und Pelopidas zeigten die großen Eigenschaften ihrer Seelen nicht, wie Aristides und Themistokles, im Kampfe gegen einander, sondern strebten in Eintracht darnach, ihr Vaterland zu erheben, obschon Epaminondas seinen Freund an großen Eigenschaften bei weitem überragte. Ihr Benehmen bei einer frühern Schlacht im Peloponnes, von dem Plutarch erzählt, ist eben so ein Vorbild ihres Lebens, als ein Abbild ihrer innigen Freundschaft. Alles floh um sie her, selbst die Spartaner, ihre Bundesgenossen, wurden zurückgeschlagen, aber die beiden Jünglinge widerstrebten dem Andrange mit zusammen gehaltenen Schilden, bis Pelopidas mit sieben Wunden niedersank. Rasch trat Epaminondas vor ihn hin, und wehrte allein die Schaar der Feinde von sich und dem Gefallnen ab, bis ein Lanzenstich in die Brust, und ein Hieb in den Arm auch ihm die Kräfte raubte. Zum Glück kam in diesem Augenblicke der König Agis mit Gefolge herbei und rettete Beide.

Pelopidas war von vornehmem Geschlecht und großem Vermögen, dessen er sich zu den edelsten Zwecken bediente. Epaminondas war arm, konnte aber von seinem Freunde nie bewogen werden, etwas von ihm anzunehmen. Pelopidas versäumte keinen Tag die Leibesübungen in der Palästra, und vertauschte sie nur mit der Jagd, seiner Lieblingsbeschäftigung. Epaminondas versäumte über diesen Uebungen die höheren des Geistes nicht. Als Redner war er höchst ausgezeichnet, in der Philosophie war der Pythagoräer Lysis sein Lehrer, und in der Musik hatte er es sehr weit gebracht. Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Geringschätzung leiblicher Güter hielt er, als ein ächter Pythagoräer, für die ersten Tugenden eines Mannes. Einem Persischen Gesandten, der mit Säcken Goldes zu ihm kam, sagte er: „Mein Freund, wenn deines Königs Absichten meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es seiner Geschenke nicht; sind sie es aber nicht, so wird alles Gold

und Silber mich nicht zum Verräther an meiner Pflicht machen. Du hast von meinem Herzen nach dem deinigen geurtheilt, das verzeihe ich dir. Aber verlaß sogleich diese Stadt, damit du nicht die Einwohner verführest." — Als er in der Folge das Heer anführte, erfuhr er, daß sein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freiheit gegeben habe. „Gib mir meinen Schild zurück, sagte er zu ihm. Seitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannst du nicht ferner in Gefahren mein Begleiter seyn." Ein Thessalischer Fürst wollte ihn durch ein Geschenk von funfzig Goldstücken zu einem ungerechten Bündnisse bewegen. Epaminondas wies das Geld verächtlich von sich, ungeachtet er gleich darauf zur Anschaffung seines Feldgeräths funfzig Drachmen von einem Freunde borgen mußte. Denn seine Armuth war wirklich so groß, daß er nur einen Mantel hatte. Man fragte ihn einmal, warum er seit einigen Tagen nicht ausgegangen sey? „Mein Mantel ist eben in der Wäsche," antwortete er. So bescheiden war dieser treffliche Mann, daß er sich nie selbst um eine Stelle bewarb, und er war schon vierzig Jahre alt, als seine Mitbürger ihn zum ersten Male zu einem öffentlichen Geschäfte gebrauchten. — Unter allen großen Männern Griechenland's kommt Keiner dem Ideale männlicher Tugend so nahe, als Epaminondas.

Als König Kleombrotus mit seinem Heere in Böotien einrückte, und die Burg schon übergeben fand, kehrte er zurück, ließ aber dem Harmosten von Thespiä, Sphodrias, einen Theil seiner Truppen, und Geld zur Anwerbung anderer. Die Thebaner waren indessen bemühet, nicht bloß die Stadt und ihr Gebiet mit Gräben und anderen Befestigungen zu versehen, sondern sich auch durch den Beitritt anderer Staaten, besonders Athen's, zu verstärken. Hier waren verschiedene Ansichten; die Einen hofften, während Theben die Spartanische Macht beschäftigte, würde Athen ungestört die Meeresherrschaft wieder erringen können, und hatten deshalb dem Pelopidas, als er es unternahm, seine Vaterstadt zu befreien, Unterstützung verschafft; die Spartanisch Gesinnten hatten sich dagegen begnügen müssen, die Böotischen Polemarchen, wie wir oben gesehen, zu warnen. Jetzt aber, wo ein Spartanisches Heer nahe an den Grenzen Attika's vorbeizog, riefen die Letzteren dem Volke die Verheerungszüge des Peloponnesischen Krieges ins Gedächtniß zurück, und wußten es dadurch für ihre Meinung zu stimmen. Doch diese Hinneigung zu Sparta endete schnell, als Sphodrias mitten im Winter von Thespiä aus in das Athenische Gebiet

drang, in der Absicht, den damals noch nicht wieder völlig befestigten Piräeus in der Nacht zu überfallen. Er kam aber nur bis gegen Eleusis, und kehrte, weil der Tag ihn hier überraschte, wieder um, unter Verheerung des Attischen Gebiets. Ganz Athen gerieth darüber in Aufruhr, alle feindseligen Gesinnungen gegen Sparta erwachten sogleich mit neuer Stärke, und die Thebanische Partei erhielt nun wieder das Uebergewicht. Daher verbreitete sich auch die Nachricht, daß Pelopidas, um die Athener zu gewinnen, den Sphodrias durch List und Geld zu diesem Schritte aufgeregt habe. In Sparta wurde dieser vorzüglich durch des Agesilaus und Kleombrotus Unterstützung losgesprochen, und Athen's Furcht vor dem bösen Willen der Spartaner dadurch völlig bestärkt.

Agesilaus übernahm nun den Oberbefehl über ein starkes, von allen Bundesgenossen des Peloponnes, ferner aus Phocis, Lokris und Olynth zusammengebrachtes Heer, erreichte aber, trotz seiner geschickten Führung, keinen entscheidenden Vortheil, denn Pelopidas ließ es absichtlich, um seine Thebaner erst in kleinen Kämpfen zu üben, noch zu keiner großen Schlacht kommen, und Chabrias, der Athenische Feldherr, unterstützte durch neue Manöver dieses Vertheidigungssystem *). In zwei Sommern verheerte Agesilaus bloß das Thebanische Gebiet, und erhielt nur die Böotischen Städte in der Spartanischen Verbindung. Als er aber erkrankte, und das Heer nicht mehr führen konnte, wurden diese Städte von den Thebanern wieder gewonnen. Diese Kämpfe übten zugleich das Heer, und besonders wichtig war ein Gefecht bei Orchomenos oder Tegyra. Hier war Pelopidas unvermuthet in einem engen Paß auf einen fast doppelt so starken Haufen Lacedämonier gestoßen, so daß Einer erschreckt ausrief: „Wir sind den Feinden in die Hände gefallen!" — „Warum nicht lieber, sie uns!" rief Pelopidas, griff an und schlug. Dieses Glück erzeugte bei den Thebanern das höchste Selbstvertrauen, und bei allen Hellenen die Ueberzeugung, daß der Eurotas nicht allein Männer hervorbringe.

Die Thätigkeit der Athenischen Seemacht unterstützte diese Fortschritte Theben's. Gleich nach des Sphodrias Einfall hatten die Athe-

*) Es war nämlich bei dieser Gelegenheit, wo Chabrias seinen Soldaten befahl, mit dem Schilde auf das Knie gestemmt und mit gefälltem Speere die Feinde zu empfangen. Die neue Stellung setzte Agesilaus so in Verwunderung, daß er den Angriff nicht wagte, und ward so berühmt, daß Chabrias in der Statue, die ihm die Athener setzten, in dieser Stellung abgebildet wurde.

ner alle Städte und Inseln zum Aufstande aufgefordert, und bei den Chiern, Byzantinern, Rhodiern, Mitylenäern, bei allen Städten Euböa's und noch anderen, Gehör gefunden. Athen erhielt die Leitung der Angelegenheiten und ward der Versammlungsort aller Verbündeten; jeder bekam eine freie Stimme, und gab einen verhältnißmäßigen Beitrag. Würdig dieses neuen Verhältnisses und des alten Ruhms, erfocht Chabrias, zum erstenmale seit dem Ende des Peloponnesischen Krieges, einen großen Sieg (376) über die vereinigte Spartanische Flotte bei Naxos, und vereitelte dadurch den Zweck der Spartaner, Athen und Theben auszuhungern. Timotheus, Konon's Sohn, brachte mit einer andern Flotte das wichtige Korcyra, Akarnanien, und andere Inseln und Völker der dortigen Gegend auf Athenische Seite, und schlug die Peloponnesische Flotte bei Leukas (375). Und da Timotheus wegen Versäumniß angeklagt und abgesetzt ward, verfolgte der wackre und sinnreiche Iphikrates *) dieses Glück an der Peloponnesischen Küste.

52. Die Schlacht bei Leuktra.

(371 vor Chr. Ol. 102, 2.)

Aber diese Eintracht der beiden Hauptfeinde Sparta's dauerte nur kurze Zeit. Theben weigerte sich, zu der gemeinschaftlichen Kriegscasse beizutragen, als Herr von ganz Böotien behandelte es Phocis feindselig, und vertrieb alle Einwohner aus Thespiä und Platää, zweien Städten, die Griechenland werth, Athen befreundet waren. Darüber wurden die Athener besorgt und unzufrieden; die reicheren Bürger fanden sich überdies durch die Geldbeiträge für die Kosten des Krieges beschwert, die Stadt durch die Seeräubereien von Aegina aus belästigt, und Alles dieses bewirkte, daß man sich den Lacedämoniern wieder näherte. Auf einer allgemeinen in Sparta gehaltenen Versammlung ward ein Friede auf der Grundlage des Antalcidischen geschlossen. Die Hauptbedingung war eine völlige und wahrhafte Selbständigkeit aller Staaten, und die Lacedämonier versprachen, ihre Harmosten und Besatzungen aus allen Orten, wo sie sich fänden, zu entfernen. Nur

*) Die Veränderungen, die Iphikrates in der Bewaffnung der Soldaten anbrachte, waren zweckmäßig und lobenswerth. Auch war er seiner Kriegszucht wegen berühmt. Plutarch führt von ihm an, daß er die Leichtbewaffneten des Heeres mit den Händen, die Reiterei mit den Füßen, den Phalanx mit Brust und Rumpf, den Feldherrn mit dem Kopfe verglich.

Theben widersetzte sich, weil es wohl fühlte, daß gerade ihm der errungene Vortheil über die Böotischen Städte und die erkämpfte Macht wieder geraubt werden sollte. Es weigerte sich daher standhaft, dem Frieden beizutreten, wenn nicht auch Sparta ganz Lakonien und Messenien diese Freiheit zugestände; Epaminondas, als Thebanischer Gesandter, sprach in der Versammlung mit feuriger Beredsamkeit und tiefer Einsicht gegen Agesilaus und Sparta, worauf Theben's Name in dem Friedensvertrage ausgestrichen wurde. Theben hatte sich durch diese Beharrlichkeit in einen schweren Kampf begeben, aber Epaminondas schützte seine Vaterstadt, und was zum Verderben derselben gereichen sollte, wurde durch den Geist und das Glück dieses Mannes ihre Verherrlichung.

Kleombrotus, der mit einem Heere noch in Phocis stand, brach jetzt auf, und stieß bei Leuktra auf die Thebaner. Diese waren nicht ohne Bangigkeit in den Kampf der Entscheidung gegangen, aber der Muth der Führer war unerschütterlich. Mit schmerzlicher Aengstlichkeit entließ den Pelopidas seine Gattin, und bat ihn, sich doch nur zu retten, aber er antwortete hochherzig: „die Einzelnen möge man daran erinnern, aber die Führer daran, daß sie Andere retten." Als Epaminondas das Heer aus dem Thore führte, und ein böses Zeichen die Menge erschreckte, sprach er den Homerischen Vers: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten," und man erzählt, daß er durch andere Zeichen die Menge zu ermuthigen gewußt habe. Er drang auch am stärksten auf ein Treffen, und seine einsichtsvolle Aufstellung (die berühmte schiefe Schlachtordnung) war es vorzüglich, die, neben der Tapferkeit der von Pelopidas geführten heiligen Schaar und der Ueberlegenheit der Thebanischen Reiterei, Sparta die größte Niederlage beibrachte, die es je erlitten hatte (Jul. 371). König Kleombrotus selbst war geblieben, und eine außerordentliche Menge eigentlicher Spartaner lag todt auf dem Schlachtfelde, um deren Beerdigung das Peloponnesische Heer durch Herolde bitten, und so den Sieg der Thebaner feierlich anerkennen mußte.

Die Bestürzung und der Schmerz, den die Nachricht dieser Niederlage in Sparta verbreitete, waren groß, aber die Regierung und das Volk verläugneten die angestammte Würde nicht; nicht einmal das eben gefeierte Fest ward unterbrochen. Nur war man in Verlegenheit, wie das Ansehen des alten Gesetzes, welches die Flucht mit den härtesten Strafen belegte, jetzt aufrecht zu erhalten sey, bei der Menge

der zu Bestrafenden, und zu einer Zeit, wo man der Krieger so sehr bedurfte. „Laßt das Gesetz heute schlafen," entschied Agesilaus, und war nur mit den Ephoren bemühet, ein neues Heer aus Spartanern und Bundesgenossen zu bilden, welches, da er selbst noch krank war, sein Sohn Archidamus anführte. Aber der Kampf, der jetzt von Neuem beginnen sollte, ward durch einen Vermittler, der zwischen die Streitenden trat, gehindert. Dieser war Jason, Tyrann von Pherä in Thessalien, ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften und rastloser Thätigkeit, welcher mehrere andere Städte dieses fruchtbaren und menschenreichen Landes unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte. Er ward von den Thebanern als Bundesgenosse herbeigerufen, half aber nicht die Spartaner vernichten, sondern vermittelte, um seine Ueberlegenheit auf das Gleichgewicht in Griechenland zu gründen, einen Vertrag, kraft dessen das Spartanische Heer abzog. Dann ging er durch Phocis nach Thessalien zurück und riß die Mauern der Stadt Heraklea nieder, welche die Spartaner seit dem Peloponnesischen Kriege zur Behauptung des Passes von Thermopylä erbauet hatten. Nun wurde er zum Tagos (Oberanführer) von ganz Thessalien erwählt, aber damit noch nicht begnügt, trachtete er nach nichts Geringerm als nach der Hegemonie von Griechenland, worauf er dann einen großen Nationalkrieg gegen Persien beginnen wollte. Eben bereitete er sich zu einem reichen Opfer in Delphi, wobei er auf die Erwerbung des Vorsitzes bei den Pythischen Spielen und vorzüglichen Einflusses auf das Amphiktyonengericht rechnete, und machte sogar die Hellenen wegen der Delphischen Schätze besorgt — als er meuchelmörderischer Weise erstochen ward. Seine Söhne behaupteten seine Herrschaft nur kurze Zeit, da ihnen der Geist ihres Vaters mangelte.

---

53. Theben's politische Größe.

(371—362 vor Chr.)

Die friedliche Vermittelung Jason's hatte die Feindseligkeiten nur unterbrochen, und bald fanden sich Anregungen, sie zu erneuern. Ermuthigt durch die Schwäche der Lacedämonier stellten die Mantineer ihre Stadt wieder her, und umgaben sie mit Mauern, ohne sich von den Abmahnungen des Agesilaus zurückhalten zu lassen. Ja der Führer der demokratischen Partei in Tegea, Lykomedes, entwarf den Plan,

ganz Arkadien zu einem Gesammtstaate zu vereinige. Als Mittelpunkt und Regierungssitz desselben, wurde eine neue Stadt, Megalopolis (große Stadt), erbaut.

Dieses zu verhindern, fiel Agesilaus in Arkadien ein, wogegen auch Epaminondas ein Heer nach der Halbinsel führte (370), um jene Unternehmungen zu unterstützen und Sparta entgegenzuwirken. Als er ankam, war zwar Agesilaus schon wieder zurück gegangen, aber die nach Plünderung begierigen Arkadier und die Lockungen des Ruhmes bewogen Epaminondas und Pelopidas, über die Gebirge in Lakonien einzurücken (369). Seit undenklicher Zeit hatte kein feindlicher Fuß diese Gegenden betreten, und man kann denken, mit welchem Schrecken und Zorn alle Spartaner den aufsteigenden Rauch erblickten, der den Alles mit Feuer und Schwert verheerenden Feind bezeichnete; denn ungehindert durchzog dieser das ganze Land, und drang bis an das Meer nach Gythium vor, wo Spartanische Schiffswerfte waren. Die Stadt Sparta selbst indessen, deren vortheilhafte Lage Agesilaus zu ruhiger Vertheidigung benutzte, blieb unangegriffen, obgleich selbst innerhalb derselben eine Verschwörung auszubrechen drohete, die der kluge König durch seine Geistesgegenwart glücklicher Weise noch im Entstehen unterdrückte. Als die Verschwörer schon einen festen Punkt besetzt hatten, und die Uebrigen erschreckt sogleich auf sie losgehen wollten, eilte Agesilaus, der diese offne Entscheidung für gefährlich hielt, allein und ohne Waffen zu ihnen und rief, „sie hätten seinen Befehl unrecht verstanden, sie sollten nicht hieher, sondern dorthin gehen." Er überraschte sie dadurch so, daß sie aus einander gingen und den Platz verließen, den Agesilaus sogleich besetzte.

Aber mit allen diesen Anstrengungen konnte er die Macht seines Staates nicht aufrecht erhalten, die in ihren nächsten Umgebungen erschüttert war. Sogar Messenien, so lange Sparta unterthänig, ward vom Epaminondas als ein selbständiger Staat wieder hergestellt. Auf seinen Ruf und unter seinem Schutz sammelten sich die zerstreuten Abkömmlinge der Messenier in eine eigne neu erbaute Stadt, Messene, am Fuße des Berges Ithome. Dies wurde für Sparta eine eben so bedrohliche als hemmende Nachbarschaft, denn die von Haß und Rache gegen die bisherigen Unterdrücker ihres Vaterlandes erfüllten Messenier mußten unaufhörlich beobachtet werden, und konnten Sparta's Macht stets theilen und schwächen.

Indeß verließ die Thebanische Macht den Peloponnes. Pelopidas

und Epaminondas hatten bei dieser Gelegenheit die Böotarchenwürde vier Monate über die gesetzliche Zeit behalten müssen, und elende Neider verklagten sie nun deshalb, als sie zurückgekommen waren. „Das Gesetz verurtheilt mich, sagte Epaminondas mit seiner gewöhnlichen Würde; gut, ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man niederschreibe: die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er das Vaterland gerettet, weil er Lacedämon belagert, weil er Messene erbaut und mit starken Mauern verwahrt hat." Das Volk klatschte ihm lauten Beifall zu, und die Ankläger gingen beschämt von dannen.

Den Lacedämoniern erweckten ihre Bedrängnisse auch wiederum Freunde; Syrakus als Stammgenossin sandte ihnen Schiffe und einen Haufen von Galliern und Iberern als Hülfstruppen. Was hier der Stammgeist that, das bewirkte in Athen der Geist einer gegen Theben immer eifersüchtiger werdenden Politik. Doch zeigte sich in der Art, wie sich Sparta und Athen näherten, immer noch ihre gegenseitige Eifersucht. Sparta wollte für sich die Führung zu Lande, und die auf dem Meere den Athenern überlassen; dagegen erhoben einige Athenische Redner die Bedenklichkeit, daß ja die Athenischen Reiter und Hopliten aus den angesehensten Bürgern beständen, die Spartanischen Schiffe aber nur mit Heloten und Söldnern bemannt seyen, Sparta also mehr Ehre genösse, und dies wurde so wichtig befunden, daß Athen sich nur zu einem auf beiden Elementen abwechselnden Oberbefehl entschließen wollte.

Doch hatten die Athener schon vor dieser Uebereinkunft den Iphikrates mit einem Heere nach dem Isthmus geschickt, dem Epaminondas den Rückzug abzuschneiden, welches aber nicht gelang. Im folgenden Jahre (368), als sich Epaminondas zu seinem zweiten Einfall in den Peloponnes anschickte, sollte ihm ein Heer unter der Führung des Chabrias den Eingang versperren. Aber der Thebanische Feldherr durchbrach bei der Nachlässigkeit der Spartanischen Polemarchen mit gewohnter Tapferkeit die Linien der auf dem Isthmus vereinigten Truppen, und Chabrias konnte nun nichts thun, als Korinth schützen, welches sonst, wie Sicyon und Pellene, eine Thebanische Besatzung hätte einnehmen müssen. Doch blieb dieser Einfall des Epaminondas ohne besonderen Nachtheil für Sparta, denn die Thebaner kehrten bald zurück, wahrscheinlich um sich einem von Thessalien her drängenden

Feinde entgegenzustellen. Die Spartaner dagegen fielen nun in Arkadien ein, und Archidamus gewann (367) mit den Sicilischen Truppen über die Arkadier und Argiver eine Schlacht, welche die thränenlose genannt wird, da zwar viele Feinde fielen, aber von den Spartanern selbst keiner geblieben seyn soll, die aber auch die thränenreiche heißen könnte, wegen derjenigen, welche die Lacedämonier vor Freuden über diesen Sieg vergossen, da sie sonst, der Siege gewohnt, sich auch der größten nur mäßig freuten.

Vor Theben beugte sich indeß auch der Norden Griechenland's. Pelopidas spielte den Schiedsrichter zwischen streitenden Thronbewerbern in Macedonien, und Thessalien suchte er zu beruhigen, um es dadurch an Theben's Interesse zu knüpfen. Die Thessalier hatten nämlich in Theben um Hülfe gegen den Alexander von Pherä gebeten, einen Bruder des Jason, der einige Zeit nach dem Tode desselben durch Verbrechen die Herrschaft an sich gerissen hatte, und sie mit wilder Grausamkeit übte. Pelopidas kam mit Thebanischen Hülfstruppen zur Befreiung des Landes, hatte aber das Unglück, in die Gefangenschaft des Tyrannen zu gerathen, der ihn einkerkerte. Mit ungebeugtem Muthe ließ ihm Pelopidas sagen: es sey thöricht, ihn leben zu lassen, denn wenn er entkäme, würde er sofort Rache nehmen. Warum eilt denn Pelopidas so zum Tode? fragte Alexander. „Damit der Tyrann noch mehr von den Göttern gehaßt werde," ließ ihm Pelopidas erwiedern. Auf die Nachricht von diesem Unglücke des Pelopidas sandten die Thebaner ein zweites Heer, ihn zu befreien; dieses aber gerieth durch die Untüchtigkeit seiner Anführer in große Gefahr. Da rief der Wille der Soldaten den Epaminondas, der hier als gemeiner Soldat diente, an die Spitze, und dieser rettete Alle. Jetzt ernannte ihn der Staat zum Anführer, und er zwang den Tyrannen, den Pelopidas auszuliefern (367).

Zur Unterstützung dieser vielfachen, noch keinesweges überall gesicherten Bestrebungen, bewarb sich nun Theben auch um den Beistand des Königs von Persien. Pelopidas reis'te selbst nach Susa, stellte hier die voralterlichen Verdienste Theben's um Persien vor, und empfahl die neuen Thaten um so leichter, da sie sich in der Demüthigung eines Staats bewährt hatten, dessen König Agesilaus noch vor kurzer Zeit das Persische Reich in Schrecken gesetzt hatte. Pelopidas gewann auch so sehr die Zuneigung des Artaxerres, daß dieser von den Griechen Alles verlangte, was Jener als Grundlage eines Friedens vor-

geschlagen hatte. Messenien sollte unabhängig von Lacedämon bleiben, und Athen seine Schiffe vom Meere zurückziehen. So wie Theben nun durch die erstere Bedingung nicht ohne Grund Sparta völlig zu zügeln hoffte, so sollte ihm die zweite den gefährlichsten Nebenbuhler von dem Elemente verdrängen, dessen Herrschaft Epaminondas mit tiefer Einsicht seinem Vaterlande verschaffen wollte; er hatte schon den Anfang dazu gemacht durch Erbauung von Schiffen und durch angeknüpfte Unterhandlungen mit den Seestädten und Inseln.

Zum sichtbaren Zeichen nun, daß die Hegemonie auf Theben übergegangen sey, wurden die Gesandten aller Hellenischen Städte nach dieser Stadt berufen, um den aus Persien mitgebrachten Frieden zu vernehmen und zu beschwören. Aber hier zeigte sich, wie wenig man das Ansehen Theben's, trotz seiner bisherigen Siege, anerkannt hatte oder anerkennen wollte; Lykomedes, als Gesandter der Arkadier, behauptete, der Versammlungsort müsse da seyn, wo der Schauplatz des Krieges sey, nämlich Arkadien, und keine einzige Stadt wollte die Bedingungen beschwören. Als Pelopidas sich in diesen Erwartungen getäuscht fand, wurde beschlossen, auf dem bisherigen Wege, durch den Nachdruck der Waffen, fortzuwirken, und zum drittenmale rückte das Heer nach dem Peloponnes, um die noch übrige Hauptmacht desselben, Achaja, zu gewinnen (366). Es gelang dem Epaminondas auch, die herrschende aristokratische Partei dieses Landes, durch Beschützung ihrer bisherigen Verhältnisse, in den Thebanischen Bund zu ziehen. Da aber die Arkadier behaupteten, daß diese Provinz dem Bunde nicht eher treu seyn würde, als bis die Demokratie, als deren Beschützer sie angesehen seyn wollten, dort eingeführt wäre, und die Thebaner auch deshalb Harmosten nach Achaja schickten: so erregte dieses einen Aufstand, der das Land dem Bunde mit Theben wieder entriß und es nun stärker als vorher zur Theilnahme an den Händeln in dem Peloponnes aufforderte, besonders gegen die Arkadier, die, da ihre rohe Tapferkeit einmal aufgeregt war*), in unruhiger Beweglich-

*) Die meisten Arkadier hatten einfache, aber rohe Sitten, als Leute, die zerstreut auf dem Lande wohnten. Denn wie in neueren Zeiten die Höflichkeit von den Höfen der Fürsten ausging, so ging sie in alten Zeiten aus den Städten hervor, wie das Griechische ἀστεῖος und das Lateinische urbanus städtisch, d. h. höflich, bedeuten. In der Geschichte der Zehntausend hat Xenophon einen Arkadischen Lochagen am Tische des Königs Seuthes geschildert, der gleich das ganze Brot in die Hand nimmt, und sich ein großes Stück Fleisch aufs Knie legt.

keit blieben. Lykomedes hatte schon früher seine Landsleute ermahnt, weder von Spartanischem noch von Thebanischem Einflusse abhängig zu seyn, sondern nach Selbständigkeit zu ringen, und durch ein Bündniß mit Athen tiefere und folgenreichere Zwecke ahnen lassen. Jetzt aber war er gestorben, und die von ihm ausgegangene Eintracht wieder verloren. Dies zeigte sich bald bei Gelegenheit eines Kampfes mit den Eliern. Als Aufseher des Olympischen Tempels und der Spiele, hatten diese die kriegerischen Tugenden nicht eben ausgebildet, daher wurden sie geschlagen, ungeachtet Sparta und Achaja sie unterstützten, und die Arkadischen Führer bemächtigten sich der reichen Tempelschätze. Dieser an den Göttern verübte Frevel diente den Gegnern der Demokratie zur Anklage; sie schreckten damit die gewissenhaftern Gemüther Vieler von der andern Partei, und Mantinea vor allen erklärte seinen Abscheu gegen diese Plünderung. Die Thäter, welche den Verlust ihres Ansehns, und damit zugleich die Strafe fürchteten, wandten sich nun nach Theben um Hülfe.

Dieser Staat war damals mit einem abermaligen Kriege in Thessalien beschäftigt gewesen, um den Gegnern des Tyrannen Alexander neue Unterstützungen zu gewähren. Alexander wurde geschlagen, aber Theben erkaufte seinen Sieg theuer, denn Pelopidas fiel in dem Treffen (364). Doch noch lebte der größere Geist des Epaminondas, der die Nothwendigkeit fühlte, sich jetzt des Peloponnes noch mehr zu versichern. Bald erschien er dort (362) an der Spitze eines durch Thessalier und Euböer verstärkten Heeres. Argos, Sicyon, Messene, und von den Arkadiern Megalopolis und Tegea schlugen sich zu ihm. Er lagerte sich bei der letztern Stadt, die übrigen Peloponnesischen Bundesgenossen, durch Athener verstärkt, standen bei Mantinea und erwarteten den Zuzug eines Spartanischen Heerhaufens unter Agesilaus. Als Epaminondas den Aufbruch des Letztern erfuhr, beschloß er eine überraschendere Unternehmung, nämlich die Ueberrumpelung des wehrlosen Sparta, und der Anschlag hätte gelingen können, wenn nicht Agesilaus, durch einen Kreter benachrichtigt, noch zuvorgekommen wäre. Schon war Epaminondas über den Eurotas in die Stadt gedrungen, wo er die Zurückgebliebenen zu einem Kampfe der Verzweiflung bereit fand; als aber nun Agesilaus erschien, mußte er das Unternehmen gänzlich aufgeben.

54. Die Schlacht bei Mantinea.

Wollte nun der Thebanische Heerführer nicht den ganzen Peloponnes dem Feinde Preis geben, so blieb ihm nichts übrig, als jenes Heer der Verbündeten bei Mantinea anzugreifen (in der Mitte des Sommers 362, Ol. 104, 2.). Mit aller seiner bekannten Kunst ordnete er das Heer, durchbrach mit Uebermacht die Linie der Feinde und schlug sie in die Flucht; indem er aber seinen Sieg vollenden wollte, traf ihn ein feindlicher Wurfspieß in die Brust *). Die Nachricht davon verbreitete sich auf der Stelle unter das aus so verschiedenen Theilen zusammengesetzte Heer, und eine allgemeine Verwirrung, die den Sieg weiter nicht benutzen ließ, bezeichnete sogleich den Mangel des Alles lenkenden Feldherrn.

Dieser lag in seinem Zelte, seine Freunde um ihn her zerflossen in Thränen. Die Aerzte erklärten, er werde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde ziehe. Er sprach noch Einiges; am meisten fürchtete er, sein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben seyn. Man zeigte ihm denselben, er küßte ihn als den Begleiter seines Ruhmes und seiner Gefahren. Dann schien er über den Ausgang der Schlacht unruhig, bis man ihm sagte, die Thebaner hätten gesiegt. „Gut, erwiederte er, so habe ich genug gelebt, laßt doch Daiphant und Jollidas kommen." Man sagte ihm, beide treffliche Hauptleute seyen auch erschlagen. „O dann rathet den Thebanern, Frieden zu machen." Nun ließ er sich das Eisen herausziehen, und als einer seiner Freunde in der Trostlosigkeit des Schmerzes ausrief: du stirbst, Epaminondas! o daß du wenigstens Söhne zurückließest! antwortete er mit dem letzten Athemzuge: „ich hinterlasse ja zwei unsterbliche Töchter, die Siegesschlachten bei Leuktra und Mantinea."

Aber Er selber fehlte nun, um die Früchte dieses letzteren Sieges einzuernten. Alles blieb in der vorigen Unentschiedenheit und Verwirrung, und nur aus Erschöpfung entstand Ruhe und ein allgemeiner durch Persien vermittelter Friede. Da indeß die Unabhängigkeit Messene's darin festgesetzt ward, das, so wie Megalopolis, jetzt Schutz bei Athen fand, so nahm Sparta zwar an dem Frieden keinen Theil, war aber aus Mangel an Gelde an der durch den Frieden entstandenen Ruhe

*) Viele machten sich den Ruhm streitig, den Epaminondas getödtet zu haben.

Nur der achtzigjährige Agesilaus glaubte sie nicht auf den Trümmern seines niedergeworfenen Staates genießen zu dürfen, sondern spähte außerhalb nach neuen Hülfsquellen zur Erhebung Sparta's. Die Verwirrung des Persischen Reiches, welches er vor allen haßte, bot ihm dazu eine bequeme Gelegenheit dar. Die Ohnmacht des schwachen Artaxerxes Mnemon zeigte sich, bei der ohnehin schon so großen Erschlaffung aller Bande des Staates, besonders auch in den ungestraften Empörungen der Statthalter, und in ihren Kämpfen gegen einander. Bei diesen Kämpfen konnten der Hof und die Satrapen Griechische Arme und Griechischen Geist nicht entbehren. So hatte mit Konon's Hülfe Euagoras eine so feste Herrschaft in Cypern gegründet, daß die ganze Macht des Persischen Reiches beinahe zehn Jahre brauchte, um ihm nur einen billigen Gehorsam abzunöthigen. Als Pharnabazus den Nektanebis, damaligen König von Aegypten — denn es hielt sich dort nach jenem Amyrtäus (Th. I. S. 347.) eine ganze Reihe derselben — bekriegen wollte, forderte er einen Athenischen Feldherrn für seine Griechischen Söldner, in der Person des Iphikrates; nur das Mißtrauen des Satrapen gegen Griechischen Geist vereitelte das Unternehmen. Als Timotheus sein Commando auf der Athenischen Flotte verloren hatte, ging er ebenfalls nach Aegypten und ward dankbar empfangen; Mehrere noch, die sich dahin gewendet hatten, kamen für ihre Dienste belohnt und bereichert heim.

Solche Schätze, Rache an dem Persischen Reiche, und hülfreiche Verbindungen mit dessen Feinden zu gewinnen, trieben nun den Agesilaus nach Aegypten zum König Tachos, dem Nachfolger des Nektanebis, der die damals (362) sämmtlich in Aufruhr begriffenen Statthalter des vordern Asien's und Syrien's unterstützte. Er gab dem Agesilaus sein Landheer und dem Chabrias seine Flotte; aber kaum hatte er sich mit seiner Macht nach Syrien entfernt, so erhob sich sogleich hinter seinem Rücken in Aegypten ein Empörer, sein Vetter Nektanebis, der sich, wie es scheint, schnell befestigte. Agesilaus, der auf Tachos zürnte, weil er ihm nicht die Führung des Ganzen überlassen, vielleicht auch an dessen Rückkehr verzweifelte, trug kein Bedenken, sich sogleich dem Nektanebis anzuschließen. Er zog ihm zu, half ihm einen neuen Gegner besiegen, und sicherte ihm die errungene Herrschaft. Für diese glückliche Unterstützung beschenkte der neue König *)

*) Dieser Nektanebis II. hielt sich in Aegypten bis zum Jahre 350, wo die Perser ihn zwangen nach Aethiopien zu fliehen, und das Land wieder zur Provinz machten.

den Ageſilaus mit zweihundert und dreißig Talenten, mit welchen dieſer ſeinem Vaterlande wieder aufzuhelfen hoffte; denn neue Unruhen erfüllten ſchon wieder den Peloponnes, als die aufgehetzten Bewohner von Megalopolis ſich wie ehemals auf das Land zerſtreuen wollten, Athen aber durch ein abgeſchicktes Heer dies verhinderte. Doch der Spartaniſche König ward durch einen Sturm unterweges an die Libyſche Küſte verſchlagen, und ſtarb hier im vier und achtzigſten Jahre ſeines Lebens (361), und mit ihm eine große Hoffnung Sparta's, das alte Verhältniß zum Peloponnes wieder herzuſtellen. Aber auch Theben's raſch entſtandene Größe war gelähmt, und Athen war, nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Staatsmannes, nur noch ein Wrack jenes Schiffes, das einſt Perikles über die Meere geſteuert.

Noch veränderter aber war der Geiſt der Bürger in den Staaten geworden, und das Verderbniß, das ſich ſchon früher eingeſchlichen hatte, griff immer mehr um ſich. Die lange Zwietracht, die aufgeregten Leidenſchaften, der Wechſel der Parteien, die Unſicherheit des Eigenthums, die Heimathloſigkeit der Verbannten *), endlich die Gleichgültigkeit gegen die Religion, — alles dieſes hatte die engen Bande, die den Einzelnen mit dem Ganzen verknüpften, aufgelöſ't, und die ehemals darauf beruhenden Tugenden waren verſchwunden. Ueberall machte ſich nun vielmehr der Einzelne ſelbſt zum Zweck, und ſuchte ſeinen Vortheil eifriger, als das Wohl des Vaterlandes; ein mit allen Reizen der Verfeinerung geſchmückter Genuß, wenn er auch mit Schande erkauft war, wurde der Gefahr und dem Ruhme im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes vorgezogen. So entartet war jetzt Griechenland. Zum Glück fand ſich ſein alter Gegner, Perſien, nicht minder entkräftet und aufgelöſ't, ſein Reichthum ſchreckte nicht mehr als Waffe, er lockte nur zur Beute. Zur Benutzung dieſer Verhältniſſe war ein aufblühendes Königreich, das Macedoniſche, beſtimmt, welches Griechiſche Gewandtheit und die in Theben's Kämpfen ausgebildete Kriegskunſt in ſich aufnahm, und dadurch ſtark genug ward, Griechenland zu beherrſchen, die Perſiſche Beute zu erwerben, und dadurch der Griechiſchen Civiliſation einen größern Schauplatz anzuweiſen.

*) Daher ſagt Iſokrates in ſeiner Rede an Philipp: „Es iſt jetzt leichter ein Heer aus heimathloſen Verbannten, als aus einheimiſchen Bürgern zu bilden.“ Und als Alexander die Verbannten in ihre Staaten zurückkehren ließ, waren es zwanzigtauſend.

55. Philipp, König von Macedonien.
(seit 359 vor Chr.)

Der Kern des Macedonischen Volkes war Illyrischer, also ungriechischer Abstammung, aber theils, indem es Griechische Stämme unterwarf, theils indem es sich in andrer Weise mit solchen vermischte, kam ein sehr bedeutender Griechischer Bestandtheil zu dem ursprünglich barbarischen *). Auch die Könige leiteten ihr Geschlecht vom Hercules ab. Daß diese Macedonischen Könige schon früher in mancherlei Reibungen mit den Hellenischen Staaten gekommen waren, besonders mit Athen und mit den Pflanzstädten an ihrer Küste, haben wir oben an den Beispielen des Perdikkas (S. 4.) und Amyntas II. (S. 77.) gesehen. Zwischen Beiden regierte König Archelaus, der Heerstraßen und feste Plätze anlegte, auch sonst für Verfeinerung und Einführung Griechischer Civilisation mehr that, als irgend einer seiner Vorgänger. Er zog Künstler aller Art, Dichter und Philosophen an seinen Hof. Nachdem er ermordet worden war (399), begann eine Zeit großer Verwirrung in Macedonien. Streitigkeiten um den Thron führten blutige Kämpfe und Frevel herbei, und diese Zwietracht wurde von den benachbarten Barbaren, den Illyriern, Thraciern und Päoniern zu räuberischen Einfällen benutzt, so wie von den Griechen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft und ihres Einflusses. So geschah es, daß nach dem Tode jenes Königes Amyntas II. (369), wo abermals eine große Verwirrung wegen der Nachfolge entstand, Theben sich in die Angelegenheiten Macedonien's mischte (S. 90.). Pelopidas befestigte den ältesten Sohn des Amyntas, Alexander, auf dem Thron, und nahm den jüngsten Bruder desselben, den nachher so berühmt gewordenen Philipp, als Geisel mit nach Theben. Alexander wurde nach einer einjährigen Regierung ermordet; der Mörder, Ptolemäus Alorites, hielt sich drei Jahre auf dem Throne, dann fiel er durch den Perdikkas, den zweiten Sohn des Amyntas. Dieser Perdikkas III. ward in einer furchtbaren Schlacht von den Illyriern erschlagen, die sich zugleich fast des ganzen westlichen Macedonien's bemächtigten (360).

Philipp, der nun entweder noch in Theben, wie Einige erzählen, oder schon in Macedonien war, als sich ihm diese Aussicht

*) Otfr. Müller, über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des Macedonischen Volkes.

auf den Thron eröffnete, trat also unter ungünstigen Umständen auf. Aber es schien das Schicksal ihm Alles genommen zu haben, damit er sich selbst Alles schaffen und die Kraft des großen Geistes entfalten konnte, mit welchem die Natur ihn ausgestattet hatte. Der Aufenthalt in Theben, das gerade damals der Mittelpunkt der Hellenischen Staatshändel und die Heimath einer neuen Kriegskunst war, hatte ihm reichliche Gelegenheit dargeboten, sich auszubilden, von den ersten Männern Griechenland's zu lernen, und unschätzbare Erfahrungen zu machen. Mit dem Drange nach kühnen Thaten verband er den hellsten politischen Blick und die planmäßigste Ausdauer, leider aber auch eine völlige Gleichgültigkeit über die Beschaffenheit der Mittel, die er anwandte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wo die Kraft nicht ausreichte, nahm er zu berückender Hinterlist seine Zuflucht; und besonders war er eifrig und geschickt, Verräther zu erkaufen, deren er in dem tiefgesunkenen, verderbten Griechenland nicht wenige fand.

Der Thron Macedonien's ward ihm von allen Seiten streitig gemacht. Die Thracischen Fürsten stellten einen Kronbewerber, den Pausanias, auf; Athen, welches, um Amphipolis wiederzubekommen, schon früher den Perdikkas auf dem Thron befestigt hatte, wollte jetzt desselben Zweckes wegen einen gewissen Argäus in seinen Ansprüchen unterstützen; noch drohender drängten die Päonier von Norden, und vor Allen die Illyrier, welche, von den Macedoniern besonders gefürchtet, durch ihren letzten Sieg eine große Muthlosigkeit verbreitet hatten.

So stand Philipp rings umgeben von drohenden Feinden, aber von dem Vertrauen erfüllt, das Ungewitter zertheilen zu können. Die Thracier gewann er durch Unterhandlungen und Geschenke, mit List täuschte er die Athener. Er zog die Macedonische Besatzung aus Amphipolis und erklärte es für frei. Hierauf besiegte er den Argäus ohne Mühe, und um die Athener noch mehr zu bethören, bewirthete und beschenkte er alle Gefangenen dieses Volks, die als Söldner unter Argäus gedient hatten, und schickte sie mit Freundschaftsversicherungen nach Hause, indem er seinen Ansprüchen auf Amphipolis entsagte. Hierdurch gegen einen Angriff von Seiten Athen's gesichert, griff er die Päonier an, und unterwarf sie; endlich schlug er dann auch die Hauptfeinde, die Illyrier, in einem mörderischen Treffen, dessen glücklicher Ausgang Macedonien sicherte, ja auch bis an den See Lychnitis erweiterte.

Diese Kämpfe befreieten Philipp nicht nur von drohenden Feinden,

sie bildeten allmählig auch die tapferen Soldaten, die ihm seine nachmaligen glänzenderen Siege erfochten. Philipp war Meister in der Kriegskunst und ein schöpferischer Geist; durch den von ihm eingeführten Macedonischen Phalanx wurde sein Heer unwiderstehlich. Diese berühmte Schlachtordnung war eine Verdoppelung der bei den Griechen sonst gewöhnlichen Stellung, auch hatte sie schon Epaminondas bei Leuktra und Mantinea, nur noch nicht so bestimmt ausgebildet, gebraucht; ihr Anblick und ihre Wirkung machten einen solchen Eindruck, daß späterhin ein Römischer Feldherr gestand, nie etwas Größeres und Furchtbareres gesehen zu haben *). Auch eine strengere Kriegszucht, ohne welche alle taktische Vollkommenheit nicht ausreicht, führte Philipp ein (wie vor ihm schon Iphikrates); er bildete sich aus dem Macedonischen Adel tüchtige Officiere, und übte seine Soldaten in der Ertragung aller Beschwerden. Dieser Adel des Landes, von alten Zeiten her sehr mächtig und einflußreich, behielt unter Philipp's Regierung diese Stellung, und Rechte, welche die Gewalt des Königs beschränkten **).

Philipp hatte nun seinen Thron befestigt und sein Land beruhigt. Zur Ausführung weiterer Entwürfe besaß er ein tüchtiges Heer; nur fehlte ihm vor allem noch Geld. Er trachtete daher nach dem Besitze der Griechischen Pflanzstädte an den Küsten seines eignen Landes mit ihrem einträglichen Handel, und nach den reichen Bergwerken des Gebirges Pangäus. Beide Zwecke, besonders der letzte, trieben ihn gegen Amphipolis, die Stadt, auf welche er vorher Verzicht gethan hatte, aber nur um eine bessere Gelegenheit zu ihrer Besitznahme abzuwarten. Eine solche bot sich ihm bald dar. Er benutzte einige vor-

*) Die große Wirkung des Phalanx bestand in der Tiefe der Aufstellung, bis zu sechzehn Mann. Die hinteren Glieder drängten dadurch so stark auf die vorderen, daß der Stoß des Ganzen im Angriff eine außerordentliche Gewalt bekam. Die Spieße der Phalangiten waren so lang, daß noch die des fünften Gliedes über die Stirn des ersten hervorragten. Der einfache Phalanx bestand aus viertausend Mann, Philipp verdoppelte ihn, dann wurde er auch noch vervierfacht, so daß die Fronte tausend Mann betrug. Doch scheint das Verhältniß der Fronte zur Tiefe nicht immer gleich gewesen zu seyn.

**) „Nie fiel es Philipp oder Alexander ein, ihre Monarchie in eine Despotie umzugestalten; sie achteten die Formen der Nationalität .... So ward ihre Macht nicht Macht und Angelegenheit des Einzelnen, sondern der Nation, und der Macedonische Adel in Philipp's Heer bildete einen politischen und militärischen Rath, den wir fast mit dem Römischen Senat der früheren Zeiten vergleichen möchten." Schlosser, Universalh. Uebersicht d. Gesch. d. alten Welt, Th. I. Abth. 3. S. 201.

gefallene Streitigkeiten, griff Amphipolis an und eroberte es (358). Um bei dieser Unternehmung die Athener zu beruhigen und abzuhalten, hatte er vorgegeben, er wolle jene Stadt nur für sie erobern, deren alte im Antalcidischen Frieden bestätigte Rechte er anerkenne. Leicht wurde Athen, das sich gern selbst täuschte, hintergangen, es versprach sogar dem Könige, ihm bei seinen Plänen gegen Pydna keine Hindernisse in den Weg zu legen, und überließ ihm diesen wichtigen Punkt am Meere; ja als das mächtige Olynth, welches die Gefahr ahnete, den Athenern ein Bündniß gegen Macedonien anbot, wußte Philipp diese Vereinigung zu hintertreiben. Noch mehr gewann er die Olynthier, als er Potidäa eroberte, und es ihnen überließ. Für sich besetzte er dann Krenidas, das er nach seinem Namen Philippi nannte. Er bevölkerte diese Stadt mit Vielen seiner Unterthanen, um sie desto sicherer zu behaupten, da sie vorzüglich der Schlüssel zu den Thracischen Bergwerken war, aus welchen er weit größeren Vortheil als bisher zog. Die daraus gewonnenen Summen dienten ihm nicht nur, die Besoldung seiner Heere, die allmählige Errichtung einer kleinen Flotte in den neu erworbenen Häfen, und die übrigen Kosten seiner Kriege zu bestreiten, sondern auch zu den Bestechungen, die in allen Kriegen für ihn eine höchst wirkungsreiche Waffe waren. So hoch, pflegte er zu sagen, sey keine Mauer, daß nicht ein mit Golde beladener Esel darüber hinwegschreiten könne.

Daß Athen nicht gleich anfangs die Gefahr, die von Philipp drohte, gehörig würdigte, erklärt sich theils durch die Verblendung der Leidenschaften, die das Geringfügige, wenn es nahe liegt, oft mehr fürchtet, als das Mächtige, wenn es noch entfernt steht, theils die Sorglosigkeit des Volks gegen ein Land wie Macedonien, das man von alter Zeit her mehr zu verachten als zu fürchten gewohnt war. Als Philipp's gefährliche Entwürfe offenbar wurden, war Athen in einen Krieg mit den unzufriedenen Bundesgenossen, Rhodus, Chios, Byzanz und Kos, verwickelt. Dieser Krieg beschäftigte Athen's Kräfte und brachte ihm viele Nachtheile. Schon der war groß genug, daß es gleich anfangs seine drei tüchtigen noch aus einer bessern Zeit herstammenden Feldherren verlor, Chabrias, Timotheus und Iphikrates. Der erste blieb muthig fechtend vor Chios, die beiden anderen aber wurden durch Chares verdrängt, der als Mitfeldherr sie anklagte, sie hätten Samos, welches die Feinde belagerten, aus Nachlässigkeit nicht entsetzt. Dieser Chares, der, nach der Beschreibung des — freilich

sehr tadelsüchtigen — Geschichtsschreibers Theopompus, träge und nur dem Vergnügen ergeben, auf seinen Feldzügen Flötenspielerinnen und Hetären mit sich führte, und einen Theil der Kriegsgelder auf diese Dinge verwandte, setzte nun als alleiniger Oberanführer den Krieg fort, aber ohne Erfolg. Denn theils konnte er Potidäa nicht retten, welches 357 an Philipp überging, theils verschlimmerte er Athen's Lage, indem er die Zahl seiner Feinde vermehrte. Sey es, um Athen die nöthige Geldunterstützung zu verschaffen, sey es aus eigener Habsucht, kurz, er ließ sich bewegen, dem abtrünnigen Satrapen Artabazus in seinem Kampfe gegen den König von Persien beizustehen. Dafür unterstützte dieser nun nicht minder als Philipp die aufrührischen Inseln, so daß Athen sich endlich gezwungen sah, den Krieg unter unrühmlichen und ungünstigen Bedingungen zu enden (355).

So war Athen's Aufmerksamkeit auf andere Punkte gelenkt, während Philipp seinen Einfluß in Thessalien, welches wegen seiner Reiterei und als Angriffspunkt gegen Griechenland höchst wichtig war, zu gründen anfing. Die völlige Auflösung aller Ordnung in diesem Lande bot ihm dazu die Gelegenheit dar. Als ein selbständiger König, konnte er hier mit weit größerer Freiheit und Sicherheit auftreten, als Athen und Theben, welche, wie wir wissen, die Parteiungen in diesem Lande bei mehreren Gelegenheiten zur Gründung ihres Einflusses hatten benutzen wollen. Gegen jenen grausamen Alexander von Pherä hatte zuletzt seine eigne Gemahlin ihre Brüder aufgeregt, diese hatten den Tyrannen ermordet, regierten jetzt aber selbst so gewaltthätig, daß Philipp gegen sie zu Hülfe gerufen wurde. Er trat als Befreier auf, nährte aber schlau die vorhandenen Unruhen mehr zu seinem Vortheile, als daß er sie beilegte, und suchte nur die Schwächeren zu schützen, die Mächtigeren aber zu schwächen. Indem er dadurch immer nothwendig und furchtbar blieb, wußte er sich zugleich durch die Anmuth seines Umgangs, seine Fröhlichkeit, sein Wohlgefallen an Witz und Scherz, ja durch seine Trinkgelage den für dergleichen empfänglichen Thessaliern *) werth zu machen. Daneben war er aber auch in Macedonien

*) Sehr lehrreich ist über Thessalien, was Sokrates bei Plato sagt, als Kriton ihm räth, nach diesem Lande aus dem Gefängniß zu flüchten (S. Abschn. 61.). Er setzt das Land den wohlgeordneten Staaten entgegen, weil in ihm Unordnung und Ungebundenheit am größten seyen. „Auch möchte es ihnen wol Spaß machen, sagt er weiter, mir zuzuhören, wie lächerlich vermummt ich aus dem Gefängnisse entlaufen sey u. s. w. Und was denn thun als schmausen in Thessalien, so daß es scheinen würde, ich sey wie zum Gastgebot dahin gereist!"

thätig, wo er mit offener Gewalt als tüchtiger Krieger auftrat, als Illyrien, Päonien und ein Thracischer Fürst mit vereinter Kraft ihn in seinen Fortschritten aufhalten wollten. Der König selbst überwand die Päonier und Thracier, sein nachmals berühmt gewordener Feldherr Parmenio die Illyrier (356).

Für Griechenland zeigte sich Philipp's kühner Ehrgeiz, seitdem er in Thessalien festen Fuß gefaßt hatte, immer gefährlicher, und indem er auf den Olympischen Spielen des Jahres 356 um den Preis mitrang und als Sieger ausgerufen ward, hätte es den Griechen eine Vorbedeutung seyn sollen, daß er auch im Ernst mit ihnen ringen wolle; aber ihre Verblendung erleichterte ihm den Sieg. Denn anstatt sich mit vereinter Kraft gegen ihn zu stemmen, verwirrten sie sich durch einen neuen Krieg, den heillosesten von allen bisherigen, ob er gleich der heilige Krieg heißt wegen seiner Beziehung auf Delphi und die Amphiktyonen, von denen diesmal der Vorwand hergenommen wurde. Dieser Krieg lös'te die letzten Bande Griechischer Ordnung auf, und öffnete zuletzt dem Philipp die engen Pforten von Thermopylä, die ihn in das Herz von Griechenland führten.

Sparta und Phocis waren von dem Amphiktyonengerichte, wo jetzt Theben besonders großen Einfluß hatte, zu bedeutenden Geldstrafen verdammt worden; das erstere wegen des ehemaligen Ueberfalls der Burg von Theben, das letztere, weil es einen Theil des dem Apollo geweihten Feldes bebaut hatte. Doch war dies nur ein Vorwand, hinter dem sich der Haß Theben's gegen Phocis verbarg. Die alten religiösen Gefühle waren erloschen, und wenn jetzt noch religiöse Motive in der Politik geltend gemacht wurden, war es arge Scheinheiligkeit und Heuchelei. Die Phocier waren außer Stande, die Strafsummen aufzubringen, und wurden nun mit Krieg bedroht. Von der harten Noth gedrängt, entschloß sich Philomelus, der Führer der Phocier, zu einem verzweiflungsvollen Schritte; er fiel plötzlich über die Stadt und den Tempel zu Delphi her (357), und bemächtigte sich der großen baaren Tempelschätze, womit er Söldner warb, die aus ganz Griechenland herbeiströmten, unbekümmert um den Religionsfrevel, der ihnen den reichen Lohn verschaffte. Ueberdieß bewarben sich die Phocier bei Athen und Sparta um Hülfe, und Beide zeigten sich dazu bereit, aus Staatsklugheit und aus Haß gegen den Leuktrischen Stolz der Thebaner. Diese, die Haupturheber der ganzen Verwirrung, hatten gehofft, ganz Griechenland gegen ihre gehaßtesten Feinde, die Spartaner und

Phocier, aufzuregen und indeß für ihre eigne Vergrößerung zu arbeiten. Allein sie fanden sich gar sehr getäuscht. Denn während der Krieg in Phocis wüthete, gewann Sparta vielmehr Freiheit, im Peloponnes Megalopolis und Messene mit größerem Erfolge zu bedrängen, Theben aber ward gezwungen, allein fechtend seine letzten Kräfte zu vergeuden. Denn hartnäckig war der Kampf, wie jeder, der um das Daseyn geführt wird, grausamer aber als irgend ein früherer, da die Religionsverletzung zu ungewöhnlicher Barbarei trieb, oder den Vorwand dazu gab. In derselben Weise handelten dann die Angegriffenen. So ließen die Böotier in einem der ersten Gefechte viele gefangene Phocier, als Theilnehmer des gegen den Gott verübten Frevels, niederhauen, mit der Ankündigung, daß dieses das Loos aller Gefangenen seyn werde. Da indessen Philomelus an Böotischen Kriegsgefangenen sogleich das Vergeltungsrecht ausüben ließ, hörten diese Grausamkeiten auf. Er selbst konnte freilich keine Schonung erwarten, und als er daher bei einem abermaligen Gefecht, das in den Grenzgebirgen vorfiel, schon vielfach verwundet war, und fürchten mußte, in die Hände seiner Feinde zu fallen, stürzte er sich selbst von einem Felsen herab (354).

Doch des Gebliebenen Bruder, Onomarchus, ließ sich dadurch nicht abschrecken, den Krieg fortzuführen, ja er griff nun auch die in dem Tempel zu Delphi befindlichen Weihgeschenke an, und ließ aus den ehernen, Waffen verfertigen, aus den goldenen und silbernen, Münzen prägen. Die dadurch mögliche abermalige Erhöhung des Soldes ergänzte seine Heere, und ein glänzenderes Glück begleitete seine Schritte. Er drang in Böotien vor, schlug die Thebaner und nahm Koronea weg; dann trat er siegreich in Thessalien auf, dessen Tyrannen neue Hoffnungen an das Glück der Phocier geknüpft hatten und mit deren Hülfe das alte Ansehen wieder zu gewinnen suchten. Die bedrängten Thessalier nahmen wieder ihre Zuflucht zu Philipp, der unterdeß seinen heimlichen und öffentlichen Krieg gegen Athen fortgeführt, und Methone, eine diesem verbündete Küstenstadt, erobert hatte. Auf den Ruf der Thessalier eilte er nach jenen Gegenden, um dort die früher schon angelegte zweite Angriffslinie gegen Athen und Theben fester zu begründen, und unter so günstigen Umständen, wie sich ihm jetzt darboten, weiter zu führen. Anfangs ward er zwar zweimal von den Phociern geschlagen, aber endlich gewann er eine Hauptschlacht, die das ganze feindliche Heer vernichtete. Ohne Schonung wurden die Fliehenden, die dem Ufer und der daselbst befindlichen Flotte der Athe-

ner unter Chares zueilten, in das Meer gestürzt; Onomarchus ward im Fliehen getödtet, und Philipp ließ den Leichnam desselben aufhenken, seinen Eifer für die Rache des beleidigten Gottes zu bewähren. Doch ließ er zugleich in mehreren Thessalischen Orten Macedonische Besatzungen, und verrieth dadurch einen nicht geringern Eifer für seinen eigenen Vortheil.

Unter dem Vorwande, die geschlagenen Phocier in ihrem eignen Lande aufzusuchen, wollte Philipp sich jetzt des Passes von Thermopylä, dieses Schlüssels zu dem eigentlichen Griechenland, bemächtigen, und Thessalien war bereit, ihn bei diesem Unternehmen zu unterstützen. Allein hier ließ er einen zu tiefen Blick in den Hintergrund seiner Zwecke thun, und die Athener fühlten, wie nothwendig es sey, ihm entgegenzutreten. Sie eilten daher mit einer Flotte zur Beschützung jener verhängnißvollen Pforten herbei, und Philipp kehrte unverrichteter Sache nach Macedonien zurück.

56. Demosthenes.

Philipp sah diesmal seinen Plan errathen und vereitelt, und mußte ihn in die Tiefe seiner Seele zurücksenken. Aber er mußte auch nun von Athen größere Behutsamkeit erwarten, und diesen Staat als den Mittelpunkt alles Widerstrebens gegen seine Entwürfe fürchten. Es war dort jetzt ein Mann aufgetreten, welcher Athen zu dem alten, im Persischen Kriege bewährten Beruf, Retter der Hellenischen Freiheit zu seyn, zurückzuführen strebte; ein Mann, der, voll Liebe zu seinem Vaterlande wie Perikles und voll Klugheit mannichfaltigen Verwickelungen zu begegnen wie Themistokles, für Athen und Griechenland stets wachte; der, was Philipp ersann und versuchte, durchschaute, allen seinen Wendungen nachspürte und seiner Gewalt entgegenzuwirken trachtete.

Dieser Mann war Demosthenes. Er stammte nicht aus den edleren Geschlechtern Athen's, aus denen Cimon, Perikles, Thucydides und Alcibiades hervorgegangen waren; sein Vater war Inhaber einer einträglichen Waffenfabrik. Aber die wissenschaftliche Bildung dieser Periode, Kenntniß der Vorzeit nämlich, Philosophie und Redekunst, waren nun ein großes Mittel geworden, die Gesinnung zu veredeln und zu erheben, dem Charakter die Würde, dem Geiste die Richtung zu ge-

ben, deren der Staatsmann bedarf, und aus allen diesen Quellen schöpfte Demosthenes.

Früh hatte er seinen Vater verloren, und sein Erbtheil ward ihm von eigennützigen Vormündern zersplittert. Er war ein schwächlicher und kränklicher Knabe, und wurde deshalb weniger zu gymnastischen Uebungen angehalten. Dadurch ward er seinen Mitschülern ein Spott und erhielt von ihnen allerlei Ekelnamen. In seinem sechzehnten Jahre hörte er den Kallistratus, der einen großen Ruf hatte, bei Gelegenheit eines Streites zwischen Athen und Theben über den Besitz der Stadt Oropus, öffentlich reden. Er staunte über die Kraft der Beredsamkeit, und als er am Schlusse den allgemeinen Beifall hörte, und wie der Redner mit Lob überhäuft wurde, als er das Volk den Gefeierten wie im Triumph nach Hause begleiten sah — da stand in der Seele des Jünglings der Entschluß fest, nach derselben Palme zu ringen. Nun hatte er keinen Gedanken mehr als diesen, keine Beschäftigung, als Reden zu versertigen. Mit dem größten Eifer studirte er die Werke der großen Griechischen Schriftsteller; die Geschichte des Thucydides schrieb er mit eigner Hand achtmal ab, um sich der Darstellungsweise desselben vollkommen zu bemeistern. Bald darauf ward er ein Zuhörer Plato's, und der Redner Isäus ward sein Lehrer in der Redekunst. So vorbereitet fing er einen Proceß gegen seine Vormünder an, den er zwar gewann, aber doch nur einen kleinen Theil seines Vermögens zurückerhielt. Nun wagte er es auch vor dem Volke aufzutreten, aber er wurde ausgepfiffen und verlacht. Ein zweiter Versuch fiel nicht besser aus. Mit verhülltem Gesicht lief er nach Hause, um seine Schande zu verbergen, ihm folgte sein Freund Satyrus, ein Schauspieler. Demosthenes beklagte sich über das Volk, welches rohe und unwissende Menschen mit Vergnügen höre, indeß er, welcher seine Gesundheit fast der Redekunst aufgeopfert habe, keinen Beifall erhalten könne. „Du hast Recht, sagte Satyrus, allein ich will dem Uebel abhelfen, welches die Ursache davon ist, wenn du mir eine Stelle aus dem Sophokles oder Euripides hersagen willst." Demosthenes that es sogleich, und nun wiederholte der Schauspieler dieselbe Stelle mit einer solchen Kraft der körperlichen Darstellung und so lebendigen Mienen, daß Demosthenes ganz andere Verse zu hören glaubte. Er sah ein, daß es ihm an Stimme und Action noch gänzlich fehle, und daß er eine ganz neue Uebung anfangen müsse.

Wie sein gewaltiger Gegner Philipp auf einen dürftigen Anfang

seinen Thron baute, und seine Macht unter steter Mühe vergrößerte, so bildete in nicht minderem Kampfe Demosthenes seine mächtige Redekunst. Es gehörte keine geringe Kühnheit und eine mächtige Stimme dazu, um vor der Volksversammlung, die wie ein wogendes Meer brausend und stürmend sich vor dem Redner hin und her bewegte, zu reden, und Isokrates hatte daher, in Ermangelung dieser beiden Eigenschaften, niemals die öffentliche Rednerbühne betreten und nie selbstthätigen Antheil an der Staatsverwaltung genommen.

Demosthenes hatte einen kurzen Athem und eine schwache Stimme, er konnte, wie Alcibiades, das R nicht aussprechen. Allein diesen Fehlern suchte er durch die unverdrossenste Anstrengung abzuhelfen. Er ging an das Meeresufer, wo die Brandung am stärksten brauf'te, und bemühte sich hier, das Tosen der Wellen zu überschreien. Er nahm Kiesel in den Mund, und versuchte trotz dieser Hindernisse deutlich zu sprechen; er ging steile Berge in die Höhe und sagte dabei mit starker Stimme lange Reden her, um seinen Athem zu längerer Ausdauer zu gewöhnen; er bezog endlich ein Zimmer unter der Erde, in dem er, von allem Umgange abgeschieden, sich unaufhörlich vor einem großen Spiegel in der körperlichen Darstellung, in der Gesticulation und im Mienenspiel übte. Ja Plutarch erzählt, Demosthenes habe, um das Ausgehen auf eine Zeitlang unmöglich zu machen, sich auf einer Seite den Kopf kahl geschoren. So ward er Monate lang an sein unterirdisches Zimmer gefesselt, in welchem er sich unablässig mit Nachdenken und Uebung über und für seine Kunst beschäftigte, und aus welchem er endlich als ein vollendeter Redner hervorging, um eben das Volk, das ihn bisher verlacht hatte, hinzureißen, und nach Gefallen zu lenken.

Derselbe Ernst, mit welchem Demosthenes die Erlernung seiner Kunst betrieben hatte, beseelte ihn auch in der Ausübung derselben als Staatsredner. Während einer von seinen Hauptgegnern, Demades, oft trunken und aus lustigen Gesellschaften kommend, aus dem Stegreif, aber nicht ohne großes Geschick redete, so trat dagegen Demosthenes mit seltner Nüchternheit, und, wie ehemals Perikles, niemals unvorbereitet auf, so daß man ihm auch vorwarf, es röchen seine Reden nach der nächtlichen Lampe. Aber man konnte eher sagen, daß sie aus der Nacht hervorgingen, wie die Sonne auch nur nach der Nacht langsam in die Höhe steigt, um Alles zu erleuchten und zu erwärmen. Der große, kräftige und durchdringende Geist seiner Reden, die tief-

ſchauende Staatsklugheit und die erhabene Geſinnung, welche aus ihnen hervorleuchten, haben die Bewunderung aller Zeiten erregt. Alle großen Redner nach Demoſthenes haben ihm nachgeſtrebt, aber keiner hat ihn erreicht.

Mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet trat er zum Kampfe auf gegen eine Zeit, in welcher alle Zeichen ſchon den nahenden Tod des Staates offenbarten. „Athen's Jünglinge, ſagt Theopompus, brachten ihre Tage in den Häuſern der Flötenſpielerinnen und Hetären zu, die Aelteren beim Würfelſpiel und ähnlicher Unſitte; das ganze Volk aber wandte auf öffentliche Mahle und Fleiſchvertheilungen mehr, als auf die Verwaltung des Staats." Edlere Naturen, welche ſolche Erſcheinungen mit tiefem Unwillen gewahrten, welche ſahen, wie die Leitung der Staatsgeſchäfte zu einer Parteiſache herabgeſunken war, und die Lenker des Volks nur den Leidenſchaften deſſelben ſchmeichelten*), verzweifelten an der Möglichkeit einer Kraftäußerung ihres Vaterlandes; ſie ſetzten ihre Tugend daher mehr darin, ſelbſt rein zu bleiben von jenen Uebeln, als darin, den Staat davon zu reinigen, und begnügten ſich, die Schwäche deſſelben mit der Ruhe des Friedens zu bedecken. Wenn dieſe auch nicht, wie die Beſtochenen, Philipp's Pläne beförderten, ſo ſetzten ſie ihm doch auch keinen Widerſtand entgegen, und da ſie es für unmöglich hielten, daß Athen einen ſiegreichen Kampf gegen jenen König beſtehen könne, ſo riethen ſie zum Frieden, indem ſie wähnten, daß das ruhige Fortbeſtehen ihres Staates mit dem lebendigen Fortſchreiten Philipp's zu vereinigen ſey.

Dieſe Anſicht trat beſonders im Phocion hervor, einem Manne von großer ſittlicher Strenge und Biederkeit, deſſen von Natur trockner und finſtrer Charakter die Weichlichkeit und Unmäßigkeit ſeiner Zeitgenoſſen verabſcheute. Niemand hat ihn jemals lachen oder weinen geſehen. Im Felde ging er barfuß und ohne Obermantel, und wenn er davon einmal eine Ausnahme machte, ſo hielten es die Soldaten für ein Zeichen einer ſeltnen Kälte. Als Feldherr zeichnete er ſich durch treffliche Mannszucht, Schonung und Uneigennützigkeit aus, wie er denn überhaupt nie zur Annahme von Geſchenken, deren ihm oft von Auswärtigen ſehr große angeboten wurden, zu bewegen war. Den

*) „Jetzt, ſagt Demoſthenes in einer ſeiner Reden, gehen eure Redner umher und fragen euch: was wünſcht ihr? was ſoll ich vorſchlagen? womit kann ich euch einen Vortheil bringen?"

Leichtsinn der Athener züchtigte er mit Schärfe und Bitterkeit, und war es deshalb so gewohnt, seine Meinung verworfen zu sehen, daß er einst, als das Volk einen seiner Vorschläge mit lautem Beifall annahm, verwundernd fragte: „Habe ich denn vielleicht etwas Närrisches gesagt?" Aber auch den Ermahnungen des Demosthenes, dessen Größe er nicht begriff, und seinem Feuereifer trat er mit kaltem Spotte und einer nur das Nächste berechnenden Klugheit entgegen, welche bei der Beschränktheit nur allzuoft Beifall finden. Männer von Phocion's Charakter werden ihrer Pflicht stets streng und gewissenhaft Genüge leisten, auch großer Aufopferungen können sie fähig seyn, aber einen in seinen Grundfesten wankenden Staat zu retten, vermögen sie nicht*).

Anderen, zu denen besonders Isokrates und seine Anhänger gehörten, die den Blick auf das ganze Griechenland wendeten, und mit großem Schmerz so viele Uneinigkeit, Parteiung, Bürgerkriege und alle schreckliche Folgen derselben erblickten, besonders aber mit Jammer sahen, wie die Griechisch-Asiatischen Staaten von den Barbaren oder von Griechischen Abenteurern nach Belieben gemißhandelt wurden, erschien Philipp in einem noch hellern Lichte. Sie verzweifelten an jeder Beruhigung Griechenland's durch Athen oder Sparta, erblickten aber in Macedonien eine Macht, die nicht aufwachse *gegen* sondern *für* Griechenland's Vortheil. Nicht für sich hofften sie diesen Vortheil, wie die feilen Verräther, sie glaubten nur, es werde diese Macht stark genug seyn, Griechenland zu beruhigen, und demnächst den alten Erbfeind, Persien, zu züchtigen.

Keiner von beiden Ansichten folgte Demosthenes, er faßte die Aufgabe der Zeit von einem andern und viel höhern Gesichtspunkte. Voll von dem Geiste, der in den Tagen der großen Vorfahren den Atheniſchen Staat erfüllt hatte, hoffte er, dem erschlafften Volke wieder ein männliches Gefühl einflößen und die alten Tugenden wiedererwecken zu können. Im Sinne eines Aristides, Perikles u. A., die das Wohl des Staats höher geachtet hatten als den Beifall der Zuhörer, sprach er oft zu der versammleten Menge mit strafender Strenge. „Ihr freuet euch, rief er ihnen zu, wenn man eure Vorfahren rühmt, ihre Thaten aufzählt und ihre Siege nennt, aber erwägt auch, daß dieses

*) Daher sagt Cornelius Nepos nicht mit Unrecht: „Phocion der Athener, ob er gleich Heere geführt und die größten Aemter verwaltet hat, ist doch durch seine Redlichkeit berühmter, als durch seine Thaten."

von euren Vorfahren gethan ist, nicht damit ihr es bloß schauet und bewundert, sondern damit ihr jene Tugenden nachahmt" Er stellte den Athenern die Würde dieser Vorfahren mit begeisterter Liebe, ihre jetzige Verderbniß mit Schmerz und edlem Unwillen vor. „Ihr Athener, sagte er, zu einer neuern Zeit, seyd entnervt, eures Vermögens und eurer Bundesgenossen beraubt, ihr seyd nur Diener und Anhänger eurer Führer, und seyd vollkommen zufrieden, wenn euch diese die Schaugelder und magere Rinder austheilen. Sie halten euch in der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch an sich, und machen euch kirre und zahm. Unmöglich aber kann der große und kühne Gedanken hegen, der in Abhängigkeit und Elend lebt; denn wie die Lebensart der Menschen ist, so ist auch ihre Denkungsart."

In Philipp sah und zeigte Demosthenes dem Volke den gefährlichsten Feind der Griechischen Freiheit, dem man sich mit aller Kraft widersetzen müsse. Darum sollten die Athener aus ihrer Trägheit erwachen und handeln. Als sie einst, weil Philipp an einer Krankheit darniederlag, voll Hoffnung und Freude waren, rief er ihnen zu, nicht müßig eine solche Erlösung zu hoffen. „Denn sollte auch dieser sterben, so würdet ihr euch bald einen zweiten Philipp schaffen, wenn ihr eure Angelegenheiten wie bisher betreibt." Dieser Schlaffheit sollten sie entsagen, und so wie ehemals Leben und Eigenthum wieder dem Staate darbringen; das erste, indem sie selbst zu Felde gingen, das andere, indem sie sich zu Beiträgen entschlössen. Er wagte sogar den Vorschlag, die für die Theorikencasse bestimmten Gelder (oben S. 62) zu den Kriegskosten zu verwenden, obgleich der Demagoge Eubulus einen Volksbeschluß durchgesetzt hatte, dem zufolge Jeder mit der Todesstrafe bedroht wurde, der einen solchen Vorschlag machen würde. Er schlug, ohne auf die Anerbietungen oder Drohungen der Reichen zu achten, auch Gesetze vor, um die Last der Trierarchie (S. 25. Anm.) billiger und gleichmäßiger zu vertheilen. Wenn die Athener alles dieses thäten — und sie bedürften ja nur des Entschlusses dazu — dann hoffte er, dem Philipp, dem Barbaren, wie er ihn nannte, zu widerstehen, und den ausgetretnen Strom seiner Macht wieder in das alte Bette zurückzuführen. Der König schreckt mich nicht, rief er aus, wenn eure Gesinnungen gesund und männlich sind.

Doch dürfe man freilich nicht hoffen, diesen König mit gewöhnlichen Mitteln zu bekämpfen, einen Gegner, welcher alle seine öffentlichen und geheimen Pläne allein lenke, zugleich Gebieter, Feldherr,

Schatzmeister sey, und eben durch die rasche, rechtzeitige Ausführung seiner Pläne ein sehr großes Uebergewicht habe. „Bedenkt, sagt er, die Gewandtheit eines Königs, der jeden Umstand zu benutzen weiß, durch zweckmäßige Nachgiebigkeit auf der einen, durch Drohungen auf der andern Seite (und seine Drohungen möchten allerdings Glauben verdienen!); der durch Verläumdung unserer Absichten, durch Benutzung unserer Abwesenheit vor uns her erntet, und die Umstände zu seinem Vortheil wendet."

Aber er flößte den Athenern auch wieder Muth ein, und benutzte dazu sogar durch eine feine Wendung ihre Sorglosigkeit. „Eure Sachen stehen darum so schlecht, weil ihr nichts von dem Erforderlichen gethan habt — sagt er in der ersten Rede gegen Philipp — aber eben was für die vergangene Zeit das Schlimmste war, ist für die Zukunft das Nützlichste. Hättet ihr Alles gethan, was sich ziemte, und sie ständen dennoch nicht besser, so wäre nicht einmal Hoffnung zu einer glücklichen Veränderung da. Bedenkt aber auch, daß Philipp ohne Furcht euch bekriegte, als ihr Pydna, Potidäa, Methone und die ganze umliegende Gegend noch besaßet, und daß er erhielt, was ihr besaßet. Aber er wußte auch, daß alle jene Plätze Preise waren, die für den Sieger bereit lagen. Denn der Natur nach fallen die Güter der Entfernten dem Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen dem Kühnen zu. Durch eure Sorglosigkeit ist er zu diesem Ansehen gelangt, weniger durch seine eigne Kraft. Ja auch die Macht, welche er jetzt wirklich hat, würde ich für furchtbarer halten, hätte ich ihn durch gerechte Thaten zu dieser Größe emporsteigen gesehen. Denn, wie bei einem Hause der unterste Theil der stärkste seyn muß, so muß auch der Anfang und das Fundament einer Handlung wahr und gerecht seyn. Aber ihn haben nur schlaue Künste groß gemacht, indem er die Unwissenheit Anderer, die ihn noch nicht kannten, benutzte; doch sie werden ihn wieder herabstürzen, seitdem es sich gezeigt hat, daß er Alles um sein selbst willen thut, und Jeden, der mit ihm zu thun hat, täuscht. Seine so gewonnenen Bundesgenossen werden also bei dem kleinsten Unfalle sich wieder von ihm trennen. Mancher haßt ihn, Mancher fürchtet, Mancher beneidet ihn, selbst unter Denen, die am engsten mit ihm verbunden sind. Die Thessalier, dieses Volk, dem von Natur der Wankelmuth eigen ist, und das immer diesen Charakter gegen alle Menschen gezeigt hat, zeigen sich vorzüglich so gegen ihn. Man kann ferner nicht zweifeln, daß die Päonier, die Illyrier, kurz alle diese

Völker lieber frei als Sklaven seyn möchten; denn sie sind nicht an Gehorsam gewöhnt, und er ist ein sehr übermüthiger Gebieter. Seine eignen Macedonier endlich ertragen nur unwillig die Lasten und Leiden seiner unaufhörlichen Feldzüge, durch die sie hin- und hergetrieben, gedrückt und geschwächt werden; sie müssen den Anbau ihrer Besitzungen und die Vermehrung ihres Eigenthums hintansetzen, ja sie können nicht einmal dasjenige, was sie auf diese Weise erwerben, mit allem dem Vortheil vertreiben, dessen sie unter anderen Umständen genießen würden, indem der Krieg die Häfen und Handelsplätze des Landes verschlossen hält."

Das waren die Grundsätze, die Gesinnungen und die Hoffnungen des Demosthenes, von welchen beseelt er auftrat, seinem Vaterlande Selbstvertheidigung zumuthete, und der Feigheit, dem Hasse, der Trägheit, der Verrätherei, dem Unverstande und der falschen Weisheit seiner Zeitgenossen mit Einsicht, Ruhe, Vaterlandsliebe, Begeisterung und Muth entgegenwirkte. Seine große Gesinnung, und seine außerordentlichen Gaben blieben nicht ohne Wirkung, doch gelang ihm nicht, das Volk zu der Wachsamkeit, Thätigkeit, Kraftäußerung und Ausdauer zu erwecken, welche diese gefährliche Zeit erforderte. Zuweilen, durch die Rede seines wachsamen Lenkers aufgeschreckt, faßte es einen kräftigen Entschluß, sank aber schnell wieder in Trägheit und Erschlaffung zurück, während einem Gegner, der mit so planmäßiger Klugheit verfuhr, wie der Macedonische König, nur durch die angestrengteste Benutzung aller Kräfte Grenzen gesetzt werden konnten.

---

57. Philipp und Athen bis zum Ende des heiligen Krieges. (349—346 vor Chr.)

Nachdem Philipp den mißlungenen Versuch, über Thermopylä vorzudringen, durch eine scheinbare Unthätigkeit bei den Griechen wieder in Vergessenheit gebracht hatte, wandte er sich gegen Olynthus, den Staat, dessen Macht sich mit Sparta gemessen und Macedonien's Könige oft bedrohet hatte.

Die Aufnahme, welche zwei natürliche Söhne des Amyntas, die sich gegen Philipp verschworen hatten, in Olynth fanden, gab den Vorwand zum Kriege her, und mit gewohnter Schnelligkeit fiel Philipp in das Gebiet der Stadt ein. Die bedroheten Olynthier nahmen ihre

Zuflucht zu Athen, und baten um Schutz und Beistand. Demades war gegen das Bündniß, aber Demosthenes *) rieth dazu, und sah es als eine göttliche Wohlthat an, daß sich gegen den König ein Feind erhob, dessen Land an das seinige grenzte, der eine bedeutende Macht besaß, und der — von Allem das wichtigste — die feste Ueberzeugung hatte, daß jeder Vertrag mit Philipp unsicher sey und ins Verderben führe. Er forderte die Athener also mit allen jenen Gründen, die wir oben zusammengefaßt haben, auf, nicht hinter diesem Glück zurückzubleiben. Das Bündniß kam in der That zu Stande, aber leider brachten die Athener die Rathschläge des Demosthenes nicht mit hinreichender Kraft und Vollständigkeit zur Ausführung. Es war ein großes Uebel, daß Demosthenes nicht, wie in jenen alten Zeiten, deren Bild ihm so hell entgegenleuchtete, geschehen war, mit dem Schwerte in der Hand das Heer zu führen verstand, wie er mit dem Worte die Volksversammlung lenkte **). Die zweitausend Mann, und die Bemannung der dreißig Schiffe, welche die Athener absandten, bestanden, wie in dieser Zeit immer, aus Söldlingen. Der Geist eines solchen Heeres und die Fähigkeiten seines Führers Chares konnten den Absichten des Demosthenes nicht entsprechen. Der Mangel an Gelde löst'te den Gehorsam unter diesen Schaaren auf, und die Absicht, es herbeizuschaffen, führte entweder von der Bestimmung und dem Zwecke des Feldzuges ab, oder gab der Habsucht der Söldlinge und dem Ehrgeize des Feldherrn Vorwand zu willkürlichen Zügen. „Denn kaum haben sie für euch das Schwert gezogen, sagt Demosthenes, so entlaufen sie hiehin und dahin, und ihr Anführer folgt ihnen nach." So kam es, daß diesmal nur ein Streifzug zu den Phociern und ein Einfall in Pallene des Geldes wegen gemacht wurden, und Chares so umherzog, daß die Athener ihn mußten aufsuchen lassen, weil man gar nicht wußte wo er war.

Natürlich kam den Olynthiern von einer solchen Hülfe wenig zu

*) Bei dieser Gelegenheit hielt er seine noch vorhandenen drei Olynthischen Reden.

**) Es scheint aber auch selbst Grundsatz gewesen zu seyn, die Staatsmänner und Redner nicht als Feldherren anzustellen, wie aus einem Vorwürfe des Isokrates hervorgeht. „Diejenigen, sagt er, deren wir uns in den wichtigsten Staatsangelegenheiten als Rathgeber bedienen, wollen wir doch nicht zu Feldherren wählen, gleichsam als wären sie unverständig; die man aber weder in besonderen noch öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe ziehen würde, die senden wir als unumschränkte Feldherren aus, als würden sie dort weiser seyn und besser die Hellenischen Angelegenheiten, als in den Volksversammlungen die Vorschläge berathen."

Gute. Eine neue Unterſtützung an Truppen, welche die Athener auf eine abermalige Bitte Olynth's unter Charidemus abſandten, kam zwar dort an, aber der Uebermuth dieſer Truppen war gefährlicher, als es der gefürchtete Feind ſelbſt ſchien, und die bedrängte Stadt forderte zum drittenmale ein Heer, und zwar von Atheniſchen Bürgern. In der That wurde nun ein ſolches Heer ausgerüſtet, aber es kam zu ſpät an. Philipp hatte es dahin zu bringen gewußt, daß in Olynth zwei Verräther an die Spitze kamen, und dieſe öffneten ihm die Thore. Die Häuſer der Stadt wurden zerſtört und die Bürger zu Sklaven verkauft (347. Ol. 108, 1.). So hatten die halben Maaßregeln der Athener den König abermals einen ſehr bedeutenden Zuwachs an Macht gewinnen laſſen; ſeine Verbindung mit dem Meere war nun größer, ſein eignes Königreich unangreifbarer und beruhigter. Aber Philipp wurde durch dieſen Erfolg nur zu neuen Entwürfen und Thaten gereizt, die vorzüglich gegen Athen, als den Mittelpunkt der Griechiſchen Kräfte, gerichtet waren, und es traf ein, was Demoſthenes in ſeiner dritten Olynthiſchen Rede vorausgeſagt hatte: „Wenn Philipp auch Olynth erobert, ſo ſagt mir, o ihr Männer Athen's, was kann ihn hindern, ſeine Waffen zu wenden, wohin er nur immer will? Die Thätigkeit, welche er in allen ſeinen Unternehmungen zeigt, die ihm gleichſam zur andern Natur geworden iſt, erlaubt ihm nicht, mit ſeinen bisherigen Thaten zufrieden, in Ruhe zu leben. Wenn er es ſich nun zum Geſetze gemacht hat, immer weiter zu gehen, ihr hingegen, immer ſtill zu ſitzen und nichts mit Nachdruck zu betreiben, ſo erwägt, was ihr am Ende davon erwarten dürft. Bei den Göttern, wer von euch iſt ſo ſtumpfſinnig, um nicht einzuſehen, daß, wenn wir nicht das Unſrige thun, der Krieg von dort her zu uns kommen wird!"

Zwei Punkte waren es, welche Philipp's Aufmerkſamkeit jetzt beſonders auf ſich zogen, und deren Beſitz er als nothwendig zur weitern Förderung ſeiner Abſichten erkannte: der Hellespont, der für Athen wegen des Handels und weil es von dorther mit den nothwendigſten Bedürfniſſen verſehen wurde, vorzüglich wichtig war, und der Paß von Thermopylä, durch den man es vom Lande her bedrohen konnte. Denn mit der Seemacht Athen's konnte es Philipp doch nicht aufnehmen, und dieſe Ueberlegenheit ſeiner Feinde fühlte er am ſtärkſten und drückendſten.

Zur Erreichung dieſer Zwecke wählte Philipp die ſchlaueſten Mittel, und der Zuſtand des übrigen Griechenland's bot ihm die Hand

dazu, indem er die Fehler der Anderen mit gewohnter Geschicklichkeit benutzte. Noch wüthete ununterbrochen der heilige Krieg, und erschöpfte die Theilnehmer auf das äußerste. Theben war ohne Kräfte, ohne Geld, und sah einen Haupttheil Böotien's in der Gewalt der Phocier. Aber auch bei diesen war der Quell der Tempelschätze versiegt, und Phalákus, damals Oberhaupt und Feldherr der Phocier, ließ schon den Boden nach versteckten Reichthümern durchwühlen. Dennoch verhinderte der bis aufs Aeußerste gestiegne Haß der beiden kriegführenden Staaten irgend eine friedliche Annäherung, und die Einmischung einer fremden Macht schien unausbleiblich. Die Thebaner richteten ihre Blicke auf Philipp, und dieser machte ihnen die glänzendsten Versprechungen. Er sah, daß sich ihm dann die Pässe von Thermopylá von selbst öffnen mußten. Eine größere Gefahr konnte den Griechischen Staaten kaum drohen; auch Sparta ward aufmerksam, denn da Theben geschwächt war, mußte sich Philipp für Staaten wie Arkadien, Messene und Argos als der mächtigste Helfer darbieten. Wirklich hatte er dort schon Verbindungen angeknüpft, welche Demosthenes, der als Atheniſcher Gesandter die Halbinsel durchzog, zu unterdrücken und aufzulösen gesucht hatte, aber mit wenigem Erfolg. Bei den beschränkten Ansichten dieser Staaten, welche nur das Nächste, nur ihren Erbfeind Sparta, ins Auge faßten, konnten sie die Verbindung Athen's mit demselben nicht begreifen, und faßten ein größeres Zutrauen zu Philipp *). Vergebens erbot sich Sparta, Thermopylá zu besetzen; die Eifersucht des Phalákus, der schon früher dasselbe Anerbieten der Athener zurückgewiesen hatte, vereitelte diese wichtige Hülfe.

Vor Allem dachte Philipp jetzt darauf, die Athener zu täuschen und unthätig zu machen, die Bequemlichkeit des Friedens sollte sie einschläfern. Der Schauspieler Neoptolemus, der den Kampfspielen beigewohnt hatte, welche von Philipp zur Feier seines Sieges über Olynth gegeben wurden, mußte in Athen verkünden, wie geneigt der König zum Frieden sey, und das leicht bewegte Volk, des erschöpfenden Krieges müde, war schnell nach den Wünschen desselben gestimmt. Es wurde eine förmliche Unterhandlung über den Frieden begonnen, und Athen schickte zwölf Gesandte ab, unter denen sich Demosthenes,

*) „Der Peloponnes war zerrüttet, sagt Demosthenes, indem weder die Feinde Sparta's stark genug waren, die Spartaner zu unterdrücken, noch die, welche vorher durch Sparta herrschten, Herren der Städte waren."

dessen hauptsächlichster politischer Gegner Aeschines, und des Letztern Freund, der offenbare Verräther Philokrates, befanden.

Die Geschichte dieser Gesandtschaft, welche den vorgeschlagenen Frieden zu Stande brachte, ist dunkel, da sie ein Gegenstand öffentlicher Anklagen zwischen Demosthenes und Aeschines wurde. Jener bezüchtigte diesen, daß er sich an Philipp verkauft, oder von den Talenten, die der König als Redner, Unterhändler und im geselligen Leben zeigte, habe einnehmen lassen; Aeschines dagegen beschuldigte den Demosthenes, daß er in seiner Rede an Philipp stecken geblieben sey und nichts habe hervorbringen können. Dieser Vorwurf des Aeschines würde indeß nichts beweisen, als daß dem Demosthenes die Eigenschaften eines Unterhändlers fehlten, und ihn dies gehindert habe, der Verrätherei der Uebrigen entgegenzuwirken. Indeß enthüllte sich, nach Demosthenes, der Verrath des Aeschines erst recht bei einer zweiten Gesandtschaft, welche bald darauf von Athen abging, um den König den Frieden beschwören zu lassen, nachdem die Athener den Eid schon geleistet hatten. Philipp benutzte nämlich diese Zeit zu einem Zuge nach Thracien, wo er sich auf Kosten Athen's erobernd ausbreitete, und besonders den dortigen König Kersobleptes, einen Bundesgenossen Athen's, besiegte, während Aeschines, statt ihn sofort aufzusuchen und seine Fortschritte zu hemmen, in Pella, der Hauptstadt Macedonien's, verweilte. Einen noch größern Vortheil hatte er durch den Frieden erreicht. Es war ihm gelungen, die Athener dahin zu bringen, daß die Phocier darin unerwähnt blieben. Es hinderte ihn also keine Verpflichtung, sie anzugreifen, und es kam nur darauf an, die Athener über diese seine Absicht zu täuschen. Dies gelang ihm vortrefflich. Er bewog, wie Demosthenes erzählt, die Gesandten durch Geld, ihre Abreise zu verzögern, bis er mit seinen Rüstungen fertig war. Erst nachdem er an der Spitze seines Heeres in Thessalien eingebrochen war, beschwor er in Pherä den Frieden in einem Wirthshause. Zugleich ließ er durch seine Anhänger und erkauften Freunde, unter welche Demosthenes besonders den Aeschines rechnet, die Meinung verbreiten, daß er Phocis nicht angreifen wolle, daß seine Absichten vielmehr auf Theben's Demüthigung gerichtet seyen, und daß er den Athenern für Amphipolis die Insel Euböa überlassen wolle, wo er ihnen bisher auf mannichfaltige Weise entgegengewirkt hatte. Dies schmeichelte den Leidenschaften der Meisten zu sehr, als daß sie auf den Demosthenes hätten hören sollen, welcher es für Aberwitz erklärte, solchen Lockungen zu trauen

Aber leider wurden sie bald aus ihrem Traume geweckt, als nun die Nachricht erscholl, daß Philipp durch den Paß von Thermopylä gedrungen sey (346). Er gewährte dem Phalákus mit seinen Söldnern freien Abzug nach dem Peloponnes, und die Phocier, ihrer Truppen beraubt und ohne Hülfe von den Athenern, überließen dem Philipp alle Städte und ihr ganzes Land, so daß er ohne Schwertschlag in den Besitz des wichtigen Phocis kam. Er kündigte dies den Athenern in einem Briefe an: „Wisset, hieß es darin, daß wir diesseits von Thermopylä angekommen sind, und die Phocier überwältigt haben. Da ich höre, daß ihr euch rüstet, ihnen zu Hülfe zu kommen, so habe ich euch geschrieben, damit ihr euch nicht weiter damit bemühet. Löblich aber ist es überhaupt nicht, daß ihr Frieden mit mir gemacht habt und euch dennoch rüstet, noch dazu, da die Phocier in den Frieden nicht mit eingeschlossen sind. Solltet ihr aber dem geschlossenen Frieden nicht treu bleiben, so werdet ihr gewiß im Unrechtthun mir nur zuvorkommen."

Dies war der Ton eines Siegers, der zugleich dadurch dem ganzen Griechenland kund that, wie alles dieses wider Athen's Willen geschehen sey; und ganz als das Werk seiner freiwilligen Milde erschien nun der Gebrauch, den er zum anscheinenden Vortheil der Thessalier und Thebaner von seinem Siege machte. Denn weit entfernt, die Letzteren zu züchtigen, übergab er ihnen vielmehr die von den Phociern eingenommenen Oerter Orchomenos, Koronea u. a., und forderte die Wiederherstellung von Thespiä und Platää nicht, was er doch den Athenern verheißen hatte. Dafür wurden nun auch die Schlüsse des Amphiktyonengerichts, wo die Thebaner und Thessalier den größten Einfluß übten, ganz in Philipp's Sinn und nach seinen Wünschen gefaßt. Die entflohenen Phocier, und die, welche an dem Tempelraub Antheil genommen hatten, wurden verflucht, die übrigen mußten ihre Waffen übergeben, welche zerbrochen und dann verbrannt wurden; sie durften keine Pferde halten; sie mußten, nachdem man ihre Städte zerstört hatte, bloß in Dörfern, die wenigstens ein Stadium *) von einander entfernt seyn sollten, wohnen, und ihr Land von nun an als ein Eigenthum des Gottes ansehen, dem sie für die Erlaubniß, es zu bebauen, jährlich sechzig Talente nach Delphi zu zahlen hatten. Sie verloren überdies Sitz und Stimme in dem Gerichte, und ihre Stelle wurde dem Philipp eingeräumt, der zugleich mit den Böotiern und

*) 45 Stadien gehen auf eine geographische Meile.

Thessaliern den Vorsitz bei den Pythischen Spielen erhielt. Neben diesen großen Vortheilen hatte Philipp auch den Ruhm erworben, den heiligen Krieg geendet zu haben, und durch den Besitz von Thermopylä war er seinem Ziele, der Herrschaft über ganz Griechenland, um einen bedeutenden Schritt näher gekommen.

Athen fühlte dieses auch sehr wohl, aber zu spät. Niedergeschlagen durch das Unglück der Phocier, seiner Bundesgenossen, sandte es nicht die gewöhnlichen Abgeordneten zu den Sitzungen der Amphiktyonischen Staaten, und stand aus Unwillen und Besorgniß an, jenen Beschlüssen, besonders in Absicht auf die dem Philipp zugestandenen Rechte, die verlangte Zustimmung zu geben. Aber Demosthenes, der die Verhältnisse stets mit Besonnenheit beurtheilt, und deshalb auch den eingewurzelten Haß gegen die Thebaner, wiewol vergeblich, zu beschwichtigen gesucht hatte, trat jetzt auf, um den Frieden zu erhalten, und rieth den Athenern, nicht um jenen Schatten in Delphi — wie er die Amphiktyonischen Gerechtsame des Königs nannte — einen Krieg anzufangen, der eine Verbindung mehrerer Staaten gegen sie veranlassen könne, was sie am sorgfältigsten zu verhüten hätten. „Was ich euch zu meiden rathe, sprach er, ist dieses, daß ihr keinen Krieg anfangt, der eine gemeinsame Beschwerde, einen gemeinsamen Vorwand darböte. Denn wenn die Argiver, Messenier, Megalopoliter und andere gleichgesinnte Peloponnesische Staaten uns wegen unserer Freundschaft gegen Sparta anfeinden; wenn die Thebaner ihren ehemaligen Haß noch dadurch vermehrt fühlen, daß wir ihre Vertriebenen schützen, die Thessalier, weil wir die vertriebenen Phocier in Schutz nehmen, Philipp endlich, weil wir ihn an der Gemeinschaft der Amphiktyonen hindern: so fürchte ich, daß sie Alle, jeder aus einem eignen Grunde ihrem Zorne Gehör geben, die Beschlüsse der Amphiktyonen zum Vorwand nehmen, und einen gemeinsamen Krieg gegen uns erheben werden. Sollen wir uns aber durch diese Furcht bewegen lassen, Alles, was uns geboten wird, zu thun? Keineswegs. Vielmehr werden wir zeigen, daß wir den Krieg vermeiden, ohne unserer Würde entgegen zu handeln, und Jedermann wird erkennen, daß wir vernünftig urtheilen und gerecht reden." So sprach Demosthenes, und Athen fügte sich der Nothwendigkeit und dem Frieden *).

*) Nach diesem Frieden war es, wo Isokrates seine Rede an den Philipp schrieb, in welcher er ihn aufforderte, den Krieg gegen Persien an der Spitze der Griechen zu unternehmen.

58. Fernere Kämpfe Philipp's um die Herrschaft in Griechenland.

(346—339 vor Chr.)

Indeß mußte es den Griechen bald einleuchten, daß dieser Friede für Philipp nichts seyn würde, als ein Waffenstillstand, und daß er nur bessere Gelegenheit und neue Verwickelungen abwartete, um Griechenland ganz abhängig zu machen. Aber auch dies vermochte sie weder zu einem festen und einigen Willen, noch zu größeren Anstrengungen zu bringen; schon zu groß war die sittliche Kraftlosigkeit. „Die Staaten — sagt Demosthenes, krankten, theils indem die Verwalter und Führer feil waren, und sich bestechen ließen, theils indem die Einzelnen und das ganze Volk einerseits gegen die Zukunft blind waren, andrerseits sich von der augenblicklichen Lebensannehmlichkeit ködern ließen. Und so waren Alle gesinnt, aber Jeder für sich glaubte, ihn werde das Unglück nicht treffen. Jeder schien die Zeit, während ein Anderer unterging, als Gewinn für sich zu betrachten, da doch jeder wissen konnte, daß Philipp, so wie der periodische Anfall eines Fiebers oder andern Uebels, auch Die finden werde, von denen er jetzt weit entfernt schien. Und das war der Gipfel der Schlaffheit, daß Jeder nicht nur die Mißhandlungen des ganzen Hellas nicht rächte, sondern auch das ihm selbst zugefügte Unrecht schweigend duldete, da es sonst die Quelle von Kriegen wurde, wenn Sparta, Athen oder Theben gegen irgend eine Stadt die Gesetze der Billigkeit verletzte. So verloren die Hellenischen Staaten aus unzeitiger Liebe zur Gemächlichkeit ihre Freiheit gegen einen König, der, obgleich in dem kleinen unbekannten Pella geboren, hochherzig genug war, nach der Herrschaft über die Hellenen zu streben; der, um des Herrschens und Gebietens willen, sich sein Auge *) zerstören, sein Brustbein zerschellen, seine Hand und seinen Schenkel verstümmeln ließ, und bereit war, jedes Glied des Körpers, welches das Schicksal forderte, Preis zu geben, um nur mit den übrigen glorreich und ruhmwürdig zu leben." Doch auch jetzt, wo Philipp durch die Einnahme von Thermopylä seinem Ziele um vieles näher gekommen, und nun schon Herr der Straßen war, die nach dem Peloponnes und nach Attika führten, verzweifelte Demosthenes nicht. „So lange, sagte er, ein Fahrzeug — gleichviel, wie groß

*) Es war ihm bei der Belagerung von Methone ausgeschossen.

oder wie klein — noch über dem Wasser ist, so ist es die Pflicht des Steuermanns und Aller, die darauf sind, zu arbeiten und Acht zu haben und dafür zu sorgen, daß es Niemand weder geflissentlich noch unabsichtlich umstürze; wenn es aber einmal von den Fluthen verschlungen ist, so ist aller Eifer umsonst." Mit der wachsenden Gefahr schien der Muth des großen Redners noch zu steigen, und mit diesem seine Beredsamkeit *).

Voll von dem Gedanken eines gemeinsamen Vereins zur Rettung von ganz Griechenland, warnte er vorzüglich den Peloponnes, wo Philipp's Verbindungen mit Argos, Messene, Elis und den Arkadiern immer tiefer und eingreifender wurden, der König diese Staaten mit Geld und Volk unterstützte, und schon keck genug war, Sparta durch einen Brief aufzufordern, es möchte herausgeben, was es den Messeniern abgenommen habe. Demosthenes stellte Allen, die dem Philipp anhingen, das Beispiel Olynth's vor, und rief ihnen zu: „Jetzt erblickt ihr nur den schenkenden und Großes verheißenden König, aber wenn ihr weise seyd, so bittet die Götter, nie den täuschenden und betrügenden zu sehen!" Er fand für den Augenblick Beifall, aber bald fing der Peloponnes wieder an, sich dem Macedonier zuzuwenden, und die Hoffnung des Redners mußte sich vorzüglich und fast allein auf Athen's Kraft stützen; „denn wenn auch Alles zur Knechtschaft bereit sey, Athen wenigstens müsse für die Freiheit streiten."

In neuen Wendungen und mit neuer Kraft wiederholte er die alten Gründe, und wenn die in Schlaffheit Versunkenen, welche sich die immer mehr steigende Größe Philipp's nicht mehr verhehlen konnten, neue Entschuldigungen suchten, entriß er ihnen jeden Vorwand. So gab es Leute, welche vorgaben, Philipp sey noch nicht so mächtig, als die Lacedämonier es gewesen, welche Land und Meer beherrschten, und denen der Staat doch nicht unterlegen habe; diesen zeigte er, wie sehr sich die Einfachheit jener alten Zeit verändert habe. „Jetzt wird nichts mehr durch Kampf und offene Schlachten entschieden: Verräther verderben alles. Auch bewegt sich Philipp nicht wie damals mit einem Phalanx schwerbewaffneter Soldaten; sondern mit einem Heere, das aus leichten Fußgängern und Reitern und fremden Bogenschützen zu-

*) Philipp soll selbst von einer der gegen ihn gerichteten (Philippischen) Reden des Demosthenes gesagt haben: „Bei Gott, wenn ich sie hätte halten hören, würde ich selbst zum Kriege gegen mich gestimmt haben." Besonders ist die dritte mit einem hinreißenden Feuer geschrieben.

sammengesetzt ist, eilt er von einem Orte zum andern, überfällt die Städte, in denen die Zwietracht wohnt, und kämpft ohne sich um den Unterschied des Winters und Sommers zu bekümmern."

So zeigte er ihnen die Gefährlichkeit des Gegners von jeder Seite, und drang auf Kampf und Vertheidigung, so lange es noch Zeit sey, und auf Angriff des Königs in seinem eignen Lande; er forderte sie auf, nicht abzuwarten, bis Philipp eingestehen werde, daß er angreife, welches er stets läugne, sondern zu bedenken, daß er den jüngst geschlossenen Frieden schon gebrochen habe, als er die Phocier vernichtete, und ihn immer breche bei aller Bewahrung des guten Scheines. Aber es war dem Redner unmöglich, den Athenern eine dauernde Willenskraft und Beharrlichkeit einzuflößen; nur wenn Philipp Schritte that, die Athen schon ganz in der Nähe bedroheten, gelang es ihm, sie in plötzliche kriegerische Aufwallungen zu versetzen. So vereitelten sie einen Plan Philipp's auf Megara, und vertrieben seine Besatzungen, nebst den durch sie unterstützten Tyrannen, aus Euböa. Endlich handelten sie mit größerm Nachdruck, als Philipp Perinthus, eine wichtige Handelsstadt am Ufer der Propontis, mit großer Kraft angriff (341). Den beharrlichen und muthigen Widerstand der Einwohner hoffte er durch sein großes Heer und vieles Belagerungsgeschütz zu überwinden. Dieser Krieg erfüllte die benachbarten Städte mit banger Besorgniß. Das wichtige Byzanz hatte bis jetzt für seine Selbständigkeit nur Athen gefürchtet und wahrscheinlich frühere Vorschläge desselben zu einer Verbindung gegen Philipp abgewiesen *); jetzt aber sah es sich mit dem Schicksale Olynth's bedrohet, weil es sich nicht in alle Wünsche Philipp's fügen wollte. Es eilte daher den hart bedrängten Perinthiern mit Mannschaft und Kriegsmaschinen zu Hülfe; auch Persien, welches die Befestigung einer solchen Macht an seinen Grenzen unmöglich gleichgültig ansehen konnte, sandte Geld und Getreide. Nun folgten auch die Athener diesem Beispiele; entschlossen, den Krieg mit allen Kräften zu führen, kamen sie den Bedroheten mit hundert und zwanzig Schiffen, mit Waffen und Soldaten zu Hülfe. Anfangs fürchtete Byzanz den Atheniſchen Feldherrn Chares, dem man, seit

*) Daher war der Haß gegen Byzanz in Athen sehr groß, und Demosthenes hatte Mühe, den Athenern diesen Staat sowol als Theben aus dem leidenschaftlichen Gesichtspunkte zu rücken. „Es ist wahr, sagt er in einer frühern Rede, ein feindlicher Dämon verfolgt diese Menschen und stürzt sie in Wahnsinn. Aber dennoch müssen sie gerettet werden, denn es frommt der Stadt."

dem Bundesgenoſſenkriege, die Abſicht zutraute, die Küſten und Inſeln wieder zu unterwerfen, und weigerte ſich ihn aufzunehmen. Nun aber erſchien Phocion, der ſeiner Biederkeit wie ſeiner Tapferkeit wegen bekannt war, und Vertrauen fand. Chios, Rhodus, Kos u. a. ſandten Schiffe, und dieſe vereinigten Kräfte zwangen Philipp, von Perinthus und Byzanz abzuſtehen (340). Ja mehrere von ihm ſchon beſetzte Orte wurden ihm wieder entriſſen, ſeine Flotte geſchlagen, und alle ſeine Pläne auf den Hellespont diesmal vernichtet. Noch einmal leuchtete Athen in dem alten Glanze, und die befreieten und geretteten Staaten gaben ihre Dankbarkeit durch goldene Kronen und große Geldſummen (die Cherſonneſiten ſchenkten ſechzig Talente) zu erkennen. Philipp, der durch Streifzüge und durch Abſchneidung der Zufuhr geängſtiget wurde, mußte ſich für jetzt zum Frieden verſtehen, und richtete ſeine Waffen gegen einige nördliche Völkerſchaften. Bald aber fand er einen neuen Vorwand, ſich in die Angelegenheiten Griechenland's zu miſchen, ſey es nun, daß die von ihm beſtochenen Verräther, wie Demoſthenes ſagt, dieſe Gelegenheit abſichtlich herbeiführten, oder daß die blinde Wuth der Leidenſchaften ihm unvorſetzlich in die Hände arbeitete.

Die Lokrer von Amphiſſa wurden nämlich bei dem Amphiktyonengericht durch den Aeſchines als Abgeordneten der Athener angeklagt, den Bezirk von Cirrha, welcher dem Apollo geheiligt war, angebaut zu haben. Sogleich erhoben ſich die Amphiktyonen und mit ihnen alle Delphier, jenen Bezirk zu verwüſten, aber die Amphiſſäer ſchlugen ſie zurück. Es ward nun von der Verſammlung beſchloſſen, die Beſtrafung der Lokrer zu einer allgemeinen Angelegenheit der Amphiktyoniſchen Staaten zu machen. Demoſthenes ſah die Gefahr einer Bewaffnung aller Griechen ein, deren Leitung doch dem Philipp zufallen würde, und bewog die Athener, an den Berathſchlagungen keinen Antheil zu nehmen. Die übrigen Staaten aber, beſonders die Theſſalier, beſchloſſen den Krieg, und wählten, um den ſonſt ohnmächtigen Beſchlüſſen der Amphiktyonen Nachdruck zu geben, in der That den Philipp zum Oberbefehlshaber des heiligen Heeres.

So hatte dieſer nun eine treffliche Gelegenheit, unter dem ehrenvollſten Vorwande und an der Spitze eines Heeres, in das Herz von Griechenland einzudringen (339), und ſich Athen an ſeiner verwundbaren Seite, vom Lande her, zu nähern. Die Athener und eine ihnen gleichgeſinnte Partei in Theben ſuchten zwar heimlich die Lokrer

bei der Herbeischaffung von zehntausend Miethssoldaten zu unterstützen, aber Philipp's zwanzigtausend Fußgänger und zweitausend Reiter überwältigten diese leicht. Philipp ging auch nicht wieder zurück, sondern verharrte den Winter über in Lokris, zum Schrecken der Thebaner und Athener, die nun wol ahnten, daß mit dem folgenden Jahre der Hauptschlag geschehen würde. Um sich den Kampf recht leicht zu machen, suchte Philipp Theben völlig für sich zu gewinnen, Demosthenes dagegen bot Alles auf, Athen und Theben zu vereinigen. Anfangs gelang es dem Philipp, den Thebanern durch die ihm zugethane Partei auch jetzt alles Mißtrauen zu benehmen, und in einem Briefe, der noch vorhanden ist, lobt er die Thebaner, daß sie sich nicht von den Lockungen der Athener hätten verführen lassen, sondern ihm und dem Frieden treu geblieben wären, welches ihnen gewiß großen Vortheil bringen werde.

---

59. Die Schlacht bei Chäronea; Philipp's Tod.

(338—336 vor Chr.)

Als Philipp aber plötzlich das wichtige Elatea besetzte und befestigte, konnten sich die Thebaner über seine eigentlichen Absichten unmöglich länger täuschen, und in Athen stieg die Besorgniß auf den höchsten Punkt. Die Nachricht kam gegen Abend an; die ganze Nacht hindurch war man in der ängstlichsten Spannung, und als am folgenden Morgen das Volk sich versammelt hatte, wagte keiner einen Rath zu geben. Da trat Demosthenes auf wider die Gesinnung derer, welche durch eine schnelle Unterwerfung einen billigen Vergleich zu erhalten hofften, weil sie den Widerstand gegen das geübte Macedonische Heer für thöricht hielten. Er sprach nur von Vertheidigung, und flößte den Athenern Muth zu einem Versuch, und Hoffnung des Gelingens ein. Er forderte sie auf, alle junge Mannschaft, zu Fuß und zu Pferde, sogleich nach Eleusis rücken zu lassen, zweihundert Schiffe nach Thermopylä zu senden, und wenn man dadurch den Ernst zu einem kräftigen Widerstand an den Tag gelegt, Theben zur Vereinigung aufzufordern. Was bisher durch den gegenseitigen Haß zwischen beiden Staaten unmöglich gewesen, werde jetzt bei der gemeinsamen Gefahr leicht ausführbar werden, und daß Philipp selbst den Thebanern nicht traue, habe er dadurch bewiesen, daß er nicht gleich auf Attika losgegangen

sey. Alle diese Vorschläge wurden angenommen, und Demosthenes begab sich selbst nach Theben, um das Schwerste und Wichtigste seines Antrags auszuführen.

Dort erwartete ihn ein Wettkampf mit den Gesandten des Königs, die sich gleichfalls eingefunden hatten. Python, der ausgezeichnetste Redner unter denselben, trat in der Volksversammlung auf. Er unterließ nicht, den Thebanern die Vortheile einer Verbindung mit Philipp zu schildern, die Gefahren eines nahen, gerüsteten Feindes, die mannichfaltigen Beleidigungen, die sie in den letzten Zeiten von Athen erfahren, und das süße Gefühl der Rache, die sie jetzt an dieser Stadt nehmen könnten; er stellte Alles mit großer Kunst zusammen, was die Thebaner gegen Athen entflammen konnte. Aber Demosthenes zeigte eine noch größere Kunst der Beredsamkeit. Er erinnerte an die Freundschaft, welche Athen und Theben schon in jener frühen Vorzeit des Oedipus für einander gezeigt hatten; beschwor sie, zu vergessen, was sie in den letzten Tagen einander Feindseliges zugefügt, und zu bedenken, daß sie als Griechen rühmlichst mit einander um die Hegemonie gestritten hätten, jetzt aber, wo ein Fremdling sich der Herrschaft bemächtigen wolle, zusammentreten müßten; er erinnerte sie an den Ruhm des Hellenischen Namens und die Tapferkeit der Ahnen; er stellte die mächtige Hülfe dar, mit welcher Athen bereit sey ihnen beizustehen, die Schmach der Knechtschaft, wenn Philipp siegen würde, und die Trüglichkeit aller seiner Versprechungen.

Wie ein Strom floß seine Rede und zog die noch schwankenden Thebaner auf die Athenische Seite. Alles vorige Mißtrauen war nun so sehr verscheucht, daß sie das mit Schnelligkeit herbeieilende, von Chares und Lysikles geführte Athenische Heer sogar in ihre Stadt einließen. Dann rüsteten sie sich mit gleicher Thätigkeit, und eilten mit den Athenern vereint nach Chäronea dem Könige entgegen. Die beiden ersten Gefechte fielen auch so glücklich für die verbundenen Griechen aus, daß man in Athen schon Feste und Dankopfer anstellte, und die gänzliche Zurückdrängung des furchtbaren und stolzen Königs hoffte, der allerdings durch eine völlige Niederlage in die größte Gefahr gekommen seyn würde. Allein seine Feldherrnkunst und die Geübtheit seiner Schaaren vereitelten endlich in der Hauptschlacht bei Chäronea (338. Ol. 110, 3.), wo Er den Athenern, sein Sohn Alexander den Thebanern gegenüber focht, die muthigen Anstrengungen der Verbündeten, und vernichteten den letzten Widerstand, den er zu fürchten ge-

habt hatte, völlig. Zwar wollte ein Theil des Volkes in Athen auch jetzt den Kampf noch einmal wagen, allein dies war nur Aufwallung vorübergehender heftiger Leidenschaft, und es fügte sich der Nothwendigkeit. Aber zufrieden mit dem was sie gethan und was Demosthenes gerathen, und gesinnt wie dieser, daß, wenn sie auch Alles vorher gewußt, sie doch um ihrer Ehre und ihrer Ahnen willen so würden haben handeln müssen, ließen die Athener den tausend Gebliebenen durch den Demosthenes die gewöhnliche Leichenrede halten *), und verdammten den Lysikles auf des Redners Lykurgus Anklage zum Tode, weil es unziemlich, daß Der noch lebe, dessen Führung durch den Tod so vieler Tapferen und durch die Schmach der Uebriggebliebenen bezeichnet sey.

Diese Schmach ward einigermaaßen durch die Würde gemildert, mit welcher Philipp sein Glück trug. Es ist kaum glaublich, daß erst der Redner Demades, wie man erzählt, den nach dem Siege anfangs frohlockenden Uebermuth des Königs durch die Erinnerung gedämpft habe, es möge sich Philipp schämen, den Thersites **) zu spielen, da ihm das Glück die Rolle des Agamemnon zugetheilt habe! Philipp pflegte sich dessen, was er durch seine Leutseligkeit gewann, mehr zu rühmen, als dessen, was er durch Schlachten erkämpfte, weil das erste allein sein Werk sey, das letztere aber das aller Mitfechtenden. Auch sagt man, daß er Denen, welche ihn zu harten Maaßregeln gegen Athen aufforderten, geantwortet habe, „es sey ein schlechter Rath für einen Mann, der wie er für seinen Ruhm Alles thäte und litte, den Schauplatz seines Ruhmes zu zerstören." So viel ist gewiß, daß er den Athenern den Frieden unter mäßigen Bedingungen antragen ließ, ihnen ohne Lösegeld alle Gefangenen frei gab, da doch die Thebaner sie hatten loskaufen müssen, auch keine Besatzung in ihre Stadt legte, wie er es in Theben that, sondern nur verlangte, daß sie Gesandte zu der Versammlung aller Staaten schicken sollten, die er nach Korinth berief.

*) Demosthenes war von der Gegenpartei, seiner Aufmunterung zum Kriege wegen, nach dem Verluste der Schlacht angeklagt worden, wurde aber vom Volke freigesprochen, und fortwährend zu den Staatsgeschäften berufen, wie denn auch der Auftrag, die Leichenrede zu halten, ein ehrenvoller war. Mit dieser Anerkennung seiner Verdienste von Seiten des sonst so leicht zum Zorne zu reizenden Volkes läßt sich die Nachricht schwer reimen: Demosthenes habe in der Schlacht feige die Flucht ergriffen und seine Waffen weggeworfen.

**) Ein höchst ungestalter, frecher, schmähsüchtiger, feiger Grieche vor Troja, in welchem Homer das vollkommenste Gegenbild der Würde und Hoheit eines Heldenfürsten gezeichnet hat.

Mit gleicher Milde behandelte Philipp auch Sparta, als er nun den Peloponnes durchzog, und alle bisherigen Zwiste und Grenzstreitigkeiten zum Vortheil seiner Verbündeten schlichtete. Er betrat diese ehrwürdige Stadt eben so wenig als Athen, und opferte der vielleicht nothwendigen Mäßigung diesen Ruhm; ja er ertrug es sogar, daß Sparta im stolzen Gefühl seiner alten Hegemonie keine Gesandten nach Korinth schicken wollte. Hier stellte er die Unterjochung Persien's als das wahre Ziel seiner bisherigen Schritte dar, forderte, als Mittel für seine Zwecke und als Unterpfand ihrer Treue, Mannschaft und Schiffe von den Griechen, und ließ sich zu ihrem Oberanführer ernennen. Er selbst rüstete sich noch ein ganzes Jahr lang zu diesem großen Unternehmen, und schickte indeß Parmenio und Attalus mit einem Macedonischen Heere nach Kleinasien voraus, um die Griechischen Küstenstädte zu gewinnen.

Doch das Schicksal hemmte hier den Lauf seiner großen Unternehmungen. Vor seinem Abzuge feierte Philipp die Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige Alexander von Epirus durch ein glänzendes Fest, zu welchem die künstlerischen Wettkämpfe viele Griechen herbeigelockt hatten. Die Hellenischen Staaten brachten goldne Kronen dar, um dem Könige bei dieser Feier ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Philipp's Hoheit und Ruhm schien alles Irdische schon zu überfliegen, und als die Bildnisse der zwölf großen Götter in einem feierlichen Aufzuge einhergetragen wurden, folgte als das dreizehnte das des Königs, nicht weniger glänzend ausgeschmückt. Mitten unter allem diesem Prunke und der jubelnden Fröhlichkeit eines solchen Festes wurde Philipp, der in einem weißen Gewande, und, um den Griechen zu zeigen, wie sicher er sich in ihrer Mitte glaube, von seiner Leibwache entfernt, ins Theater gegangen war, dort von dem Pausanias, einem seiner Leibwächter, angefallen und niedergestoßen. (336. Ol. 111, 1.). Pausanias hatte eine schwere Beleidigung erlitten, und von Philipp die Bestrafung des Thäters nicht erlangen können. Dies erfüllte das Gemüth des Jünglings mit solchem Zorne, daß er an dem Könige selbst Rache zu nehmen beschloß; indeß führen einige Spuren auf die Vermuthung, daß Persien, welches von Philipp Alles fürchten zu dürfen glaubte, den Arm des Mörders geleitet habe.

Philipp hatte kurz vor seinem Tode die Pythia um den Ausgang seines Unternehmens befragt, und zur Antwort erhalten:

Siehe, der Stier ist bekränzt, sein Ende da, nahe der Opfrer.

Diesen Götterspruch bezog der König auf Persien; nun konnte ihm eine ganz andere Deutung gegeben werden. Er selbst war gefallen, der königliche Stier, und sein plötzlicher Tod rief von Neuem die mannichfaltigsten Bewegungen der Gemüther hervor. Neuer Muth und neue Hoffnungen erwachten in Demosthenes, ja das ganze Volk der Athener ergriff ein Freudenrausch, als ob der Macedonischen Kraft nun der Geist fehlen würde, der sie bisher beseelt und geleitet habe. Dieser Geist aber lebte und wirkte fort in Philipp's Sohne, dem großen Alexander, dessen Geschichte wir dem nächsten Buche vorbehalten. Griechenland tritt nun mehr in den Hintergrund: daher wir auch die ferneren Schicksale dieses Landes an die Geschichte Alexander's und seiner Nachfolger, weiterhin an die Rom's anknüpfen werden. Indem wir aber hier von dem freien Griechenland scheiden, wissen wir die bisherige Geschichte desselben nicht besser zu beschließen, als mit folgenden Worten eines der vorzüglichsten Alterthumsforscher unserer Tage *):

„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten Römischen Reich, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangnen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig bloß in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eignen Größe hält. Es giebt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des Hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne allen Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden. Wenn ihre freien Staatsformen und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannichfach aufregten, wurden sie zugleich Anlaß unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten: und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüths eine Welt einschließend sich selbst ge-

*) Böckh, die Staatshaushaltung der Athener, Schluß.

nug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüthe der Freiheit unglücklicher als die Meisten glauben; sie trugen den Keim des Untergangs in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatsmassen in Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner ein geringerer Spielraum vergönnt, eine größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von Außen und Ruhe von Innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechts, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen wird. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Axt auch an seine Wurzel gelegt."

---

60. Syrakus.

Während Griechenland durch innere Kämpfe den Umsturz seiner Freiheit herbeiführte, wütheten in den Staaten Sicilien's die Parteien nicht minder gegen einander, und namentlich war Syrakus der Schauplatz großer Zerrüttungen. Darum widerstanden auch die Griechen Sicilien's ihrem äußern Hauptfeinde, den Karthagern, nicht immer so kräftig, als sie es sonst wol vermocht hätten.

Als Egesta, durch den unglücklichen Ausgang der Athenischen Unternehmung (Abschn. 41.) aller Unterstützung beraubt, die Rache der Syrakuser fürchtete, wandte es sich um Hülfe an die Karthager. Diesen kam die Aufforderung für ihre Absichten sehr gelegen; sie erschienen mit einem Heere von hunderttausend Mann, entschlossen, ihre Herrschaft auf der Insel zu befestigen und zu erweitern. Selinus ward ihr erstes Opfer, es wurde zerstört, Himera hatte dasselbe Schicksal, und endlich fiel auch das mächtige, volkreiche, wohlhabende Agrigent. Diese Fortschritte setzten die Syrakuser in Schrecken, sie vertrauten einem ihrer Mitbürger, dem Dionysius, den unumschränkten Oberbefehl an, und dieser benutzte die Gelegenheit, sich zum Tyrannen von Syrakus zu machen (406). Er schaffte sich eine Leibwache von Fremd-

lingen und Söldnern an, entwaffnete die Syrakuser, und besetzte die wichtigsten Punkte der Stadt, aber statt gegen die Karthager zu ziehen, machte er Friede mit ihnen. Kraft desselben behielten sie Selinus, Agrigent, Gela, Kamarina, und erkannten den Dionysius als Herrn von Syrakus.

So vor dem äußern Feinde sicher, beschäftigte Dionysius sich nun damit, seine Gegner im Innern zu unterdrücken. Er befestigte die Insel bei Syrakus, welche einen Theil der Stadt ausmachte und den großen Hafen bildete, mischte seine Söldlinge unter die Bürger und verwüstete oder entkräftete die zunächst gelegenen freien Griechischen Städte, Naxos, Katana und Leontini. Mit dem mächtigeren Messana suchte er sich zu befreunden. Nach diesen Vorbereitungen beschloß er, die Macht der Karthager in Sicilien zu brechen. Allein trotz der großen Kriegsmittel, welche er zu dieser Absicht zusammengebracht hatte, erreichte er in den drei Kriegen, die er deshalb unternahm, seinen Zweck nicht, und in dem letzten Frieden, den er mit den Karthagern schloß, mußte er ihnen Selinus und einen Theil des Gebietes von Agrigent lassen (383). Eben so wenig erreichte er ein anderes Ziel, nach welchem er strebte, sich die Italischen Griechen zu unterwerfen. Aber schreckliches Blutvergießen und Verwüstung waren die Folgen der blutigen Kriege, die er zur Befriedigung seines Ehrgeizes wider sie führte.

Um sich in der Herrschaft über Syrakus, einer Stellung, die eben so gefährlich als schwierig war, zu erhalten, wandte er ein furchtbares Schreckenssystem an, welches nur selten ein mal durch einen Zug von Menschlichkeit und Milde unterbrochen wurde, wie in der Geschichte von den beiden Freunden, die er erst zum Tode verdammte, und dann wegen ihrer außerordentlichen Liebe und Aufopferung bewunderte und ihnen verzieh. Doch war er nicht ganz ohne gute Eigenschaften. Er war in seiner Lebensweise mäßig, in der Leitung der Geschäfte thätig und unermüdet eifrig, aber dieses wurde von seiner Neigung zu Frevel und Grausamkeiten bei weitem überwogen. Daher ihn, wie alle Tyrannen, Mißtrauen und stete Furcht vor einem gewaltsamen Tode in hohem Grade quälten. Nicht seinen Freunden, sondern nur Fremden und Ausländern vertraute er seine Bewachung an. Er bewohnte eine eigne, durch Mauern, Gräben und Zugbrücken befestigte Burg, wechselte jede Nacht sein Schlafzimmer, ließ sich von Niemanden den Bart abnehmen, als von seinen Töchtern, und auch

diese durften sich, als sie herangewachsen waren, nicht mehr der Messer dazu bedienen, sondern glühender Nußschalen. Er erlaubte Keinem den Zutritt in sein Zimmer, der nicht vorher draußen den Mantel gewechselt, und auch den neu angelegten beim Eintritte erst ausgeschüttelt hatte. Zum Volke redete er nur von einem hohen Thurme herab, und seinen eignen Sohn ließ er, von aller vernünftigen Erziehung fern, unter den Weibern im Innern des Palastes aufwachsen. Das Furchtbare eines solchen Zustandes erkannte er sehr wohl, und verglich ihn, nach der bekannten Erzählung vom Damokles, mit dem Zustande eines Glücklichen, über dessen Haupte ein Schwert an einem Pferdehaare hängt. Dieser quälenden Angst fielen unzählige Syrakuser zum Opfer. Aber jener aus seinem Charakter hervorgehende Blutdurst *) hat gewiß an diesen Verbrechen nicht weniger Antheil gehabt, als die unaufhörliche Todesfurcht. Er bereicherte sich durch Erpressungen aller Art, und seiner Raubsucht entgingen selbst die Bildsäulen der Götter nicht. Der des Aesculap ließ er den goldnen Bart, und der des Zeus den goldnen Mantel abnehmen und einschmelzen, und fügte noch übermüthigen Spott hinzu, indem er nämlich von der erstern sagte: es sey unschicklich, daß der Sohn einen Bart trage, da doch der Vater (Apollo) keinen habe, und von der zweiten: ein goldner Mantel sey im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt.

Als er endlich starb (367. Ol. 103, 1.), riß sein Sohn, der jüngere Dionysius, durch Hülfe der Söldner die Herrschaft über Syrakus an sich, und feierte gleich seinen Regierungsantritt mit einem Schmause, der neunzig Tage hinter einander dauerte, während welcher Zeit nichts Ernsthaftes vorgenommen werden durfte. Höflinge und elende Schmeichler wußten diesen Herrschaftsrausch zu unterhalten, sie bemächtigten sich gänzlich des jungen Fürsten, und stürzten ihn, um ihren Einfluß zu erhalten, in alle sinnliche Lüste. Indeß war er nicht ohne Anlagen, und Dion, sein Stiefoheim und Schwager, ein trefflicher Mann, hoffte ihn zu seinem eignen und des Staates Besten bilden und auf den rechten Weg leiten zu können. Aber im Dionysius behielt nach einer kurzen Besserung die schlimmere Natur wieder die Oberhand. Leicht öffnete er nun Denen sein Ohr, welche den lästig

*) Nach Plutarch in der zweiten Abhandlung vom Glück oder der Tapferkeit Alexander's, hat er mehr als zehntausend Bürger hinrichten lassen und seiner eignen Mutter das Leben genommen.

gewordenen Dion verläumdeten, und ihn so lange als einen Feind des Herrschers und des Staats darstellten, bis ihn Dionysius nach Griechenland in die Verbannung schickte, wo Dion durch seinen fürstlichen Aufwand, seine Liebe zur Philosophie, und durch sein mildes Betragen die Gemüther gewann.

Das Volk hatte den Dion geschätzt, und haßte darum den Dionysius noch mehr; man wünschte nichts eifriger, als daß Dion zurückkommen und der Tyrannenherrschaft ein Ende machen möge. Dion entschloß sich, und der Versuch gelang über Erwarten. Mit wenigen Truppen war er in Sicilien gelandet, bald aber sah er sich durch die Hülfe, welche ihm aus den Sicilischen Städten zuströmte, an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Er benutzte die Abwesenheit des Tyrannen, der in Italien war, um auf Syrakus loszugehen. Ohne Widerstand rückte er ein, ward feierlich empfangen und mit Blumen beworfen, und verkündete sogleich die Wiederkehr der republicanischen Regierung (357). Das Volk wußte sich in seiner Freude nicht zu mäßigen, es ermordete alle Anhänger und Günstlinge des Tyrannen. Indeß eilte Dionysius auf die Nachricht von dem Vorgefallenen herbei, und kam in die noch von den Seinen besetzte Burg. Unter dem Schein von Unterhandlungen sann er auf Verrath, und ließ plötzlich einen heimtückischen Ausfall aus dem Schlosse machen. Aber durch Dion's Tapferkeit wurden seine Truppen zurückgeschlagen, und nun versuchte er durch List, den Dion bei dem Volke verdächtig zu machen.

Es gelang ihm nur allzuwohl, den Samen der Zwietracht auszustreuen; ohnehin konnte bei der großen Verwilderung der Syrakusischen Gemüther, die weder die Herrschaft noch die Freiheit zu ertragen vermochten, Dion's strenger und auf Gesetzmäßigkeit dringender Ernst sich nicht lange behaupten. Volksschmeichler, besonders ein gewisser Heraklides, entzogen ihm die Gunst der Menge durch das Versprechen von Landvertheilungen, und nöthigten ihn endlich, die Stadt zu räumen. Nur durch den Schutz seiner Söldner, die ihm treu geblieben waren, konnte er sich nach Leontini retten. Aber ein neues Unglück belehrte die Syrakuser bald, wie sehr sie seiner bedurften. Dionysius selbst hatte die Burg zwar wieder verlassen, aber seine Besatzung war noch nicht daraus vertrieben. Diese benutzte jetzt die Verwirrung in Syrakus und die Sorglosigkeit des Volkes, machte einen Ausfall, plünderte und verheerte. In dieser Noth dachten die Wandelbaren gleich wieder des Retters Dion, und schickten Gesandte an ihn, die ihn

knieend und mit Thränen baten, herbeizukommen zum Schutze der bedrängten Stadt. Dion versammelte seine Truppen und stellte es ihnen anheim, ob sie ihm folgen und das undankbare Syrakus noch einmal retten wollten. Sie zeigten sich bereit, und Dion brach auf. Unterdeß hatten sich in Syrakus die Feinde wieder in die Burg zurückgezogen, und sogleich erhoben sich die Gegner des Dion von Neuem. Sie schickten ihm Gesandte entgegen, um ihn aufzuhalten, während zu gleicher Zeit Boten von den besseren Bürgern ihn um Beschleunigung seines Marsches baten. Durch diese Widersprüche zweifelhaft gemacht über den Erfolg der Unternehmung, rückte Dion vor, aber langsam; da erschienen Eilboten von allen Parteien, ihn zur Eil anzufeuern, denn die Truppen aus dem Schlosse waren wiederum in die Stadt eingebrochen, wo sie eine entsetzliche Verwüstung anrichteten. Menschenblut floß in Strömen, und wer sich von den Straßen in die Häuser retten wollte, den trieben die Flammen der angezündeten Wohnungen aus seinem Zufluchtsort. Da erschien Dion, und bahnte sich mitten durch die brennenden Häuser, durch Trümmer und Leichen einen Weg zu den Feinden. Es entspann sich ein Gefecht, in welchem Dion vollkommen siegte; was sich von den Soldaten des Tyrannen nicht in die Feste retten konnte, wurde niedergehauen. Nicht lange, so wurde die Burg selbst vom Apollokrates, dem Sohne des Dionysius, der darin den Befehl führte, gegen freien Abzug übergeben.

Zum obersten und unumschränkten Feldherrn zu Wasser und zu Lande ernannt, wollte nun Dion eine neue Regierungsform einführen. Sie sollte sich der Lacedämonischen nähern, und der zügellosen Demokratie, an deren Folgen Syrakus so sehr litt, ein Ende machen, allein das bald wieder erwachende Mißtrauen des Volks und unaufhörliche Ränke hinderten ihn an der Ausführung dieses Plans, und endlich erlag er einer Verschwörung, an deren Spitze ein Elender, sein ehemaliger Freund und Vertrauter Kalippus, stand. Gedungene Mörder überfielen ihn eines Abends, da er von der Arbeit ruhend in seinem Hause saß, und wollten ihn mit bloßen Händen erwürgen. Da das aber zu lange währte, so reichte endlich einer der Verschwornen, der draußen stand, einen Dolch ins Fenster hinein, und so ward der unglückliche Dion wie ein Opferthier, indem man ihn an Händen und Füßen festhielt, erstochen (353).

Kalippus genoß der Früchte seines Verbrechens nur kurze Zeit; nach einer Herrschaft von dreizehn Monaten wurde er verjagt. Der

Zustand von Syrakus ward immer bejammernswerther, unaufhörliche Kämpfe der Parteien und täglich wechselnder Tyrannen unter einander brachten den Staat an den Rand des Untergangs. Auch die meisten übrigen Städte der Insel waren entweder in den unaufhörlichen Kriegen verödet, oder der Willkür zügelloser Söldnerhaufen Preis gegeben. Diese Verwirrung benutzte Dionysius, der sich bis jetzt in Lokri aufgehalten, um sich der Herrschaft über Syrakus noch einmal zu bemächtigen (346). Aber er machte auch seinen Druck bald wieder so unerträglich, daß die besseren Bürger sich an Hiketas, Tyrannen von Leontini, und an die Mutterstadt von Syrakus, Korinth, um Hülfe wandten. Während nun Hiketas die Gelegenheit mit Freuden ergriff, seine Herrschaft über die wichtigste Stadt der Insel auszudehnen, erschienen auch die Karthager mit einer großen Flotte, die Verwirrung Sicilien's zu ihrem Vortheil zu benutzen.

In Korinth hatte sich einige Zeit vor diesen Begebenheiten Timophanes, einer der vornehmsten Bürger, der voll Herrschsucht und kühnen Unternehmungsgeistes war, mit Hülfe eines mächtigen Anhangs im niedern Volke zur Alleinherrschaft aufgeschwungen, aber sein eigner Bruder Timoleon, ein Mann, der mit großer Geisteskraft, Einsicht und Tugend einen glühenden republicanischen Eifer verband, stürzte ihn und die Tyrannis. Entschlossen auch das äußerste Mittel zu ergreifen, begab er sich mit zwei Freunden zu seinem Bruder, und als die dringendsten Vorstellungen und Bitten, der Herrschaft zu entsagen und Korinth frei zu lassen, fruchtlos blieben, verhüllte Timoleon sein Haupt, und die beiden Anderen tödteten den Timophanes *). Die ächt alterthümliche Gesinnung, das Vaterland höher zu achten, als die Bande des Bluts, aus welcher die That hervorgegangen, eine That, welche den Empfindungen und Ansichten späterer Zeiten fremdartig und rauh, ihrem Sittengesetze unerlaubt erscheint, wurde auch von vielen Korinthern nicht mehr begriffen, oder aus Feindschaft gegen Timoleon nicht geachtet. Während Viele in ihm den Befreier von Tyrannenherrschaft ehrten, wollten Andere den Brudermörder bestraft wissen, und Timoleon, in dessen Innerem die nie zu unterdrückende Stimme der Natur eine ähnliche Entzweiung hervorgerufen hatte, floh Jahrelang alle menschliche Gesellschaft. Als nun die hülfeflehenden Boten

*) Die Erzählung des Diodor, daß Timoleon selbst auf öffentlichem Markte seinen Bruder umgebracht, ist weniger wahrscheinlich.

von Syrakus erschienen, und die Korinther ihrer Pflanzstadt Beistand zu senden beschlossen, ernannten sie den Timoleon zum Anführer, um ihm eine Gelegenheit zu geben, seine Blutschuld durch große und heilsame Thaten zu tilgen.

Timoleon entledigte sich seines Auftrags tadellos und glücklich. An der Spitze von nur zwölfhundert Mann, auf einer kleinen Flotte von zehn Schiffen, segelte er von Korinth ab (345). Er fand Sicilien in der größten Verwirrung; die Burg von Syrakus hatte Dionysius inne, Hiketas die Stadt, Letzterer wurde von einer ihm verbündeten Karthagischen Flotte von hundert und funfzig Schiffen unterstützt. Anfangs wollte sich keine Sicilische Stadt an den Timoleon anschließen, nachdem er aber ein vierfach stärkeres Heer des Hiketas geschlagen, gewann er schnell so viel Ansehen und Vertrauen, daß mehrere Städte ihm Hülfe sandten, und selbst Dionysius Unterhandlungen mit ihm begann. Die Korinthischen Soldaten wurden heimlich in die Burg gelassen, Dionysius verstand sich dazu, der Herrschaft gänzlich zu entsagen, und seinen künftigen Aufenthalt in Korinth zu nehmen.

Der Mann, welcher sonst als Herrscher über vierhundert Kriegsschiffe geboten hatte, fuhr jetzt in einem kleinen Transportschiffe nach Korinth, um dort als ein Gegenstand der Neugier, der Schadenfreude und des Spottes zu leben. Er vertrieb sich die Zeit mit Weibern und in den Sälen der Weinschenker und Salbenhändler, auch soll er junge Mädchen im Singen unterrichtet haben. Dabei gaben ihm die kecken Griechischen Stutzer oft Gelegenheit, seinen Witz zu üben. Einer z. B. schüttelte einmal beim Hereintreten nach der oben erwähnten Sicilischen Hofsitte seinen Mantel, als ob er zeigen wollte, er habe keinen Dolch darin. „Mein Freund, sagte Dionysius, schüttle dich lieber, wenn du weggehst.“ (Um nämlich zu zeigen, daß er nichts mitnehme).

Timoleon vollendete indeß die Befreiung von Syrakus, indem er den Hiketas und die Karthager zwang, die Stadt gänzlich zu räumen. Er ordnete nun die Verfassung, und richtete eine Volksregierung ein; zum sichtbaren Zeichen der wieder herrschenden Demokratie ließ er die Tyrannenburg niederreißen. Aber das einst so blühende Syrakus sah jetzt einer großen Ruine ähnlich. Ueberall erblickte man die traurigsten Spuren des langen Krieges, die Einwohner schienen ausgestorben. Timoleon bat daher Korinth um neue Colonisten für das menschen-

leere Syrakus, und als die Korinther die während der vergangenen Schreckenszeit ausgewanderten Sicilier öffentlich zur Rückkehr aufforderm ließen, wo sie auch zerstreut seyn mochten, strömten diese nebst vielen neuen Ansiedlern in so großen Schaaren herbei, daß Syrakus bald wieder mit Menschen erfüllt war. Timoleon ließ unter diese neuen Ankömmlinge Ländereien vertheilen, und vertrieb auch aus anderen Sicilischen Städten die Tyrannen.

Doch war sein Werk noch nicht vollendet. Die Karthager konnten ihren verlornen Einfluß auf das Griechische Sicilien nicht verschmerzen, sie landeten mit siebzigtausend Mann, um ihn wieder zu gewinnen. Aber Timoleon verlor den Muth nicht, mit geringer Macht zog er ihnen entgegen, und schlug sie in einer großen Schlacht am Flusse Krimissus völlig (340). Im folgenden Jahre versuchte es zwar Hiketas in Verbindung mit Mamerkus, Tyrannen von Katana, und mit einer Karthagischen Hülfsmacht, Timoleon zu stürzen, war aber nicht glücklicher. Timoleon siegte, Hiketas, von den Seinen ausgeliefert, ward hingerichtet, und die Karthager schlossen jetzt Frieden, in welchem der Fluß Halykus Grenze ihres Gebiets auf Sicilien wurde.

So hatte Timoleon den Ruhm, ein unterdrücktes und lange von inneren und äußeren Feinden verwüstetes Land mit geringer Macht in wenigen Jahren von allen Tyrannen befreit und ihm Ruhe und Wohlstand geschenkt zu haben. Dabei zeigte er die größte Mäßigung und eine wahrhaft demüthige Bescheidenheit, wodurch er die Liebe der Syrakuser in immer höherem Maaße erwarb; sie schenkten ihm ein schönes Landgut, auf welchem er sein Alter im Kreise seiner Familie verlebte, geliebt von vielen tausend Bürgern, die er frei und glücklich gemacht hatte. Gegen das Ende seines Lebens verlor er das Gesicht, und nun war es rührend zu sehen, wie die dankbaren Syrakuser zu dem alten blinden Manne, wie zu einem Heiligen wallfahrteten, wie sie alle Fremden zu ihm führten, um ihnen ihren Wohlthäter zu zeigen, und wie, nachdem er verschieden war (337. Ol. 110, 4), die ganze Stadt mit Thränen seine Bahre begleitete, welche auch über den Schutt der zerstörten Tyrannenburg getragen wurde. Ueber seiner Asche führte man ein Monument auf, und sein Andenken ward durch jährliche Spiele gefeiert.

61. Kunst und Wissenschaft der Griechen.

Ehe wir die Griechen in dieser Periode vor Alexander, welche die Blüthe und den Mittelpunkt ihrer Geschichte bildet, verlassen, ist es nothwendig, einen Blick auf die Entwickelung ihrer Wissenschaft und Kunst zu werfen, in welchen sie so vielen anderen Völkern als Muster vorgeleuchtet haben, und die mit ihrem Staatsleben in der innigsten Beziehung und Wechselwirkung standen. Jenes rege und feine Schönheitsgefühl der Griechen, auf welches uns schon die Betrachtung ihrer Erziehung führte, war bei diesem glücklich organisirten Volke auch für die Darstellung der Schönheit in der bildenden Kunst in einem hohen Grade ausgebildet. Die Betrachtung und Erforschung der schönen Gestalten der Natur in ihrem edelsten und höchsten Werke, und zugleich in dem würdigsten Gegenstande für die bildende Kunst, dem Menschen, drängte sich dem Griechischen Künstler überall auf, denn das Klima des Landes ließ eine Enthüllung des Körpers zu, an welcher die Sitte und Denkungsart der Nation keinen Anstoß nahm. Aus den Händen der Natur gingen die schönen Körper hervor, und durch die gymnastischen Uebungen waren sie bei den Freien so trefflich entwickelt, daß ein Alter sagen konnte, einen Sklaven erkenne man an dem unrhythmischen Gange. So wurde die Natur das Vorbild der Griechischen Künstler, auch da, wo sie nicht eine individuelle Gestaltung derselben nachbildeten, sondern die Ideen, welche ihr Geist aufgefaßt hatte, in der Darstellung schöner Gestalten zu verkörpern strebten. Diese Ideen bezogen sich vornehmlich auf religiöse Gegenstände, denn die Kunst diente in ihren besten Zeiten vor allem der Religion, die sie verherrlichen wollte, und in deren menschlicher Götterbildung sie einen eben so reichen als schönen Stoff fand; dann auch dem Vaterlande, dem sich der Einzelne noch nicht so gegenüberstellte und von ihm absonderte, als in späteren Zeiten. Es schuf die Kunst nur das, was dem Sinne und den höheren Bedürfnissen Aller entsprach; den schwankenden Vorstellungen und Gedanken Einzelner durfte sie sich nicht zuwenden. Daher war sie eine wahrhaft lebendige, und mit dem ganzen bessern Daseyn der Nation, aus dem sie sich wie aus ihrem natürlichen Boden entwickelte, auf das innigste verschmolzen.

Die Plastik, d. i. die Kunst, Gestalten in ihrer Körperlichkeit aus Massen zu bilden, war bei den Griechen viel früher ausgebildet als

die Malerei. Die Anfänge der Plastik verlieren sich in die dunklen Zeiten der Griechischen Geschichte. Schon in des alten Königs Minos von Kreta Zeit wird ein berühmter Künstler, Dädalus, gesetzt. Dädalus aber heißt Kunstmensch, und so muß man diesen Namen für die Bezeichnung der frühesten Kunstperiode überhaupt halten. Die erste Eigenschaft, zu welcher die Plastik bei mehrerer Ausbildung, welche um die funfzigste Olympiade mit sichtbarem Schwunge hervortritt, gelangte, war Richtigkeit der Zeichnung, doch lange noch mit Härte und Magerkeit verbunden, wiewol nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit. Der Ausdruck, d. i. die Bezeichnung des Gemüthszustandes an den dargestellten Göttern oder Menschen, fehlte in dieser Periode, welche man die des ältern oder strengen Stils nennt, noch gänzlich. Es mußte aber die Kunst mit Strenge beginnen, die mechanische Fertigkeit mußte ausgebildet, die äußere Schwierigkeit überwunden seyn, ehe der Geist mit dem bezwungenen Stoffe leicht und frei schalten konnte. Eine erst im Jahre 1811 gemachte sehr glückliche Entdeckung von Marmorbildern auf der Insel Aegina, wo eine eigenthümliche Kunstschule blühte, hat unsere Kenntniß der Entwickelung der Griechischen Plastik sehr vervollkommnet. Es sind diese Aeginetischen Statuen in den Stellungen und der Haltung des Ganzen zwar noch steif, aber in den einzelnen Gliedern, die Köpfe ausgenommen, herrscht eine bewundernswürdig treue Nachahmung der Natur; sie gewähren die Ueberzeugung, daß ein höchst sorgfältiges und genaues Nachbilden der Naturformen der Höhe der Griechischen Plastik vorangegangen sey. Die Aeginetische Kunst ist Dorisch und trägt den beschränkten, aber festen, in sich abgeschlossenen und gerundeten Charakter dieses Stammes; jene hohe Vollkommenheit aber, welche die Bildnerkunst nach den Perserkriegen erreichte, die man ihren hohen Stil nennt, ging von Athen aus. Hier, wo alle Blüthen des Griechischen Geistes zur schönsten Entfaltung gelangten, entwickelte sich diese Plastik zur Zeit des Perikles, in dessen Geist sich die Athenische Größe wie in ihrem Mittelpunkte darstellt, und der durch die großartige Weise, mit welcher er Athen schmückte und verherrlichte, der Kunst einen so reichen und herrlichen Stoff darbot (Th. I. S. 350.). Sein Freund Phidias ist der Schöpfer und zugleich der erhabenste Meister des hohen Stils, ein Genius der seltensten Art, dem es vergönnt war, die großen Ideen, welche er auffaßte, in dem Stoffe mit der vollkommensten Herrschaft über denselben darzustellen.

Die Bildsäulen der Athene, welche Phidias für die Stadt dieser Göttin erschuf, sind schon oben erwähnt; sein berühmtestes Werk aber war die vom ganzen Alterthume bewunderte und hochgepriesene Statue des Jupiter zu Olympia, die man als den Gipfel aller Kunst betrachtete. Aus dem Antlitz des Gottes strahlte ein so erhabener Ausdruck von Majestät, daß jeder Beschauer mit heiliger Ehrfurcht erfüllt wurde. Phidias selbst erzählte von sich, ein Vers des Homer, in welchem Zeus mit einem Winke seines Hauptes den ganzen Olymp erschüttert, habe in ihm die Idee dieses Antlitzes erweckt. Auch die äußere Größe des Werkes mußte Erstaunen erregen. Zeus, sitzend auf einem Throne, reichte bis an die mehr als sechzig Fuß hohe Decke des Tempels. Die Bildsäule war nicht von Marmor, sondern von Elfenbein und Gold, so wie auch die Siegesgöttin, welche der Gott in seiner rechten hielt. Der Thron, welcher auf vier Füßen ruhte, glänzte von den kostbarsten Stoffen, und war mit halberhabener Arbeit und Malereien reich verziert.

Auch über die Kunst des Phidias haben wir erst in der neuesten Zeit viel vollkommnere Begriffe erhalten, seitdem Lord Elgin Bildwerke des Parthenon dem Untergange entriß und nach England brachte. Es sind unschätzbare Fragmente, welchen die Kenner den Rang vor allen denjenigen antiken Kunstwerken einräumen, welche man bisher als die ersten und vorzüglichsten pries. Man bewundert an ihnen eine gänzliche Durchdringung und Ueberwältigung der Natur. Hier ist der Marmor gleichsam erweicht, in Fleisch verwandelt und mit Seele begabt.

Polyklet aus Sicyon, Myron und Pythagoras von Rhegium sind nächst dem Phidias die vorzüglichsten Meister des hohen Stils. Fleiß und Zierlichkeit war der Hauptcharakter des Polyklet. Unter seinen Werken wurde im Alterthume besonders eine kolossale Statue der Juno zu Argos bewundert. Berühmter noch ist er durch seinen Kanon geworden, eine Statue, welche einen Lanzenträger (δορυφόρος) vorstellte, in welcher der Künstler ein Musterbild für alle symmetrischen Verhältnisse aufstellen wollte. An Myron lobten die Alten die Mannichfaltigkeit und Neuheit seiner Schöpfungen. Er war einer der glücklichsten Thierbildner und stellte das animalische Leben mit der höchsten Treue, Wahrheit und Lebendigkeit dar. Seine berühmte Kuh in Athen wurde dieser ungemeinen Natürlichkeit wegen in einer Fülle von Epigrammen besungen.

In dem hohen Stile hatte sich die Griechische Kunst noch nicht

erschöpft. Es folgte auf ihn der schöne und anmuthige, nicht als ob man die Werke des Phidias nicht auch vollkommen schön nennen könnte, sondern weil die Kunst, der Richtung, welche nach dem Peloponnesischen Kriege in das Leben gekommen war, folgend, sich die Darstellung des Großen und Erhabenen nicht mehr zum Ziele setzte, sondern vor allem dem Anmuthigen und Reizenden nachstrebte und dieses in ihren Werken besonders hervorzuheben bemüht war. Skopas und Praxiteles, zwei treffliche Meister, eröffneten diese Periode. Bei ihnen ist die Neigung zum Anmuthigen, Weichen, Sinnlichen, noch mit einer edlen und großartigen Auffassung der Gegenstände aufs schönste vereinigt. Praxiteles, dessen Blüthe um das Jahr 360 fällt, gab der Marmorbildnerei die höchste Verfeinerung. Seine Statue der Venus zu Knidus war so berühmt, daß man Reisen dorthin unternahm, um sie zu sehen. Diese zweite Blüthe der Griechischen Plastik beschließt Lysippus, ein Zeitgenosse Alexander's des Großen, welcher die Portraitbildung auf den höchsten Gipfel brachte. Er stellte die Individuen, welche er abbildete, getreu der Natur dar, aber nicht als ein bloßer Copist der Natur, sondern so, daß er den Charakter seiner Idee nach auffaßte und auf das glücklichste wiedergab.

Unter den Griechischen Malern sind Polygnot, der zur Zeit des Phidias lebte, Apollodor, Zeuxis, Parrhasius, Timanthes, Protogenes und Apelles, der sie Alle an Ruhm übertraf, die vorzüglichsten. Der letzte faßte die vereinzelten Bemühungen seiner Vorgänger zusammen, und brachte die Griechische Malerei erst zur Vollendung.

Es ist schon früher bemerkt worden (Th. I. S. 277.), wie der verschiedene Charakter, der sich in den Hauptstämmen der Griechen entwickelte und alle Richtungen des Lebens durchdrang, auch in der Rede und den Künsten derselben hervortrat. Die epische Poesie war das Eigenthum der Jonier; die lyrische, welche als der freieste und unwillkürlichste Erguß des poetischen Sinnes zu allen Zeiten und bei allen Völkern als die am meisten verbreitete erscheint, wurde auch bei den Griechen von jedem Stamme auf eine ihm eigenthümliche Weise angebaut. Die erhabenste und vollendetste Gestalt der Lyrik findet sich indeß bei dem Dorischen Stamme. Ihm gehörte in dieser Periode der große Dichter Pindarus an, nach der Abstammung und der Sprache, deren er sich bediente, obschon er zu Theben geboren war (um 520). Er ist der einzige unter den lyrischen Dichtern der Griechen, von dem

mehr als einzelne kleine Gedichte oder Bruchstücke gerettet sind. Die Gedichte, die wir noch von ihm übrig haben, sind Festgesänge zur Feier der Sieger in den großen Nationalspielen. Die stärksten und erhabensten Gedanken klingen darin aus der Tiefe einer von religiösem Gefühl durchdrungenen Brust hervor. Eine hohe Begeisterung durchglüht den Dichter, während klare Besonnenheit Alles im schönsten Ebenmaaß ordnet. Ausdruck und Rhythmus entsprechen dem Großartigen der Gedanken.

Da die ganze Entwickelung der Griechischen Poesie eine naturgemäße war, so traten auch die verschiedenen Gattungen nicht auf Einmal und neben einander, sondern nach einander in den verschiedenen Bildungsperioden der Nation hervor. Jede dieser Gattungen erhielt ihre Ausbildung in einem Zeitalter, dessen Charakter dem ihrigen am angemessensten war. Vorzüglich ist dies bei der epischen und dramatischen Poesie sichtbar. Jene war um die Zeit der Perserkriege schon untergegangen; diese erschien in ihrem Glanze erst mit und nach diesem glorreichsten Zeitpunkte in der Geschichte der Nation, da das Drama, als die höchste und kunstvollste Gattung der Poesie, nur das Product einer hohen und harmonischen Ausbildung der Geisteskräfte seyn kann, zu welcher diese damals im Abglanze des Nationalruhms gelangten. Wie aber die Blüthe dieser Dichtungsart der Zeit nach in den Mittelpunkt der Griechischen Geschichte fällt, so ist auch das räumliche Centrum der Griechischen Bildung, Athen, Bildnerin und Pflegerin des Drama's. Und wie Athen, obschon selbst Jonischen Stammes, doch die einseitige Bildung beider Hauptstämme zu einem großartigen Ganzen zusammenfaßt, so finden sich auch in dem Griechischen Drama, nächst den Reden der handelnden Personen, lyrische Chorgesänge Dorischer Art und Natur. Diese Chorgesänge waren das Ursprüngliche und die Grundlage der dramatischen Gattung. Es waren Lobgesänge auf den Dionysus, an welche sich späterhin die Darstellung einer Begebenheit reihte. Man nennt Thespis, um Solon's Zeit, als den Erfinder des Trauerspiels, indem er zuerst zwischen den Chorgesängen einen Schauspieler auftreten ließ. Aber die Gattung kam damals noch nicht über rohe Anfänge hinaus.

Aeschylus aus Eleusis, welcher in der Schlacht bei Salamis mitfocht, ist der wahre Schöpfer der Tragödie. Er fügte den zweiten Schauspieler hinzu, und erfand also erst den Dialog; doch sind die Chorgesänge bei ihm noch sehr vorherrschend Die Trauerspiele dieses

großen Dichters, deren wir noch sieben haben, sind nicht nur ernst und erhaben, sondern kühn und riesenhaft in Handlung und Sprache, daher er häufig Götter auftreten läßt, am liebsten Titanen. Den Stolz, das begeisterte Hochgefühl, von welchem Athen nach der Besiegung des übermächtigen von einer Welt gefürchteten Feindes durchdrungen war, hat er in einem Trauerspiele, die Perser genannt, dargestellt, welches den schmählichen Sturz des Xerxes zum Gegenstande hat. — Sophokles, aus Kolonos, einem Orte in Attika, den er durch sein berühmtes Trauerspiel, Oedipus auf Kolonos, glücklicher verewiget hat, als je ein Dichter seinen Geburtsort, war der jüngere Nebenbuhler des Aeschylus. Er lebte im schönsten Genusse aller Lebensgüter, aber auch die herrlichsten Gaben des Geistes und Gemüthes zierten ihn. Diese innere Harmonie seines Lebens und Geistes spiegelt sich in seinen Tragödien ab, deren er an hundert schrieb; für uns sind gleichfalls nur sieben gerettet. Unter diesen ist seine Antigone, welche die Athener dermaßen entzückte, daß sie ihm deswegen auf einem Kriegszuge die Feldherrnwürde ertheilten. Milder und nicht so gigantisch als Aeschylus, ist seine ganze Form kunstreicher; die Handlung, welche er durch die Einführung mehrerer Personen mannichfaltiger machte, ist in ein besseres Verhältniß zum Chor gesetzt. Er ist ein frommer und heiliger Dichter, in dessen Werken uns ein tiefes Gefühl für das Göttliche anspricht. Sophokles bezeichnet den höchsten Punkt in der Vollendung der Griechischen Tragödie, die schon in dem dritten der berühmten Trauerspieldichter, in dem Euripides, zu sinken anfing. So nahe berühren sich hier das erste glückliche Emporkommen und der beginnende Verfall; denn als Aeschylus starb, hatte sich Euripides schon als einen tragischen Dichter bekannt gemacht. Aber das darf bei der dramatischen Gattung am wenigsten Wunder nehmen, denn da sie als der Gipfel aller Poesie erscheint, so finden sich auch in ihr, wie am Gipfel eines Gebirges, Hinanklimmen und Herabsinken am nächsten beisammen. Euripides besaß ein bedeutendes Talent, die Leidenschaft schildert er stark und ergreifend, aber die reine und strenge Größe des Sophokles ist in ihm nicht mehr zu finden. So entsprechen diese drei Dichter in dem Wesen und Charakter ihrer Werke der Bahn, welche die Athenische Geschichte von dem großen Persischen Kriege bis zum Ende des Peloponnesischen durchlief, und lassen sich in so fern mit den Repräsentanten dieses Stufenganges, mit Themistokles, Perikles und Alcibiades vergleichen.

Die Komödie kam aus dem Dorischen Megara nach Athen, wurde

aber hier erſt ausgebildet und künſtleriſch geſtaltet. Der einzige Dichter dieſer Gattung, von welchem ſich Werke erhalten haben, iſt Ariſtophanes, welcher zur Zeit des Peloponneſiſchen Krieges lebte. Mit einer Fülle von Witz, Phantaſie und poetiſchem Schmucke, und mit einer Ungebundenheit, die aller Schranken ſpottet, aber auch oft frech und ſittenlos wird, hat dieſer Dichter die Thorheiten und das Verderben ſeiner Zeit auf das lebhafteſte geſchildert. Auf die lebenden Perſonen, welche die Geißel des Dichters fühlen ſollen, wird nicht etwa bloß verdeckt angeſpielt, nein, ſie erſcheinen mit ihrem Namen und ihrer ganzen Perſönlichkeit, mit ihren auf der Maske nachgeahmten Geſichtszügen auf dem Theater, und werden dem Gelächter des Volkes Preis gegeben. Dies mag nach unſeren Begriffen und Sitten als eine zügelloſe Ausgelaſſenheit erſcheinen, aber der Gebrauch, den Ariſtophanes in einem großen Theile ſeiner Stücke davon machte, gereicht ihm zur hohen Ehre, da er nicht etwa nur geringe und ohnmächtige Wichte verhöhnte, welche durch die Thorheiten ihres Privatlebens ohnehin ſchon dem allgemeinen Spotte Preis gegeben ſind, ſondern kühn genug war, auch die einflußreichſten Perſonen und die beim Volke in der höchſten Gunſt ſtanden, nicht zu ſchonen, und ihre politiſchen Grundſätze zum Zielpunkte ſeiner Angriffe zu machen. Die alte Komödie, welche die Verirrungen der Menſchen von ihrer lächerlichen Seite darſtellte, um ſie in ihrer ganzen Nichtigkeit zu zeigen, hätte gemeint, ihren Beruf ſchlecht erfüllt zu haben, wenn ſie gerade die gefährlichſten dieſer Verirrungen, die, welche das Staatsleben bedrohten, aus dem Spiele gelaſſen hätte. Ariſtophanes hält die Richtung, welche die Politik der Volksführer genommen, alle Kräfte zur Führung des Krieges aufzubieten, um in den Eingeweiden des Griechiſchen Volkes zu wüthen, für den wahren Krebsſchaden des Atheniſchen Staates; er wird nicht müde, die Kriegswuth als lächerlich und verderblich darzuſtellen, und leert gegen die Demagogen, welche dieſer Neigung ſchmeicheln, alle Pfeile ſeines Köchers. Sein Luſtſpiel, die Ritter, iſt ein Angriff auf den mächtigen, uns aus der obigen Darſtellung wohl bekannten Kleon. Dieſer erſcheint hier als ein Paphlagoniſcher Sklav des als Perſon auftretenden Atheniſchen Volkes, und iſt nach ſeinem Charakter und ſeinen Thaten auf das unverkennbarſte bezeichnet, doch nicht beim Namen genannt. Trotz dieſer Vorſicht wollte kein Maskenmacher das Bild des Gefürchteten verfertigen, kein Schauſpieler ihn darſtellen, ſo daß Ariſtophanes ſich entſchloß, die Rolle ſelbſt bloß mit bemahltem Geſicht

zu spielen. In anderen Stücken werden die Vortheile und Genüsse des Friedens auf das lebhafteste geschildert, und mit den Uebeln und Entbehrungen des Krieges in den lustigsten Gegensatz gestellt. Unerschöpflich ist der Dichter an Wendungen, dem Volke das Verkehrte und Verderbliche seines Beginnens einleuchtend zu machen. In jeder Hinsicht ächt patriotisch, unterläßt er nicht, den Athenern ihre Ahnen als die wahren Muster, denen sie nachzustreben haben, darzustellen, die Kraft, Tüchtigkeit und die guten Sitten der Marathonischen Zeiten zu preisen. Im hohen Grade abschreckend erscheint dagegen das Bild, welches er von seiner eignen Zeit entwirft; wie die zügellose Volksherrschaft und der verstandlose Ehrgeiz der Demagogen die Kräfte des herrlichen Staats verzehren, sieht man nirgends so deutlich geschildert. Als Athen mit dem Ausgange des Peloponnesischen Krieges seine Verfassung einbüßte, verstummte mit der ungebundenen Freiheit auch die alte Komödie, aber auch als der Staat, von den fremden Fesseln befreit, die Demokratie wieder herstellte, erhob sie sich nicht wieder. Die Zeit war zu matt geworden, um an dem Kühnen und Phantastischen ihrer Darstellungen noch Geschmack und Behagen zu finden, und zu kleinlich, um ein so großartiges Spiel mit sich selber treiben zu lassen.

Alle Verhältnisse und Einrichtungen der antiken Bühne waren von den unseren sehr weit verschieden. Wie das Drama seinen Ursprung in religiösen Festgesängen hatte, so diente es auch in den Zeiten seiner Ausbildung nicht zu einer täglichen Befriedigung müßiger Schaulust, sondern zur Verherrlichung der dem Bachus geweihten Feste (Dionysien). Die Dichter kämpften um den Preis, oft jeder mit vier Stücken, drei Trauerspielen und einem kleineren, dem sogenannten satyrischen Drama, welche zusammen eine Tetralogie genannt wurden. An den großen Dionysien wurden auf diese Weise wol zwölf Stücke an Einem Tage aufgeführt; die Vorstellung begann am Morgen, aber die Griechen schlossen sich dabei nicht etwa in ein dumpfes Gebäude ein, denn ihre Theater waren oben offen, die Schauspiele wurden unter freiem Himmel, bei hellem Tageslicht, aufgeführt. Die Preisvertheilung war eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit. Als Cimon von seiner Expedition gegen Scyrus zurückkam (Th. I. S. 342.), trat neben dem hochberühmten Aeschylus zum erstenmale der junge Sophokles auf, und der Archon fürchtete die Parteilichkeit so sehr, daß er die Kampfrichter nicht wie gewöhnlich durchs Loos wählen ließ, sondern den Cimon und die übrigen neun Feldherren zurückhielt, und ihnen

das Richteramt übertrug. Sophokles erhielt den Preis, und Aeschylus fühlte sich dadurch so gekränkt, daß er Athen verließ, und sein Leben in Sicilien beschloß.

Die Prosa ist bei den Griechen, wie bei allen Völkern, deren Litteratur einen naturgemäßen Gang genommen, viel später entstanden, als die Poesie. Erst um die Zeit der Pisistratiden fängt die Prosa an, sich zu entwickeln. In diese Periode fallen die Anfänge der Geschichtschreibung (Th. I. S. 279), deren Bedürfniß empfunden wird, seitdem die epische Poesie verklungen, eine überlegende Betrachtung der Begebenheiten herrschend, und der Forschungstrieb rege geworden ist. Aber schwer und langsam reißt sich die Prosa von der Poesie los, und der Vater der Geschichte, Herodot, aus welchem wir im Laufe unserer früheren Erzählungen so vieles entlehnt haben, erinnert, obschon er in der Mitte des fünften Jahrhunderts blühte, durch die Fülle von anmuthigen Sagen, die er enthält, noch sehr an den poetischen Ursprung der Geschichte. Er erzählt im hohen Grade einfach, treu und überaus lieblich; seine Länder- und Völkergemälde haben die größte und anschaulichste Wahrheit. Nicht bloß die Außenseite der Begebenheiten faßt er ins Auge, durch den Bezug auf die waltende Gottheit weist er auf einen großen und innern Zusammenhang der Thaten und Schicksale der Menschen und Völker hin. So rasch wie Griechenland's Geschick sich wendet, von dem Kampfe gegen die Barbaren bis zu dem großen bürgerlichen Kriege, der seine schönsten Kräfte verzehrte; so schnell macht sich der Uebergang zu einer ganz verschiedenen Behandlung der Geschichte im Thucydides, welcher die ersten ein und zwanzig Jahre des Peloponnesischen Krieges beschrieben hat. Im achten Jahre dieses Krieges befehligte Thucydides eine Abtheilung der Athenischen Flotte, und weil er Amphipolis wider den Brasidas nicht zu retten vermochte (oben S. 18.), wurde er verbannt. Nie hat wol ein Verbannter seine Muße auf eine für alle folgenden Geschlechter ersprießlichere Weise angewandt; Thucydides sammelte damals die Materialien zu seinem großen Meisterwerke. Es ist nicht mehr Griechenland im Glanze seiner Triumphe über Asien, es ist das sich selbst zerfleischende Griechenland, welches er darstellt, und sein Werk ist so ernst, wie die Gefühle und Betrachtungen, von denen ein großer und erhabener Geist bei diesem Schauspiele erfüllt werden mußte. Er ist voll von tiefen und weisen Gedanken über die Lenkung der Staaten, über

die Ursachen ihrer Blüthe und ihres Verfalls, seine Sprache ist bis zur Dunkelheit gedrängt. Xenophon, dessen politisches Leben wir schon kennen gelernt haben, hat die Geschichte von da, wo sie Thucydides abgebrochen, fortgesetzt, seinen großen Vorgänger aber nicht erreicht.

Auch die Beredsamkeit, die in Männern wie Themistokles, Cimon, Perikles, in natürlicher Kraft gewaltet hatte, bildete sich nunmehr kunstgemäß aus, und wurde Gegenstand förmlicher Unterweisung. Der Sicilier Gorgias gab den Athenern zwar das erste Beispiel dieser Verfeinerung, aber ihre eigentliche Heimath und ihren fruchtbarsten Boden fand die Redekunst nicht weniger als die Poesie in jener Periode in Athen. Wer, sagt Cicero, hat von Argivischen, oder Korinthischen, oder Thebanischen Rednern jener Zeit gehört? — Einer der berühmtesten dieser Attischen Redner war Lysias, andere, wie Antiphon, Isokrates und Aeschines, haben wir bei den Staatshändeln schon zu erwähnen Gelegenheit gefunden, da die Beredsamkeit in diesen ihren vorzüglichsten Stoff fand. Ja im Demosthenes wurde sie das gewaltige und würdige Werkzeug, sich an die Spitze einer ganzen politischen Partei gegen einen mächtigen König zu stellen.

Wir haben im ersten Theile (S. 282.) der Anfänge der Griechischen Philosophie erwähnt, und der Jonischen Schule, welche sich besonders zur Naturbetrachtung hinneigte. Zu solchen Naturphilosophen gehörten ferner Heraklitus von Ephesus (um 550) und der oben (Th. I. S. 344.) erwähnte Anaxagoras von Klazomená. Auch Demokritus von Abdera (um 450) hat unter Denen, welche der Erforschung der Natur oblagen, einen berühmten Namen erlangt. Indem die Einsicht in die Natur gewann und sich erweiterte, erhob sich die ganz davon abhängige Arzneikunst, die mit der steigenden Cultur des äußern Lebens ein größeres Bedürfniß wird. Der Schöpfer der wissenschaftlichen Arzneikunde, der berühmte Hippokrates aus Kos, blühte um die Zeit des Peloponnesischen Krieges. Diese Forschungen, diese erweiterte Kenntniß, mußten natürlich auf Vorstellungen und Ansichten über die Natur führen, welche dem Volksglauben widersprachen, der in jeder Naturerscheinung nur die Wirkung eines persönlich gedachten höheren Wesens sah. Was dieser Annahme widersprach, erschien dem Volke als Lästerung der Götter und Angriff auf die Religion. Daher entsprangen die Verfolgungen mancher Philosophen, und die Feinde

des Anaxagoras gründeten ihre Anklage (Th. I. S. 353. Anm.) auf diese Art der Gottlosigkeit.

Noch ehe die Griechische Philosophie sich von dem Punkte ihrer damaligen Entwickelung zu einer höhern Stufe erhob, trat eine große Verderbniß derselben ein. Gegen und um die Zeit des Peloponnesischen Krieges, wo die Reinheit des Sinnes immer getrübter wurde, alterthümliche Tugend immer mehr aus dem Leben entwich, durchzogen Männer, Sophisten genannt (vergl. Th. I. S. 283.), die Städte Griechenland's, und versammelten Schüler und Bewunderer in Menge um sich. Protagoras aus Abdera, Prodikus aus Ceos, Gorgias aus Leontini in Sicilien waren vorzüglich berühmte Sophisten. Durch sie wurde die Geschicklichkeit zu reden zu einer Kunst ausgebildet. Als Gorgias von den Leontinern in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges nach Athen gesandt wurde, um dort Hülfe zu suchen, entzückte er die Ohren der Athener durch die Kunst seines Periodenbaues auf das höchste. Da in den Staaten des Alterthums, und besonders in den demokratischen, die Kunst der Rede ein Hauptmittel war, um zu Einfluß und Antheil an den Geschäften zu gelangen, so erregte die neue Weisheit bei den ehrsüchtigen Jünglingen die größte Freude. Begierig suchten sie die Lehrer der emporkommenden Kunst, und zahlten willig die theuren Preise, welche diese für ihren Unterricht verlangten. Ja außer diesem Geldgewinne wurde den Sophisten auch die größte Ehre zu Theil; die Versammlung der Griechen bei den Pythischen Spielen beschloß einmal dem Gorgias im Tempel des Apollo, nicht etwa eine vergoldete, sagt Cicero, sondern eine goldne Bildsäule zu setzen. Allein die Verdienste, welche die Sophisten um die Rhetorik haben mochten, verschwanden gegen den höchst verdammlichen und verderblichen realen Inhalt ihrer Lehren. Die Schwierigkeiten und Zweifel, auf welche der Philosoph in seinen Forschungen stößt, wurden von ihnen geltend gemacht, um den Grund jeder Erkenntniß und jeder Ueberzeugung zu erschüttern. Sie spotteten der Religion und Tugend, erklärten alle sittlichen Grundsätze für Aberglauben und Thorheit, und die Gerechtigkeit für eine willkürliche Beschränkung der natürlichen Freiheit des Menschen. Durch diese Vorstellungen lasse sich die Menge leiten, der Klügere müsse die Mittel kennen, sie nach seinem Willen zu lenken. Daher lehrten die Sophisten entgegenstehende Meinungen ohne Rücksicht auf Wahrheit und Unwahrheit nach Willkür zu vertheidigen, und wie man seine Mit-

bürger zu eignem Vortheile täuschen könne, indem man durch blendende Kunstgriffe der ungerechtesten Sache den Schein einer gerechten leihe. So gestaltete sich ein förmliches System der Unsittlichkeit, und drohte in Verbindung mit der immer schlaffer werdenden Gesinnung den völligen Umsturz aller besseren Grundsätze für Lehre und Leben. Aber noch vermochte der Griechische Geist gegen diese Uebel aus sich selbst ein Heilmittel zu erzeugen. Auch dies geschah in dem lebendigen Mittelpunkte Griechenland's, in Athen, durch den Sokrates, diesen großen und herrlichen Geist, welcher den Adel der menschlichen Natur wider die Sophisten rettete.

Sokrates (geb. 469) war der Sohn des Athenischen Bildhauers Sophroniskus, seine Mutter Phänarete war eine Hebamme. Als Jüngling soll er sich in der väterlichen Kunst versucht haben. Aber ein entschiedener Hang seines Gemüthes zog ihn von dieser Beschäftigung zum beschaulichen Leben hin. Im Plato wird erzählt, daß er einst anderthalb Tage lang unverändert auf einem Fleck, wie in Verzückung gestanden habe. Die sittliche Natur des Menschen war der vornehmste Gegenstand seiner Untersuchungen, und da er erkannt hatte, daß Uebung der Gerechtigkeit und Tugend, lebendiger Glaube an die allwaltende, das Gute belohnende, das Böse bestrafende Gottheit, dem Menschen das höchste Gut sey, gegen dessen Besitz alle anderen als nichtig verschwinden; so wurde es die Aufgabe seines Lebens, diese große Wahrheit seinen Mitmenschen so eindringlich als möglich zu verkünden. Diese Richtung seines Geistes und Strebens machte ihn nothwendig zu dem allerentschiedensten Gegner der Sophisten. Ihren verderblichen und verführerischen Grundsätzen setzte er seine Begeisterung für Gott und die Tugend entgegen. Jene strebten nach Reichthum und Genüssen; Sokrates lebte in Armuth und der größten Enthaltsamkeit, und wurde Anderen auch in der Strenge der Lebensweise und Abhärtung ein Muster. Als er den Feldzug gegen Potidäa in Thracien mitmachte, war der Winter so rauh, daß Keiner ausging, ohne die Füße in Pelz oder Filz zu wickeln. Sokrates ging unbeschuht und in derselben Kleidung, die er immer trug. Die Sophisten stellten ihre Lehren in langen Vorträgen und Prunkreden dar; Sokrates hingegen knüpfte mit Solchen, die ihm Empfänglichkeit zu haben schienen, Gespräche an, in denen er sie unvermerkt, und als wäre es das Ergebniß einer gemeinschaftlichen Untersuchung, zu den Wahrheiten führte, an deren Erkenntniß ihm Alles lag. Vorzüglich war es sein Bestreben, die

Menschen aus der trüglichen Sicherheit eines eingebildeten Wissens zu reißen, ihnen zu beweisen, daß sie in den wichtigsten Dingen des Lebens nur dunkelen Vorstellungen folgten, und von ihrer Denk- und Handlungsweise keine Rechenschaft zu geben wüßten. Durch die lebendige Ueberzeugung dieses Mangels suchte er sie zur wichtigsten aller Erkenntnisse, zur Erkenntniß ihrer selbst zu leiten. Auf dieselbe Weise griff er die Sophisten an; er setzte ihren langen Reden nicht andere Reden entgegen, sondern legte ihnen Fragen vor, und indem er dann aus ihren Antworten weiter folgerte, und sie bei ihren Behauptungen festhielt, verwickelte er sie in ihre eigenen Schlingen, und deckte mit einer feinen, den Zuhörern höchst ergötzlichen Ironie die ganze Blöße ihrer Behauptungen auf. Mit welcher wahrhaften Zauberkraft Sokrates trotz seinem unscheinbaren Aeußern ausgezeichnete Jünglinge an sich zu fesseln wußte, haben wir schon an dem Beispiele des Alcibiades gesehen. Daher ihn dieser, beim Plato, mit den schönen Statuen vergleicht, über die man, um sie zu bewahren, häßliche, Silenen vorstellende Hüllen setze. Antisthenes, einer seiner Schüler, kam täglich vom Piräeus, wo er wohnte, nach der Stadt, um ihn zu hören. Euklides aus Megara scheute die vier Meilen von seiner Vaterstadt nach Athen nicht, um nur zuweilen einen Tag den Umgang des Sokrates zu genießen; ja als die Athener während des Krieges einmal aus Erbitterung gegen die Megarer die Todesstrafe darauf gesetzt hatten, wenn einer derselben nach Athen kommen würde, wagte es Euklides oft, sich Abends in Weiberkleidern durch das Thor zu stehlen, um nur den folgenden Tag in des Sokrates Gesellschaft zu seyn.

So verhaßt und beschwerlich Sokrates sich auch Vielen durch sein Sittenrichteramt machte, die allgemeine Achtung für ihn war doch so groß, daß er bis in sein siebzigstes Jahr von aller Verfolgung frei blieb. Da erst, bald nach dem Umsturz der Zwingherrschaft der Dreißig, brach der Haß gegen ihn in eine Anklage aus, welche drei Männer, Melitus, Anytus und Lykon, vor Gericht gegen ihn erhoben. Sie lautete: Sokrates läugnet die Götter und verdirbt die Jugend; deshalb verdient er nach den Gesetzen den Tod. Der zweite Punkt dieser Anklage bezog sich hauptsächlich auf die politischen Meinungen des Sokrates, welche, nach seinen wissenschaftlichen Ansichten vom Staate, die jetzt wieder emporgekommene Demokratie eben nicht begünstigten (Vergl. oben S. 35. Anm.). Es war um so leichter, diese seine Meinungen in ein gehässiges Licht zu stellen, da Männer, wie

Alcibiades, Kritias, Theramenes, die an den bisherigen Umwälzungen so vielen Antheil genommen hatten, eine Zeitlang seine Schüler und Zuhörer gewesen waren. Aber wie verschieden die Gesinnung des Sokrates von der dieser Staatsmänner war, das bewährte sich erst vollkommen bei dieser Anklage, die eine wahre Verklärung seines ganzen Lebens geworden ist. In seiner Vertheidigungsrede, die er nach Griechischer Gerichtsweise selbst hielt, verwarf er alle rednerischen und sophistischen Künste, wodurch er die Leidenschaften seiner Richter hätte gewinnen können, vielmehr suchte er nur nach seiner gewohnten Weise sie von seiner Unschuld zu überzeugen, mit der Ruhe, mit welcher er immer die Angelegenheiten des menschlichen Lebens im Allgemeinen behandelt hatte. Aus dieser Vertheidigungsrede, wie sie sich unter den Schriften seines Schülers Plato erhalten, mögen hier, ihrer hohen Vortrefflichkeit wegen, einige Stellen Platz finden.

Chärephon, einer seiner Freunde, sagt Sokrates unter andern, habe von dem Gotte zu Delphi ein Orakel über ihn begehrt, und da habe die Pythia erklärt, Niemand sey weiser als Sokrates. Da er sich nun aber bewußt gewesen sey, weder viel noch wenig weise zu seyn, habe er diesen Götterspruch lange nicht begreifen können, bis er endlich in Gesprächen mit Staatsmännern, Dichtern, Handwerkern gefunden, wie Viele sich weise zu seyn dünkten und es doch nicht wären. Dieses also wolle das Orakel sagen: er sey um dieses Wenige doch weiser als die Anderen, daß er, was er nicht wisse, auch nicht glaube zu wissen. Um nun das Orakel zu bewähren, sey es sein Geschäft, Diejenigen, die sich weise dünkten, von der Nichtigkeit dieser Einbildung zu überführen, welches ihm großen Haß zugezogen habe. Hierauf wendet sich Sokrates an den gegenwärtigen Melitus, und entkräftet durch seine Fragmethode die Beschuldigungen desselben auf das siegreichste. Doch, sagt er, vielleicht möchte ihn Jemand thöricht schelten, daß er ein Gewerbe treibe, von dem er selber eingestehe, daß es ihm nothwendig den Haß der Menge und endlich den Tod zuziehen müsse. Einem solchen würde er antworten: „du sprichst nicht gut, wenn du glaubst, wer auch nur wenig nutz ist, dürfe Gefahr um Leben und Tod in Anschlag bringen, und müsse nicht vielmehr allein darauf sehen, wenn er etwas thut, ob es recht gethan ist oder unrecht, ob eines rechtschaffnen Mannes That oder eines schlechten." Elende wären ja nach dieser Meinung Alle gewesen, welche die Rettung des Vaterlandes und ruhmvolle Thaten mit dem Leben erkauft hätten.

„So, ihr Athener, fährt er fort, verhält sich die Sache. Wohin Jemand sich selbst stellt, in der Meinung es sey da am besten, oder wohin Einer von seinen Oberen gestellt wird, da muß er wie mich dünkt jede Gefahr aushalten, und weder den Tod, noch sonst irgend etwas in Anschlag bringen gegen die Schande. Hätte ich also nicht Arges gethan, ihr Athener, wenn ich, als eure Befehlshaber mir einen Platz anwiesen bei Potidäa, Amphipolis und Delium, gestanden hätte, wie die Anderen, und es auf den Tod gewagt; wo aber der Gott mich hinstellte, wie ich es doch glaubte und annahm, damit ich in Aufsuchung der Weisheit und in Prüfung meiner selbst und Anderer mein Leben hinbrächte, wenn ich da den Tod oder sonst etwas fürchtend aus der Ordnung gewichen wäre? Wol arg wäre das, und mit Recht könnte mich dann Einer hieher führen vor Gericht, weil ich nicht an die Götter glaubte, wenn ich dem Orakel unfolgsam wäre und den Tod fürchtete, und mich also weise dünkte, ohne es zu seyn. Denn Niemand weiß ja, was der Tod ist, und ob er nicht für den Menschen das größte unter allen Gütern ist. Gesetzwidrig handeln aber, und dem Bessern, Gott oder Menschen, ungehorsam seyn, davon weiß ich, daß es übel und schändlich ist. Gesetzt also auch, ihr sprächet mich diesmal los, mit der Bedingung, daß ich abließe von meinem bisherigen Thun, so würde ich euch sagen: ich bin zwar euch, ihr Athener, zugethan und Freund, gehorchen aber werde ich dem Gotte mehr als euch, und so lange ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören nach Weisheit zu suchen, und wen von euch ich antreffe zu ermahnen mit meinen gewohnten Reden: wie, bester Mann, als ein Athener, aus der größten und mit Allem was schön und groß ist reichbegabten Stadt, schämst du dich nicht, daß du zwar dafür sorgest möglichst viel Geld, auch Ruhm und Ehre zu erlangen; für Einsicht aber und Wahrheit, und daß deine Seele sich aufs beste befinde, nicht zu sorgen und hierauf nicht zu denken? Und wenn Jemand unter euch dies läugnet, und behauptet, er denke allerdings darauf, werde ich ihn nicht gleich loslassen und fortgehn, sondern ihn fragen und prüfen und ausforschen. Und wenn ich finde, er besitze keine Tugend, behaupte es aber, so werde ich es ihm verweisen, daß er das Wichtigste geringer achte, und das Schlechtere höher. So werde ich mit Jungen und Alten, wie ich sie eben treffe, verfahren, denn so befiehlt es der Gott. Und ich meines Theils glaube, daß noch

nie dem Staate etwas Besseres widerfahren sey, als daß ich dem Gotte auf diese Weise gehorche."

Er beruft sich ferner auf die anwesenden Väter und Brüder seiner Schüler, ob Jemand Klage führe über seinen schädlichen Unterricht; dann erwähnte er der Sitte, nach welcher die Richter durch Vorführung der flehenden Weiber und Kinder zum Mitleid bewegt zu werden pflegten. Dergleichen bittet er von ihm nicht zu erwarten; er halte es für unrühmlich und für unrecht, sich vor Gericht durch etwas andres loszuhelfen, als durch Belehrung und Ueberzeugung. „Denn, fährt er fort, nicht dazu ist der Richter gesetzt, das Recht zu verschenken, sondern darüber zu urtheilen, und er hat geschworen, sich nicht gefällig zu erweisen, gegen wen es ihm beliebt, sondern Recht zu sprechen nach den Gesetzen. Muthet mir also nicht zu, ihr Athener, dergleichen etwas vor euch zu thun, was ich weder für anständig halte, noch für Recht, noch für fromm; zumal da ich ja, beim Zeus, eben auch der Gottlosigkeit angeklagt bin von diesem Melitus. Denn wenn ich euch, die ihr geschworen, durch Bitten zu etwas überredete oder nöthigte, so würde ich euch offenbar lehren, nicht zu glauben, daß es Götter gäbe, und indem ich mich gegen die Beschuldigung vertheidigte, keine Götter zu glauben, würde ich mich selbst dessen anklagen. Aber weit gefehlt, daß es so wäre. Wol glaube ich an sie, ihr Athener, wie keiner von meinen Anklägern, und überlasse euch und der Gottheit über mich zu entscheiden, wie es für mich und für euch das Beste seyn wird."

Nachdem er dieses gesprochen, schritten die Richter zum Urtheil, und ein Uebergewicht von nur drei Stimmen verdammte ihn zum Tode. Nach den Athenischen Gesetzen war es den Verurtheilten erlaubt, sich gegenzuschätzen, d. h. sich eine gelindere Strafe zu bestimmen, worüber denn die Richter von Neuem entschieden. Sokrates sagte, da man ihm die Ueberzeugung noch nicht geraubt habe, daß er ein Wohlthäter des Staates sey, so wisse er nichts, was ihm so angemessen dünke, als der Lohn der Sieger in den Olympischen Spielen, lebenslängliche Speisung im Prytaneum nämlich. Damit indeß sein Reden nicht hartnäckiger Eigendünkel scheine, so müsse er ihnen erklären, daß er das, was sie vielleicht als seine Gegenschätzung genehmigen würden, Gefängniß oder Verbannung, für wahre Uebel halte, gegen welche der Tod weit vorzüglicher sey. „Ein schönes Leben wäre mir das, in solchem Alter auszuwandern und immer umhergetrieben eine

Stadt mit der andern zu vertauschen. Denn wohin ich auch komme, werden entweder die Jünglinge meine Verbannung bewirken, wenn ich sie von mir weise, oder die Alten, wenn ich es nicht thue. Vielleicht aber wird Einer sagen: Also still und ruhig zu leben, o Sokrates, würdest du nach deiner Verbannung nicht im Stande seyn? Das ist wol nun am allerschwersten, Manchem von euch begreiflich zu machen. Denn wenn ich sage, das hieße dem Gotte ungehorsam seyn, und deshalb wäre es mir unmöglich, mich ruhig zu verhalten, so glaubet ihr mir nicht. Und noch weniger, wenn ich sage, daß eben dies für den Menschen das größte Gut ist, täglich über die Tugend sich zu unterhalten, und über die anderen Gegenstände, über welche ihr mich reden und mich selbst und Andere prüfen gehört habt, und daß ein Leben ohne Selbsterforschung gar nicht verdient gelebt zu werden." Geld, fügte er hinzu, besitze er nicht mehr als etwa eine Mine, doch wollten mehrere seiner Schüler für eine Buße von dreißig Minen Bürge seyn. Aber die Richter fühlten sich jetzt durch den Stolz des Beklagten so beleidigt, daß noch achtzig von Denen, die vorher für ihn gestimmt hatten, zu den Gegnern übertraten, und er nun ohne alle Bedingung zum Giftbecher verdammt ward. Er hörte auch dies mit der Würde an, die er während der ganzen Verhandlung behauptet hatte, und wandte sich dann nochmals an seine Richter.

„Vielleicht, sagte er, glaubt ihr, Athener, ich unterliege jetzt aus Unvermögen in solchen Reden, durch welche ich euch wol möchte überredet haben, wenn ich geglaubt hätte, Alles reden und thun zu dürfen, um nur dieser Klage zu entkommen. Weit gefehlt! Aus Unvermögen erliege ich freilich, aber nicht an Worten, sondern an Frechheit und Schamlosigkeit, und weil ich das nicht zu euch reden wollte, was ihr am liebsten gehört hättet. Allein weder vorher glaubte ich der Gefahr wegen etwas Unedles thun zu dürfen, noch auch gereut es mich jetzt, mich so vertheidigt zu haben, sondern weit lieber will ich nach einer solchen Vertheidigung sterben, als nach einer von jener Art leben. Weit leichter ist es, dem Tode zu entgehen, als der Schlechtigkeit, denn diese läuft schneller als der Tod. Ich, als ein langsamer Greis, bin von dem langsameren gefangen worden, meine Ankläger aber, gewaltig und heftig wie sie sind, von der Bosheit. Und so gehe ich jetzt von euch, mit der Strafe des Todes belegt; Diese aber sind von der Wahrheit belegt mit Unwürdigkeit und Ungerechtigkeit."

Weiter verherrlicht er seinen Triumph durch eine erhabene Schilderung dessen, was ihn im Tode erwarte. Entweder eine lange Nacht, so ruhig wie die süßeste der hier verschlafenen, oder eine entzückende Vereinigung mit den größten Heroen der Vorwelt. „Eines, so schloß er seine Rede, bitte ich noch von Euch. An meinen Söhnen, wenn sie erwachsen sind, nehmt eure Rache, und quält sie eben so, wie ich euch gequält habe, wenn euch dünkt, daß sie sich um Reichthum oder sonst irgend etwas eher bemühen, als um die Tugend. Und dünken sie sich etwas zu seyn, sind aber nichts, so verweiset es ihnen, wie ich euch, daß sie nicht sorgen, wofür sie sollten, und sich einbilden etwas zu seyn, da sie doch nichts werth sind. Jedoch, es ist Zeit, daß wir gehen, ich um zu sterben, ihr um weiter zu leben. Wer von uns Beiden aber zum Bessern hingehe, das ist Allen verborgen, außer dem Gotte."

Nach diesen Worten ward er in den Kerker geführt und gefesselt. Zufällig war am Tage vor der Verurtheilung eine heilige Procession, welche die Athener alljährlich auf einem Schiffe nach Delos sandten, abgegangen, und bis dieses Schiff zurückgekehrt war, durfte kein Todesurtheil vollstreckt werden. Dies verschaffte den Schülern des Sokrates das schmerzlich süße Vergnügen, ihren Lehrer noch dreißig Tage behalten zu können. Sie besuchten ihn während dieser Zeit täglich im Gefängnisse; ihre Unterhaltungen waren die nämlichen, wie sonst, und Sokrates bemühte sich zuweilen, ihre Traurigkeit durch sanften Scherz zu erheitern. Dem Apollodor, dessen Schmerz am ausgelassensten war, und der einmal verzweifelnd ausrief: „Nein, so unschuldig sterben zu müssen!" entgegnete er lächelnd: „Möchtest du etwa lieber, daß ich schuldig stürbe?"

Zwei Tage vor seinem Tode entdeckte ihm sein Freund Kriton schüchtern, er habe eine Summe Geldes zusammengebracht, die Wächter zu bestechen; Sokrates solle in der nächsten Nacht nach Thessalien fliehen zu den Gastfreunden des Kriton, wo ein ehrenvolles Leben seiner harre; er sey es sich, seinen Kindern und Freunden schuldig, sich den Verfügungen eines ungerechten Gerichts zu entziehen. Aber Sokrates weigerte sich standhaft, und bewies dem Kriton, daß keine Ungerechtigkeit uns dahin bringen dürfe, den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu seyn.

Am Morgen des verhängnißvollen Tages kamen die Schüler früher als gewöhnlich, und fanden den Sokrates entfesselt. Auch seine

Frau Xanthippe war da, und trug das jüngste Kind auf ihren Armen. Ihres Wehklagens müde, ließ Sokrates sie hinwegführen. Die letzte Unterhaltung mit seinen Schülern und Freunden betraf die Unsterblichkeit der Seele, den würdigsten Gegenstand für diesen Tag. Als sich die Sonne zum Untergang neigte, kam der Diener der Elfmänner, die den Gefängnissen vorstanden, herein, und kündigte ihm an, daß es nun Zeit sey. „Du wirst mir wol nicht fluchen, wie die Anderen thun, denn ich thue ja nur, was die Oberen befehlen. Ich habe dich als den besten Mann kennen gelernt von Allen, die je hieher gekommen sind. Lebe wohl, und versuche die Nothwendigkeit so leicht als möglich zu ertragen." Weinend ging er hinaus. „Wie brav der Mensch ist, sagte Sokrates. Auch während der ganzen Zeit hat er sich so bewiesen, wenn er mich besuchte. Aber geht doch, und holt den Trank, wenn er schon eingerieben ist." Die Freunde baten ihn, noch zu warten, aber er hielt es für kindisch, jetzt noch mit dem Leben zu geizen. „Wie muß ich's machen?" fragte er Den, welcher den Schierlingssaft brachte. „Du mußt trinken, und dann umhergehen, bis dir die Füße schwer werden, und dich dann niederlegen." Er nahm den Becher mit voller Heiterkeit und ohne eine Miene zu verändern, vielmehr sah er den Menschen mit seinem gewöhnlichen scharfen Blicke an. „Ist es wol erlaubt, den Göttern zu spenden?" fragte er noch. Man sagte ihm, es werde nur so viel eingerieben, als zum Trinken nothwendig sey. „Gut, erwiederte er, so wollen wir wenigstens beten, daß der Uebergang dorthin glücklich von Statten gehe." Bei diesen Worten leerte er, fest anhaltend, den Becher.

Bis dahin — erzählt sein Schüler Phädon beim Plato — hatten wir unsere Thränen noch gehalten; als wir ihn aber trinken sahen, bezähmten wir uns nicht mehr. Auch mir flossen, wider meinen Willen, stromweise die Thränen. Doch nicht ihn beweinte ich, sondern mich selbst, daß ich solchen Freund verlieren sollte. Er aber hieß uns ruhig seyn und uns ermannen, denn darum habe er ja die Weiber fortgeschickt. Und wir schämten uns, und enthielten uns der Thränen. Er ging unterdessen auf und ab, und als er die Mattigkeit fühlte, legte er sich rücklings nieder, und verhüllte sein Gesicht. Nach einiger Zeit befühlte ihm Der, welcher das Gift gereicht hatte, die Füße, drückte sie stark, und fragte ihn, ob er's fühle. „Nein," sagte der Sterbende. Dann ging er so prüfend aufwärts, und zeigte den Umstehenden, wie er kalt und starr werde. Da nun schon der Unterleib

kalt zu werden anfing, deckte er sich noch einmal auf, und sagte zum Kriton: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig *). Opfert ihn ja, und versäumt es nicht.“ Kriton fragte ihn, ob er sonst noch etwas zu sagen habe, aber er antwortete nicht mehr. Dies, fügt Phädon hinzu, war das Ende unsers Freundes, des besten, vernünftigsten und gerechtesten Mannes.

Von den Schülern des Sokrates haben Mehrere, indem sie die Philosophie ihres Lehrers fortzubilden trachteten, neue Systeme aufgestellt, welche sich nach der verschiedenen Geisteskraft und Sinnesart ihrer Urheber sehr von einander unterscheiden. Antisthenes faßte als den praktischen Mittelpunkt der Philosophie die Strenge der Lebensweise des Sokrates auf, die große Genügsamkeit und Entfernung von allen überflüssigen Bedürfnissen, mit welcher der Weise der verderblichen Ueppigkeit der Zeit entgegentrat. Antisthenes verfolgte aber diese Richtung so einseitig, daß er sie bis zur eigensinnigsten Verachtung aller äußeren Güter und aller Anständigkeit übertrieb. Seine Kleidung war ein schmutziger und zerrissener Mantel, und auf dem Rücken trug er einen Bettelsack. Von dem Gymnasium Cynosarges (Weißhund), wo er lehrte, nannte man ihn und seine Schüler nicht ohne Zweideutigkeit Cyniker (Hündler). Zu den Letzteren gehört der weltbekannte Diogenes von Sinope. Er trieb die Grundsätze seines Lehrers noch weiter; sein eigensinnigstes Bestreben war, sich über alle herkömmliche Begriffe von Scham und Schicklichkeit hinwegzusetzen. Er bettelte, wenn er nichts hatte, wälzte sich im Sommer auf brennendem Sande, und ging im Winter mit bloßen Füßen im Schnee, verrichtete alle seine Bedürfnisse auf öffentlicher Straße u. s. w. Der Forderung der Weisheit, sich von den Genüssen und Lüsten nicht bemeistern zu lassen, wird auf diesem Wege allerdings Genüge geleistet, aber um einen Preis, mit dessen Zahlung das Menschengeschlecht zugleich die edelsten Güter verschleudert. Eine nach den Grundsätzen des Cynismus folgerecht gestaltete Welt wird zur thierischen Rohheit zurückgedrängt; die schönsten Bestrebungen, Cultur, Kunst, selbst die Wissenschaft, werden vernichtet. — Im schroffsten Gegensatz mit der Cynischen Schule stand die Cyrenaische. Ihr Stifter Aristipp, der einen natürlichen Hang zum Wohlleben mit der größten Lebensgewandt-

---

*) Zum Dank für die schnell und glücklich überstandene Krankheit.

heit verband, erklärte die angenehmen Empfindungen für das höchste Gut. Wollte Aristipp selbst damit auch das Streben nach der bloßen sinnlichen Lust keineswegs empfehlen, so entwickelte sich doch aus dieser Glückseligkeitslehre bei seinen Nachfolgern gar bald eine völlige Gleichgültigkeit gegen alle Sittlichkeit.

Wenn man daher in diesen Sokratikern nur Mißverständnisse ihres großen Lehrers und Rückschritte der Philosophie finden kann, so erscheint sie dagegen zu einer noch nicht geahneten Höhe und Vollendung gehoben in dem göttlichen Plato, dessen Genius sich in der Tiefe der Ideen und der bezaubernden Schönheit der Darstellung als gleich groß bewährt. Er verhält sich, nach dem Ausdrucke eines großen deutschen Dichters, zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen, der in ihre Tiefen dringt, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen.

Plato, im Jahre 429 zu Athen geboren, stammte von zwei alten edlen Geschlechtern ab. Mit seiner geistigen Ausbildung hielt die körperliche gleichen Schritt, so daß er sogar in den Isthmischen und Pythischen Spielen als Wettkämpfer auftrat. Die poetische Richtung seines Geistes trieb ihn anfangs zu Versuchen in der Dichtkunst, als er aber seine Verse mit den Homerischen zusammenhielt, warf er sie ins Feuer. Er schrieb sodann einige Trauerspiele, aber auch diesem Bestreben entsagte er, als er den Sokrates kennen lernte, und nun fühlte, wo die eigentliche Heimath seines Geistes sey. Etwa acht Jahre genoß er den Umgang des Weisen, den er in seinen Werken verherrlicht hat; nach dessen Tode unternahm er eine große Reise nach dem durch Alterthum und Weisheit berühmten Aegypten, nach Cyrene, nach Unteritalien, wohin ihn die Pythagoräische Philosophie lockte, endlich nach Sicilien. Am Hofe des ältern Dionysius (s. den vor. Abschn.) wurde Dion ein Zögling und begeisterter Freund des Plato, aber der Argwohn des Tyrannen ward bald rege, und Plato hielt es für das Beste, Sicilien zu verlassen. Seine letzten freimüthigen Aeußerungen hatten indeß den Dionysius so sehr erbittert, daß er dem Schiffsherrn den Auftrag gab, Plato entweder zu tödten oder als Sklaven zu verkaufen. Das letztere geschah, doch wurde Plato durch seine Freunde bald wieder losgekauft, und als er nach Athen zurückgekommen war, eröffnete er dort seine philosophische Schule in der Akademie, einem Platze mit Gartenanlagen und Gebäuden dicht bei Athen. Indeß starb der ältere Dionysius, Dion hegte damals noch die Hoffnung,

auf seinen Nachfolger und den Staat vortheilhaft wirken zu können; für Beide, glaubte er, würde nichts heilsamer seyn, als die persönliche Anwesenheit Plato's. In der Hoffnung, hier einen Boden zu finden, wo sich seine philosophischen Ideen von der besten Einrichtung des Staats verwirklichen ließen, wurde Plato vermocht, der lockenden Einladung des Dion zu folgen. Sein erster Empfang in Syrakus war der schmeichelhafteste von der Welt, der junge Fürst schien ganz Ohr für die Lehren des Philosophen; aber nicht lange, so mußte Plato die Uebelgesinnten wieder Einfluß gewinnen und den Dion verbannt sehen, und obschon Dionysius ihm fortwährend freundschaftliche Gesinnungen zeigte oder heuchelte, so glaubte doch Plato, für ihn sey hier nichts mehr zu thun, und verließ Syrakus. Ihm folgten die schmeichelndsten Briefe des Dionysius, der die üblen Nachreden der Athener fürchtete, und ihn in der That durch vieles Bitten und durch das Versprechen, den Dion in alle seine Güter und Rechte wieder einzusetzen, zu einer dritten Reise nach Syrakus bewog. Aber wiederum erfuhr er den leichtsinnigen Wankelmuth des Tyrannen, kehrte zum dritten male nach Athen zurück, und lebte nun ganz der Philosophie und dem Lehren in der Akademie *), wo er viele treffliche Schüler mannichfacher Art bildete. Dort starb der große Weise in dem hohen Alter von zwei und achtzig Jahren. Seine dialogisch abgefaßten Schriften enthalten die tiefsten Untersuchungen, in einer künstlerisch vollendeten Form und Darstellung.

Von nicht minderem Einfluß auf alle höhere wissenschaftliche Bestrebungen durch zwei Jahrtausende als Plato, war sein Schüler, der weltberühmte Aristoteles, obschon auf eine gänzlich verschiedene Weise. Geboren zu Stagira in Macedonien (384), kam er in seinem siebzehnten Jahre nach Athen, und genoß dort zwanzig Jahre lang den Unterricht des Plato. Nachdem er hierauf den Alexander erzogen hatte, ging er wieder nach Athen, und lehrte hier in dem Lyceum, von dessen Schattengängen (περιπάτοις) seine Schüler den Namen Peripatetiker (Herumwandler) bekamen. Die Gefahr, als Verletzer der Staatsreligion angeklagt zu werden, vertrieb ihn endlich aus Athen; er starb

*) Als im funfzehnten Jahrhundert nach Chr. das Studium der alten Philosophie wieder aufblühte, und Plato unter den neuen Humanisten begeisterte Verehrer erhielt, fing man an, den Namen jenes Lustgartens auf Zusammenkünfte von Gelehrten überzutragen, und seitdem erhielt das Wort seine neue Bedeutung.

zu Chalcis auf Euböa (322). Alles, was die Griechische Wissenschaft bisher hervorgebracht hatte, umfaßte er mit einem wunderbaren, kritischen Geiste; er stellte die ersten wissenschaftlichen Lehrgebäude auf, und wurde der Stifter der systematischen Methode. In dem Maaße aber, als die Wissenschaft durch den Aristoteles umfassender und systematischer wird, büßt sie auch bei ihm den wunderbaren Reiz der Platonischen Darstellung ein, an deren Stelle hier eine trockne Kürze tritt. So entweicht denn auf diesem Gebiete schon der bei den Hellenen sonst Alles durchdringende Schönheitssinn, und auch hier bewährt es sich, daß die besten Zeiten des Griechischen Geistes vorüber waren.

Alte Geschichte.

Drittes Buch.

Die Macedonische Herrschaft im Osten.

1. Alexander's des Großen Anfang.

Dieser große König, dessen Geschichte uns nunmehr beschäftigen soll, steht an der Grenze zweier Zeiträume, und kann eben sowol als der Schlußpunkt des vergangenen, wie als Beginn des sich nun eröffnenden betrachtet werden. Er vollendete, was Viele der edelsten Griechen seit zwei Jahrhunderten fast als die höchste Aufgabe ihres Volkes angesehen hatten, indem er an Persien für die Knechtschaft, die es hatte bringen wollen, Vergeltung übte, und der Herrschaft desselben durch die glorreichsten Thaten ein Ende machte. Indem er aber die Rache, die er im Namen Macedonien's und Griechenland's nahm, hierauf beschränkte, den Thron des Großkönigs umstürzte, ohne den Völkern verderblich zu werden, diesen vielmehr einen bessern Zustand zu bereiten, und sie zu einem neuen Leben zu erwecken trachtete; sollte man ihn billig nicht als einen gemeinen, zur bloßen Befriedigung eines wilden Ehrgeizes handelnden Eroberer betrachten, sondern als einen Mann, der den Beruf und die Kraft in sich fühlte, neue Schöpfungen hervorzurufen in einer Zeit, deren Geist sich in Griechenland wie in Asien als alternd und einer großen Aufregung bedürftig zeigte.

Den Alten hat es sehr bedeutungsvoll geschienen, daß in derselben Nacht, in welcher Alexander geboren wurde, der große Dianentempel zu Ephesus, eines der Wunderwerke der alten Baukunst, von einem Unsinnigen, Namens Herostratus, in Brand gesteckt wurde, der einzig die Absicht dabei gehabt haben soll, sich durch die Zerstörung dieses berühmten Kunstwerks einen Namen zu machen. Die Jonier befahlen zwar, daß Niemand den Namen des Elenden nennen solle, allein er hat vielleicht gerade durch das Verbot seinen Zweck erreicht.

Dem großen Philosophen Aristoteles, dem kenntnißreichsten Denker Griechenland's, trug Philipp die Vollendung der Erziehung seines

Nachfolgers auf. Dadurch wurde Alexander's herrlichen Anlagen die sorgfältigste Ausbildung zu Theil; er wurde in alle Attische Feinheit, Wissenschaft und Kunst eingeweiht, und dadurch so sehr Hellene, daß er einst im Unmuthe ausrief: die Griechen schienen ihm unter den Macedoniern wie Halbgötter unter Thieren umherzuwandeln. In seiner Jugend waren ihm sinnliche Begierden fremd, aber für alles Große und Schöne war er begeistert. So oft er auch Wettspiele anstellte, sagt ein alter Geschichtschreiber, so waren nicht Wettläufe und Faustkämpfe, sondern vielmehr der Wettstreit der Dichter und Musiker das Anziehende für ihn. Die Werke des Hellenischen Geistes nährten den seinigen, und vor Allen liebte er den Homer, diesen Urquell aller Hellenischen Bildung. Er wußte ihn fast ganz auswendig, und eine Abschrift der Homerischen Gesänge lag beständig unter seinem Kopfkissen.

Ein hoher königlicher Sinn und eine unersättliche Begierde nach ruhmwürdigen Dingen zeigte sich schon früh in dem Knaben. Als er einst gefragt wurde, ob er seine große Schnelligkeit nicht einmal in den Wettspielen zu Olympia zeigen wollte, antwortete er: „wenn ich mit Königen um die Wette laufen könnte." Als einmal Gesandte vom Perserkönige kamen, fragte sie der Knabe nur nach ihren Staats- und Kriegseinrichtungen, so daß jene einen Geist in ihm ahneten, der den seines Vaters noch überragen würde. So oft eine Nachricht von einem neuen Siege seines Vaters kam, rief Alexander schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen."

Einmal wurde dem Könige ein wildes Thessalisches Pferd, Bucephalus genannt, für den ungeheuren Preis von dreizehn Talenten angeboten. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran, aber es ließ keinen aufsitzen, und Philipp befahl endlich, das Thier als unbrauchbar wegzuführen. Welch ein Pferd verlieren sie da, rief Alexander, weil sie es nicht zu behandeln verstehen. Er erhielt die Erlaubniß, noch einen Versuch zu wagen, ergriff das Pferd beim Zügel, führte es gegen die Sonne, da er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eignen Schatten scheute, streichelte es lange, ließ dann unbemerkt seinen Mantel fallen, und schwang sich plötzlich hinauf. Das Thier flog blitzschnell mit ihm davon, und Philipp zitterte für ihn. Als er aber umlenkte, und das Roß nach Willkür tummelte, da erstaunten Alle, und Philipp rief mit Freudenthränen, indem er ihn umarmte: „Mein Sohn, suche dir ein andres Königreich, Macedonien ist für dich zu klein!"

Doch war das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn nicht

dauernd. Philipp vernachläßigte Alexander's Mutter, die heftige und herrschsüchtige Olympias, und heirathete gegen das Ende seines Lebens eine zweite sehr junge Gemahlin, die Kleopatra. Bei der Vermählungsfeier fielen harte Worte, der König zog das Schwert wider Alexander, Mutter und Sohn glaubten ihre Sicherheit außerhalb des Landes suchen zu müssen. Bald darauf kam ein Korinther, ein alter Gastfreund Philipp's, nach Macedonien. Wie steht es um die Eintracht der Griechen? fragte ihn dieser. O König, entgegnete der Fremde freimüthig, was frägst du doch nach dem Frieden Griechenland's, da du dein eignes Haus mit solcher Zwietracht erfüllt hast? Dies machte den König betroffen, er schickte den Korinther an seinen Sohn, die Versöhnung zu bewirken, und Alexander kam zurück. Nicht so Olympias, die vielmehr das Feuer fortwährend schürte, ja ihren Bruder, den König von Epirus, zum Kriege gegen Philipp zu reizen suchte. Daher man auch glaubte, daß sie der That des Pausanias nicht fremd geblieben sey.

Durch den Frevel desselben wurde Alexander im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, König von Macedonien (336). Sein erstes Geschäft war, die Mörder seines Vaters streng zu bestrafen. Aber die Mühe, die es ihm kostete, sich auf dem Throne zu befestigen, war fast nicht geringer als die, welche einst Philipp hatte anwenden müssen. In einem Sohne der Kleopatra war ein gefährlicher, von einer Partei gehobener Nebenbuhler vorhanden, der beseitigt werden mußte. Die nördlichen Barbaren standen auf, sich ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, und die Griechen waren voll froher Hoffnungen. Athen rüstete, und Theben wollte die Macedonische Hegemonie nicht mehr anerkennen. Als aber Alexander mit überraschender Schnelligkeit durch Thessalien heranzog, wurden alle diese Pläne wieder aufgegeben. Der König ging nach Korinth, um sich auf der Versammlung der Griechischen Staaten die Würde, die sein Vater erhalten, bestätigen zu lassen. Dies geschah auch von Allen, nur von Sparta nicht. Hier in Korinth drängten sich Viele, Staatsmänner und Philosophen, um den Alexander. Diogenes, obschon er sich damals ganz in der Nähe aufhielt, blieb wider des Königs Erwarten zurück. Dieser entschloß sich daher, den Cyniker in einem Haine vor der Stadt, wo er hauste, aufzusuchen. Diogenes lag gerade in der Sonne, und richtete sich kaum auf, um den König näher zu betrachten. Alexander redete ihn freundlich an, und fragte ihn unter andern,

ob er ihm eine Gunst erzeigen könne. „O ja, versetzte Diogenes, tritt mir ein wenig aus der Sonne.“ Die Begleiter des Königs wurden unwillig über eine solche Verachtung dargebotener Gnade, aber dieser sagte: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes seyn.“ Diogenes sah die möglichste Befreiung von Bedürfnissen als das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen an, und zur völligen äußern Unabhängigkeit führt allerdings nur diese oder die Gewalt unumschränkter Herrschaft.

Vor der Ausführung des beschlossenen großen Unternehmens mußten indeß jene nördlichen Barbaren, die Illyrier, Triballer, Thracier und andere Völker durch Waffengewalt wieder zum Gehorsam gebracht werden. Alexander war überall siegreich, in Griechenland aber verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode. Sogleich entstand wieder eine neue Bewegung. Theben griff die Macedonische Besatzung an, und forderte alle übrigen Staaten Griechenland's zur Freiheit auf. Der Peloponnes, besonders Arkadien und Elis, auch Aetolien, regten sich zum Beistande, und man kann denken, daß des Demosthenes Ermunterungen nicht fehlten, zumal man auch von Persien aus auf alle Unterstützung rechnen konnte.

Allein Unternehmungen dieser Art, die überall eine eben so große Partei gegen sich als für sich haben, werden gewöhnlich weder mit der Einmüthigkeit noch mit der Schnelligkeit betrieben, die sie erfordern, und Alexander stand auch jetzt vor Theben, ehe diese Stadt ihm andere Truppen entgegenstellen konnte, als ihre eignen. Dennoch wollten die Thebaner nicht freiwillig der Aufforderung des Königs zu einem gütlichen Vergleiche folgen, sondern ließen es auf einen verzweifelten Kampf ankommen. Sie fochten mit außerordentlichem Muthe, unterlagen aber der nicht mindern Tapferkeit und der Uebermacht des Alexander. Sie empfanden nun den ganzen Zorn desselben, indem er die Bestimmung ihres Schicksals ihren schlimmsten Feinden, den Böotischen Städten, und den Phociern überließ, welche ihrem Rachegefühl gegen Theben, von dem sie so viel Uebles erfahren hatten, gemäß den Ausspruch thaten. Die Stadt ward völlig zerstört, bis auf die Tempel und das Haus des Pindar; eben so wurden, mit Ausnahme der Nachkommen dieses großen Dichters und der Macedonischen Partei, alle Einwohner zu Sklaven verkauft.

Dieses harte Gericht vernichtete nicht nur einen Mittelpunkt künftiger Unruhen, sondern diente allen Hellenen zum abschreckenden Bei-

spiele. Um so leichter konnte der König nun den Uebrigen seine Milde zeigen. Besonders die Athenischen Gesandten, unter denen Phocion und Demades waren, erhielten für ihre Stadt, ungeachtet diese vielen bösen Willen gezeigt und viele flüchtige Thebaner bei sich aufgenommen hatten, leicht Verzeihung. Sogar erließ Alexander den Athenern die Auslieferung mehrerer Redner und Feldherren, des Chares, Demosthenes u. A., welche er anfangs gefordert hatte. Nur den Charidemus nahm er aus, worauf dieser nach Persien floh *). Durch diese Mischung von Strenge und Milde glaubte er sich der Gesinnung der Griechen am besten zu versichern, da er nun die Ausführung seines großen Vorhabens, gegen Persien zu ziehen, auf das eifrigste betrieb. Um der Ruhe Griechenland's während seiner Abwesenheit indeß noch sichrer zu seyn, führte er aus den Städten desselben (in welchem ihm überdies eine ergebene Partei nicht fehlte) die streitbarsten Männer mit sich, und ließ seinen Feldherrn Antipater in Macedonien mit einem Heere zurück.

Bevor Alexander aufbrach, wollte er den Delphischen Gott befragen. Die Pythia weigerte sich, weil es an einem Tage war, wo das Gesetz nicht erlaubte, Antworten zu ertheilen; da ergriff sie Alexander, und zog sie mit Gewalt in das Heiligthum. „O Sohn, du bist unwiderstehlich!" rief die Priesterin, und Alexander versicherte freudig, daß er keines andern Orakels bedürfe, denn er habe nun einen Ausspruch, wie er ihn gewünscht.

Das Heer, an dessen Spitze Alexander jetzt mit hohem Muthe den Zug begann, zählte nicht mehr als dreißigtausend Fußgänger und etwas über fünftausend Reiter. Mit dieser geringen Macht dachte er das große von Cyrus gegründete Reich zu zerstören. Bei dem Uebergange nach Asien unterließ er nichts, sich glücklicher Vorbedeutungen zu versichern. Als er über den Hellespont fuhr, goß er von seinem Schiffe Trankopfer, wie einst Xerxes, sprang zuerst an das Ufer von Asien, sühnte den Geist des Priamus, opferte allen Hellenischen Helden vor Ilium, gleichsam seinen Vorbildern, und bekränzte das Grab des Achilles, den er pries, „daß er im Leben einen Freund (Patroklus) und im Tode einen würdigen Herold seiner Thaten (Homer)

*) Demosthenes wurde bald darauf von Aeschines angeklagt, bei einer einzelnen Veranlassung zwar, aber eigentlich wegen seines ganzen politischen Lebens. Er vertheidigte sich indessen so siegreich durch seine berühmte Rede für die Krone, daß Aeschines Athen verlassen mußte.

gefunden habe." Den Erstern hatte das Schicksal dem Alexander schon in seinem Freunde Hephästion gegeben, der auch das Grab des Patroklus bekränzen mußte; daß seine Thaten in würdigen Denkmälern auf die Nachwelt kommen würden, hoffte er, indem er Redner, Philosophen und Künstler aller Art bei seinem Auszuge mit sich führte, oder wol gar selbst der Beschreiber seiner Thaten gegen Persien zu werden gesonnen war.

2. Alexander in Kleinasien.

(334—333 vor Chr.)

Den Persischen Thron, dessen Sturz jetzt herannahte, hatte nach dem Tode des Artaxerxes Mnemon (362) sein Sohn Ochus, oder Artaxerxes III., an sich gerissen. Um seine Herrschaft zu sichern, hatte er den größten Theil der königlichen Familie ausgerottet, wurde aber wiederum von dem Verschnittnen Bagoas, der ihn völlig beherrschte, durch Gift ums Leben gebracht (338). Der Verschnittene tödtete sodann alle Söhne des Königs bis auf den jüngsten, Arses, welchen er zum Herrscher erhob; aber auch diesem nahm er bald wieder das Leben, und machte einen entfernten Verwandten des regierenden Hauses zum König, den Darius Kodomannus. Dieser, der durch sein nachmaliges unglückliches Schicksal der Nachwelt ein milderes Urtheil abgewonnen hat, scheint doch nicht tüchtiger als seine Vorgänger gewesen zu seyn; in jedem Falle fehlte ihm die kriegerische Kraft, mit welcher er dem Alexander seinen Siegeslauf wenigstens hätte erschweren können.

Der verwirrte Zustand Griechenland's hatte seit dem Antalcidischen Frieden Persien vor einer Gefahr von dorther sicher gestellt. Man verließ sich auf die Eifersucht der Griechischen Staaten gegen einander, und auf die Ränke und Bestechungen, durch welche man dieselben noch mehr anzufachen wußte. Nur gegen Philipp's anwachsende Macht hatte man Rüstungen begonnen, sie aber, im Vertrauen auf die gegen den jungen Alexander entstandenen Unruhen, an denen Persien selbst Theil gehabt, wieder eingestellt, bis endlich die raschen Siege des königlichen Jünglings und seine unverhohlne Absicht auf Asien die höchste Aufmerksamkeit und den stärksten Widerstand nöthig machten.

Ein stattliches, von den Satrapen Vorderasien's zusammengebrachtes, Heer, verstärkt durch einen Haufen Griechischer Miethsvölker,

die ein ausgezeichneter Feldherr, der Rhodier Memnon, führte, erwartete den Alexander an den Ufern des Granikus, um ihm das Vordringen in Vorderasien streitig zu machen. Zwar rieth Memnon, keine Schlacht zu liefern, sondern durch die Reiterei alle Vorräthe zerstören zu lassen; so werde der Mangel den Alexander bald nöthigen, Asien zu verlassen. Aber zum Unglück für Persien war der Oberbefehl nicht in die Hände eines Einzigen gelegt, sondern die Leitung den gemeinsamen Berathungen der Satrapen überlassen, und diese, neidisch und mißtrauisch gegen einen Griechen, verließen sich auf ihre Masse, die Alexander nicht fürchtete. Parmenio widerrieth zwar den Uebergang über den Fluß im Angesicht des Feindes, aber Alexander antwortete: „der Hellespont würde sich schämen, wenn wir dieses Flüßchen fürchteten."

Wirklich stürzte sich der kühne Jüngling sammt seinen Macedoniern hinein, und kam glücklich hinüber. Die Schlacht begann, Alexander hatte die Stellung seines Heeres mit großer Kunst geordnet, aber bald wäre der allzumuthige König selbst ums Leben gekommen. Zwei Persische Führer sprengten auf ihn los, denn der hohe Federbusch auf dem Helme machte ihn kenntlich. Er vertheidigte sich tapfer, doch bekam er einen Hieb auf den Kopf, der selbst den Helm zersprengte, und als er sich gegen den Angreifenden wandte, hob schon der zweite Perser den Arm zum Todesstreiche auf. Aber in dem Augenblicke eilte Klitus, ein tapfrer Macedonier, herbei, und schlug diesem mit einem fürchterlichen Hiebe von hinten Arm und Schwert zugleich zur Erde; Alexander hatte indeß den andern Perser erlegt. Die Schlacht entschied sich völlig zu Gunsten der Macedonier. Von allen Seiten flohen die Feinde, und der nachrückende Phalanx vollendete den Sieg, besonders über die tapferen Griechischen Soldtruppen. Die Gefangenen aus deren Zahl schickte Alexander, zur Strafe daß sie gegen ihn für die Barbaren gekämpft, gebunden nach Macedonien. Fünf und zwanzig Macedoniern, die beim ersten Angriff gefallen waren, ließ er durch Lysippus*) eherne Reiterstatuen errichten, und den Verwandten der übrigen Gebliebenen schenkte er Freiheit von allen Abgaben. Nach Athen aber sandte er dreihundert feindliche Schilde, wo sie mit der Inschrift aufgehängt werden sollten: „Alexander, Philipp's Sohn,

*) Diesen berühmten Künstler schätzte Alexander so hoch, daß er von ihm allein in Erz gebildet seyn wollte. Eben so durfte Apelles allein den König malen und Pyrgoteles ihn in Stein schneiden. Diese letztere Kunst kam damals besonders in Aufnahme.

und die Griechen, außer den Lacedämoniern, haben diese Rüstungen den Barbaren in Asien abgenommen," eine Inschrift, die Sparta eben so beschämen, als das Geschenk Athen ehren sollte.

Auf diese Weise erweckte Alexander bei den Seinen Muth und Eifer, wie der Sieg bei den Feinden Schrecken und Furcht. Dascylium, der Hauptsitz der Phrygischen Satrapie, eröffnete seine Thore dem Parmenio, so wie das Lydische Sardes dem Könige selbst. Die meisten Griechisch-Asiatischen Städte empfingen ihre Landsleute mit Freude. Um sich ihrer Treue zu versichern, richtete Alexander in allen denen, die sich ihm ergaben, die Demokratie ein. Denn die aristokratische Partei war meistens den Persern zugethan. Das wichtige Milet wehrte sich auch deshalb mit Hülfe seiner aus Griechischen Söldnern und Persern bestehenden Besatzung tapfer, und wurde erst nach einem hartnäckigen Kampfe bezwungen. Eben so Halikarnaß, wo Memnon befehligte, welcher nach der Schlacht am Granikus vom Darius zum Satrapen von ganz Vorderasien und zum Befehlshaber der ganzen Persischen Seemacht ernannt worden war. Als Memnon Halikarnaß aufgeben und verlassen mußte, wandte er sich im Rücken Alexander's nach den Inseln. Dieser Plan war trefflich ausgedacht, denn an der Spitze der zahlreichen Flotte konnte er den Macedoniern alle Verbindung mit Europa abschneiden, und sicher seyn, das stets zu Bewegungen geneigte Griechenland zu einer neuen Erhebung zu bringen. Schon war Chios gewonnen, schon belagerte er Mitylene, da ereilte ihn der Tod, zum großen Glücke Alexander's. Denn er war sein tüchtigster Gegner, und Niemand unter den Persern konnte ihn ersetzen.

Indeß strebte Alexander sich vor allem der südlichen Küstenstriche Kleinasien's zu bemächtigen, um sie der Persischen Flotte unzugänglich zu machen. Er zog deshalb von Halikarnaß immer weiter am Meere hin, bis nach Aspendus, an der Grenze des rauhen Cilicien's. Dann wandte er sich wieder durch das Land der streitbaren und freien Pisidier, mit denen er harte Kämpfe zu bestehen hatte, nach Phrygien, wohin von Sardes aus Parmenio mit den übrigen Truppen gegangen war, und ihn in Gordium erwartete. Hier wurde auf der Burg eines ehemaligen Phrygischen Königes Wagen aufbewahrt, an welchen das Joch mit Baumbast in so künstlicher Verschlingung befestigt war, daß die Auflösung unmöglich schien. Eine alte Sage ging, daß wer diesen Knoten löse, zum Herrn über ganz Asien bestimmt sey. Alexander,

der keine Gelegenheit vorbeiließ, die Meinung zu erregen, daß ihm die Herrschaft über das Persische Reich von den Göttern bestimmt sey, zog sein Schwert, und zerhieb den Knoten. Zunächst ergab sich ihm Paphlagonien, wodurch er ganz Kleinasien bis an den Halys inne hatte, dann drang er mit der vereinten Masse seines Heeres gegen Cilicien vor. Glücklich durchbrach er die furchtbaren Bergschluchten, welche Cilicien von Kappadocien trennen, und es gelang ihm, Tarsus, die Hauptstadt Cilicien's, die der Persische Feldherr vor seiner Flucht zerstören wollte, zu retten, indem er mit großer Schnelligkeit herbeikam.

Diese Anstrengungen aber, oder, nach Anderer Erzählung, ein voreiliges Bad in dem klaren und kalten Fluß Cydnus, der Tarsus durchströmte, zogen dem Könige hier eine plötzliche Krankheit zu. Das Uebel war gefährlich; die Aerzte getrauten sich nicht etwas zu verordnen, nur einer, Philippus, entschloß sich, in dieser Noth ein gefährliches aber entscheidendes Mittel zu wagen. Alexander wartete mit Unruhe auf den versprochenen Trank, als ein eilender Bote vom Parmenio aus dem Lager kam mit einem Briefe des Inhalts: „Traue dem Arzte Philippus nicht, Darius hat ihn mit vielem Gelde gewonnen, und ihm seine eigne Tochter zur Ehe versprochen." Die Sache war um so bedenklicher, da nicht lange vorher einer*) aus der Leibwache des Königs auf solchen verrätherischen Absichten und Verbindungen mit Darius ertappt war. Doch Alexander, dessen Gemüth an Liebe glaubte, steckte den Brief schweigend unter sein Kopfkissen. Der Arzt trat herein, Alexander nahm die Schale, reichte ihm dagegen Parmenio's Brief, und trank, während Jener las. Die Versicherungen des Arztes von seiner Treue wurden durch die schnelle Genesung des Königs bestätigt, der nun unter dem Jubel seiner erfreuten Soldaten aufbrach, und durch die Syrischen Pässe (eine schmale Straße zwischen dem Gebirge und dem Meer) nach Syrien zog.

Indeß näherte sich Darius seinem Feinde mit einem Heere, welches 600,000 Streiter gezählt haben soll, gewiß dem Macedonischen vielfach überlegen war. Es waren dreißigtausend schwerbewaffnete Griechische Söldner darunter, die dem Phalanx entgegengestellt werden sollten, und eine eben so zahlreiche als wohlgeübte Reiterei. Das

*) Er war der eine von zweien Brüdern, die an der Ermordung des Königs Philipp großen Antheil gehabt hatten. Es hielten sich genug Macedonier und Griechen am Hofe des Persischen Königs auf, um dergleichen zu vermitteln.

Vertrauen auf ein solches Heer flößte dem Darius stolze Siegeshoffnungen ein. Aber den größten Theil seiner Vortheile gab er selbst auf, indem er sich aus der Ebne in ein gebirgiges und beschränktes Land zwängte. Während nämlich Alexander durch die Syrischen Pässe in Syrien eindrang, ging Er durch die Amanischen, welche nordöstlich von jenen liegen, nach Cilicien.

Alexander war nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß Darius ihm in den Rücken gekommen sey. Sogleich entschlossen, ihn aufzusuchen, führte er in der Nacht das Heer durch die Syrischen Pässe zurück, dem Feinde entgegen in die Ebne von Issus. Bei der Anordnung seines muthigen, aber nicht zahlreichen Heeres, benutzte er jeden Vortheil, den der enge Raum ihm darbot, während Darius hier nur den kleineren Theil seiner Streitmacht entfalten konnte. In einer Rede, die Alexander an die Seinen hielt, um sie für den gefährlichen Kampf zu begeistern, zeigte er den Vorzug der für ihren Ruhm kämpfenden Griechen vor den im Persischen Heere streitenden Griechischen Söldlingen, und die Vortheile seiner kräftigen Thracier, Illyrier u. s. w. über die weichlichen Asiaten; erinnerte namentlich die Einzelnen, die sich bisher ausgezeichnet hatten, an ihre Thaten, und gedachte der Zehntausend, auf deren Spuren sie jetzt wandelten. Die Persische Stellung war durch den Fluß Pinarus gedeckt. Alexander machte den Angriff, indem er an der Spitze seines rechten Flügels über den Fluß setzte, und sich auf den linken Persischen warf. Er schlug ihn in die Flucht, und Darius selbst hielt nicht Stand, sondern eilte sich zu retten. Die Anstrengungen des Persischen Mitteltreffens, wo die Griechischen Söldlinge dem Macedonischen Phalanx, und die des linken Flügels, wo die Persische Reiterei der Griechischen gegenüber, mit Glück und Muth fochten, waren nun vergeblich. Als das Heer inne ward, daß es von dem Könige verlassen sey, folgte es seinem Beispiele, und stürzte sich in eine wilde Flucht. Die Macedonier bemächtigten sich des königlichen Zeltes, und mit demselben der Mutter, Gemahlin und Tochter des Darius. Die übrigen großen Schätze und Kostbarkeiten hatte dieser zwar vor der Schlacht nach Damaskus geschickt, aber sie fielen nachher mit einem ungeheuren Trosse von Weibern, Hofleuten, Dienern, auch mit zwei Thebanischen, einem Spartanischen und einem Athenischen Gesandten, welche zum Darius gekommen waren, in die Hände des nachsetzenden Parmenio *). Auf dem Schlacht-

*) Ein kostbares Kästchen unter dieser Beute bestimmte Alexander zur Aufbewahrung

felde selbst erbeutete man einige tausend Talente. Alexander belohnte mit diesen Schätzen seine Tapferen, und sorgte auf das liebevollste für sie. Obgleich selbst in der Hüfte verletzt, besuchte er am andern Morgen alle Verwundeten, ließ die Todten feierlich begraben, wobei er selbst an der Spitze des siegreichen Heeres zur Schau einherzog, und zeichnete Alle, die sich auf irgend eine Weise tapfer und tüchtig bewährt hatten, namentlich aus.

Mit diesem Siege war auch die Macht des Persischen Reiches gebrochen, sein Ansehen und die Vorstellung von seiner Furchtbarkeit geschwunden. Darius, der über den Euphrat geflohen war, sah dieses wohl ein, und da er zugleich seine Familie befreit zu sehen wünschte, schrieb er dem Alexander, beschwerte sich wegen seines ungerechten Angriffs und bot ihm Freundschaft an. Aber Alexander, ganz im Gefühl seines eben errungenen wichtigen Sieges, antwortete ihm, daß er als Anführer aller Griechen die alte Schuld der Perser, und als Sohn des Philipp die Beleidigungen des Königs Artaxerxes, der seines Vaters Feinde unterstützt habe, zu rächen komme. Uebrigens möge Darius an ihn hinfort als an den König von Asien und seinen Gebieter schreiben, und selbst kommen, um seine Familie zu holen. So weit aber glaubte Darius noch nicht gesunken zu seyn. Er schrieb nicht lange darauf dem Alexander noch einmal, bot ihm für seine Familie ein großes Lösegeld, und für den Frieden, Asien bis an den Euphrat. „Ich thäte es, sagte der alte Parmenio, wenn ich Alexander wäre." — „Ich auch, versetzte Alexander, wenn ich Parmenio wäre." Wenn Derjenige, wollte er sagen, der Geist und rüstige Thatkraft in sich fühlt, eine Welt nach seinen Plänen zu ordnen, sich durch bedächtige Vorsicht und Sehnsucht nach ruhigem Genuß auf der Hälfte der Bahn zurückschrecken lassen dürfte. Darius erhielt eine Antwort im Sinne der frühern, und die Persische Königsfamilie blieb in Macedonischer Gefangenschaft. Alexander behandelte sie indeß mit aller Milde und Achtung. Unmittelbar nach der Schlacht waren die Frauen, weil sie den Darius todt glaubten, in die schmerzlichsten Klagen ausgebrochen. Als Alexander dies vernahm, sandte er sogleich hin, um sie durch die Nachricht beruhigen zu lassen, daß Darius noch lebe. Ja am folgenden Morgen besuchte er sie, nach der Erzählung einiger

---

einer Abschrift der Ilias, die er immer bei sich führte, und die stets nebst dem Dolche unter seinem Kopfkissen lag

Geschichtschreiber, selbst, mit seinem Lieblinge Hephästion. Als Beide in das Zelt traten, und die Königin nicht wußte, welcher Alexander sey, ging sie auf den Hephästion zu, der schöner von Gestalt war. Und da dieser zurücktretend sie beschämte, soll Alexander gesagt haben: Es ist kein Versehen begangen, denn dieser ist auch Alexander. Die Frauen wurden auf dem ganzen fernern Zuge gar nicht als Gefangene gehalten, denn der junge König ging in seinem Betragen gegen sie dem ganzen Heere mit dem schönsten Beispiele der Ehrerbietung und Sittsamkeit voran.

Eben so wenig zeigte er gegen die gefangenen Griechischen Gesandten Strenge. Die Thebaner entließ er sogleich, als entschuldigt durch das Schicksal ihres Vaterlandes, das sie unschädlich machte; in dem Athenischen, der ein Sohn des berühmten Iphikrates war, ehrte er den Ruhm der Stadt und des Vaters, behielt ihn indessen, obwol mit vieler Auszeichnung, bei sich, und sandte erst, da er starb, seine Gebeine nach Athen; den von Sparta aber behandelte er als einen wirklichen Gefangenen, da der dortige König Agis den ganzen Peloponnes zum Aufruhr entflammte, und sich selbst durch die Schlacht bei Issus nicht abschrecken ließ. Doch auch diesen entließ er, als er nichts mehr zu fürchten brauchte, da seine Bahn fortwährend durch glückliche und siegreiche Fortschritte bezeichnet war.

---

8. Alexander in Phönicien und Aegypten.

(333—331 vor Chr.)

Darin sind alle Zeitgenossen des Alexander übereingekommen, daß Niemand in zweifelhaften Fällen besser das Rechte zu finden wußte, und daß er ein ganz eignes Ahnungsvermögen besessen habe. So zeigte er sich auch nach der Schlacht bei Issus. Statt den Darius zu verfolgen, und ihn an der Bildung neuer Heere zu hindern, hielt er für durchaus nöthig, sich erst der ganzen Seeküste und besonders der Insel Cypern zu versichern, theils um den nächsten Weg zur Ergänzung seiner Heere zu erlangen, theils um die Persische Seemacht aufzulösen, an welche die Griechen und die unruhigen Thracier fortwährend Hoffnungen knüpften. Er rechnete dabei auf den großen Eindruck des Sieges bei Issus, und auf die Abneigung der Phönicier, die immer mit Widerstreben den Persern gehorcht, und nur erst mit dem Arta-

rerxes Ochus im Jahre 356 einen schweren wiewol unglücklichen Krieg geführt hatten, in welchem Sidon eine furchtbare Zerstörung erlitten hatte.

Wie Alexander nun an den Küsten von Phönicien hinzog, ergaben sich ihm die kleinen Staaten, die mehr für ihren Handel und ihre Reichthümer besorgt, als gut Persisch waren. Auch Sidon unterwarf sich. Nur die wichtigste Stadt, Tyrus, verweigerte dem Alexander den Eintritt, den er unter dem Vorwande, dem Tyrischen Hercules opfern zu wollen, forderte. Nicht aus Anhänglichkeit an Persien, sondern um ihre Unabhängigkeit zu bewahren, machten sich die Tyrier zum hartnäckigsten Widerstande bereit. Die Einwohner der Altstadt auf dem festen Lande begaben sich auf die Inselstadt, die Weiber und Kinder wurden nach Karthago geschafft. Alexander ließ mit vieler Mühe einen großen Damm aufwerfen, um die Insel mit dem festen Lande zu verbinden, und sie so anzugreifen; dennoch widerstand Tyrus sieben Monate hindurch seinen Angriffen und seiner Belagerungskunst, bis er eine Seemacht erhalten hatte. Alle Phönicischen Fürsten nämlich, deren Städte in Macedonischer Gewalt waren, und außer diesen die Cyprischen, verließen die Persische Flotte und führten ihre Schiffe dem Alexander zu. Dieser erhielt dadurch eine entscheidende Uebermacht, und Tyrus ward im Sturm genommen. Durch die Hartnäckigkeit des siebenmonatlichen Widerstandes war auch die Wuth der Soldaten gestiegen, und die Einnahme ward mit vielem Blutvergießen bezeichnet; achttausend Tyrier kamen um, dreißigtausend wurden als Sklaven verkauft.

Alexander trat nunmehr den Zug nach Aegypten an. Auf dem Wege hielt ihn Gaza noch zwei Monate auf; Batis, ein Verschnittener, vertheidigte mit Arabischen Soldtruppen hartnäckig den Ort, der erst beim vierten Sturme erobert wurde. Von der Beute sandte Alexander seinem alten Erzieher Leonidas fünfhundert Talente*) Weihrauch und hundert Talente Myrrhen, „damit er nun nicht mehr so sparsam gegen die Götter seyn dürfe," wie es in dem begleitenden Schreiben hieß. Dies bezog sich auf ein Wort des alten Mannes zu dem Knaben Alexander: wenn er einmal Herr des Gewürzlandes seyn würde, dann könne er so reichlich opfern, wie er jetzt thun wolle.

Nach der Einnahme von Gaza ward Aegypten eine leichte Eroberung. Der Persische Satrap that nicht den geringsten Widerstand,

*) Das große Attische Talent enthielt etwa einen halben Centner.

er fürchtete den nie beschwichtigten Haß der Aegypter gegen Persien, der sich, wie wir in der vorigen Geschichte gesehen, so oft durch Empörungen Luft gemacht hatte. Das Ansehn, welches dieser Haß und die Ehrfurcht vor Griechischer Tapferkeit dem Alexander gab, wußte er durch ein angemessenes Verfahren zu erhöhen. Er eilte gleich nach Memphis, der Hauptstadt, opferte allen Göttern und auch dem Aegyptischen Apis, da gerade die Persischen Könige den Priestern und der Religion des Landes Verachtung und Haß gezeigt hatten, und feierte in dieser Stadt mit großem Pompe festliche Spiele, wozu er sich der berühmtesten Künstler aus Griechenland bediente *). Der bürgerlichen Verwaltung setzte er Eingeborne vor, und ließ die Einrichtungen des Landes bestehen; die Gewalt über die zurückgelassenen Truppen vertheilte er unter mehrere Befehlshaber, weil der Reichthum, die Fruchtbarkeit und feste natürliche Lage dieses Landes sonst einen kühnen Geist leicht zur Empörung und zu dem Versuch, hier einen eignen Staat zu bilden, reizen konnten.

Von Aegypten aus unternahm Alexander eine höchst mühselige Reise nach dem berühmten Priestersitze und Orakel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste. Die Priester sollen ihn dort als einen Sohn Jupiter's begrüßt haben, daher man ihm vorgeworfen hat, Stolz und Eitelkeit hätten ihn zu dem Orakel getrieben, um sich dort für einen Halbgott erklären zu lassen. Aber Arrian, der genaueste und zuverlässigste unter den Schriftstellern über Alexander, die bis auf uns gekommen, drückt sich ganz kurz aus, indem er sagt, der König habe das Orakel gefragt, und, nach seiner eignen Aussage, vernommen was ihm lieb gewesen. Auch in einem Briefe an seine Mutter Olympias, den Plutarch anführt, sagt Alexander weiter nichts, als er habe gewisse geheime Weissagungen erhalten, die er nur ihr allein mittheilen werde bei seiner Rückkunft. Indeß widersprach Alexander jenem Gerüchte nicht, worin man die Absicht erkennen muß, durch eine solche göttliche, in dem Griechischen Religionssysteme nicht unerhörte Abstammung in den Augen der Asiaten als ein von höheren Mächten zu ihrem Herrscher bestimmter Fürst zu erscheinen. Persönlicher Stolz und Uebermuth sind unstreitig am wenigsten der Grund dieses Ver-

*) Vielleicht war es um diese Zeit, daß Athenodorus, ein Schauspieler, von den Athenern zu einer Geldstrafe verdammt ward, weil er nicht beim Fest der Dionysien erschienen war. Alexander wollte nicht für ihn schreiben, wie Athenodorus verlangte, aber er bezahlte die Strafe.

fahrens, und man erzählt sogar, daß Alexander Denen, die ihm mit dieser Göttlichkeit schmeichelten, als er einmal verwundet wurde, gesagt habe: dies wenigstens, ihr Freunde, ist Blut, und nicht

Ichor, wie er den Wunden der seligen Götter entfließet*).

In Aegypten gründete er eine neue Stadt, die er nach seinem Namen nannte, das nachmals so berühmte Alexandria. Der großen Einsicht, mit welcher er den Platz dazu wählte, verdankte Alexandria eine spätere außerordentliche Blüthe**).

---

4. Alexander im Innern des Persischen Reiches.

(331 vor Chr.)

So hatte nun der Erfolg des Königs weisen Entschluß, nicht gleich nach der Schlacht bei Issus auf den Darius loszugehen, vollkommen gerechtfertigt. Denn jetzt war er durch die Eroberung von Aegypten und Phönicien im Besitz einer großen Seemacht, die Persien nicht mehr hatte, und konnte nun einen großen Theil derselben nach dem Peloponnes senden, um die immer stärkeren feindlichen Bewegungen der Spartaner zu unterdrücken; ferner hatte er neue Verstärkungen übers Meer aus Griechenland und Thracien erhalten, und zog nun gesichert und mit vermehrter Macht von Aegypten durch Phönicien, um den Darius jenseit des Euphrat aufzusuchen. Der Uebergang bei Thapsakus sollte zwar von einem starken Persischen Reiterhaufen und Griechischen Söldnern vertheidigt werden, aber der Persische Führer wagte entweder keinen Widerstand, oder war zu schwach dazu, und Alexander ging ungehindert über den Euphrat. Unterweges hörte er, daß Darius mit einem zahlreichen Heere jenseit des Tigris stehe, entschlossen, ihm den Uebergang zu verwehren, und nun ging er nicht auf Babylon los, sondern mit großer Eil durch Mesopotamien nördlich auf diesen Fluß zu. Wahrscheinlich täuschte er den Darius durch diesen Weg, und setzte an einer Stelle über den Tigris, wo der Mangel alles Widerstandes von den Persern die großen Schwierigkeiten des Uebergangs verminderte. Darius, der bloß vertheidigungsweise

*) Ilias V, 340.

**) Daß Alexander nicht schon daran dachte, aus dieser Stadt einen neuen Mittelpunkt für den Handel zwischen dem Orient und Occident zu machen, wie behauptet worden ist, hat Flathe gut gezeigt, Geschichte Macedonien's, Th. I. S. 319.

verfuhr, und wahrscheinlich den unmittelbaren Angriff auf Babylon und Susa erwartet hatte, mußte nun den Bewegungen Alexander's folgen, und rückte ihm entgegen. Zwischen Gaugamela und Arbela kamen sie sich so nahe, daß der Kampf unvermeidlich war, und Beide stellten ihre Heere in Schlachtordnung.

Das Persische mit zweihundert Sichelwagen und funfzehn Elephanten versehene Heer, war an Zahl unermeßlich, aber aus sehr verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt. Auch ein ansehnlicher Haufe von Griechischen Söldnern fand sich darunter, um hier, wie bei Issus, dem furchtbaren Phalanx entgegengestellt zu werden. Alexander's Heer war an Zahl vielfach kleiner, aber muthig durch eine Reihe glänzender Siege, und sein Führer bot alle Kunst der Anordnung auf, um den von der Kraft seines Willens und Geistes gelenkten Schaaren den Sieg über eine Masse zu geben, welcher diese leitende Einheit fehlte, und in welcher nur die Einzelnen tapfer erscheinen konnten. Parmenio rieth ihm zu einem nächtlichen Ueberfall, aber er verwarf den Vorschlag; „es gebühre dem Alexander nicht, sagte er, den Sieg zu stehlen." In der That hätte das Treffen alsdann leicht unentschieden bleiben können, und Alexander hegte gerechte Besorgniß vor den Folgen, wenn er mitten in einem feindlichen und fast unbekannten Lande, nicht etwa geschlagen würde, sondern nur nicht vollständig siegte. Noch am Morgen der Schlacht (1 Oct. 331.) schlief Alexander so fest, daß Parmenio ihn wecken mußte. „Herr, rief der alte Feldherr, du schläfst ja, als ob wir schon gesiegt hätten." — „Haben wir denn nicht gesiegt, entgegnete der Held, da wir den Feind nun endlich vor uns haben, und ihn nicht erst durch Wüsten mehr aufsuchen dürfen." Die Perser dagegen, welche wirklich einen nächtlichen Ueberfall erwarteten, blieben die ganze Nacht unter den Waffen, und diese Anspannung einer ängstlichen Erwartung schwächte, wie Arrian erzählt, das feindliche Heer am meisten. Dennoch war der Widerstand desselben, besonders der Reiterei hartnäckig, und der linke Flügel der Macedonier, wo Parmenio befehligte, ward sehr gedrängt; nur die Geschicklichkeit, mit welcher Alexander selbst auf dem rechten Flügel den Angriff mit dem größten Erfolge leitete, und die Schnelligkeit, mit welcher er dem linken zu Hülfe kam, gaben den Ausschlag. Darius floh abermals, und die Verwirrung des großen Heeres machte die Niederlage nur um so größer, der Reichthum der Besiegten die Beute um so ansehnlicher.

Doch diese erwartete den Sieger in noch größerem Maaße in den Hauptstädten Babylon, Susa und Persepolis, nach welchen er seinen Weg nahm, während Darius durch das gebirgige Medien nach Ekbatana floh. In Babylon, welches seine Thore öffnete und Geschenke darbrachte, opferte Alexander den Göttern der Chaldäer, besonders dem Belus, und versprach den Priestern, die Tempel wieder aufzubauen, welche auf des Xerxes Befehl niedergerissen waren. So befestigte Alexander, indem er die Gemüther gewann, sich in dem Besitze dessen, was er durch die Schlachten mit den Waffen in der Hand errungen hatte. Und dabei blieb er nicht stehen. Um sich den Persischen Adel geneigt zu machen, und seine Eroberungen gegen die Gefahr zu sichern, die ihnen von dem gekränkten Nationalgefühl drohen konnte, ließ er seit der Schlacht von Gaugamela die meisten Provinzen des östlichen Reichs theils entweder in den Händen der bisherigen Satrapen, oder besetzte sie mit andern vornehmen Persern, ohne ihnen jedoch darum die bewaffnete Macht in ihren Satrapien unterzuordnen. Ohne dieses Verfahren wäre das Macedonische Heer bei aller Ausdauer und Tapferkeit dem fortgesetzten Kampfe zuletzt doch nicht gewachsen gewesen *).

Susa mit den königlichen Schätzen (vierzigtausend Talenten bloß an baarem Gelde) kam gleichfalls in Alexander's Gewalt. Hier fand man Vieles, was Xerxes auf seinem Zuge aus Griechenland als Beute mitgenommen hatte, unter andern die Statuen des Harmodius und Aristogiton. Alexander sandte sie nach Athen, und erinnerte dadurch, daß sein großer Siegeszug gleichsam die Strafe für des Xerxes Einfall in Griechenland seyn sollte. Eben deshalb ordnete er auch an, daß die Plataer ihre Stadt wieder aufbauen sollten, wozu er ihnen, wahrscheinlich aus den gewonnenen Reichthümern Persien's, Unterstützung sandte, weil auf dem Gebiete von Platää die Griechen zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen Persien gefochten hatten. Die Spartaner aber glaubten jetzt noch einen Kampf für die Unabhängigkeit Griechenland's wagen zu müssen, und forderten die übrigen Staaten desselben auf, sich mit ihnen zu verbinden. Die Athener verweigerten den Beitritt, andere Städte aber, und besonders die meisten Peloponnesier, schickten Truppen, so daß König Agis von Sparta sich an der Spitze von zwei und zwanzig tausend Mann befand. Doch

*) Flathe, a. a. O. Th. I. S. 323.

Antipater eilte mit überlegener Macht nach dem Peloponnes und lieferte den Verbündeten ein Treffen, in welchem er vollständig siegte, und Agis das Leben verlor (330). So wurde diese Bewegung gedämpft, ohne daß sie den Siegeslauf des Alexander im geringsten zu hemmen vermocht hätte, der, als er die Nachricht von der Niederlage der Spartaner vernahm, spottend sagte: während wir hier den Darius besiegten, scheint in Arkadien ein Mäusekrieg vorgefallen zu seyn*).

Durch vierzehntausend Mann aus Griechenland angekommener frischer Truppen verstärkt, brach er von Susa gegen Persepolis auf, mußte sich indeß erst mit schweren Kämpfen den Durchzug durch die engen Pässe, die sogenannten Persischen Pforten, bahnen, die von tapferen Persern, als die Zugänge zu ihrem eigentlichen Vaterlande, aufs muthigste vertheidigt wurden. Auch diesen Widerstand überwand Alexander, und zog in Persepolis ein. Den Palast in dieser den Persern heiligen Stadt, wo die Grabmäler der Könige in der Nähe waren (Th. I. S. 169.), ließ er verbrennen, um die von den Persern in Griechenland verübten Frevel zu rächen**). Zugleich gewann man hier den letzten aber glänzendsten Rest der Schätze des Persischen Reichs, zu deren Wegschaffung, nach dem übertreibenden Gerücht, Tausende von Lastthieren erfordert wurden.

Einen nicht geringen Theil dieser Reichthümer vertheilte Alexander mit königlicher Freigebigkeit unter seine Begleiter, so daß seine Mutter Olympias ihm oft schrieb, er belohne seine Freunde nicht bloß, sondern er mache sie zu Königen. Dem alten Parmenio schenkte er das Haus eines reichen Persers zu Susa, in welchem allein das Hausgeräth einen Werth von tausend Talenten hatte. Andere hatten als Statthalter der Provinzen, oder, wenn Eingeborne die Satrapen blieben, als Befehlshaber der zurückgebliebenen Truppen, Gelegenheit genug, sich zu bereichern. Auch die Officiere und gemeinen Soldaten beschenkte Alexander sehr reichlich. Ein Päonierhauptmann brachte ihm einst den Kopf eines erlegten Feindes und sagte: „In unserm

*) Plutarch im Agesilaus C. 15.

**) Andere erzählen, daß eine Hetäre, die berühmte Thais aus Athen, bei einem festlichen Mahle zu Persepolis den König und seine Gefährten, wie sie vom Rausch erhitzt waren, zu dieser That angeregt habe. Man mochte wol einer Athenerin am liebsten einen Brand zuschreiben, der als Strafgericht für die von Xerxes in Asche gelegten Athenischen Tempel erschien. Uebrigens traf die Zerstörung zu Persepolis keineswegs alle zu dem großen Palaste gehörigen Gebäude.

Lande erhält man dafür einen goldenen Becher." — „Doch nur einen leeren, antwortete Alexander. Ich will dir diesen voll einschenken, und ihn dir zutrinken." So verband er Leutseligkeit mit Freigebigkeit. Ein andermal sah er einen Soldaten einen Esel mit königlichem Gelde vor sich hertreiben. Da der Esel ermüdet war, und kaum mehr fort konnte, nahm der Soldat ihm seine Last ab, und trug sie keuchend weiter. „Werde nicht müde, rief ihm Alexander zu, sondern trage es den übrigen Weg noch vollends für dich in dein Zelt."

Es war natürlich, daß die Eroberung von Ländern, wo die Lust an mannichfaltigen Genüssen eben so groß war, als die Mittel dazu in reichem Maaße vorhanden, auf das siegende Heer einen bedeutenden Einfluß üben mußte. Hang zu Ueppigkeit, Pracht und übermäßigem Aufwande fingen an zu herrschen und standen bei manchem Macedonier mit der Einfachheit, in der er früher gelebt, in wunderlichem Widerspruch. Viele rieben sich jetzt täglich die köstlichsten Salben ein, und wurden im Bade von einer Menge von Sklaven bedient. Perdikkas und Kraterus, leidenschaftliche Liebhaber der Leibesübungen, führten immer so viel Häute mit sich, daß sie ein ganzes Stadium damit bedecken konnten, und der Sand aus Aegypten, den sie zu ihren Kampfspielen gebrauchten, wurde ihnen auf Kameelen nachgeführt. Leonnatus und Philotas hätten immer so viel Netze bei sich, um hundert Stadien bei der Jagd damit zu umstellen. Die Macedonier befriedigten ihre alte Trinkliebe, die Thessalier ihren Hang zu prunkender Schwelgerei in prächtigen Gastmälern, deren Kostbarkeit durch die Vereinigung Griechischen Geschmacks mit Asiatischem Reichthume wuchs. Vielen, die sich nach Ruhe sehnten, um alles dieses besser genießen zu können, wurde die rastlose Thätigkeit Alexander's sehr lästig, Anderen gab seine jetzt zu Asiatischer Sitte hinneigende Lebensweise Grund zum Mißvergnügen. Alexander fing an seine Tafel prächtiger einzurichten, er umgab sich mit einem glänzenden Hofstaate, er wollte sich durch Kleidung und Gewohnheiten den besiegten Völkern nähern, und diese wiederum an Europäische Bildung und Sitten gewöhnen. So ließ er dreißigtausend junge Perser in der Griechischen Sprache und Macedonischen Waffenkunst unterrichten. Aber in dem gänzlich verschiedenen politischen Charakter der Europäer und Asiaten lag für Alexander eine außerordentliche, fast unüberwindliche Schwierigkeit, um diese Annäherung zu Stande zu bringen, denn der republicanische Geist Griechenland's verabscheute die Formen des Persischen Despotismus,

wo der Alleinherr Knechten gebot, während die Macedonische Staatsform, wo die Vornehmeren dem Könige viel näher gerückt waren, wo Sitte und Gesetz die Unterwürfigkeit Asien's nicht erheischten, der Griechischen Sinnesart weit gemäßer war.

Einige Begleiter Alexander's gingen zwar auf seine Absichten, durch Annäherung der verschiedenen Nationen eine dauernde politische Schöpfung hervorzubringen, ein, und hatten Beweglichkeit genug, fremde Weisen anzunehmen, oder auch wol Neigung dazu; andere aber verwarfen dieselbe mit Hartnäckigkeit, und hingen an den Griechischen und Macedonischen Gebräuchen fest, indem sie diesen ganzen Krieg nur als einen Zug ansahen, von welchem sie, sobald die Strafe und Rache an Persien vollendet worden, in ihre Heimath zurückzukehren gedachten. Zu den Ersteren gehörte Hephästion, Kraterus zu den Letzteren, daher Alexander treffend sagte: „Hephästion liebt den Alexander, Kraterus den König." Jenen, setzt Plutarch hinzu, liebte, diesen ehrte er vor Allen. — Denn auch die vaterländische Gesinnung blieb ihm ehrenwerth, und gewiß bewahrte er bei diesen Einflüssen ganz neuer Verhältnisse, bei dem plötzlichen Besitze so außerordentlicher Schätze und Lebensgüter, seine ganze geistige Freiheit. Es ist schwer, in den Anklagen über seinen wachsenden Stolz, und seine allmählig verschwundene alte Mäßigkeit das Falsche, Uebertriebene und schief Aufgefaßte von dem Wahren zu scheiden; wenn man aber hört, daß Alexander in seinen häufigen Briefen an die entfernten Freunde sich nach ihren persönlichsten Angelegenheiten erkundigte, ihnen Rath darin ertheilte oder Theilnahme bezeigte, so wird man darin nur die Sorgfalt eines sich Anderen gleichsetzenden Freundes finden, wahrlich aber keine Spur von einem Geiste übermüthigen Stolzes entdecken können; auch zeigen viele Erzählungen, daß er das Uebermaaß der Schmeicheleien, welche am meisten von den schönen Geistern, die ihn begleiteten, ausgingen, oft mit Scherz und Laune zurückwies. An den Freuden der Tafel scheint er in Asien mehr Geschmack gefunden, und ihnen zuweilen wol bis zur Ungebühr gefröhnt zu haben; man muß aber bedenken, wie sehr schon Philipp dies unter den Macedoniern eingeführt hatte*). Die Griechische Sitte fand in Gelagen so wenig etwas Anstößiges oder Ausschweifendes, daß Plato im Gastmahle den weisen Sokrates die Nacht bei den Bechern durchwachen läßt.

*) Unter den Lobeserhebungen, die Aeschines bei seiner Rückkunft diesem Könige in der Atheniſchen Volksversammlung machte, war auch die, daß er gut trinken könne.

5. Alexander's fernere Eroberungszüge.

(330—323 vor Chr.)

Noch lebte Darius in Ekbatana, der Hauptstadt Medien's, und war entschlossen, wie das Gerücht sagte, durch die Scythen und Kadusier verstärkt, noch eine neue Schlacht für sein Leben und seinen Thron zu wagen. Alexander eilte daher auf Ekbatana zu, in dessen Nähe er aber schon erfuhr, daß Darius nach den nördlichen Provinzen weiter geflohen sey, begleitet von dreitausend Reitern und sechstausend Fußgängern, und mit den Medischen Schätzen. Er beschloß, ihm zu folgen. Zuvor schickte er die Thessalischen Reiter und andere Griechische Bundesgenossen reich beschenkt zurück, bis auf Solche, welche freiwillig wieder Dienste nahmen, ließ alle in Persepolis und Susa eroberten Schätze in Ekbatana unter der Aufsicht des Harpalus, schickte Parmenio und Klitus zur Sicherheit seines Marsches nach verschiedenen Puncten, und ging selbst mit dem Phalanx und anderen Truppen mit ungeheurer Schnelligkeit dem Darius nach, um ihn noch diesseits der Kaspischen Pässe anzutreffen, welches ihm aber nicht gelang*). Dagegen erfuhr er durch einige Begleiter des Darius, die in sein Lager kamen, daß unter den Umgebungen dieses unglücklichen Königs eine Empörung ausgebrochen sey, daß Bessus, der bisherige Satrap Baktrien's, ihn gefangen genommen, und sich an die Spitze des abtrünnigen aus diesen oberen Provinzen gesammelten Heeres gestellt habe, während die dem Könige treu gebliebnen Perser und Griechen ihn nicht retten konnten, sondern entrinnen mußten. Alexander las die geschwindesten Truppen aus, und eilte Tag und Nacht durch diese unbekannten Länder, um die Verräther zu ereilen. Auf diesem Zuge litten sie, da das Wasser gänzlich mangelte, einen quälenden Durst. Einige Soldaten hatten sich einmal in Schläuchen auf Mauleseln Wasser aus der Ferne hergeholt, und wie sie den König von Durst leiden sahen, brachten sie ihm davon einen Helm voll. Er nahm es, da er aber die Reiter um sich her die Köpfe niedersenken sah, sprach er: „wenn ich allein trinken wollte, so würden ja diese hier den Muth verlieren," und gab das Wasser wieder weg. Die Reiter, welche die

*) In Susa ließ Alexander die Mutter des Darius und dessen Töchter zurück, nebst Lehrern, welche sie in der Griechischen Sprache unterrichten sollten.

Enthaltsamkeit des Königs bewunderten, riefen: er solle sie nur immer weiter führen. „Wir sind nicht ermattet, sagten sie, wir sind auch nicht durstig, ja wir halten uns auch nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König haben."

Als Bessus inne ward, wie nahe ihm die Verfolger seyen, gedachte er nur der eigenen Rettung, doch ehe er mit seinen Genossen auf raschen Pferden davon eilte, versetzten die Unmenschen dem unglücklichen Darius mehrere tödtliche Wunden, und ließen ihn hülflos auf seinem Wagen liegen. Die vordersten Reiter Alexander's fanden ihn in seinem Blute. Er bat sie sterbend um einen Trunk für seine lechzende Zunge. Ein Macedonier brachte ihm etwas Wasser, und der Unglückliche erquickte sich zum letzten Male. „Freund, sagte er, es ist das höchste meiner Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander wird sie dir vergelten, und dem Alexander werden die Götter die Großmuth belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine rechte Hand." Der Macedonier ergriff gerührt die schon erstarrten Finger und in diesem Augenblick verschied Darius. Gleich darauf kam Alexander herbeigeritten. Er war sehr bewegt bei dem Anblick, zog seinen Mantel aus und breitete ihn über den Leichnam, den er in dem königlichen Begräbnisse beisetzen ließ (330).

Ehe Alexander die flüchtigen Mörder und Empörer weiter verfolgte, wandte er sich nach Hyrkanien gegen die Griechischen Söldner, die sich in die Gebirge geflüchtet hatten. Er bekam sie in seine Gewalt und entließ sie theils, theils nahm er sie unter sein Heer auf. Hierauf verließ er Hyrkanien, und zog nach Parthien und ins Land der Arier, wo er die Nachricht erhielt, daß Bessus sich mit den Zeichen der königlichen Gewalt bekleidet habe, und ein Reich gründen wolle, und daß Satibarzanes, Satrap von Aria, der sich bereits unterworfen hatte, die Treue gebrochen, und ein Heer versammle. Alexander wandte sich zuerst gegen den letztern, zwang ihn zur Flucht und kam auf diesem Zuge, wo er mit den größten Mühseligkeiten zu kämpfen hatte, durch das heutige Ostpersien bis nahe an die Grenzen Indien's. Er ging, als er sich wieder nordwärts wandte, über den Indischen Kaukasus oder Paropamisus, wo er eine Stadt, Alexandria genannt, anlegte, und dann auf Baktrien los gegen den Bessus. Dieser floh bei seiner Annäherung über den Oxus nach Sogdiana, und verbrannte die Fahrzeuge, die ihm zum Uebersetzen gedient hatten. Aber Alexan-

der, eben so sinnreich als unternehmend, fand dennoch Mittel, mit dem Heere über den tiefen und reißenden Strom zu kommen, worauf ihm Bessus ausgeliefert wurde. Er ließ den Verräther geißeln und für die Hinrichtung, die später an ihm vollzogen ward, aufbewahren, und durchstreifte nun diese Gegenden, unter vielfachen oft hartnäckigen Kämpfen mit den dort wohnenden Barbaren bis an den Jaxartes (den heutigen Sir-Darja).

Hier glaubte man, bei der Mangelhaftigkeit der Erdkunde, sich den Grenzen zwischen Europa und Asien nahe, und Alexander fand, was er suchte, das natürliche Ende seiner Unternehmungen in dieser Richtung. Er erbaute an dem Ufer dieses Stromes eine abermals Alexandria genannte Stadt, und besetzte sie theils mit Barbaren, theils mit Söldnern und einigen seiner zu den ferneren Feldzügen unbrauchbar gewordenen Macedonier. Es kam hier auch zu Kämpfen mit den jenseits des Jaxartes wohnenden Scythen, welche der König durch das Uebergewicht seines Geistes und der Kriegskunst seines Heeres glücklich bestand, aber dabei doch viele Leute, theils im Kampfe, theils durch die großen Anstrengungen verlor; auch ward er selbst verwundet und krank. Aber nie ermüdete sein Geist, und mit dem Geiste hielt der Körper gleichen Schritt. In den fast täglichen Kämpfen war er immer der Erste, in den fast unglaublichen Eilmärschen der Schnellste; den Blick hatte er stets auf das vor ihm Liegende gerichtet, und doch erstreckte sich seine Sorge auch auf das, was er hinter sich gelassen hatte, wo er theils aufkeimende Empörungen unterdrücken und treulose Satrapen absetzen, theils die Völker zu gewinnen trachten mußte, um seine Herrschaft zu behaupten und zu befestigen. In solcher Absicht heirathete er auch die schöne Roxane, die Tochter des Oxyartes, eines vornehmen Baktriers, und nahm jetzt immer mehr die Asiatische Kleidung und Lebensweise an. Dadurch wurden die Macedonier immer unzufriedener, und um so mehr, da Alexander sich gegen einige ihm verdächtig Gewordene zu Handlungen hatte hinreißen lassen, welche ihm in dem Urtheile der Nachwelt nicht günstig gewesen sind.

Der erste traurige Auftritt dieser Art war die Hinrichtung des Philotas. Dieser, ein Sohn des alten hochgefeierten Parmenio, stand selbst beim Alexander in dem größten Ansehen, jetzt ward er beschuldigt, um eine Verschwörung gegen das Leben desselben gewußt und sie nicht entdeckt zu haben. Nach Macedonischer Sitte vor dem Heere vom Könige angeklagt, ward er schuldig befunden, und mit dem Tode

bestraft. Sein Untergang führte auch den des Parmenio herbei. Dieser Greis gehörte gewiß unter die, welche mit den fortwährenden weiten Zügen des Alexander unzufrieden waren, und dieser hatte ihn, vielleicht eben deshalb, zu Ekbatana zurückgelassen. Philotas hatte auf der Folter gegen den Vater ausgesagt, und Alexander — sey es nun, daß er dieser Aussage glaubte oder weil er die Rache des alten, beim Heere höchst beliebten Feldherrn fürchtete — sandte Befehl nach Ekbatana, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Es ist schwer, jetzt noch sicher zu entscheiden, ob Alexander hier aus Nothwendigkeit streng aber gerecht, oder aus unzeitiger Besorgniß grausam und undankbar war; davon aber haben die Geschichtschreiber wenigstens keine Spur aufbewahrt, daß er die That bereut habe, wie er es nicht lange darauf that, als er, vom heftigsten Zorne übermannt, den Klitus ermordet hatte.

Bei einem festlichen Mahle, als der Wein die Köpfe erhitzt hatte, erhoben sich die Schmeichler wie gewöhnlich, und verachteten Bacchus' und Hercules' Züge gegen ihres Führers Thaten. Klitus konnte es nicht ruhig anhören, daß man die Götter beschimpfte. Der Wein machte ihm Muth, er sprang auf, und schrie laut: Alexander habe seine Thaten nicht allein verrichtet, die Macedonier hätten das Meiste gethan. Er erhob Philipp weit über den Sohn, und warf diesem prahlerisch vor, daß er es sey, der ihm am Granikus das Leben erhalten. Diese Reden erzürnten den König aufs äußerste, aber desto heftiger schrie der trunkene Klitus. Man brachte ihn weg, weil man den König vor Zorn glühend aufstehen sah. Aber er war rasend genug, durch eine andere Thür wieder in den Saal zu kommen, und neue Schimpfreden gegen den Alexander auszustoßen, und nun hielt sich dieser nicht länger. Er riß einem Umstehenden die Lanze weg, und stieß den Klitus nieder. Aber in dem Augenblicke waren sein Rausch und Zorn verschwunden. Er erschrak vor seiner eignen That; drei Tage lang wollte er weder essen noch trinken, lag weinend und seufzend auf seinem Lager, und rief unaufhörlich Klitus' Namen. Nur die Tröstungen der Freunde und der Drang der Geschäfte entrissen ihn seinem Schmerze.

Auftritte wie diese wurden bei den Mißvergnügten neue Anklagepuncte gegen den König, der bald eine abermalige Veranlassung zur Unzufriedenheit gab. Bei einem fröhlichen Mahle brachte Anaxarchus, einer von den gelehrten Begleitern des Alexander, die Rede auf den Hercules und meinte, daß Alexander seiner Thaten wegen eben so wie

jener vergöttert zu werden verdiene, und zwar würde es am besten seyn, dies bei seinen Lebzeiten zu thun. Bei diesem Vorschlage war es auf die Einführung des bei den ehemaligen Persischen Königen gewöhnlichen Kniebeugens abgesehen. Aber Kallisthenes, ein Philosoph und Schüler des Aristoteles, sprach sehr heftig dagegen, und erklärte es für eine Beleidigung der Götter und der Griechischen Freiheit *), zum großen Vergnügen der Macedonier, welche ihrer Verfassung nach an eine gewisse Gleichheit mit dem Könige gewöhnt waren und die Perser, die ihrer Sitte gemäß den König auf jene Weise verehrten, verspotteten. Alexander war beleidigt, und Einige glaubten in dem Schicksale, welches den Kallisthenes bald nachher traf, seine Rache wegen des erfahrnen Widerspruchs zu erkennen. Es brach nämlich unter den Macedonischen Edelknaben, die, nach einer von Philipp eingeführten Sitte, den König bedienen mußten, eine Verschwörung gegen Alexander aus, die aber bald entdeckt wurde, und da der Hauptanführer unter jenen Jünglingen ein Schüler und Freund des Kallisthenes war, und durch dessen Reden aufgeregt schien, so wurde dieser mit in die Sache verwickelt, und mit jenen zugleich bestraft**). Man sieht daraus, wie viel Gefahren dem Alexander von seinen nächsten Begleitern drohten, während er zugleich die äußeren Feinde abwehren mußte. Diese Vorfälle ereigneten sich während der nächsten Jahre nach dem Tode des Darius (329, 328), wo Alexander alle jene oben erzählten Züge unternommen, zuletzt Baktrien, Sogdiana und die zunächst angrenzenden Provinzen gänzlich bezwungen hatte. Der Verlust, welchen er dabei erlitt, wurde durch frische Truppen aus Griechenland und Macedonien ersetzt.

*) Unter andern sagte Kallisthenes: „Wenn deswegen, weil in dem Lande der Barbaren die Macedonier nur wenige sind, barbarische Gesinnungen angenommen werden müssen, so erinnere ich dich an Griechenland, um dessentwillen du diesen Zug unternommen hast, und wohin du zurückkehrst.“ — Indeß werden wir in der folgenden Geschichte sehen, wie kaum zwanzig Jahre später Athen dem Demetrius schmeichelte, und ihn völlig vergötterte.

**) Ob Kallisthenes in seinen Ketten gestorben, oder gefoltert und gekreuzigt worden sey, darüber wichen sogar die beiden zuverläßigsten Geschichtschreiber Alexander's, Aristobulus und Ptolemäus, von einander ab.

6. Alexander in Indien.

(327 vor Chr.)

Mit dem Frühling des Jahres 327 beschloß Alexander, die Grenze, die er in dem Jaxartes für den Norden seines Reichs gefunden hatte, in dem Meere oder dem Ganges für die östliche Seite desselben zu suchen. Mit Indien, welches das einzige hier noch vorhandene Land zu seyn schien, und zugleich durch seine Reichthümer lockte, sollte die Eroberung Asien's vollendet werden. Alexander ging daher über den Paropamisus zurück, bis nach der beim ersten Uebergang erbauten Stadt Alexandria, wo er die Unbrauchbaren seines Heeres als Bewohner ließ, und von da auf Nordindien losging. Die streitbaren Völker, dergleichen noch heutiges Tages hier wohnen, leisteten einen größern Widerstand, als die Asiaten, welche bisher bekämpft worden waren, sowol mit ihren Heeren, als in ihren festen Städten, und geschützt durch ihr mit Bergen und Strömen durchschnittenes Land *). Aber Alexander wurde durch keine Mühseligkeiten, keine Gefahren aufgehalten. Ueberall, wo es galt, war er der Erste, der Thätigste, und so machte er sich auch hier durch alle Schwierigkeiten Bahn.

Als er sich der Stadt Nysa, welche sich rühmte, von Bacchus erbaut zu seyn, näherte, kamen Gesandte zu ihm ins Lager. Sie fanden ihn ganz in Waffen, und von dem beschwerlichen Marsche mit dickem Staube bedeckt; nichts Königliches unterschied ihn von seinen Begleitern. Man brachte ein Polster, und Alexander, welcher stehen blieb, nöthigte den ältesten der Gesandten, sich darauf zu setzen. Das edle Betragen dieses Greises gefiel dem Könige, und als jener nach den Friedensbedingungen fragte, antwortete Alexander: „Sie sollen dich zu ihrem Beherrscher annehmen, und mir hundert von ihren besten Männern zu Geiseln senden." — „Ich würde aber besser regieren können, erwiederte lächelnd der Greis, wenn ich dir nicht die besten, sondern die schlimmsten schicken dürfte." Dem Alexander gefiel die Antwort, so daß er es bei wenigen Geiseln bewenden ließ.

Siegreich drang Alexander vor bis zum Indus, setzte dann über

*) Alexander, immer auch mit der Beförderung der Cultur seiner Länder beschäftigt, fand in diesen Gegenden ganz außerordentlich schöne Ochsen, und beschloß, sie zum Behuf des Ackerbaues und der Viehzucht nach Macedonien zu schicken.

den Strom selbst, und kam in das Fünfstromland (neu persisch Panjab). Man hatte von Indien bis dahin nur eine dunkle und fabelhafte Kunde, durch Alexander's Zug wurde es der Westwelt erst näher bekannt. Und wie die Macedonier damals Indien kennen lernten, so ist es im Wesentlichen geblieben *). Alexander benutzte die Feindschaften zwischen den verschiedenen Fürsten dieser Gegenden, und verband sich mit dem mächtigen Fürsten oder Rajah von Taxila, dem Taxiles. Dagegen machte ihm der Feind des Taxiles, ein andrer mächtiger König, Porus, der an dem jenseitigen Ufer des Hydaspes stand, den Uebergang über diesen Fluß streitig. Er führte ein mächtiges Heer, furchtbar durch eine Menge von Streitwagen und Elephanten. Indeß bestätigte sich hier der unter den Kriegskennern bekannte Grundsatz von der Schwierigkeit, einen Fluß lange zu vertheidigen; Alexander wußte den Porus mit vieler List und Kunst zu täuschen, und machte einen meisterhaften Uebergang. Er selbst war der erste, der am jenseitigen Ufer ankam. Auch in der heftigen Schlacht, die nun erfolgte, siegte die überwiegende Kriegskunst des Macedonischen Königs, und Porus selbst, der bis zuletzt auf dem Schlachtfeld fechtend verharrte, fiel in seine Gewalt. Die edle Bildung des Gefangenen nahm den Sieger sogleich für ihn ein. — Wie willst du behandelt seyn? fragte ihn Alexander. — Königlich, war die Antwort. Dies, erwiederte Alexander, muß schon um meinetwillen geschehen; erbitte dir aber sonst noch etwas. Jenes, versetzte Porus, begreift alles Andere schon in sich. Diese Rede erhöhte die Achtung Alexander's, Porus blieb im Besitze seines Landes, ja Alexander fügte ihm noch ein großes Gebiet hinzu. Denn da er des Taxiles Macht schon bedeutend vergrößert hatte, und nicht Alles auf die Treue dieses einen Fürsten bauen durfte, mußte er ihm in der Verstärkung des Porus nothwendig ein hinreichendes Gegengewicht geben **). Das Gedächtniß der hier vollbrachten Thaten sollte auch durch zwei neue Städte verewigt werden. Die eine ward Nicäa (Siegesstadt), die andere Bucephala genannt, dem treuen Streitrosse

*) „Aus Allem geht hervor, daß Alexander Indien schon grade so vorfand, wie es die Europäer achtzehn Jahrhunderte nachher kennen lernten; nur mit dem Unterschiede, daß es damals noch unberührt von fremden Eroberungen, ungestört in seiner Religion und seiner durch sie geordneten und unerschütterlich festgestellten geselligen Verfassung, weit blühender und volkreicher seyn mußte, als seit den verheerenden Einbrüchen Mahomedanischer Völker." A. W. v. Schlegel, über die Zunahme unserer Kenntniß von Indien, im Berliner Kalender auf 1829, S. 23.

**) Droysen, Geschichte Alexander's des Großen, S. 402.

des Helden zu Ehren, das hier dreißig Jahr alt an Entkräftung starb. Wie dies merkwürdige Thier von Alexander zuerst war gebändigt worden, so hatte es auch bis an sein Ende keinen Andern als ihn aufsitzen lassen.

Sieben und dreißig Städte in diesem blühenden volkreichen Lande, unter denen die kleinsten nicht unter fünftausend, viele aber über zehntausend Einwohner hatten, ergaben sich hierauf, nebst vielen Dörfern, freiwillig den Fremdlingen. Alle diese Gegenden gab Alexander dem Porus, und versöhnte denselben mit dem Taxiles. Und so wie dieser ihm zuerst gegen den Porus beigestanden hatte, so mußte ihm der Letztere wieder folgen und helfen bei der Unterjochung eines neuen und mächtigen Fürsten, der auch Porus hieß, und ein Feind des erstern Porus war.

So setzte Alexander seinen Weg immer weiter fort. Er ging über den Acesines und Hydraotes, wo er noch mit einigen freien Indischen Völkerschaften zu kämpfen hatte, und vorzüglich durch die Belagerung einer festen und volkreichen Stadt, Namens Sangala, lange aufgehalten wurde. Die Ueberwältigung und Zerstörung dieses Orts machte seinen Namen noch furchtbarer, und der Schrecken, der ihm vorausging, sollte ihm nun den Weg zur Besiegung der Völkerschaften jenseits des Hyphasis bahnen, deren Tapferkeit, Verfassung und Cultur nicht weniger gepriesen wurden, als die Fruchtbarkeit und der Anbau des Landes, welches sie bewohnten.

---

7. Alexander's Grenze.

Alles, was man von jenen merkwürdigen Gegenden vernahm, reizte den Alexander, den der Trieb, die noch unbekannte Erde kennen zu lernen, nicht weniger beseelte und zu neuen Thaten anspornte, als der, zu erobern und seine Herrschaft weiter auszudehnen. Aber die Masse seines Heeres theilte diese seine Gesinnungen nicht, sondern verlangte nach Ruhe. Die unbekannten Gegenstände, welche die wunderbare Natur Indien's den erstaunten Griechen darbot, schienen eher den Anfang einer neuen Welt, als das nahe Ende der alten, bisher durchstreiften zu verkünden; sie sahen kein Ziel, wo der Geist Alexander's inne halten würde; für sich dagegen fürchteten sie nur neue Anstrengungen und Gefahren, wie sie der Widerstand der bisherigen Indischen

Völkerschaften vermuthen ließ. Dazu kam, daß, als das Heer am Hyphasis stand, schon seit siebzig Tagen sich die tropischen Regen unaufhörlich ergossen, den Macedoniern alle Kleider zu Lumpen machten, unter Menschen und Thieren Krankheiten hervorbrachten. Die Krieger sprachen daher ihren Wunsch, nicht weiter zu gehen, den sie schon lange heimlich gehegt hatten, laut aus.

Nichts konnte schmerzlicher für Alexander seyn, als ein solcher Entschluß seiner Truppen; er versammelte die Anführer derselben, und versuchte, sie auf andere Gesinnungen zu bringen. Er stellte ihnen vor, daß der Ganges und das östliche Meer nicht mehr weit entfernt seyn könnten, suchte ihnen auseinander zu setzen, daß gewiß das Hyrkanische (Kaspische) Meer mit dem Indischen, und dieses mit dem Persischen Meerbusen zusammenhange, und daß sie durch Erreichung dieser Grenzen ihre bisherigen Eroberungen erst völlig sichern würden; er bat sie, zu dem Vielen, was sie bis jetzt ausgeführt, auch noch dies Wenige hinzuzufügen, und versprach ihnen, wenn sie ausdauern würden, die herrlichsten und glänzendsten Belohnungen.

Eine lange Stille erfolgte, obgleich Alexander zum Reden aufforderte, indem Keiner sich dem Begehren des Königs fügen wollte, und eben so wenig zu widersprechen wagte. Endlich trat Cönus, ein alter Krieger, hervor. Er bat den König zu bedenken, wie viele noch von den Hellenen und Macedoniern, mit welchen er ausgezogen, übrig seyen. Die Thessalier habe er, schon vor dem Zuge nach Baktrien, weil er ihre Abneigung gemerkt, nach Hause entlassen; viele Griechen wären in die von ihm erbaueten Städte verpflanzt, in welchen sie nur wider ihren Willen blieben; andere, die durch Wunden untüchtig zum Kriegsdienste geworden, wären hie und da in Asien zurückgeblieben, ein großer Theil sey in den Schlachten gefallen, viele an Krankheiten gestorben, wenige seyen nur noch von der großen Menge übrig, und doch auch an Geist und Körper gelähmt. Diese wünschten nun ihre Heimath wiederzusehen, und ihren gewonnenen Ruhm und Reichthum den Ihrigen zu zeigen. Auch Alexander möge doch erst seine gewonnenen großen und herrlichen Trophäen in sein väterliches Haus tragen, und dann mit frischen, hoffnungsreicheren und jungen Soldaten einen neuen Zug beginnen.

Ein leises Gemurmel und selbst Thränen der Umstehenden bewiesen, daß sie dieser Meinung beistimmten; unmuthig entließ der König sogleich die Versammlung. Am folgenden Tage berief er sie zum zwei-

tenmal und erklärte ihnen mit Heftigkeit: er werde weiter gehen, es würden sich schon Leute finden die willig ihrem Könige folgten, die Anderen möchten gehen und den Ihrigen sagen, daß sie ihren König mitten unter den Feinden verlassen. Darauf begab er sich in sein Zelt, und ließ sich drei Tage lang nicht sehen, in der Hoffnung, es werde vielleicht die Meinung einer so beweglichen Masse sich ändern. Jedoch auch dieses Mittel wirkte nichts; im Lager herrschte die größte Stille, man zeigte Schmerz über den Unwillen des Königs, aber keine Sinnesänderung. Am vierten Tage ließ Alexander, nach gewohnter Weise, für den Uebergang über den Hyphasis opfern; da aber die Anzeichen nicht glücklich ausfielen, so schien er sich nicht dem Willen des Heeres, sondern dem der Götter zu fügen, und erklärte nun, daß er umkehren wolle. Ein allgemeines Jubelgeschrei erfüllte das Lager, die Meisten vergossen Freudenthränen, Viele liefen zu dem Zelte des Alexander und segneten ihn, daß er sich von ihnen allein habe besiegen lassen. — Wirklich hatten sie doch etwas sehr Verständiges gefordert, denn der weitere Feldzug gegen Osten würde den Westen so gut wie Preis gegeben haben und hätte leicht zu einer vollkommnen Auflösung des noch keinesweges fest gegründeten Reichs führen können *).

Es ward nun Alles zum Rückzuge angeordnet. Zuvor ließ Alexander, zum Zeichen wie weit man siegend gekommen, zwölf Altäre errichten, an Höhe den größten Festungsthürmen gleich, und breiter als diese. Während sie alle von reichen Opfern rauchten zum Danke gegen die Götter, die ihn unter lauter Siegen bis hieher geführt, ließ er ritterliche Spiele anstellen, und kehrte dann über den Hydraotes und Acesines, an welchem Hephästion unterdessen eine Stadt hatte erbauen müssen, bis an den Hydaspes zurück. Hier ließ er eine Menge von Schiffen bauen, um auf den Flüssen in das Weltmeer hinabzuschiffen, wozu er die bei seinem Heere befindlichen Cyprier, Karier, Phönicier und Aegypter gebrauchte. Er selbst stieg zuerst mit einem Theile der Truppen zu Schiffe, und goß von demselben aus

*) Droysen, S. 402. Flathe, a. a. O. S. 382 fg., hält daher auch Alexander's Entschluß für einen schon früher gefaßten, und die Erzählung, daß er sich wider seinen Willen zur Rückkehr habe nöthigen lassen, für eine Erdichtung. — Das Auffallendste bleibt, daß die Forderung des Heeres gar nicht in Erfüllung geht. Man bringt zwar nicht nach Osten weiter vor, aber doch bald wieder in einer andern Richtung nach Süden, und die Müden, nach Ruhe Begierigen, müssen sich keinen geringen Umweg gefallen lassen, um nach Persien zu kommen.

einer goldnen Schale Trankopfer in den Strom. Nearchus aber ward der Oberbefehlshaber der ganzen aus beinahe zweitausend Fahrzeugen bestehenden Flotte. Die anderen Truppen, bei denen sich auch Elephanten befanden, zogen unter Kraterus und Hephästion an dem Ufer des Hydaspes hin.

So ging der Zug vorwärts, und Alles, besonders die große Flotte erregte das Staunen der überraschten Indischen Völkerschaften. Am fünften Tage kam man an den Zusammenfluß des Hydaspes und Acesines, und schiffte nicht ohne Gefahr und Verlust hindurch. Weiterhin kam man zu einem kriegerischen Volke, den Mallern, welche sich dem Alexander, der jetzt wieder das Landheer persönlich anführte, widersetzten, und in ihrer Hauptstadt hartnäckigen Widerstand leisteten. Um die Burg zu erobern, wurden Sturmleitern angelegt; Alexander war der Erste oben, mit ihm stiegen Peucestas und Leonnatus auf die breite Mauer, und stürzten die Feinde hinab. Aber in dem Augenblicke brach die Leiter hinter ihnen, andere konnten nicht so schnell angesetzt werden, und nun stand der kühne Mann oben mit nur zwei Gefährten, allen Pfeilen, Wurfspießen und Steinen der Feinde ausgesetzt. Rasch entschlossen sprang er von oben hinab in die Burg. Alles umringte ihn hier, er stieß nieder, was sich ihm nahete, aber Keulenschläge und ein Pfeilschuß in die Brust streckten ihn endlich selbst hin. Peucestas und Leonnatus, die auch hinabgesprungen waren, deckten ihn mit den Schilden, bis endlich mehrere Soldaten die Mauer erstiegen und die Feinde verjagten. Alexander ward bleich und blutig auf seinem Schilde fortgetragen, sein Leben schien in Gefahr. Die Macedonier waren trostlos, als sie mehrere Wochen hindurch ihren Führer nicht sahen, viele glaubten, er sey todt, und man verberge es ihnen nur. Deshalb ließ sich Alexander, besorgt für die Ruhe seines Heeres, sobald er etwas hergestellt war, auf einem unbedeckten Schiffe liegend, hinabfahren an den Ort, wo die größere Masse des Heeres stand. Als die Soldaten ihn liegen sahen, wollten sie noch nicht an sein Leben glauben, als er aber nahe kam und die Hand ausstreckte, da erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei, und als er endlich ans Land stieg, sich zu Pferde setzte, und dann eine Strecke zu Fuß ging, stürzte Alles hinzu, um seine Hände, Knie oder Kleider zu berühren, und streuete Blumen vor ihm her.

Als Alexander den Indus weiter hinabschiffte, empörte sich Musikanus, ein Indischer Fürst, in seinem Rücken. Er unterdrückte den

Aufstand schnell, und ließ den Musikanus, nebst allen Priestern (Brahmanen), welche diesen zu dem Abfalle gereizt hatten, kreuzigen. Plutarch erzählt, daß Alexander mit mehreren dieser Gymnosophisten (so nennen die Griechen die Indischen Priester und Weisen) eine Unterredung gehabt, ihnen, um sie zu prüfen, schwierige Fragen vorgelegt, und wegen der schnellen und klugen Antworten, die sie ertheilt, das Leben geschenkt habe. Einer dieser Indischen Philosophen, Namens Kalanus, wurde überredet, dem Macedonischen Heere zu folgen.

Alexander, welcher dieses Land nicht bloß durchzogen haben wollte, sondern zu behaupten gedachte, ließ an einigen Orten feste Burgen bauen, wie in der wichtigen Stadt Pattala; dort, wo der Indus sich in zwei Arme theilte, wurde auch ein Hafen angelegt. Ueber alle durchzogene Provinzen setzte er Satrapen. Es eröffnete sich ihm jetzt auch die Aussicht, diese entfernten Puncte seines großen Reichs bequem mit den anderen verbinden zu können, denn je weiter man kam, desto einleuchtender wurde es, daß sich der große Indusstrom in das Meer ergieße, und also mit den Mündungen des Euphrats und Tigris durch Schifffahrt in Verbindung gesetzt werden könne*). Um sich selbst davon zu überzeugen, und zugleich zu versuchen, auf welchem Arme des Indus die Flotte am bequemsten ins Meer auslaufen könne, setzte er, stets rastlos, sich selbst zu Schiffe, und fuhr unter mancherlei Gefahren, welche besonders die noch unbekannte Erscheinung der starken oceanischen Ebbe und Flut erregte, zuerst auf dem rechten, dann auf dem linken Arme des Stroms hinab.

Als er das weite Meer zuerst erblickte, opferte er freudig den Göttern, fuhr auf die Höhe desselben, um auch dies beschifft zu haben, opferte dem Poseidon Stiere, die er ins Meer warf, nebst den goldenen Schalen, aus denen er gespendet hatte. So sollten die Götter des Meeres versöhnt werden, denen er seine Flotte nun ferner anvertrauen wollte. Nearchus übernahm den schwierigen Auftrag, mit dieser Flotte an der Küste in den Persischen Meerbusen zu fahren, bis an die Mündungen des Euphrat und Tigris, wohin der König zu Lande durch Gedrosien den eigentlichen Rückzug anzutreten beschloß.

*) Anfangs glaubte der König beim Anblick des Indus und der darin befindlichen Krokodille, sogar die Quellen des Nils entdeckt zu haben, woraus abzunehmen ist, bis zu welchem Grade verworren und unrichtig das Bild gewesen seyn muß, welches man sich von der Lage der Länder machte. Der Zug den Hydaspes und Indus hinab dauerte neun Monate.

8. Alexander's Rückkehr und Tod.

(326—323 vor Chr.)

Der Weg, auf welchem Alexander diesen Rückzug antrat, war schwierig und gefährlich, denn der ganze südliche Theil der Provinz Gedrosien war eine Sandwüste, die nur hie und da an den Flüssen durch einen bewohnbaren Ort unterbrochen wurde, bloß der nordwestliche gebirgige Theil war eigentlich bewohnt. Aber Alexander erwählte gerade einen Marsch durch die Wüste, um der Flotte näher zu seyn und ihr, die später folgte, den nöthigen Vorrath zu sammeln, hatte aber dabei mit Schwierigkeiten zu kämpfen, deren ganzer Umfang ihm unbekannt geblieben war, die seine Absichten für die Flotte meistens vereitelten, und einen bedeutenden Theil seines Heeres zu Grunde richteten.

Alle bisher überstandenen Beschwerden waren gering gegen den Zug durch diese unselige Wüste. Man kam in ein Meer von Sand, der unter den Füßen brannte, und in welchem der Wanderer bei jedem Tritte bis über die Knöchel versank. Die Wagen konnten nicht weiter gezogen werden, man mußte sie stecken lassen mit allen Gütern und Lebensmitteln, ja selbst mit den Kranken, die darauf ruhten. Die Lastthiere fielen um, und viele wurden heimlich geschlachtet, damit ihr Fleisch die Hungrigen sättigen könne, ehe es als Aas auch diesen Nutzen noch verlöre. Viele verschmachteten vor glühendem Durste; Mancher, der sich entkräftet schlafen legte, stand nicht wieder auf, oder wenn er erwachte, so suchte er lechzend die Spur des Heeres, fand sie aber in dem leichten Flugsande nicht, und sank abermals ohnmächtig hin. Das große Heer selbst hatte zwar Wegweiser, die wo möglich immer dafür sorgten, daß die Krieger, wenn sie bei Nacht ihren Weg fortgesetzt hatten, am Tage eine Stelle erreichten, wo Wasser war. Aber der unmäßige Genuß des lang ersehnten Getränks tödtete dann wieder Viele. Einmal war die völlige Tageshitze schon angebrochen, ehe man zu dem Wasserplatze gekommen war. Den Alexander selbst plagte der Durst heftig, doch ging er selbst zu Fuße an der Spitze des Zuges, damit die Uebrigen desto geduldiger ausharrten. Endlich fanden einige Leichtbewaffnete mühsam ein wenig trübes Wasser, und brachten es dem Könige in einem Helm. Er dankte ihnen für ihr Geschenk, und goß dann Angesichts Aller das Wasser auf die Erde. Diese Handlung, sagt Arrian, stärkte das ganze Heer dergestalt, daß es schien, als hätte Jeder

das Ausgegossene getrunken. Endlich nach einem Marsche von sechzig Tagen kam das Heer zu einer ansehnlichen Stadt Gedrosien's, wo die abgematteten Soldaten Ueberfluß und Erholung fanden.

Dann zog der König nach Karmanien, und stieß hier mit dem Krater us zusammen, der mit dem Theile des Heeres, welchem Alexander den Weg durch Gedrosien nicht zugemuthet hatte, und mit den Elephanten, von Indien aus durch Arachosia und Drangiana gezogen war. Endlich erschien auch Nearchus, der in Karmanien gelandet war, gab Rechenschaft von seiner beschwerlichen Fahrt, und wurde von dem Könige, der seinetwegen schon sehr besorgt gewesen war, mit der größten Freude empfangen. Alexander befahl ihm darauf, mit der Flotte den Weg zur See nach dem bestimmten Ziele fortzusetzen, ließ den Hephästion mit dem größten Theil des Heeres an dem Meeresufer nach Persis ziehen, und ging selbst mit den leichtesten Truppen auf dem geradesten Wege dahin. Bei seiner Ankunft in dem Innern des Reiches ließ er mehrere Statthalter, welche sich schwerer Ungerechtigkeiten oder der Untreue schuldig gemacht hatten, hinrichten. In der Hoffnung, Alexander werde in Indien sein Grab finden, hatten diese Menschen während seiner Abwesenheit nichts geschont, um ihre Habsucht zu befriedigen. Sogar das Grab des Cyrus fand man erbrochen und geplündert. Alexander las die Inschrift an diesem Grabmale (Th. I. S. 150.) mit Rührung; die freche Verletzung dieser ehrwürdigen Stätte betrübte ihn sehr. Er ordnete Untersuchungen über die Thäter an, und ließ das Grab wiederherstellen.

Hier in Persis erkrankte Kalanus und erklärte, daß er freiwillig sterben wolle. Vergebens wandte Alexander Bitten und Vorstellungen an, er blieb fest bei seinem Vorsatze. Auf sein Verlangen ward ihm ein Scheiterhaufen aufgethürmt; ein feierlicher Zug ging vor ihm her, der Kranke ward getragen und auf den Holzstoß gesetzt. Man hörte ihn mit völliger Ruhe Indische Hymnen singen, er vertheilte noch den Schmuck und die Teppiche, mit welchen der Scheiterhaufen ihm zu Ehren geziert war, unter die Umstehenden. Dann legte er sich anständig zurück und sah ohne die geringste Bewegung die Flammen über sich zusammenschlagen. Alexander hatte diesem Schauspiele nicht beiwohnen wollen; er hatte aber befohlen, mit allen Trompeten dazu zu blasen, worauf das ganze Heer das Kriegsgeschrei anstimmte, und selbst die Elephanten sollen mitgebrummt haben. Diese Nachrichten, fügt Arrian hinzu, rühren von glaubwürdigen Zeugen her, und man kann

daraus lernen, wie ſtark und unbezwinglich das menſchliche Gemüth ſey, das auszuführen, was es beſchloſſen hat.

In der Hauptſtadt Suſa, nach welcher Alexander weiter gezogen war, ſtrebte er vorzüglich danach, die gewünſchte Annäherung zwiſchen den Seinen und den Perſern durch alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel hervorzubringen. Er vermählte ſich mit der ältern, Hephäſtion mit der jüngern Tochter des Darius, und achtzig ſeiner übrigen Officiere mit den angeſehenſten Perſiſchen Frauen. Dieſe Vermählungen, bei denen ſich der König ohne allen Despotenſtolz ſeinen Feldherren ganz gleich ſetzte, wurden durch ein gemeinſchaftliches, höchſt prachtvolles Hochzeitsfeſt nach Perſiſcher Sitte gefeiert. Wer ſonſt unter den Macedoniern eine Perſiſche Frau nahm, ward beſchenkt, und mehr als funfzehntauſend ließen ſich durch dieſe Belohnungen gereizt dazu bewegen.

Die dreißigtauſend Jünglinge, welche Alexander, wie oben (S. 177.) erwähnt, aus den verſchiedenen eroberten Provinzen auserleſen und auf Macedoniſche Weiſe geübt und bewaffnet hatte, verſammelte er nun um ſich, um zu zeigen, daß es zwiſchen Beſiegten und Siegern keinen Unterſchied mehr geben ſollte. Deshalb wurden auch die vornehmſten und ausgezeichneteſten Ritter aus Baktrien, Sogdiana, Aria, Parthien und Perſis dem Macedoniſchen Reiterhaufen einverleibt, welcher die Schaar der Freunde hieß, und eben ſo wurden noch andere vornehme Perſer hie und da in den Kreis der unmittelbaren Umgebungen des Königs gezogen.

Die Macedonier waren wenig mit allen dieſen Veränderungen zufrieden, ſie ſahen in denſelben nur Verachtung ihres Vaterlandes und ihrer Sitten. Alexander hatte zwar verſucht, aller Unzufriedenheit, die er wol vorherſehen konnte, entgegen zu wirken, indem er mit der größten, nur durch den Beſitz ſo reicher Länder möglich gemachten Freigebigkeit ſeine Soldaten belohnte. Nicht allein bekamen ſie ſchon überhaupt reichlichen Sold, nicht nur beſchenkte er Jeden, der ſich während der bisherigen Feldzüge durch irgend etwas ausgezeichnet hatte, mit Kronen von Gold und anderen reichen Gaben, ſondern er verſprach auch noch, jedem Soldaten ſeine Schulden zu bezahlen. Anfangs meldeten ſich Wenige, weil ſie meinten, es wolle der König durch dieſes Mittel nur Diejenigen, welche am ausſchweifendſten und koſtſpieligſten lebten, kennen lernen; da Alexander aber dies erfuhr, ſo tadelte er ſie wegen ihres Mißtrauens; ein König, ſagte er, müſſe ſich nie anders als offen zeigen. Darauf ließ er an verſchiedenen Stellen

des Lagers Tiſche mit Geld aufſtellen, wo Jeder, ohne ſeinen Namen zu nennen, nach Vorzeigung des Schuldſcheins die darin verzeichnete Summe empfing; nach Arrian's Angabe betrug das Ganze zwanzigtauſend Talente. Obgleich nun auch dieſe Handlung die Freude und Liebe der Soldaten erregte, ſo unterdrückte ſie doch nicht den Groll und das Mißvergnügen über die Art, wie der König nach ihrer Anſicht die alten Macedoniſchen Sitten verachtete. Dieſes Mißvergnügen kam in der Stadt Opis zum vollſtändigen Ausbruch, bei einer Gelegenheit, wo der König gerade einem Theile von ihnen das größte und letzte Geſchenk zu machen hoffte. Beſchäftigt mit ſeinen Handelsabſichten war er von Suſa aus zu Schiffe in das Meer und dann den Tigris hinauf bis nach Opis gefahren, und hatte auch das übrige vom Hephäſtion geführte Heer dahin kommen laſſen. Hier rief er die Soldaten zuſammen, und kündigte ihnen an, daß er Alle, welche durch Alter oder Wunden untauglich zum Kriege geworden, nach Hauſe entlaſſen wolle. Aber die Macedonier, die hierin nun gar die höchſte Verachtung ihrer Perſonen erblickten, fanden ſich dadurch äußerſt beleidigt, obgleich ſie in Indien die Entlaſſung doch ſo ſehr gewünſcht hatten. Es entſtand ein allgemeines Murren, und das ganze Heer forderte laut ſeine Verabſchiedung. Man brauche ſie ja nun nicht mehr, ſchrien Einige; er, ſein Vater Ammon und die neuen Perſer könnten ja nun allein Krieg führen.

Dies Betragen, welches die ſchlimmſten Folgen hätte haben können, empörte den Alexander aufs heftigſte. Mit dem Ausdrucke des lebhafteſten Zorns bezeichnete er den Leibwächtern mit eigner Hand die ſtärkſten Schreier, und ließ ſie, dreizehn an der Zahl, zum Tode führen; dann ſprang er auf den Rednerſtuhl und ſprach zu den Uebrigen, welche ſein entſchloſſenes Handeln bis zum Schweigen eingeſchreckt hatte, nach Arrian, alſo:

„Ich rede nicht deswegen zu euch, ihr Macedonier, daß ich euch von eurem Zuge nach Hauſe zurückhalten will, denn meinetwegen mögt ihr gehen, wohin ihr wollt, ſondern um euch zu erinnern, was für Leute ihr ehemals geweſen, und welche ihr jetzt ſeyd, da ihr weggeht. Mein Vater Philipp empfing euch als umherirrende und dürftige Leute, von denen der größte Theil, unter Hütten, eine kleine Anzahl Schafe an den Bergen weidete, die ihr kaum gegen die Illyrier, Triballer und die angrenzenden Thracier vertheidigen konntet. Er zog euch Röcke ſtatt der Felle an, führte euch aus den Gebirgen in die Ebnen, und

ſetzte euch in den Stand, es mit den benachbarten Barbaren aufzunehmen. Er machte euch zu Bewohnern von Städten, und führte Geſetze und Sitten unter euch ein; er machte euch zu Beherrſchern derjenigen Barbaren, deren Knechte ihr vormals waret, da ſie euch das Eurige raubten. Er fügte den größten Theil von Thracien zu Macedonien, und nachdem er ſich in den Beſitz der bequemſten Plätze am Meere geſetzt, eröffnete er das Land dem Handel, und ſicherte die Bearbeitung der Bergwerke. Er machte euch zu Herren über die Theſſalier, die ihr ſonſt wie den Tod gefürchtet hattet, demüthigte die Phocier, und eröffnete euch dadurch eine breite und ſichre Straße nach Griechenland. Die Athener und Thebaner, die ſonſt immer den Macedoniern Schlingen legten, hat er ſo erniedrigt, daß ſie jetzt, anſtatt uns Tribute abzufordern, Schutz bei uns ſuchen. Darauf ging er in den Peloponnes und ordnete Griechenland. Und als er dort zum unumſchränkten Anführer der Griechen gegen die Perſer ernannt wurde, erwarb das ganze Volk der Macedonier dieſe Ehre nicht minder als er ſelber.

„Dies ſind die Dinge, die mein Vater für euch gethan hat. Sie ſind, an ſich ſelbſt betrachtet, groß; aber klein, mit unſeren Thaten verglichen. Zu den fünfhundert Talenten Schulden, die mir mein Vater hinterließ, machte ich noch Achthundert andere, brach damit aus einem Lande auf, das euch kaum ernähren konnte, und eröffnete euch den Uebergang über den Hellespont, obgleich die Perſer damals noch Herren des Meeres waren. Wir ſchlugen darauf die Satrapen des Darius, unterwarfen uns ganz Jonien, ganz Aeolien, beide Phrygien, Lydien, und eroberten Milet. Dies und alles übrige, was ſich mir freiwillig unterwarf, gab ich euch, daß ihr die Früchte davon genöſſet. Die Reichthümer von Aegypten und Cyrene, die wir ohne Schwertſchlag bekommen, ſind euer geworden. Cöleſyrien, Phönicien und Meſopotamien ſind in euren Händen. Ihr habt Babylon, Baktra und Suſa. Die Reichthümer der Lydier, die Schätze der Perſer, die Güter der Inder, ja die Küſte des Weltmeers gehören euch zu. Ihr ſeyd Satrapen, ihr ſeyd Feldherren und Oberſten, und mir iſt von allen dieſen Arbeiten nichts übrig geblieben, als dieſer Purpur und dieſes Diadem. Ich beſitze nichts für mich ſelbſt, und es wird Niemand meine Schätze zeigen können, als diejenigen, die ihr habt, oder die für euch aufbewahrt werden. Denn ich habe keine beſonderen Bedürfniſſe, zu denen ich ſie aufbehalten ſollte, indem ich mit euch einer-

lei Speise und einerlei Schlaf genieße. Ja ich glaube, daß ich nicht einmal so köstlich esse, als einige Lüstlinge unter euch. Das weiß ich aber, daß ich für euch wache, damit ihr schlafen könnt.

„Vielleicht aber, indeß ihr Mühe und Beschwerden ausgestanden, habe ich, euer Feldherr, alles dieses ohne Mühe erworben. Wer von euch hat wol so viel gearbeitet, daß er sagen könnte, er habe mehr für mich ausgestanden, als ich für ihn? Wer unter euch Wunden aufzuweisen hat, der entblöße sie, ich will ihm dagegen die meinigen zeigen. Fast ist kein Glied an meinem Leibe, das nicht verwundet wäre, und keine Waffe, von der ich nicht die Spuren an mir trüge. Selbst mit Steinen und Keulen bin ich getroffen, und dennoch führe ich euch als Sieger durch Länder und Meere. Ich habe eines Jeden Schulden getilgt, ohne viel zu untersuchen, wodurch sie gemacht worden, da ihr doch einen so starken Sold bekommen, und bei den Plünderungen eroberter Städte so ansehnliche Beute gemacht habt. Ist Jemand gestorben, so ist er mit Ehren gestorben und mit Ehren zur Erde bestattet. Von den Meisten stehen eherne Bildsäulen zu Hause; ihre Eltern sind geehrt, alle Dienste und Auflagen sind ihnen erlassen. Denn unter meiner Führung ist noch Niemand fliehend erschlagen.

„Und nun war ich Willens, Diejenigen unter euch, welche die Beschwerden des Krieges nicht weiter ertragen könnten, in solchen Umständen nach Hause zu schicken, daß sie den Neid eurer Landsleute erregen sollten. Jedoch, da ihr Alle wegzugehen begehret, so gehet Alle hin, und erzählet zu Hause, daß ihr euren König Alexander, nachdem er die Perser, Meder, Baktrier und Saken überwunden, nachdem er sich die Urier, Arachoten und Dranger unterworfen, und sich in den Besitz von Parthien Chorasmien und Hyrkanien gesetzt, nachdem er über den Paropamisus gegangen, über den Tanais, den Orus, und selbst über den Indus, über welchen noch Niemand, als Bacchus gekommen, über den Hydaspes, Acesines und Hydraotes gesetzt, auch den Hyphasis überschritten haben würde, wenn ihr nicht zu träge gewesen wäret; nachdem er durch beide Ausflüsse des Indus bis in den Ocean geschifft und durch die Gedrosischen Wüsten gedrungen, durch welche vorher noch Niemand mit einem Heere gegangen, nachdem er im Durchmarsche Karmanien und die Oriten bezwungen, nachdem seine Flotte das Meer von Indien bis Persien durchschifft, und ihr ihn bis nach Susa zurückgebracht: — gehet hin, sage ich, und erzählet, daß ihr ihn da verlassen, und den von ihm überwundenen Barbaren zu

bewachen übergeben habt. Dadurch werdet ihr unstreitig bei den Menschen rühmlich, und bei den Göttern als fromm erscheinen. Gehet hin!" *)

Nach diesen Worten sprang er schnell hinab, und begab sich in seinen Palast; die Macedonier, von der Rede tief ergriffen, standen bestürzt da, und wußten nicht, welchen Entschluß sie fassen sollten. Zwei Tage lang ließ sich der König nicht sehen, am dritten ließ er die ausgewählten Perser zu sich kommen, vertheilte unter sie die Befehlshaberstellen, ordnete das Persische Heer mit Beibehaltung der Namen in die bei den Macedoniern eingeführten Haufen, und erwählte aus ihnen, nach der am vorigen Persischen Hofe gewöhnlichen Sitte, Einige, welche Verwandte des Königs hießen, und denselben küssen durften. Nun hielten sich die Macedonier nicht länger, sie belagerten haufenweise des Königs Thür, flehten sein Mitleid an, und baten, sich ihnen doch zu zeigen. Er kam endlich heraus, und der Anblick so vieler Knieenden und Betrübten rührte ihn bis zu Thränen. Da trat Einer, Namens Kallines, zu ihm heran und sagte: „das nur betrübt die Macedonier, daß du Perser zu deinen Verwandten gemacht hast und dich von ihnen küssen läßt, welcher Ehre nie ein Macedonier genoß." — „Nun, ich mache euch ja Alle zu meinen Verwandten, fiel Alexander ihm in's Wort, und werde von nun an euch stets so nennen." Darauf küßte ihn Kallines und wer sonst noch wollte. Die Soldaten jauchzten, der König stellte zu dieser Versöhnung Opfer an, und gab ein großes Gastmahl, an welchem neuntausend Theil nahmen, sowol Macedonier als Perser. Alexander war in der Mitte seiner Macedonier, und bediente sich Eines Bechers mit Allen. Unter den Gebräuchen der Griechischen Priester und der Magier spendete man den Göttern, und wünschte die Einstimmigkeit der Macedonier und Perser.

Nun waren auch die Veteranen, zehntausend an der Zahl, willig, nach Macedonien abzuziehen. Doch mußten Alle ihre Kinder, die sie mit Asiatischen Frauen erzeugt hatten, zurücklassen, damit nicht zu Hause in den Familien Uneinigkeiten entstehen möchten, Alexander dagegen versprach für eine Macedonische Erziehung derselben zu sorgen.

*) Die alten Geschichtschreiber brachten in ihren Werken sehr häufig solche Reden an, die sie nach eigener Kenntniß oder Ueberlieferung von dem allgemeinen Inhalte des Gesagten selbst ausarbeiteten. Von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit, welche diese Reden ihren Darstellungen geben, mag die obige als Probe dienen.

Außer dem Solde, der bis zur Ankunft in Macedonien gerechnet ward, erhielt jeder Einzelne dieser Abziehenden noch ein Talent zum Geschenk; auch ertheilte Alexander ihnen das Vorrecht, daß sie bei allen öffentlichen Festen und Spielen den Vorsitz führen sollten. Solche außerordentliche Belohnungen mußten natürlich Reiz genug haben für alle kriegslustige junge Mannschaft Griechenland's, so viel die bisherigen Kriege übrig gelassen hatten, williger nach Asien zum Könige zu ziehen, und die Heere desselben zu ergänzen.

Diese frischen Truppen sollte ihm Antipater, der bisherige Verwalter Macedonien's und der dazu gehörigen Europäischen Länder, zuführen, welchen er durch Kraterus, den Führer der zurückkehrenden Veteranen, ablösen ließ, aus Gründen, die nicht ganz bekannt sind. Nach Einigen waren es die Zwistigkeiten, welche zwischen dem Antipater und der herrschsüchtigen Mutter des Alexander, der Olympias, obwalteten, die er aus Liebe zu seiner Mutter nicht zu Gunsten des Antipater entscheiden wollte. Man erzählt, daß, als dieser ihm einst einen Brief voll Klagen über die Olympias schrieb, er ausrief: „Antipater weiß nicht, daß eine Thräne meiner Mutter tausende von seinen Briefen auslöscht." Andere aber meinen, er habe es aus politischen Gründen für nöthig gefunden, nicht Einem Manne allzu lange die Verwaltung so wichtiger Länder zu überlassen, besonders des stets beweglichen Griechenland's, wo eben wieder ein Versuch gemacht worden war, neue Unruhen zu erregen.

Harpalus, ein Jugendfreund des Alexander, den dieser mit Beweisen seiner Liebe überhäuft und ihm die Hütung der in Ekbatana befindlichen Schätze anvertraut hatte, war bei der Rückkehr des Königs aus Indien entflohen. Ihn erschreckte das Strafgericht, welches der König über die schuldigen Satrapen ergehen ließ, indem auch er bei der außerordentlichen Verschwendung, mit der er gelebt hatte, nicht auf die Zufriedenheit seines Herrschers rechnen konnte. Begleitet von sechstausend Söldnern, und im Besitz von fünftausend Talenten, eilte er nach Griechenland, und suchte einen Zufluchtsort in Athen. Da er von seinen Schätzen reichlich spendete, gewann er einflußreiche Redner, die für ihn sprachen, Demosthenes dagegen widersetzte sich seiner Aufnahme, damit die Stadt nicht in einen Krieg gestürzt werde, dem ihre Kräfte nicht gewachsen waren. Dennoch kam er nach Athen, aber Antipater und Olympias forderten seine Auslieferung, und drohten mit einem Angriff. Harpalus wurde verhaftet, entkam zwar

aus Athen, wurde aber seiner großen Schätze wegen, die ihm nur zum Verderben gereichten, auf Kreta erschlagen. In Athen wurde jetzt in der Angst vor Macedonien eine Untersuchung gegen Diejenigen eingeleitet, welche vom Harpalus Bestechungen angenommen hatten, oder dessen verdächtig waren, und auch Demosthenes, weil er die Auslieferung des Harpalus an Antipater widerrathen hatte, darin verwickelt. Obschon keine vollgültigen Beweise gegen ihn vorlagen, wurde er von einem Heliastengericht verurtheilt, das Fünffache der angeblich erhaltenen Summe (die Nachrichten schwanken zwischen funfzig und zwanzig Talenten) zu erlegen. Da er dies natürlich nicht konnte, wurde er ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch bald zu entweichen Gelegenheit fand*). Um diese Zeit hatte Alexander den Befehl erlassen, daß alle Griechischen Verbannten, deren Zahl an zwanzigtausend betrug, von den Städten, die sie ausgestoßen, wieder aufgenommen werden sollten. Dadurch bekam er in jedem Orte eine ansehnliche Partei, und in dem Kraterus sandte er einen treuen Wächter in dies unruhige Land.

Er selbst war nichts weniger als geneigt, jetzt nach Griechenland zurückzukehren: er suchte daselbst nur die Ruhe zu erhalten, deren er für seine ferneren Zwecke bedurfte. Außer einer Untersuchung des Kaspischen Meeres und des vermutheten Zusammenhangs desselben mit dem schwarzen oder mit dem Indischen Meere, wofür er schon Schiffe bauen ließ und alle nöthigen Anstalten traf, beschäftigte ihn zunächst ein Unternehmen gegen Arabien, ein Land, das ihm theils

*) Pausanias (II, 33.) hat eine Nachricht aufbewahrt, welche für die Unschuld des Demosthenes entschieden spricht. Der Diener des Harpalus, durch dessen Hände die in Athen verwendeten Gelder gegangen, gerieth in die Gewalt des Macedonischen Statthalters von Karien, Philoxenus, der von ihm die Namen aller Bestochenen erfragte, und das Verzeichniß nach Athen schickte, Demosthenes war aber nicht darunter. Und Demosthenes war nicht nur allen Macedoniern als ein gefährlicher Gegner verhaßt, sondern Philoxenus war auch sein persönlicher Feind. Die Geschichtchen, welche Plutarch von den Geschenken hat, die er vom Harpalus angenommen haben soll, tragen vollkommen das Gepräge der Erfindung schmähsüchtiger Gegner. Aber den großen Demosthenes hat das Schicksal nicht nur bei seinem Leben, sondern über das Grab hinaus mit der Anklage verfolgt, daß unlautre und selbstsüchtige Motive der Grund zu seinen politischen Handlungen gewesen. So soll ihn auch nur Persisches Gold zu einem so heftigen Gegner Philipp's gemacht haben. Gesetzt auch, er habe von dort Geldsummen erhalten, so würde er nicht verdammt werden können, wenn er sie nur gegen den Bedränger der Griechischen Freiheit gebraucht hat, da es in Athen so schwer war, über öffentliche Gelder zu solchen Zwecken zu verfügen.

zur Sicherheit und Vollständigkeit seiner Eroberungen, theils wegen des Handelsverkehrs mit Aegypten, Indien und dem Persischen Meerbusen, wichtig war. Denn auf den Handel legte Alexander großes Gewicht, und sorgte für Alles, was ihn befördern konnte, mit großer Umsicht und Thätigkeit *). Schiffswerften wurden schon angelegt, Schiffe gebauet, Seeleute aus Phönicien und anderen Küstenländern des Mittelländischen Meeres mit großen Kosten herbeigeholt, und Alexander selbst befuhr, oft mit eigner Hand das Ruder führend, den Euphrat, um die Beschaffenheit dieses Stromes zu untersuchen, und setzte sich dem Einflusse der ungesunden Sümpfe an den Ufern desselben aus.

Aber indem sein Geist Stoff für eine unendliche Zeit sammelte, war die Begrenzung so großer und wichtiger Bewegungen nahe. Zuerst raubte der Tod Den, welcher vielleicht am fähigsten gewesen wäre, Alexander's Nachfolger zu werden, nämlich den Hephästion, dessen Uebereinstimmung mit den Ansichten und Entwürfen des Königs sich durch die innige Freundschaft Beider kund gab. Die Tiefe dieser Freundschaft von Seiten Alexander's läßt sich an der Größe seines Schmerzes ermessen. Er fühlte sich verwaiset in seinem großen Reiche, wollte drei Tage lang weder Nahrung noch Trank zu sich nehmen, und wies alle Tröstungen zurück. Zehntausend Talente verwandte er zu dem Scheiterhaufen, einem wahren Kunstwerke, auf welchem der Leichnam in Babylon verbrannt ward. Zum Orakel des Jupiter Ammon sandte er, und ließ fragen, ob er diesen Freund als einen Heroen göttlich verehren dürfe, und das Orakel ertheilte diese Erlaubniß.

Nur erst seine weiteren Aussichten und die Beschäftigung mit den Unternehmungen, deren wir schon vorher erwähnt haben, führten ihn

*) „Wenn ein mal die Völker Asien's aufgerüttelt waren, wenn der Westen die Genüsse des Ostens, der Osten die Künste des Westens kennen und bedürfen gelernt hatte, wenn die Abendländer, die in Indien oder Baktrien geblieben, die Asiaten, die aus allen Satrapien am Hofe versammelt waren, des Heimischen in der Fremde nur um so mehr begehrten, wenn das Durcheinander der verschiedensten Lebensweisen und Bedürfnisse, wie es sich zur höchsten Pracht gesteigert am Königshofe fand, in den Satrapien, in den Häusern der Vornehmen, in allen Kreisen des Lebens mehr oder minder zur herrschenden Mode werden mußte, so ergab sich unmittelbar das Bedürfniß eines großen und durchgreifenden Handelsverkehrs, und es kam vor Allem darauf an, demselben die sichersten und bequemsten Straßen zu öffnen, und ihm in einer Reihe bedeutender Centralpunkte Ordnung und Stätigkeit zu geben. Diese Rücksicht hat Alexander von Anfang an bei seinen Gründungen und Colonisirungen im Auge gehabt, und die meisten seiner Städte sind bis auf den heutigen Tag die bedeutendsten Emporien Asien's." Droysen, S. 543.

von seinem heftigen Schmerze in das Leben wieder zurück, aber nur auf eine kurze Zeit. Denn in Babylon, von wo aus er die erzählte Beschiffung des Euphrat vornahm, ward er plötzlich und heftig krank, und starb (323, gegen das Ende des Olympiadenjahres 114, 1.) zum größten Schmerze seines verwaiſ'ten Heeres, das, noch an seinem Sterbetage zu ihm eingelassen, ihm fast Mann für Mann die Hand gereicht hatte. Daß er vergiftet worden, ist eine gänzlich ungegründete Sage, die auch sehr wenig Glauben gefunden hat. Dagegen herrscht bei Vielen die Ueberzeugung, daß Schwelgereien der Grund seines Todes gewesen, weil er unmittelbar nach einem Schmause krank wurde. Wenn man nun auch der Versicherung eines seiner glaubwürdigsten Geschichtschreiber, des Aristobulus, nicht trauen will, welcher sagt, daß Alexander nie viel Wein trank, sondern daß seine Trinkgelage nur immer aus Liebe zur Geselligkeit angestellt wurden: so sollte man doch bei seinem Tode vor Allem in Rechnung bringen die ungeheuern Beschwerden und Mühseligkeiten auf seinen Zügen, denen er sich immer am meisten ausgesetzt hatte, und die stete Thätigkeit seines Geistes, die er auch mitten in seiner Krankheit nicht einstellte; denn bis auf den letzten Tag hörte er die Vorträge seiner Feldherren an und gab ihnen neue Befehle. Wenn man dieses bedenkt, so wird man auch darin den natürlichsten Grund seines Todes finden, und diesen Mann beklagen und bewundern müssen, der nur drei und dreißig Jahr gelebt und zwölf Jahr und acht Monate regiert, und eine solche Masse von Thaten ausgeführt hat.

Wer aber zum Maaß und zur Beurtheilung dieses thatenreichen Daseyns jene Ruhe und Verachtung des Lebens nehmen wollte, welche den Diogenes in Allem, was ihm Alexander zu geben vermochte, nichts Wünschenswerthes finden ließ, und den Kalanus antrieb, sich freiwillig und freudig zu verbrennen, dem hat ein Deutscher Dichter geantwortet in folgenden Versen:

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Kalanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

9. Die Monarchie Alexander's des Großen bis zum Tode des Perdikkas.

(323—321.)

Die Festigkeit, mit welcher Alexander so viele Asiatische Länder an die Macedonische Macht gekettet hatte, zeigte sich nach seinem Tode darin, daß kein Abfall der dortigen Völker Statt fand; es war nur die Frage, wer unter den Macedoniern herrschen sollte, aus welcher sich bald eine andere entwickelte, ob das Ganze zusammenbleiben oder sich in mehrere von Macedoniern regierte Staaten auflösen sollte.

Die erstere dieser Fragen entstand daher, daß nach dem Tode des großen Königs Niemand in seiner Familie war, welcher den leergelassnen Thron vermöge eines klaren Anrechts sofort hätte besteigen können, oder durch Fähigkeiten dazu berufen gewesen wäre. Denn Alexander hinterließ nur eine schwangere Gemahlin, Roxane, einen natürlichen und zugleich noch unmündigen Sohn, Hercules, und einen unächten Halbbruder, Arrhidäus, welcher blödsinnig war. Die weiblichen Glieder der Familie, Alexander's ehrgeizige Mutter Olympias, seine wieder nach einem Königsthrone begierige verwittwete Schwester Kleopatra (oben S. 124.), seines Vaters Schwester, die herrschsüchtige Cynane, deren gleichgesinnte Tochter Eurydice, und seine Halbschwester Thessalonice, konnten nur mit Ränken in die Verhältnisse mehr oder minder eingreifen. Um so leichter mußten also Alexander's tüchtige Feldherren auf den Gedanken kommen, das als das ihre zu betrachten, was sie mit erkämpft hatten, und das stolze, sieggewohnte Heer, gleichsam der entseelte Leichnam Alexander's, harrte der Wiederbelebung von einem kräftigen Geiste. Alles war daher voll Spannung und Erwartung; dem Ehrgeize, der Eifersucht, den Leidenschaften und Begierden war der weiteste Spielraum eröffnet.

Nach manchen Zwistigkeiten zwischen Perdikkas, dem der sterbende Alexander seinen Siegelring übergeben hatte, und der an der Spitze der adeligen Reiterei stand, und Meleager, der den Phalanx für sich hatte, kam ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen Arrhidäus, unter dem Namen Philipp, und der damals von der Roxane noch zu hoffende, nach drei Monaten erst geborne Sohn, Alexander, Könige, — Perdikkas, Meleager und Leonnatus ihre Vormünder und Reichsverweser seyn sollten. Aber bald ließ Perdikkas den Meleager tödten, und um vorläufig die übrigen Befehlshaber zu gewinnen und zu be-

ruhigen, vertheilte er die wichtigſten Provinzen des weitläufigen Reiches als Statthalterſchaften unter ſie.

Es treten bei dieſer Vertheilung beſonders hervor: Ptolemäus, dem das reiche und ſichre Aegypten zufiel; Kraterus, mit den Veteranen auf dem Rückzuge begriffen, und Antipater, welche Beide die Lenkung des heimathlichen Macedonien's und Griechenland's erhielten; Antigonus, welcher die herrlichen Provinzen Vorderaſien's, Großphrygien, Lycien und Pamphylien, die er ſchon hatte, behielt; Lyſimachus, dem Thracien, und Leonnatus, dem Kleinphrygien am Hellespont zugewieſen wurde. Aber die Ruhe, welche aus dieſer Anordnung hervorgehn ſollte, war von kurzer Dauer, und die bald hervortretenden Bewegungen eben ſo verwickelt, als mannichfaltig.

In Europa begannen ſie durch den noch immer regen Freiheitsgeiſt der Griechen. Dieſe waren ſchon durch Alexander's Befehl, daß die Verbannten zurückkehren ſollten (oben S. 199.), in Unruhe verſetzt, beſonders Athen und Aetolien, als die am meiſten dadurch bedrohten Staaten. Alexander's Tod gab dieſer Gährung der Gemüther neue Nahrung und ein beſtimmtes Ziel. Es zeigte ſich noch einmal die Hoffnung, das Macedoniſche Joch wieder abzuſchütteln. Demoſthenes, der als Flüchtling zu Aegina und Trözen lebte, von wo er oft mit Thränen nach dem Ufer ſeiner Heimath hinüberblickte, wurde von den Athenern ſogleich zurückgerufen, und mit lautem Jubel empfangen. Athen und Aetolien traten an die Spitze eines Bundes gegen Macedonien, und die übrigen Griechiſchen Staaten, mit Ausſchluß Sparta's und der Böotiſchen Städte, welche die Wiederherſtellung Theben's fürchteten, ſchloſſen ſich an. Eine anſehnliche Flotte und ein Heer von dreißigtauſend Mann wurden aufgebracht, und der Oberbefehl dem Leoſthenes anvertraut; dieſer hatte früher an funfzigtauſend Griechen, welche in Perſiſchem Solde geweſen, wider Willen des Alexander, der ſie nach Perſien verſetzen wollte, nach dem Vaterlande zurückgeführt, und ſchien deshalb zu dem ihm aufgetragenen Geſchäft beſonders tüchtig.

Dieſe Anſtalten ſetzten den weniger gerüſteten Antipater in eine nicht geringe Verlegenheit. Von der Uebermacht der Griechen und ihrer Begeiſterung wurde er beim Paß von Thermopylä beſiegt, und genöthigt, ſich in die feſte Stadt Lamia zu werfen. Von der Belagerung dieſer Stadt führt der Krieg den Namen des Lamiſchen. Da die Griechen unbedingte Unterwerfung forderten, mußte Antipater ſein

Heil von Anderen erwarten. Leonnatus, welcher in Macedonien anlangte, eigentlich, um mit der Hand der Kleopatra sich königliche Rechte zu erheirathen, versuchte es, ihn zu befreien, aber gegen Antiphilus, der dem gebliebenen Leosthenes in der Anführung des Griechischen Heeres gefolgt war, verlor er selbst Schlacht und Leben. Nur erst Kraterus, der mit seinen Veteranen rechtzeitig aus Asien ankam, gewährte wirksamere Hülfe; bei Kranon wurden die durch den Abzug mehrerer Haufen geschwächten Griechen geschlagen, und Antipater's Klugheit vollendete den Sieg. Den ersten Schreck benutzend, trennte er durch Verträge mit den einzelnen Staaten das Bündniß so, daß zuletzt die Athener und Aetolier allein auf dem Kampfplatz übrig blieben, und sich seiner Entscheidung gänzlich überlassen mußten.

Diese fiel für Athen dahin aus, daß es seine demokratische Verfassung aufgeben mußte, indem Alle, deren Vermögen unter einem von Antipater bestimmten Maaße war, von dem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen und zum Theil als Anbauer nach Thracien versetzt wurden. Um die Zurückgebliebenen dieser Classe und die regierungsfähigen Bürger, deren Zahl neuntausend betragen haben soll, desto sichrer in Unterwürfigkeit zu halten, wurde eine Macedonische Besatzung in den Hafen Munychia gelegt. So traurig endete der mit Begeistrung begonnene Versuch, die Freiheit wieder zu erringen, und zugleich fand der unermüdete Verfechter derselben, Demosthenes, seinen Untergang. Er wollte sich der Todesstrafe, die das vor den Macedoniern zitternde Volk gegen ihn verhängte, durch die Flucht entziehen, aber nachgesandte Macedonische Krieger fanden ihn im Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria. Als ihm jetzt nur die Wahl blieb, in des harten und rachsüchtigen Antipater Gewalt zu fallen, oder sich selbst den Tod zu geben, sog er Gift aus seiner Schreibfeder, und starb mit derselben Freiheit, die sein Leben beseelt, und für die er stets gekämpft hatte (322). Sein alter Gegner Phocion, welcher wegen seiner bekannten, den Macedoniern günstigen Gesinnung von dem Antipater an die Spitze der Verwaltung gestellt war, benutzte sein großes Ansehn bei Diesem zum Heil seines Vaterlandes und erleichterte dadurch den duldenden Gehorsam, den er Athen immer empfohlen hatte. Ein noch härteres Loos als Athen würde vielleicht die Aetolier getroffen haben, da sie, im Vertrauen auf die feste Lage ihres Landes, dem Antipater, der sie hier aufsuchte, fortwährend trotzigen Widerstand leisteten, wenn nicht dessen und des Kraterus Aufmerksam-

keit auf wichtigere Verwicklungen in Asien gelenkt worden wäre, in welche auch die Aetolier gezogen wurden.

Perdikkas nämlich zeigte sein Bestreben, sich zum Oberherrn der ganzen Monarchie zu machen, immer deutlicher. Zu diesem Ende setzte er sich vor, in die Verwandtschaft des königlichen Hauses zu treten, indem er Alexander's Schwester Kleopatra zu heirathen beschloß. Dagegen wollte das Heer den durch Meleager's Ansehn hauptsächlich erhobenen und gehaltenen Philipp Arrhidäus mit der gewandten Eurydice vermählen. Perdikkas, der von dieser Heirath für sein Ansehn Alles fürchten zu müssen glaubte, ließ, um sie zu hintertreiben, die einflußreiche Cynane aus dem Wege räumen, aber ein Aufstand der Truppen zwang ihn, in die beschlossene Vermählung des Königs mit der Tochter der Ermordeten zu willigen. Doch gab Perdikkas seine Pläne darum keineswegs auf. Um den klugen und ehrgeizigen Antigonus, den er besonders fürchtete, in Schranken zu halten, hatte er die Statthalterschaft der ihm benachbarten Provinzen Kappadocien und Paphlagonien dem Eumenes aus Kardia gegeben, einem der tüchtigsten Feldherren Alexander's, der Alles der Freundschaft des Perdikkas verdankte, da seine nichtmacedonische Abkunft ihn sonst von einer solchen Stelle ausgeschlossen hätte. Jetzt klagte er den Antigonus bei den Macedoniern an, worauf dieser nach Macedonien floh. Hier fanden seine Aufforderungen, dem Perdikkas mit vereinten Kräften entgegenzutreten, bei Kraterus und Antipater leicht Gehör. Antipater war noch besonders gegen den Perdikkas gereizt, denn als dieser seine Absichten auf eine Fürstin aus der Macedonischen Königsfamilie richtete, hatte er seine bisherige Gemahlin, eine Tochter Antipater's, verstoßen. Jene beschlossen also den gemeinsamen Angriff auf den übermächtigen Reichsverweser, und rechneten zugleich auf die Unterstützung des Ptolemäus, der zuerst am stärksten auf die Vertheilung der Provinzen gedrungen hatte, und jetzt das am besten zur eigenmächtigen Behauptung gelegene Aegypten schon als sein Reich zu betrachten schien. Er hatte es bereits durch die Eroberung von Cyrene vergrößert. Bei den Macedoniern machte er sich dadurch beliebt, daß er den Leichnam Alexander's, statt ihn nach dem Tempel des Jupiter Ammon bringen zu lassen, in Memphis beisetzen*), und später nach Alexandria schaffen

*) Erst um diese Zeit, zwei Jahre nach Alexander's Tode, waren die prächtigen Kunstwerke fertig geworden, welche die Fortschaffung und Beisetzung des entseelten Körpers

ließ, wo er ihm einen eignen prächtigen Tempel erbaute. Gleich bei seiner Ankunft in Aegypten hatte er den von Alexander noch eingesetzten Befehlshaber hinrichten lassen, weil er ihn für einen allzutreuen Freund des Perdikkas hielt, und dadurch sein persönlich feindliches Verhältniß gegen den Letztern gezeigt.

Gegen alle diese Feinde traf nun Perdikkas angemessene Anstalten. Um die aus Macedonien kommenden Gegner abzuwehren, stellte er theils unter des Eumenes Oberbefehl ein tüchtiges Heer an dem Hellespont auf, theils sollten die Aetolier jene durch einen Angriff auf Macedonien in Europa hinlänglich beschäftigen. Er selbst ging mit einem andern Heere, in Begleitung der Könige, auf Aegypten los (321).

Eumenes konnte die Gegner nicht verhindern, über den Hellespont zu gehen. Es fanden sich Verräther in seinem Heere, Neoptolemus ging mit einer Schaar zu den Feinden über. Kraterus, welcher dem Eumenes gegenüberstand, hoffte, daß noch Mehrere dem Beispiele des Neoptolemus folgen, oder daß überhaupt die Macedonier in des Eumenes Heer, aus Hochachtung gegen ihn, nicht wider ihn fechten würden. Allein Eumenes vereitelte diese Hoffnungen, er wußte es seinen Truppen sehr geschickt zu verhehlen, gegen wen er sie führte, und in der Schlacht erkämpfte er an der Spitze seiner Asiatischen Reiterei mit großer Tapferkeit den Sieg. Kraterus und Neoptolemus verloren ihr Leben, jener stürzte vom Pferde und ward zertreten, dieser vom Eumenes in einem förmlichen Zweikampfe während des Treffens tödtlich verwundet.

Allein der hier erfochtene Vortheil blieb ohne weitere Folgen, wegen des unglücklichen Ausgangs, welchen des Perdikkas Unternehmen unterdessen in Aegypten genommen hatte. Sein herrisches Benehmen hatte Viele zu heftigem Unwillen wider ihn gereizt, welche nun zu dem milden und freigebigen Ptolemäus übertraten; unter ihnen war der

---

schmücken sollten. Eine Beschreibung derselben hat Diodor aufbehalten. Das geringste unter all dem Kostbaren war vielleicht noch der Sarg, wiewol er ganz von Gold, und bis zur Hälfte mit den seltensten Spezereien gefüllt war. Der Wagen, auf dem er abgeführt wurde, war ein eigen dazu verfertigtes Kunstwerk, mit Gold, Edelsteinen, Teppichen und Gemälden bewundernswürdig ausgeschmückt; vier und sechzig Maulthiere zogen ihn. Kaum mochte der lebende Held auf seinen Zügen so sehr die Neugier erregt haben, als es jetzt sein Leichenwagen that. Der ganze Weg von Babylon nach Aegypten, welchen der glänzende Zug berührte, war mit Menschen überstäet; Ptolemäus kam ihm mit seinem ganzen Heere schon an der Grenze entgegen und nahm den Leichnam in Empfang.

bedeutende Python. Und doch ward dadurch das Lager des Perdikkas nicht einmal von Unzufriedenen gereinigt. Es brach eine Empörung aus; die Aufrührer drangen in sein Zelt und ermordeten ihn (321).

---

10. Kämpfe um die Herrschaft bis zur Ausrottung der Familie Alexander's.

(320—309.)

Dieses Ereigniß veränderte die ganze Lage der Sachen und zu Triparadisus in Syrien, wo auch Antipater und Antigonus erschienen, wurde eine neue Anordnung berathen. Da Ptolemäus, zufrieden mit seiner Provinz, klüglich jede andre Wirksamkeit ausschlug, wurde Antipater, sehr wider den Willen der Eurydice, zum Vormund der Könige und zum Reichsverweser ernannt. Durch eine neue Vertheilung der Provinzen wurden die Freunde der Verbündeten bedacht, unter denen besonders Seleukus, vorher Anführer der adeligen Reiterei, zu bemerken ist, welcher jetzt Babylonien erhielt. Medien kam an Python. Dagegen wurden Eumenes und Alcetas, des Perdikkas Bruder, zum Tode verurtheilt. Dem nach seiner Statthalterschaft zurückkehrenden Antigonus trug man den Krieg gegen sie auf. Doch traute Antipater diesem zu unabhängiger Macht aufstrebenden Manne nicht, er gesellte ihm zuerst seinen Sohn Kassander als Wächter zu, dann nahm er ihm einen Theil des königlichen Heeres und der Elephanten, und führte sie in Begleitung der Könige mit sich nach Europa.

Antigonus begann seinen Krieg mit großem Glück (320). Eumenes mußte sich, nach einem durch die Verrätherei eines seiner Befehlshaber verloren gegangenen Treffen und dem darauf erfolgten Abzug vieler seiner Truppen, in das feste Bergschloß Nora werfen, und Alcetas wurde von den Einwohnern der Pisidischen Stadt Termessus todt ausgeliefert. Doch einen Mann von Eumenes' Geist und Fähigkeiten wünschte Antigonus für sich und seine Pläne zu benutzen. Er ließ daher dem Eingeschlossenen freien Abzug anbieten, wenn er sich ihm zu Dienst und Freundschaft verpflichten wolle. Eumenes verabscheute es, dem Antigonus zu dienen, aber er benutzte diese Anerbietungen, ihn zu hintergehen und seine Freiheit zu erwerben. Er änderte den Eid, den er beschwören sollte, und statt sich bloß gegen den Anti-

gonus zu verpflichten, gelobte er den Königen und ihren Freunden Treue. Damit waren die belagernden Macedonier zufrieden; sie entließen ihn, und Antigonus erfuhr zu spät, wie er getäuscht worden sey.

Um diese Zeit war Antipater gestorben (319), und hatte, wahrscheinlich gezwungen (wenn es anders sein Werk und nicht das der Umgebungen des jungen Königs war), anstatt seines Sohnes Kassander, einen andern alten erfahrnen Feldherrn des Alexander zum Nachfolger in seinem Amte bestellt, den Polysperchon, welcher der Leitung so schwieriger Verhältnisse nicht gewachsen war *). Kassander, dessen Ehrgeiz dadurch höchlich gekränkt war, bot alles auf, seine Ansprüche geltend zu machen, und eilte nach Asien zum Antigonus. Dieser, der sein eigenmächtiges Bestreben kaum noch verhehlte, und gegen das königliche Haus schon unverholner auftrat, sah den Verfechter desselben, Polysperchon, gern beschäftigt, und vereinigte sich deshalb mit Kassander. So begann ein Krieg in Asien und Europa, bei welchem das königliche Haus schon als eine bloße Partei erscheint.

Um sich in Macedonien zu behaupten, rief Polysperchon die alte Feindin des Antipater und seines Geschlechts, die Olympias, aus Epirus herbei. Zugleich forderte er im Namen der Könige die Griechen auf, ihre väterliche Freiheit durch Vertreibung der von dem Antipater eingesetzten Machthaber und Besatzungen wieder herzustellen. Endlich verband er sich mit Eumenes, erklärte ihn zum Anführer der königlichen Truppen in Asien, worunter auch die auf ihr Alter und ihren erprobten Muth stolzen dreitausend Argyraspiden (Silberschildträger) waren, wies ihm die dortigen königlichen Schatzkammern an, und trug ihm den Krieg gegen Antigonus auf.

Dieser neue Kampf endete sich weder in Europa noch in Asien glücklich für das königliche Haus. Das wichtige Athen vertrieb zwar die Besatzung des Antipater, es stellte seine alte Demokratie wieder her, und Phocion ward von der rachedürstenden Volksmenge zum Giftbecher verurtheilt. Er leerte ihn mit jener leidenschaftslosen Ruhe, die er seinem Vaterlande, als die einzige demselben übrig bleibende Würde, immer einzuflößen gesucht hatte (318). Allein diese Siegesfreude dauerte nur kurze Zeit, denn Kassander erschien mit Heer und Flotte, und bemächtigte sich der Stadt und ihres Hafens. Er nöthigte die

*) In einem Verzeichnisse von Leuten, die sich aus der Niedrigkeit erhoben haben, bei Aelian, wird vom Polysperchon gesagt, er habe ursprünglich Räuberei getrieben — vielleicht gegen die benachbarten Barbaren. Wahrscheinlich war er tapfer, aber roh.

Athener, ihre Volksherrschaft wieder, nur nach einem etwas geringern Vermögensmaaß, als sein Vater bestimmt hatte, zu beschränken, und den würdigen und gelehrten Demetrius Phalereus, einen Freund des Phocion, der damals mit diesem, aber abwesend, zum Tode verurtheilt worden war, zum Staatsoberhaupt anzunehmen. Vergeblich versuchte Polysperchon's Sohn, Alexander, dies zu verhindern, und eben so wenig gelang es seinem Vater, seine Aufforderung zur Freiheit in dem Peloponnes geltend zu machen. Er belagerte Megalopolis, aber dies setzte seinen Wurfmaschinen und den bis jetzt noch nicht gesehenen Elephanten den glücklichsten Widerstand entgegen. Zugleich wurde sein Flottenführer Klitus vom Antigonus am Hellespont geschlagen, so daß Polysperchon Ansehen und Zutrauen verlor.

Eumenes, der sich jetzt in Asien wiederum an der Spitze eines Heeres befand, mußte bei den bestehenden Vorurtheilen gegen ihn, ja da er sogar von den Macedoniern früherhin zum Tode verurtheilt worden war, mit großer Behutsamkeit auftreten und alle Klugheit aufbieten, seine Soldaten gegen die Lockungen des Antigonus und Ptolemäus den Königen treu zu erhalten. Ein ihm von Polysperchon angebotenes Geschenk von fünfhundert Talenten schlug er aus, und um der Eifersucht der Unterbefehlshaber zu begegnen, machte er den Vorschlag, angeblich aus Achtung für ein ihm erschienenes Traumbild, in einem Zelte einen goldenen Thron zu errichten, auf denselben Diadem und Scepter zu legen, vor diesem Throne die Berathschlagungen zu halten, und die Befehle im Namen des Königs zu ertheilen, gleich als ob er selbst noch lebte. Alle traten diesem Vorschlage bei, und da Eumenes aus den ihm vom Polysperchon zugewiesenen Geldern reichlichen Sold zahlen konnte, so vermehrte sich sein Heer bald ansehnlich. Er zog nach Phönicien, um dort Schiffe zusammenzubringen (318). Aber nachdem Antigonus die königliche Flotte geschlagen hatte, konnte er sich an der Küste nicht mehr halten, und beschloß nun, nach dem hintern Asien zu ziehen. Dort aber war ein nicht minder heftiger Kampf um Herrschaft und Macht, wie in den vordern Provinzen. Python, Satrap von Medien, bedrohte die übrigen Statthalter des Ostens; diese ergriffen die Waffen wider ihn, und trieben ihn in seine Grenzen zurück. Er verband sich mit dem Babylonischen Statthalter Seleukus, und mit beiden Antigonus, während Eumenes von jenen dem Python feindlichen Satrapen unterstützt ward. Antigonus zog hinter ihm her über den Tigris. Als er ihm aber weiter folgen, und

über den Fluß Kopatres setzen wollte, vernichtete Eumenes einen Theil seines Heeres, und zwang ihn zum Rückzuge. Nach diesem Siege wollte Eumenes nach Vorderasien zurückkehren aber der Neid und die Eifersucht der mit ihm verbündeten Statthalter, unter welchen Peucestes nach dem Oberbefehl trachtete, hinderten ihn daran. Sie verlangten, daß der Krieg in Medien geführt werde, wohin sich Antigonus gewandt hatte. In den nun folgenden Hin- und Herzügen vereitelte Eumenes alle List des Antigonus durch noch größere Verschlagenheit und Feldherrnkunst. In zwei Schlachten blieb er des Antigonus Meister, doch der zweite Sieg brachte ihm durch die Untreue der Seinen Verderben. Die Silberschildner hatten in der Schlacht ihr Gepäck, ihre Weiber und Kinder eingebüßt, und ließen dem Antigonus heimlich sagen, sie wollten ihm für die Herausgabe derselben den Eumenes ausliefern. Dies geschah, Antigonus ließ den Eumenes hinrichten (315), verleibte den größten Theil der ihres Oberhauptes beraubten Truppen seinem Heere ein, und zeigte den übrigen Satrapen sehr bald, daß der Sturz des Eumenes nur ihre Demüthigung und seine Erhebung herbeigeführt hatte. Den Python, der ihm heimlich widerstrebte, lockte er zu sich, und ließ ihn tödten; Peucestes und Seleukus wurden von ihm vertrieben, und die übrigen Statthalter retteten sich nur durch unbedingte Unterwerfung.

Beladen mit den ungeheuren königlichen Schätzen aus Persis, Susa, Medien und Cilicien, und begleitet von einem furchtgebietenden Heere, kehrte Antigonus nach Vorderasien zurück, um sowol hier als in Griechenland jede Störung seiner ehrgeizigen Hoffnungen hinwegzuräumen. Dazu war indeß schon ohne sein Zuthun ein wichtiger Schritt geschehen, die Ausrottung der rechtmäßigen Herrscherfamilie hatte begonnen, und zwar war es ein Glied dieser Familie selbst, welches dazu das Beispiel gab. Polysperchon hatte die Olympias nach Macedonien berufen, um gegen Kassander's Umtriebe Unterstützung zu finden, Eurydice versuchte sich dieser Rückkehr zu widersetzen, aber vergeblich. Dafür ließ Olympias deren Gemahl Philipp Arrhidäus ins Gefängniß werfen und darin mit Pfeilen erschießen; Eurydice, der sie einen Dolch, einen Strick und einen Giftbecher zu freier Todeswahl übersendete, erhenkte sich an ihrem eignen Gürtel, und that sterbend den Wunsch, daß Olympias ein ähnliches Schicksal erfahren möchte (317). Kassander, dessen Bruder Nikanor gleichfalls auf Befehl der Olympias getödtet worden war, erfüllte diesen Wunsch sehr

bald. Nachdem er fast in ganz Griechenland und besonders im Peloponnes seinen Einfluß gegen den unbedeutenden Polysperchon geltend gemacht hatte, rückte er, ohne vielen Widerstand zu finden, in Macedonien ein, und nöthigte die Olympias, hinter den Mauern von Pydna Schutz zu suchen. Zwar hoffte sie, hier bald von Polysperchon und dem Könige von Epirus entsetzt zu werden; allein die Verführungskünste des Kassander beraubten den Polysperchon seines Heeres, und den Epirotischen König Aeacidas sogar seines Reiches. Olympias mußte sich daher zuletzt ergeben, und Alexander's Mutter ward auf Kassander's Betrieb als die Mörderin des Geschlechts der Könige, des Antipater und vieler anderen edlen Macedonier angeklagt und hingerichtet (315).

Da nun Kassander jetzt auch die Rorane und ihren Sohn Alexander nach Amphipolis in eine Art von Gewahrsam bringen und den jungen Fürsten unköniglich erziehen ließ, die Thessalonice aber nur verschonte, um mit ihrer Hand seiner Herrschergewalt einen höhern Glanz zu geben, so sieht man das königliche Haus selbst immer mehr und mehr in den Hintergrund treten. Polysperchon, der sich nach dem Tode der Olympias nach Aetolien zurückgezogen hatte, und sein Sohn Alexander blieben die letzten, aber, gegen solche Gegner, wie Kassander und Antigonus waren, schwachen Verfechter desselben.

Ein neuer Kampf unter den Feldherren fing mit der Rückkehr des Antigonus nach dem Westen an, wo die übrigen unterdeß ihre Macht vergrößert und erweitert hatten. Kassander war im Besitz von Macedonien und dem größten Theil von Griechenland; Asander, Satrap von Karien, hatte seine Macht über viele Provinzen Asien's verbreitet; Ptolemäus war Herr von Syrien und Phönicien, und Lysimachus über den Hellespont nach Mysien vorgeschritten. Vereinigt forderten sie von dem Antigonus, daß er die königlichen Schätze mit ihnen theile, sie in dem Besitz der von ihnen eingenommenen Provinzen anerkenne, dem Seleukus, der sich an sie angeschlossen hatte, Babylon einräume, oder Krieg zu erwarten habe. Antigonus erwiederte, daß er eben mit den Rüstungen gegen Ptolemäus beschäftigt sey. Er vertraute seinen Waffen und seinem Glücke.

Der vorsichtige Ptolemäus wich ihm aus, und gab ihm Syrien und Phönicien Preis (314). Nur Tyrus mußte Antigonus vierzehn Monate belagern, und konnte es erst dann gewinnen, als er sich eine hinlängliche Seemacht gebildet hatte. Was an Schiffen in der Provinz vorhanden war, hatte Ptolemäus hinweggeführt, daher Antigonus

die größten Anstalten machte, neue erbauen zu lassen. Achttausend Menschen mußten täglich auf dem Libanon Holz fällen, und zweitausend Lastthiere dasselbe nach den Phönicischen Schiffswerften schleppen. Aehnliche Zurüstungen zu einer Flotte wurden in Cilicien auf dem Taurusgebirge gemacht. Zu gleicher Zeit ward Asander besiegt, Lysimachus, der in Thracien in mehrfache Kämpfe verwickelt war, durch Unterstützung seiner Feinde beschäftiget, mit Polysperchon und seinem Sohne Alexander ein Bündniß geschlossen. Gegen den Kassander trat Antigonus plötzlich als Vertheidiger der königlichen Familie auf, und klagte ihn vor dem Heere an, weil er die Olympias hingerichtet, den jungen König schlecht behandle, die Thessalonice zur Heirath gezwungen, Theben wieder erbaut, und die ärgsten Feinde der Macedonier, die Olynthier, in eine neue nach ihm genannte Stadt versetzt habe*). Es wurde hierauf ein Schluß gefaßt, daß Kassander, wenn er nicht die neuerbauten Städte wieder niederreißen, Roxane und Alexander freigeben, und dem obersten Reichsverweser Antigonus gehorchen würde, als ein Staatsfeind angesehn werden sollte. Zugleich wurden die Griechen, freilich nur um sie zu täuschen und zu locken, für frei und unabhängig erklärt. Der Vortheil, den Antigonus aus dieser Erklärung ziehen könnte, schien dem Ptolemäus so bedeutend, daß er dieselbe Kundmachung erließ, um seinerseits die Griechen zu gewinnen.

Kassander's Macht in Griechenland zu vernichten, sandte Antigonus den Milesier Aristodemus dorthin. Es begann nun ein Kampf in dem unglücklichen Peloponnes, bunt durch den Wechsel, theils der Kämpfenden, theils des Sieges. Denn Polysperchon's Sohn Alexander trat wieder auf Kassander's Seite, und Telesphorus, den Antigonus mit einem neuen Heere hingesandt hatte, spielte eine Zeitlang mit Hülfe der aus dem Olympischen Tempel geraubten Schätze eine unabhängige Rolle. Eben dadurch gewann nun auch bald Antigonus, bald Kassander das Uebergewicht. Endlich ward aber doch der ganze Peloponnes dem Einflusse des Letztern entrissen, bis auf Korinth und Sicyon, welches nach des Alexander Ermordung von dessen Wittwe, Kratesipolis, männlich behauptet wurde. Weniger entscheidend war der von Kassander gegen Aetolien und das durch Aeacidas wieder ein-

*) An der Wiederherstellung Theben's nahmen viele Griechische Städte, auch in Italien und Sicilien, durch mannichfache Unterstützung großen Antheil, theils aus Mitleid, theils aus Achtung gegen den alten mythischen Ruhm dieser Stadt. Kassandria war an der Stelle des von Philipp zerstörten Potidäa erbaut.

genommene Epirus in Verbindung mit den Akarnaniern geführte Kampf. Aber glücklich war Ptolemäus, der Neffe des Antigonus, welcher Kassander's Besatzungen aus Euböa, Böotien u. s. w. vertrieb, und selbst Athen wankend machte. Schon wollte Antigonus den Seinigen, welche aus Griechenland gegen Macedonien vordrangen, über den Hellespont zu Hülfe kommen, als das Unglück seiner Waffen in Syrien diesen Plan vereitelte. Sein Sohn Demetrius, ein zwei und zwanzigjähriger ruhmliebender Jüngling, der zur Behauptung Syrien's zurückgelassen worden war, hielt es für schimpflich, dem Aegyptischen Ptolemäus, der in dies Land einfiel, zu weichen, und wurde bei Gaza (312) völlig geschlagen. Syrien und Phönicien wurden eine Beute des Siegers, aber bald mußte er sie wieder fahren lassen, als Antigonus selbst erschien. Dagegen behauptete sich Seleukus in seiner Provinz Babylonien, deren er sich gleich nach der Schlacht bei Gaza bemächtiget hatte, gegen die Wiedereroberungsversuche des Antigonus *). Ja der vor kurzem noch landflüchtige Feldherr eroberte noch Susiana und Medien, und dehnte in den nächsten Jahren seine Herrschaft bis an den Indus aus. Indeß war Antigonus, dem Kassander, Lysimachus und Ptolemäus gegenüber, noch immer im Besitze einer überwiegenden Macht. Daher erkannten ihn diese auch in einem Vergleiche als Herrn von Asien, und ließen sich bloß das Ihrige bestätigen. Von der Theilung eroberter Provinzen und erbeuteter Schätze war keine Rede weiter. So hatte man denn Frieden (311), aber nur auf kurze Zeit.

Kassander, dem der Vertrag nur bis zur Volljährigkeit Alexander's, des Sohnes der Roxane, die Herrschaft in Europa zugesichert hatte, athmete nicht frei, so lange er diesen am Leben wußte. Auf seinen Befehl wurde der junge Fürst nebst seiner Mutter getödtet (311). Auch der bisher in Pergamum erzogene siebzehnjährige Hercules (oben S. 202.), den Polysperchon schon mit Hülfe der Aetolier auf den Thron zu setzen entschlossen war, fiel durch Kassander's verbrecherischen Ehrgeiz. Der alte und schwache Polysperchon ließ sich von den Versprechungen desselben locken, und räumte den jungen Fürsten durch Gift aus dem Wege (309). Kleopatra, die Schwester Alexander's des Großen, ließ Antigonus umbringen, als sein aufrührerischer Neffe Ptolemäus sich um sie bewarb.

*) Von dieser Eroberung Babylon's (im Herbst 312 vor Chr. Ol. 117, 1) fing man eine neue Aere an, die Aere der Seleuciden genannt, nach welcher zu rechnen im Syrischen Reiche gesetzlich war.

Nunmehr, da alle Glieder des königlichen Hauses, bis auf Thessalonice, ausgerottet waren, konnte die künftige Großjährigkeit eines rechtmäßigen Erben auch nicht mehr dem Vorwand und Scheine nach als das Ziel der verwirrenden und verwüstenden Kämpfe der Feldherren erscheinen. Sie hatten das große Erbe Alexander's für sich in Besitz genommen, und es blieb nur noch die Frage, in welches Verhältniß sie gegen einander treten würden.

11. Kampf und Fall des Antigonus.

(309—301.)

Fünf Feldherren Alexander's, die allein noch auf dem Schauplatze geblieben, waren es, von denen das Schicksal der großen Ländermasse abhing. Der thätige Kassander war bedeutend als Gemahl der Thessalonice, des einzigen übriggebliebenen Sprößlings des königlichen Hauses, und als Besitzer des eigentlichen Stammlandes Macedonien mit dem daran geknüpften Einflusse auf Griechenland. Antigonus hatte die herrlichen Länder des vordern Asien's meistens vereinigt, und seine nie ruhenden Pläne fanden eine starke Stütze in der Treue seines Sohnes Demetrius *), dessen Geist nach allen Richtungen das Abbild des Zeitalters war: in der Liebe zu wissenschaftlicher Bildung, in einer rastlosen jede Hoffnung ergreifenden Beweglichkeit, und in dem Hange zu allem schwelgerischen, aber durch künstlerischen Sinn erhöhten Genuß. Ptolemäus' Charakter schien dem Lande zu entsprechen, das er beherrschte. Zufrieden mit der Sicherheit und dem Reichthum, die es gewährte, strebte er nicht nach ausgebreiteter Herrschaft; doch setzten seine Seemacht und der Besitz von Cypern ihn in stete, unmittelbare Berührung mit den Griechischen Völkern an der Küste von Asien und mit dem eigentlichen Griechenland. Lysimachus' Reich war weniger bedeutend durch seinen Umfang, als wichtig wegen seiner Lage zwischen Asien und Europa. Seleukus stand noch im Hintergrunde (seiner war in dem letzten Frieden gar nicht erwähnt), aber er bereitete sich eine Macht, die bald entscheidend in den Wettkampf der Uebrigen eingriff.

*) Als einst Antigonus fremden Gesandten Gehör gab, und Demetrius, von der Jagd kommend, seinen Vater umarmte und mit seinem Geschoß sich neben ihn setzte, rief Antigonus den fortgehenden Gesandten nach: Erzählt auch dies von uns, daß wir so mit einander stehen.

Der Vorwand, die Griechische Freiheit wiederherzustellen, auch ein Punkt des letzten Friedensschlusses, führte Alle bald wieder gegen einander. Keiner zog seine Besatzungen aus den Griechischen Städten, die er inne hatte, und so konnte Jeder, indem er den Andern zu verdrängen suchte, den Schein annehmen, als wolle er den Frieden nicht brechen, sondern vollziehen, und den Städten ihre Unabhängigkeit verschaffen. Antigonus gab seinerseits seinem Sohn Demetrius den Auftrag dazu, und sandte ihn mit einer Flotte nach Athen. Dieser, mit einem für die Griechische Vorwelt begeisterten Sinn, übernahm dies Geschäft eben so gern, als er es geschickt ausführte (307). Er vertrieb den Demetrius Phalereus, gab Athen seine alte demokratische Verfassung wieder, und Schiffbauholz zur Errichtung einer Flotte her; er schien die alte Macht dieses Staates wiedererzeugen zu wollen. Doch zeigten die Athener durch die Art, wie sie ihren Wohlthäter belohnten, daß ihr alter Sinn schon ganz verschwunden war. Sie nannten ihn und seinen Vater mit dem ihren Vorfahren verhaßten Namen Könige, stellten ihre Standbilder neben denen des Harmodius und Aristogiton, machten sie zu ihren Schutzgöttern, deren Priester künftig statt des Archon Eponymos dem Jahre seinen Namen geben sollten, errichteten auf der Stelle, wo Demetrius vom Schiffe gestiegen, einen Altar, und beschlossen endlich, denselben künftig wie ein göttliches Orakel zu befragen.

Demetrius berauschte sich in diesen Schmeicheleien seines geliebten Athen, und war nach ähnlichem Dank von dem ganzen Griechenlande lüstern. Er hatte auch schon Megara befreit, und wollte Sicyon und Korinth, welche Städte jetzt in des Ptolemäus Gewalt waren, das gleiche Glück gewähren, als sein Vater ihn abrief, um den Herrscher Aegypten's aus dem Besitz Cypern's zu verdrängen. Hier trat Demetrius hülfreich und mächtig auf, und entwickelte in der Belagerung von Salamis seine ganze Erfindungskraft in der Aufstellung neuer und eigenthümlicher Belagerungsmaschinen, die ihm den Namen des Städtebezwingers (Poliorcetes) verschafft hat *). Als Ptolemäus mit seiner Flotte erschien, errang Demetrius mit seinen durch Größe und andere zweckmäßige Einrichtungen ausgezeichneten Schiffen und durch seine Tapferkeit den Sieg (307). Der Milesier Aristodemus, der

*) Plutarch lobt ihn dafür, daß, während andere Könige ihre Kunstliebhaberei auf Flötenspielen, Malen, Drechseln, oder, wie Attalus Philometor, auf Pflanzenkunde und Gärtnerei gewandt hatten, er etwas hervorgebracht habe, was Verstand und Reichthum erfordere, und auch einer königlichen Hand würdig sey.

mit der Nachricht von der gewonnenen Schlacht an den Vater des jungen Helden gesandt ward, eröffnete seine Botschaft mit den Worten: „Glück zu, König Antigonus!" Diese Anrede fand so viel Beifall, daß das Volk den Ruf wiederholte, und Antigonus gab dem nächsten Briefe an seinen Sohn die Aufschrift: „An den König Demetrius." Ptolemäus folgte diesem Beispiele, und Lysimachus, Seleukus und Kassander wurden nun gleichfalls Könige genannt.

Dem Siege bei Cypern folgte unmittelbar die Eroberung der Insel, aber ein von Antigonus mit großer Macht auf Aegypten unternommener Angriff mißlang gänzlich. Ein Sturm trennte die Flotte des Demetrius, und zerstörte einen großen Theil derselben, und Ptolemäus wußte die natürliche Festigkeit seines Landes so gut zu benutzen, daß Antigonus mit dem Landheere, an dessen Spitze er bis an den Nil gekommen war, unverrichteter Sache wieder abziehn mußte. Demetrius kehrte nach Kleinasien zurück, und versuchte zunächst, die durch einen ausgebreiteten Großhandel reiche Insel Rhodus, deren Seemacht alle Fürsten nach ihrer Verbindung lüstern machte, zu einer entschiedenen Vereinigung mit seinem Vater zu nöthigen (305). Die Rhodier aber, welche sich aus Handelsrücksichten nicht gegen Aegypten erklären wollten, widersetzten sich diesem Ansinnen erst mit Bitten; dann, als Demetrius sie zu Wasser und zu Lande, durch Anwendung aller seiner Maschinen und durch seine Belagerungskünste zu bezwingen suchte, mit einem so tapfern, unermüdlichen Widerstande, daß er nach dem Verlauf eines Jahres die Belagerung aufhob. Ein Vertrag sicherte den Rhodiern die Selbständigkeit einer eignen Verwaltung, die Befreiung von einer Besatzung, und die Erlaubniß, in den Kriegen gegen Ptolemäus neutral zu bleiben. Zur Erinnerung an des Demetrius mächtige Kunst und an ihre Tapferkeit baten sich die Rhodier einige seiner Maschinen zum Geschenk aus.

Glücklicher war er in dem eigentlichen Griechenland. Dort hatte Kassander unterdeß seine Macht wieder weit ausgebreitet, und sich, bis auf Sparta, Aetolien und Athen, Alles unterworfen; schon war auch die letztere Stadt gefährlich von ihm bedrohet, und widerstand nur durch die Hülfe der Aetolier. Da erschien Demetrius, drängte Kassander nach Thessalien zurück, und gewann ganz Böotien wieder, nebst dem wichtigen Chalcis auf Euböa. Den Winter brachte er in Athen, wo ihm die Schmeichelei des Volkes den Tempel der Minerva, als den einzig würdigen Aufenthalt, angewiesen hatte, auf eine der jung-

fräulichen Göttin nicht eben angemessene Weise zu. Nach Verlauf desselben ging er nach dem Peloponnes, vertrieb die Besatzungen Kassander's, und ließ sich in dem von ihm gleichfalls befreiten Korinth zum allgemeinen Feldherrn der Griechen ernennen.

Kassander, der sich durch diese Anstalten auf das höchste bedroht sah und von dem Stolze des Antigonus, der seine Friedensanträge mit der Forderung einer unbedingten Unterwerfung beantwortete, das Schlimmste erwartete, rief nun die übrigen Herrscher zu gemeinsamen Widerstande auf. Seleukus, Ptolemäus und Lysimachus erkannten, daß die Gefahr für Alle gleich dringend sey, und schlossen einen Bund mit ihm gegen die drohende Uebermacht des Antigonus (302). Kassander stellte an der Grenze Macedonien's ein zahlreiches Heer gegen Demetrius auf, welcher in Thessalien gelandet war, und die wichtigsten Städte schon erobert hatte; Lysimachus aber ging über den Hellespont, und bemächtigte sich der meisten Griechischen Städte an der Küste von Vorderasien, auch des wichtigen Sardes. Antigonus drängte ihn zwar wieder zurück, konnte ihn aber doch nicht ganz aus Asien verjagen, und nun waren auch Seleukus und Ptolemäus mit ihren Heeren im Anzuge. Er rief daher zunächst den Demetrius, der bei dem glücklichen Fortgange seiner Waffen und mitten unter den glänzendsten Aussichten nur sehr ungern gehorchte, aus Griechenland herbei, und überließ dieses Land für jetzt dem Kassander, um erst den Kampf in Asien zu entscheiden. Demetrius gewann bei seinem Erscheinen in Asien fast alle Griechischen Städte wieder, die Lysimachus eingenommen hatte, und besetzte während des Winters den Hellespont. Dadurch schnitt er alle Verbindung zwischen Lysimachus und Kassander ab, auch gingen viele von des Erstern Truppen aus ihren Winterquartieren zu dem Antigonus über. Indeß kam Seleukus mit einem zahlreichen Heere und der bis dahin unerhörten Anzahl von vierhundert achtzig Elephanten *) herbei, die er bei einem Friedensschluß mit dem Indischen Monarchen Sandrakottus erhalten hatte. Er vereinigte sich mit dem Lysimachus, und obgleich Ptolemäus nicht herbeikam, so erregte doch jene Macht dem drei und achtzigjährigen Antigo-

*) Die Schmeichler des Demetrius verwandelten das, worin die größte Stärke der Nebenbuhler bestand, in Spottnamen. Er allein, sagten sie, sey der wahre König, Lysimachus der Schatzmeister, Ptolemäus der Admiral, Seleukus der Elephantarch. In diesen Zeiten, wo die Elephanten eine so bedeutende militärische Rolle spielten, war der Oberbefehl über sie ein wichtiger Posten.

nus, der seine Gegner bis dahin mit großer Verachtung angesehen hatte, ungewöhnliche Besorgnisse. Bei Ipsus in Phrygien geschah die entscheidende Schlacht. Antigonus fiel *), alle seine Truppen wandten sich zur Flucht; Demetrius konnte von dem ganzen Heere nicht mehr als viertausend Reiter und fünftausend Fußgänger nach der Meeresküste retten (301).

12. Demetrius Poliorcetes.

So war also der stolzeste und furchtbarste unter den Nachfolgern Alexander's vernichtet, sein in Athen zum Gott erhobener Sohn ein Flüchtling, und das herrliche Asiatische Reich eine Beute der Sieger. Lysimachus erhielt ganz Vorderasien bis an den Taurus, dem Bruder des Kassander, Pliskarchus, gab man Cilicien, das übrige kam an Seleukus.

Demetrius baute jetzt seine Hoffnung auf Athen. Dorthin wollte er von Ephesus aus segeln, als ihm schon auf dem Meere ein Athenisches Schiff mit der Nachricht entgegenkam, daß die Stadt ihrem vergötterten Heros die Thore verschließe. Jetzt irrte er wie ein Seeräuber umher. Er griff mit seiner Flotte die Länder des Lysimachus an, der ihm am verhaßtesten war, und plünderte seine Küsten. Hierauf schien das Glück ihm wieder lächeln zu wollen. Der mächtige Seleukus traute seinen Nachbarn Lysimachus und Ptolemäus nicht, und um einen trefflichen Feldherrn zu gewinnen, warb er um die noch sehr junge und schöne Tochter des Demetrius, Stratonice. Aber lange dauerte die Eintracht nicht, welche aus dieser Vermählung hervorging. Demetrius nahm nämlich dem Pliskarchus Cilicien, und da Seleukus die Abtretung dieser wichtigen Provinz verlangte, und ihm im Weigerungsfalle Tyrus, Sidon und Cypern, welche er noch behauptete, zu entreißen drohte, verließ er Asien und wandte sich wieder nach Griechenland (298). In Athen hatte sich ein mächtiger Bürger, Lachares, unter Kassander's Schutze zum Tyrannen aufgeworfen. Demetrius schloß die Stadt zu Wasser und zu Lande ein, und bald stieg die Noth so hoch, daß Lachares die Flucht ergreifen und Athen zitternd vor der Rache des Siegers seine Thore öffnen mußte. Aber dieser

*) Trotz seines Ehrgeizes und der Frevel, die ihm den Weg zur Macht bahnten, muß seine Regierung weit milder gewesen seyn, als die seiner Nachfolger. Es sah Jemand in deren Zeiten einen Phrygischen Landmann in der Erde wühlen, und fragte ihn, was er suche. „Den Antigonus," war die Antwort.

begnügte sich, die Undankbarkeit des wankelmüthigen Volkes dadurch zu bestrafen, daß er Stadt und Hafen jetzt mit einer Besatzung belegte. Hierauf eroberte er auch den größten Theil des Peloponnes wieder, und schlug den König Archidamus von Sparta. Diese Vortheile wurden zwar zum Theil wieder dadurch aufgewogen, daß unterdeß Lysimachus ihm seine noch übrigen Asiatischen Städte, und Ptolemäus Cypern wegnahm, aber sein Glück sollte bald noch weit höher steigen.

Kassander war an einer schmerzlichen und ekelhaften Krankheit gestorben (298), und seine beiden Söhne entflammte die Herrschsucht zu Zwietracht und Frevel. Der älteste Bruder, Antipater, ermordete seine Mutter Thessalonice, weil sie vermeintlich den jüngern, Alexander, begünstigte. Diese furchtbare That zog ihm den Haß aller Macedonier zu, so daß er zu seinem Schwiegervater Lysimachus floh, um von diesem wieder in das Reich eingesetzt zu werden. Der jüngere Bruder, Alexander, fürchtete diesen Beistand des Lysimachus, und rief daher den Demetrius und den König Pyrrhus von Epirus um Hülfe an. Dieser Letztere hatte in jenen Zeiten des raschen Wechsels von Größe und Fall bereits manche Glücksänderung erfahren. Schon als Kind wurde er vor der Mordgier Kassander's nur durch die Flucht zu dem Illyrischen Könige Glaucias gerettet, der alle Anforderungen seines Verfolgers, ihn auszuliefern, standhaft ausschlug. Als er späterhin zur Herrschaft gelangt war, mußte er vor einer Empörung seiner Unterthanen abermals flüchten, und begab sich zum Demetrius, an dessen Seite er bei Ipsus focht, und unter dessen Leitung er sich zu einem der ausgezeichnetsten Feldherren des Alterthums bildete. Durch des Aegyptischen Ptolemäus Hülfe gelangte er nachher wieder zum Besitze seines väterlichen Thrones. Bei seinem großen Talente für den Krieg besaß er einen rastlosen Ehrgeiz, und war daher eben so geneigt und geschickt als Demetrius, die Verwirrungen Macedonien's zu benutzen. Er kam zuerst, vermittelte einen Frieden zwischen beiden Brüdern, und erhielt zur Belohnung einen Theil der an Epirus grenzenden Macedonischen Besitzungen. Nun aber erschien auch Demetrius, und da Alexander ihn nicht wieder zu entfernen wußte, so trachtete er ihm nach dem Leben. Als Demetrius dies erfuhr, beschloß er seinem Feinde zuvorzukommen, und auf seinen Befehl wurde Alexander bei einem Gastmahle niedergehauen (294). Die Macedonier, die sich ohne Herrscher sahen, riefen den Demetrius zum König aus, der nun plötz-

lich mächtiger war, als selbst Kassander es gewesen, da zu der Macedonischen Macht noch seine neuen Griechischen Erwerbungen hinzukamen.

Aber seine Herrschaft friedlich zu befestigen, lag nicht in der Sinnesart des Demetrius. Er führte mit den Aetoliern und dem Pyrrhus Krieg, und nahm ein höchst übermüthiges, tyrannisches Betragen an. In seinem Anzuge ahmte er den Morgenländischen Despoten nach, seiner hülfebittenden Unterthanen Bittschriften warf er ungelesen ins Wasser, die Gesandten der Athener ließ er zwei Jahre lang auf Antwort warten, und einen Spartanischen fuhr er mit den Worten an: Was? nur Einen Gesandten schicken mir die Spartaner? „Ja, antwortete dieser kurz, Einen an Einen."

Berauscht von seinem gegenwärtigen Glücke, vergaß Demetrius, daß es ihm schon mehr als einmal untreu geworden, und machte außerordentliche Zurüstungen, das Reich seines Vaters in Asien wiederzugewinnen. Aber die gemeinsame Gefahr rief auch das alte Bündniß zwischen Seleukus, Lysimachus und Ptolemäus, zu denen sich diesmal auch Pyrrhus gesellte, wider ihn auf. Gefährlicher noch ward ihm die Stimmung seines eignen Heeres. Schon lange mit seinem Uebermuthe und seinem Stolze unzufrieden, gingen die Soldaten zu dem Pyrrhus über, in dessen Herablassung und einfachen Sitten sie eine größere Aehnlichkeit mit ihren geliebten Königen, dem Philipp und Alexander, fanden, und Demetrius mußte sein Heil in der Flucht suchen. In Macedonien theilten sich Pyrrhus und Lysimachus (287), nachdem Demetrius es sieben Jahre beherrscht hatte.

Noch einmal brachte dieser eine hinreichende Macht zusammen, um in Asien landen und dem Lysimachus Karien und Lydien wegnehmen zu können. Als er nun aber nach Phrygien ging, um von da aus über Armenien in Medien einzudringen, ward er abermals durch Mangel an Lebensmitteln und durch den Unwillen seiner Soldaten gehemmt. Aber was noch schlimmer war, er sah sich abgeschnitten von seinem wahren Elemente, dem Meere, da die Cilicischen Pässe ihm verschlossen waren. Nun gab es keinen Anknüpfungspunkt mehr für ihn, und trotz einiger glücklichen Kämpfe mit Seleukus, der ihm mißtrauisch und ängstlich den Weg nach Syrien verlegte, mußte er sich diesem seinem Schwiegersohne endlich ergeben. Seleukus wies ihm einen Aufenthaltsort in Syrien an, wo Demetrius, endlich von jeder Gelegenheit zur Ausführung neuer ehrgeiziger Entwürfe entfernt, sich weichlicher Trägheit, dem Spiel und dem Trunke ergab, und nach

einigen Jahren starb (284). Und da die Macht, welche sein Sohn Antigonus Gonatas in Griechenland noch behauptete, verhältnißmäßig nur unbedeutend war, so hatten nun die Drei, Ptolemäus, Seleukus und Lysimachus, welcher den Pyrrhus verdrängt und ganz Macedonien mit seinen übrigen Besitzungen verbunden hatte, das Erbe des großen Alexander inne. Nur zwischen diesen konnten noch Kämpfe um den Besitz des Ganzen entstehen, oder vielmehr nur zwischen Seleukus und Lysimachus, denn des Ptolemäus Sinnesart leitete ihn eben so wenig zu solchen Unternehmungen, als die Lage seines Landes sie begünstigte. Doch spielte seine an Lysimachus verheirathete Tochter, Arsinoë, dabei eine Rolle. Der Haß, mit welchem sie ihren Stiefsohn, den Agathokles, verfolgte, zu dessen Hinrichtung sie sogar ihren Gemahl bewog, ward Schuld, daß zwischen diesem und Seleukus ein Krieg ausbrach, in welchem der lange Streit zwischen den Königen zur letzten Entscheidung gebracht ward.

Seleukus nämlich, aufgefordert durch die zu ihm geflüchtete Familie des hingerichteten Agathokles und dessen ganzen Anhang, unternahm einen Angriff auf das Asiatische Reich des Lysimachus. Es fiel ihm fast ohne Schwertstreich in die Hände, und als Lysimachus mit einem Heere herbeieilte, verlor er, vier und siebzig Jahr alt, in Phrygien am Hellespont (281), Schlacht und Leben gegen Seleukus, dem nun Keiner Thracien und Macedonien streitig zu machen schien. Schon war er auch über den Hellespont gegangen, um so zu der großen Masse, welche er von Alexander's Eroberungen an sich gebracht hatte, nun auch das Stammland hinzuzufügen. Aber als er nicht mehr fern von Lysimachia war, ward er von dem Ptolemäus Keraunus, des Aegyptischen Königs Sohn, den er einst als einen Flüchtling günstig aufgenommen hatte, in seinem sieben und siebzigsten Jahre ermordet (280). Der Mörder schwang sich auf den Macedonischen Thron, Kleinasien aber blieb mit dem Reiche der Seleuciden vereinigt.

---

13. Aegypten unter den Ptolemäern.

Das reiche und wichtige Aegypten war diejenige Provinz der Monarchie Alexander's, welche sich zuerst und dauernd zu einem eignen selbständigen Königthum bildete. Die ersten Ptolemäer fügten noch einige andere bedeutende Besitzungen hinzu, welche dem Hauptlande größtentheils nahe lagen, und ihm zum Schutze oder zu einer sonsti-

gen Ergänzung seiner Macht und seiner Hülfsquellen dienten. Es waren dies Palästina, Cölesyrien und Phönicien, welche für Seemacht und Handel wichtigen Länder nach dem Sturze des Antigonus lange Zeit von den Ptolemäern behauptet wurden, dann Cyrene *), die Insel Cypern, mehrere Landschaften Kleinasien's, die Cykladen, ja sogar Thracische Seestädte.

Ptolemäus I. (zum Unterschiede von seinen Nachfolgern Soter oder Lagi genannt) starb 284, und hinterließ das Reich seinem Sohne Ptolemäus II. Philadelphus (st. 246), welchem Ptolemäus III. Euergetes (st. 221) folgte. Diese drei Herrscher regierten Aegypten ein ganzes Jahrhundert lang glücklich und mit außerordentlichem Glanze. Der Welthandel, dessen Sitz Alexandria war, gab unermeßliche Schätze, Aegypten wurde das reichste und blühendste Land. Alexandria war eine der größten und prächtigsten Städte der damaligen Welt. Es zählte über 300,000 freie Einwohner, wobei man nicht vergessen muß, daß die Zahl der Sklaven im Alterthume immer noch weit beträchtlicher war. Bei dem Tode des zweiten Königs fanden sich 740,000 Talente im Schatze **), eine Flotte von mehr als zweitausend Schiffen, und ein besoldetes Heer von 240,000 Mann. Der kriegerische Ptolemäus III. war es vornehmlich, der die auswärtigen Besitzungen erweiterte. Er führte einen sehr glücklichen Krieg gegen Syrien, wovon nachher. Dieses Ptolemäus Gemahlin war die schöne Berenice, deren vielbesungenes Haar noch jetzt auf den Himmelskarten als Sternbild lebt.

Aber nicht bloß Reichthum und Macht zeichneten Aegypten aus, sondern schon der erste, vornehmlich aber der zweite Ptolemäus, eröffneten ihr Land, besonders ihre Hauptstadt Alexandria, den durch die zerrüttenden Kämpfe jener Zeit verscheuchten Griechischen Gelehrten und Künstlern als eine Zuflucht. In dem schönsten Theile von Alexandria, Bruchion genannt, war ein Gebäude, das Museum, in welchem ausgezeichnete Gelehrte mit königlicher Freigebigkeit unterhalten wurden, und in litterarischer Gemeinschaft lebten. Zugleich hatten die Ptolemäer in zwei Bibliotheken, deren eine ebenfalls im Bruchion, die andere im Tempel des Serapis war, fast alles damals litterarisch

*) Cyrene's Lage blieb schwankend. Es bildete bald einen unabhängigen Staat, bald war es mit Aegypten vereinigt, bis es den Römern zufiel.

**) Nach Appian. Sind hier auch wol kleine Ptolemäische Talente zu verstehen, so kommt doch eine Summe von mehr als zweihundert funfzig Millionen Thaler unseres Geldes heraus.

Vorhandene zusammengebracht; so daß jene Gelehrten zu ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht nur die vollkommenste Muße, sondern auch den reichsten Stoff fanden. (Vergl. unten S. 246.)

Doch bei allem Glanze, den der unermeßliche Reichthum, die große Kriegsmacht, das verfeinerte Leben, der mit Wissenschaft und Litteratur getriebene Luxus der Herrschaft des Ptolemäischen Geschlechts gaben, konnte doch kein Volksleben und keine Volkskraft gedeihen. Die königliche Gewalt war unumschränkt, die Aegypter betrachteten ihre Herrscher wie Ausländer, die in der Mitte ihrer Griechischen Stadt und ihrer Griechen ein ihnen völlig fremdes Leben führten. Und da ihr starrer, an dem Herkömmlichen mit der größten Aengstlichkeit festhaltender Sinn von den Ptolemäern so weit geschont wurde, als es mit der Oberherrschaft verträglich war, da ihre Lebenseinrichtungen und ihre religiösen Institute ihnen gelassen wurden, erschlafften sie immer mehr, und verloren die Thatkraft, die sie gegen die Herrschaft der Perser noch so oft in die Waffen gebracht hatte. Uebrigens erlaubte sich der geldgierige Hof die härtesten Bedrückungen bei der Erhebung der Steuern, wenigstens in den außerägyptischen Provinzen. Wir finden ein Beispiel der Verpachtung derselben für Cölesyrien und Palästina an einen Juden, der sich zu dem Doppelten des vor ihm gethanen höchsten Gebots anheischig machte, und nun, von Aegyptischen Soldaten unterstützt, entsetzliche Erpressungen übte. Ueberhaupt spielten die Juden, welche in großer Zahl nach Aegypten gekommen waren, am Hofe der spätern Ptolemäer eine bedeutende Rolle.

Ptolemäus Euergetes war der letzte kräftige König aus diesem Geschlechte. Mit Ptolemäus IV. Philopator beginnt eine Reihe höchst elender Fürsten; Tyrannei, Grausamkeit, Unthätigkeit, Ueppigkeit, Ausschweifungen, Herrschaft der Buhlerinnen und unwürdiger Günstlinge, Verwandtenmord, blutige Thronstreitigkeiten, das sind die hervorstechenden Züge in der Geschichte der folgenden Ptolemäer. Unter solchen Königen mußten die Macht und politische Größe des Reiches bald sinken. Als nach dem Tode des Ptolemäus Philopator die Vormünder seines unmündigen Sohnes Ptolemäus V. Epiphanes sich entzweiten, wollten die Könige von Syrien und Macedonien diese Verwirrung benutzen, Aegyptische Provinzen an sich zu reißen. In der That gingen damals Cölesyrien, Phönicien, Palästina, die Kleinasiatischen Landschaften und die Thracischen Städte verloren. Einem spätern Versuche von Seiten des Syrischen Königs Antiochus Epiphanes, ganz Aegyp-

ten zu gewinnen, machte nur die Einmischung der Römer, an die man sich angstvoll um Hülfe wandte, ein Ende (168).

Bald nachher wurde Aegypten durch Thronstreitigkeiten zwischen zwei Brüdern der regierenden Familie aufs äußerste verwirrt. Auch hier waren die Römer Schiedsrichter, indem sie eine Theilung anordneten, so daß sich in dieser Abhängigkeit bei äußern und innern Verhältnissen die kläglichste Ohnmacht der Regierung offenbarte. Der überlebende jener beiden Brüder, zuletzt wieder Herr des Ganzen, Ptolemäus VII. Physkon (der Schmeerbauch) war an Seele und Leib ein Ungeheuer. Den fremden Söldnern gestattete er solche Frevel, daß täglich Blutströme flossen. In Todesfurcht verließ das Volk die Stadt, so daß Ptolemäus Fremde einladen mußte, sie wieder zu füllen. Ein Gymnasium ließ er anzünden, so daß Viele der Jünglinge, die darin versammelt waren, in den Flammen umkamen, die sich retten wollten, wurden von Soldaten niedergehauen. Endlich brach eine Empörung aus, Ptolemäus mußte aus Alexandria flüchten; und damit man seinen Sohn, der in Cyrene Statthalter war, nicht statt seiner zum König ernenne, lockte er ihn zu sich, und ließ ihn hinrichten. Als nun in Aegypten Kleopatra, Gemahlin und Schwester des Tyrannen, zur Herrscherin erhoben wurde, befahl er, um sich zu rächen, einen mit ihr erzeugten Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben, zu tödten, zu zerstückeln, und eine Kiste mit den Gliedern, der Mutter an ihrem Geburtstage zu überreichen. Zu so tiefer Entartung waren diese Orientalischen Reiche und Völker herabgesunken. Denn wenn ein solcher Grad von Scheußlichkeit auch selten war, so sehen wir doch ein großes Verderben, als dessen Spitze er erscheint, in der ganzen Zeit verbreitet.

Ptolemäus Physkon eroberte nachher mit Soldtruppen Aegypten wieder; nach seinem Tode wurde seine Nachfolgerin Kleopatra, eine Tochter jener oben erwähnten Kleopatra, auf den Befehl eines ihrer Söhne ermordet. Und so ging es fort in Gräueln, Zwist und unsäglicher Verwirrung, bis die Ptolemäer sämmtlich ihren Untergang fanden, und Aegypten, wie weiterhin ausführlicher erzählt werden wird eine Beute Rom's wurde.

---

14. Syrien unter den Seleuciden.

Das Syrische Reich des tapfern Seleukus I. Nikator umfaßte nach dem Siege desselben über den Lysimachus (S. 221.) alle Asiatischen

Länder vom Hellespont bis an den Indus, und bestand also damals etwa in den Grenzen, die Cyrus dem Persischen Reiche gegeben. Seleukus hatte in den Friedensperioden seiner Regierung manches zur Organisation dieses ungeheuern Reiches gethan. Syrien wurde das Hauptland, seine Residenz das von ihm erbaute Antiochia am Orontes, unter allen seit Alexander von Griechen in Asien erbauten Städten die berühmteste und eine Reihe von Jahrhunderten wegen ihrer Größe, Volksmenge, Cultur, so wie wegen ihres Reichthums und Luxus die erste unter den Städten Asien's. Seleucia am Tigris trat an die Stelle des seitdem verfallenden und verlassenen Babylon, und wurde gleichfalls eine der volkreichsten Städte. Auch noch eine große Anzahl anderer Städte wurden von ihm entweder ganz neu gegründet, oder erweitert und durch Einzöglinge gräcisirt. Denn da seine ganze Herrschaft nicht auf Orientalische sondern auf Macedonisch-Griechische Nationalität basirt war, so fühlte er das Bedürfniß, der letztern so vielen Raum zu ihrer Erweiterung als möglich zu gewähren. Aber dieses Bestreben konnte der unermeßlichen Räume wegen, innerhalb deren es durchgeführt werden sollte, nur sehr unvollkommen gelingen. Die Verschiedenheit zwischen dem Griechisch-Macedonischen Wesen der Herrscher und dem von ihnen verachteten Orientalischen der Beherrschten die wiederum unter sich sehr ungleichartig waren, und die große, unübersehbare Ländermasse machten, daß das Syrische Reich nicht einmal so viele innere Festigkeit gewann als Aegypten, und daß sich nach dem Tode des Stifters einzelne Theile desselben schnell ablös'ten. Daß Antiochia zum Sitze der Regierung gemacht ward, war von schlimmen Folgen für das Reich, denn es wurde dadurch in alle Händel des Westens verwickelt, und an feindlichen Reibungen unter den Herren der verschiedenen aus Alexander's Erbe entstandenen Monarchien fehlte es fast nie. Bündnisse, um gegen den Ehrgeiz eines Dritten gesichert zu seyn, oder zur gemeinschaftlichen Beraubung und Vernichtung eines andern Staates, wurden geschlossen, und öfters sollten Verschwägerungen der Könige die Bande fester ziehen, deren schnelle Erschlaffung die Selbstsucht, die sie geknüpft, fürchtete.

Dem Seleukus Nikator folgte sein Sohn Antiochus I. Soter (280—262), dem der Vater schon bei seinem Leben seine Gemahlin Stratonice abgetreten hatte, weil Antiochus von einer solchen Leidenschaft für sie ergriffen wurde, daß er erkrankte und dem Tode nahe kam. Diesem Könige gelang keine seiner Unternehmungen. Er mußte

seine Versuche, Bithynien und Macedonien zu gewinnen, aufgeben, konnte Pergamum, welches sich von Syrien losgerissen hatte, nicht wieder unterwerfen, und eben so wenig die Gallier, die damals in Asien eingedrungen waren, wieder vertreiben.

Antiochus II. der Gott (Theos), zuerst schändlicherweise so genannt von den Milesiern, weil er sie von einem Tyrannen befreit hatte (262—247), war in einen Krieg mit Ptolemäus Philadelphus verwickelt, als Parthien und Baktrien sich von seiner Herrschaft losmachten. Dadurch wurde er zum Frieden mit Aegypten geneigt, und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er sein Weib Laodice (die väterlicher Seits seine Schwester war) verstieß und Berenice, Tochter des Philadelphus, heirathete, auch deren Nachkommenschaft den Thron versicherte. Berenice ward dem Antiochus mit einer Aussteuer von unermeßlichen Schätzen zugeführt. So groß war die Ueppigkeit dieser Herrscher, daß Berenice kein anderes als Nilwasser trank, welches ihr in goldenen Gefäßen aus Alexandria gesandt ward. Als nun Ptolemäus Philadelphus wenige Jahre nachher starb, verstieß Antiochus die Berenice, und rief die Laodice wieder zu sich, die aber seinem Wankelmuthe nicht traute und ihn bald vergiften ließ. Ihr ältester Sohn Seleukus II. Kallinikus (247—227) bestieg den Thron; Berenice floh mit ihrem Sohne nach Daphne bei Antiochia, wo sie von den Truppen des Seleukus belagert ward. Ihr Schicksal machte auf die Kleinasiatischen Städte einen solchen Eindruck, daß sie sich wider den Seleukus empörten; auch ihr Bruder Ptolemäus Euergetes zog ihr mit großer Macht zu Hülfe. Aber noch ehe er herbeikam, hatte Seleukus die Unglückliche mit ihrem Sohne und ihrem ganzen Aegyptischen Gefolge umbringen lassen.

Diesen schändlichen Frevel zu rächen begann Ptolemäus nun einen Krieg, welcher eben so langwierig als für Asien zerstörend wurde. Seine Heere durchzogen siegreich alle Satrapien bis nach Baktrien hin, und von der ganzen Syrischen Monarchie blieben nur einige Striche Vorderasien's in der Gewalt der Seleuciden. Es scheint die Absicht des Ptolemäus gewesen zu seyn, das Reich Alexander's des Großen herzustellen, aber ein Aufstand in Aegypten nöthigte ihn, zurückzukehren, ehe er seine Herrschaft hatte befestigen können. Viele Heiligthümer, unzählige Bildsäulen und andere Kostbarkeiten, und eine unermeßliche Kriegssteuer führte er von dannen. Von seinen Eroberungen blieb ihm im nachherigen Frieden nur eine Anzahl Kleinasiatischer Küstenstädte.

Während des Krieges hatte sich Antiochus Hierax, ein Bruder des Seleukus, gegen ihn empört, und sich in einem großen Theile von Vorderasien unabhängig gemacht. Seleukus forderte ihn jetzt auf, gegen Aegypten gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, und dies bewog den Ptolemäus einen Stillstand zu schließen. Da aber der junge Antiochus nunmehr trachtete, das ganze Reich des Seleukus an sich zu reißen, so begann ein schwerer, blutiger Kampf zwischen den Brüdern, in welchem das unglückliche Kleinasien besonders dadurch litt, daß er vom Antiochus mit Schaaren jener nach Asien gekommenen Gallier geführt ward, die sich als Söldner zu vermiethen pflegten, und die Länder furchtbar verheerten. Antiochus mußte zuletzt sein Heil in der Flucht suchen, Seleukus zog nach dem Ende dieser Unruhen gegen die Parther, ward aber von ihnen geschlagen.

Seleukus Keraunus, der Sohn des Kallinikus, ward schon im dritten Jahre seiner Regierung vergiftet (224), und ihm folgte sein erst funfzehnjähriger Bruder Antiochus III., welcher nachmals der Große genannt ward. Der Jüngling ließ sich ganz von einem unwürdigen Günstlinge, dem Karier Hermias, beherrschen, der ihm die schädlichsten Rathschläge gab. Lange hielt Hermias den König ab, gegen die Satrapen von Medien und Persien, Molo und Alexander, die sich zu unabhängigen Königen aufgeworfen hatten, in Person zu Felde zu ziehn, bis mehrere gegen sie abgeschickte Heere geschlagen worden waren, und die Empörung immer weiter um sich griff. Da erkannte Antiochus die drohende Gefahr, zog selbst über den Tigris, und gewann einen großen Sieg; die aufrührerischen Satrapen gaben sich selbst den Tod. Hermias aber wurde jetzt durch seinen steigenden Uebermuth auch dem Könige so verhaßt, daß dieser ihn ermorden ließ. Nachdem Antiochus sich auf diese unkönigliche Weise von einem Günstlinge, der lästiger Gebieter geworden war, befreit hatte, dachte er an die Vertreibung der Aegypter aus Cölesyrien und Phönicien. Anfangs begünstigte ihn das Glück; dann aber wurde er von Ptolemäus Philopator bei Raphia so geschlagen (217), daß er Frieden schließen, und alles Eroberte herausgeben mußte.

Nach diesem Kriege griff Antiochus seinen Oheim Achäus an, einen redlichen Mann, der beim Tode des Seleukus Keraunus die von mehreren Seiten an ihn ergangenen Aufforderungen, selbst das Diadem zu nehmen, ausgeschlagen hatte, dann aber, durch die Ränke des Hermias bedroht, keinen Ausweg zur Rettung gesehen hatte, als

sich in Kleinasien zum Könige aufzuwerfen. Er wurde jetzt in Sardes belagert, wo er sich mit großer Tapferkeit vertheidigte, bis ihn Venther dem Antiochus auslieferten. Anfangs ward dieser bei seinem Anblick gerührt und zum Mitleid bewegt, aber seine Rathgeber stimmten ihn bald um, und er ließ den Unglücklichen grausam hinrichten.

Als er auf diese Weise sein Ansehen in Vorderasien wieder hergestellt hatte, zog er gegen Parthien, dessen König unterdeß Medien genommen hatte, und gegen Baktrien. Zuletzt hielt er es für das beste, die Könige beider Länder durch Verträge als unabhängig anzuerkennen. Da er aber Medien wieder gewonnen und in anderen Satrapien die Ordnung wieder hergestellt hatte, so gewann er durch diesen Zug den Ruhm eines thätigen und kriegerischen Fürsten. Nach seiner Rückkehr wollte er die, durch die Minderjährigkeit Ptolemäus V. Epiphanes herbeigeführte Gelegenheit, sich auf Kosten Aegypten's zu vergrößern, benutzen, und es ist oben schon erzählt, daß damals Cölesyrien, Phönicien und Palästina, wonach die Seleuciden so lange gestrebt hatten, an Syrien kamen. Wie Antiochus einige Zeit nachher mit den mächtigen Römern in verwickelte Händel gerieth, von ihnen besiegt wurde, und mit einem großen Theile seines Königreichs seinen früher erworbenen Herrscherruhm einbüßte, wird in der Römischen Geschichte erzählt werden. Er ward im Jahre 187 ermordet.

Nach ihm sank das Syrische Reich immer mehr. Antiochus IV. Epiphanes (176—164), den wir schon als einen Bekämpfer Aegypten's kennen gelernt haben, machte sich durch Ausschweifungen und wahrhaft aberwitzige Handlungen verächtlich. Unter ihm empörten sich die Juden, und konnten nicht wieder unterworfen werden. Vom Tode des Antiochus Epiphanes an nahmen innere Zwistigkeiten und Bürgerkriege überhand. In dem Maaße, wie der äußere Umfang und die Hülfsquellen des Reiches abnahmen, stieg die innere Verwirrung, und die Fürsten wurden immer elender. Seit dem Jahre 144 war Syrien durch heftige Streitigkeiten unter verschiednen Thronprätendenten fast immer in zwei Theile zerrissen. Antiochus VII. Sidetes zog mit 80,000 Soldaten, denen in Orientalisch üppiger Weise ein Troß von 300,000 Menschen folgte, wider die Parther, und ging mit dem ganzen Heere zu Grunde (129). Seitdem war die Macht der Seleucidischen Monarchie für immer gebrochen. Elende Tyrannen kämpften unter Freveln und Gräueln um das äußerst verkleinerte Reich, von dessen gänzlichem Untergange (64 v. Chr.) in der Folge die Rede seyn wird.

15. Kleinere und entferntere Asiatische Staaten.

Unter den neuen Staaten, welche sich durch Loskreißung von dem großen Syrischen Reiche bildeten, war der von Pergamum der erste. In dieser Mysischen Stadt ließ Lysimachus seine Schätze aufbewahren, und hatte zum Aufseher derselben den Philetärus bestellt. Aber dieser, durch Hofränke verfolgt, benutzte die durch den Untergang des Lysimachus und den bald darauf erfolgenden Tod des Seleukus Nikator entstehenden Verwirrungen, um sich mit Hülfe jener Schätze unabhängig zu machen. Sein Neffe, Eumenes I., befestigte diese Herrschaft durch einen Sieg über Antiochus Soter (263), und dieses Eumenes Neffe und Nachfolger Attalus I. nahm nach einer siegreichen Schlacht über die Gallier (239) den königlichen Titel an. Er starb 197, und hinterließ den Thron seinem Sohne Eumenes II. (bis 158), unter welchem der Staat, durch Umstände, welche die Römische Geschichte erzählen wird, eine bedeutende Ausdehnung erhielt. Im Wetteifer mit den Aegyptischen Königen haben sich die Attalen (so werden alle Könige von Pergamum genannt) durch wissenschaftliche Anstalten einen ehrenvollen Namen erworben. Sie sammelten in ihrer Hauptstadt eine große und im Alterthum nächst der von Alexandria sehr berühmt gewordene Bibliothek *).

Gallische Schaaren kamen im Jahre 278 von Thracien, welches sie damals durchstreiften, auf die Einladung des Bithynischen Königs Nikomedes I. nach Kleinasien herüber. Sie durchzogen fortan, ohne sich um die festen Städte zu kümmern, das offene Land, und zehrten von dessen Ueberfluß, Antiochus Soter besiegte sie, aber ohne bedeutenden Erfolg; und es wird berichtet, der Schrecken, der vor ihnen hergegangen, sey so groß gewesen, daß nicht nur ganz Kleinasien, sondern sogar die Syrischen Könige sich dazu hätten verstehen müssen, ihnen Zins zu zahlen **). Sie hauf'ten noch vierzig Jahre auf die bisherige Weise in der Halbinsel, bis Attalus I. von Pergamum Vortheile über sie erfocht, und sie zu dem Entschlusse brachte, sich in einem Theile von Großphrygien, der von da an den Namen Galatien führte,

*) Bei dieser Gelegenheit ward, als man ein einheimisches Surrogat für den Aegyptischen Papyrus suchte, die Bereitung der Ziegen- und Eselshäute zum Schreibgebrauch erfunden, oder doch vervollkommnet. Daher charta pergamena, Pergament.

**) Livius, XXXVIII, 16.

förmlich niederzulassen. Auch hier blieben sie noch furchtbar, dienten aber auch in den Kämpfen der Asiatischen Fürsten als Soldtruppen.

Unter der Regierung des Antiochus Theos empörte sich ein vornehmer Parther, Arsaces (256), und machte sein Vaterland von den Syrischen Königen unabhängig, begünstigt, wie es scheint, durch den Siegeszug des Ptolemäus Euergetes *). Mit Arsaces beginnt eine lange Reihe von Königen, die auf Kosten der Seleuciden ihre Herrschaft immer weiter ausbreiteten. Arsaces II. schlug den Seleukus Kallinikus (238) so, daß die Parther von diesem Siege die Jahre ihrer Unabhängigkeit zählten. Daß Antiochus der Große trotz eines nicht unglücklichen Feldzugs diese Unabhängigkeit anerkannte, ist schon erzählt. Einer der folgenden Könige, Mithridates I. oder Arsaces VI. (174—137), machte eine Reihe großer und glänzender Eroberungen, und dehnte die Grenzen des Reichs im Westen bis an den Euphrat, im Osten bis über den Indus aus. Das herrschende Volk, die Parther, behielt lange die Lebensweise und Sitten kriegerischer Nomaden. Sie waren die trefflichsten Reiter und Bogenschützen. Ihre Könige wohnten im Sommer in dem kühlen Ekbatana, im Winter zogen sie nach dem am östlichen Ufer des Tigris Seleucia gegenüber liegenden Ktesiphon, welches aus einem Flecken zu einer großen, blühenden Stadt erwuchs.

In Baktrien war es kein Asiate, sondern der Griechische Statthalter Theodotus, der sich von Syrien unabhängig machte. Dieses Reich wurde zu gleicher Zeit mit dem Parthischen gestiftet, dauerte aber viel kürzere Zeit. Es trieb mit Indien einen großen Handel, und die Könige von Baktrien machten dort auch Eroberungen. Einer dieser Könige, voll Stolz auf das weite Gebiet, das er beherrschte, nahm den Titel Großer König an, durch welchen einst die Persischen Monarchen den Glanz ihrer Herrschaft bezeichnet hatten. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, Griechen in dieser weiten Entfernung von ihrem Vaterlande und ohne alle Verbindung mit ihren Stammgenossen, in der Mitte fremder kriegerischer Völker herrschen zu sehen. Nachdem etwa hundert und dreißig Jahre verflossen waren, wurde das Baktrische Reich von nomadischen Barbaren, die von jenseits des Jaxartes herkamen, zerstört (um 126), und die Provinz Baktrien nachmals von den Parthern erobert.

*) Flathe Geschichte Macedonien's, Th. II. S. 216.

Die Juden, welche, wie alle Völker unter Persischer Schutzherrschaft, dem Macedonischen Eroberer zugefallen waren, theilten nach dessen Tode die Schicksale Cölesyrien's und Phönicien's. Von dem Sturze des Antigonus bis auf den Ptolemäus Epiphanes standen sie unter Aegyptischer Oberhoheit, zahlten Tribut, lebten aber übrigens ungestört nach ihren eigenen Gesetzen. Durch Antiochus den Großen kamen sie unter die Herrschaft der Seleuciden, und bald begann eine unglückliche Periode für dies Volk. Der Geldmangel, welcher die Syrischen Könige nach dem unglücklichen Kriege gegen Rom drückte, machte das Hoheprieſterthum käuflich, wodurch Parteiungen unter den Juden entstanden. Antiochus Epiphanes plünderte die Tempelschätze, und um das Volk geschmeidiger zu machen, wollte er ihm die Sitten und die Religion seiner Väter entziehen, und ihm dafür Griechische Cultur und Griechischen Götterdienst geben. Aber die Härte und Grausamkeit, mit welchen er diese Befehle durchzusetzen trachtete, erweckten Märtyrer und Eiferer für die väterliche Religion; das gereizte Volk ergriff die Waffen, und erschrak nicht vor der großen Macht Syrien's. Ein Priester, Matthatias, sammelte einen entschlossenen Haufen um sich, und fing an, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben (167). Als er bald darauf starb, stellte sich sein tapferer Sohn, Judas Makkabäus, an die Spitze der begeisterten Schaaren, und schlug die Syrer in mehreren Treffen. Nach seinem Tode (161) wußte sein Bruder Jonathan, der auch Hoheprieſter wurde, die Syrischen Thronstreitigkeiten klug zu benutzen, so daß beide Parteien nach der Unterstützung der Juden strebten, und diese kein unbedeutendes Gewicht in die Schale des Bewerbers legten, für den sie sich erklärten. Auch von den Römern wurde Jonathan begünstiget. Sein Bruder und Nachfolger Simon (von 143 an) stand als Hoheprieſter und Fürst an der Spitze des Jüdischen Staats. Er war mit dem Könige Demetrius von Syrien in friedlichem Vernehmen, und erhielt von ihm Befreiung vom Tribut. Seinen Sohn Johannes Hyrkanus (seit 137) überzog Antiochus Sidetes wieder mit Krieg, und Hyrkanus mußte einen unrühmlichen Frieden eingehen, aber nach dem unglücklichen Feldzuge jenes Königs wider die Parther machte er sich wieder unabhängig. Er vergrößerte den Staat durch Eroberungen, und sein Sohn Aristobulus nahm den königlichen Titel an (107). Allein die bessere, durch die heldenmüthigen Kämpfe der Makkabäer gehobene Zeit war nun auch schon vorüber, und die einheimischen Tyrannen, welche die Juden jetzt beherrschten,

waren noch verderbter als die früheren ausländischen. Was sich aus den alten Zeiten noch Gutes gerettet hatte, schwand hin, und die inneren Streitigkeiten wurden von einem verderblichen Sectenhasse genährt.

Es hatten sich nämlich um diese Zeit unter den Juden die religiösen Secten der Phariſäer und Sadducäer gebildet, die einander mit Haß und Verfolgung entgegentraten. Die Phariſäer hatten durch willkürliche Auslegungen und vorgebliche mündliche Ueberlieferungen das Moſaiſche Geſetz mit einer großen Menge äußerlicher, kleinlicher Vorſchriften überladen, auf deren pünktliche, peinlich ſtrenge Ausübung ſie den größten Werth legten. Viele unter ihnen waren Heuchler und Scheinheilige, aber ſie wußten ſich bei dem Volke in Anſehen zu ſetzen, und hatten es auf ihrer Seite. Die Sadducäer hingegen hatten nur unter den Reichen und Vornehmen Anhänger. Sie verwarfen die Grübeleien und Ueberlieferungen der Phariſäer, und hielten ſich nur an das geſchriebene Geſetz in buchſtäblicher Auslegung. Unſterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung leugneten ſie. — Noch eine Secte war die der Eſſäer oder Eſſener, welche in Abgeſchiedenheit von der Welt, aber in Verbindung unter ſich, wie die ſpäteren Mönche, unter frommen Uebungen lebten. — Uebrigens konnten auch die reichen und vornehmen Juden, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher dies Volk immer an den Gebräuchen ſeiner Vorfahren hing, der damals im ganzen weſtlichen Aſien herrſchenden Hinneigung zu Griechiſcher Sitte nicht widerſtehen; beſonders aber verbreitete ſie ſich unter den in großer Zahl zu Alexandrien lebenden Juden. Dieſe nahmen nach und nach die Griechiſche Sprache an, und Manche von ihnen beſchäftigten ſich eifrig mit der Griechiſchen Litteratur.

Noch gab es einige Länder in Vorderaſien, die von Alexander nicht völlig erobert, auch nach ſeinem Tode nicht bezwungen wurden, ſondern ſich zu ſelbſtändigen Staaten bildeten.

In Bithynien behauptete ſich ein einheimiſcher Fürſt, Bias, gegen einen Feldherrn des Alexander, und ſein Sohn Zipötes gegen den Lyſimachus. Nach deſſen Tode machte ſich Nikomedes I., der Sohn des Zipötes, völlig unabhängig. Er behauptete ſich mit Hülfe der von ihm, wie oben ſchon erwähnt iſt, herbeigerufenen Gallier, und nahm den Königstitel an. Er ſtarb 246. Von ſeinem Enkel Pruſias I. ward der Staat durch einen glücklichen Krieg gegen die Griechiſche, zwiſchen dem Parthenius und Sangarius mächtig herrſchende Handelsſtadt He-

raklea bedeutend vergrößert (196); und wir werden auch diese Könige durch ihre Stellung zwischen Pergamum, Macedonien und Syrien in dem allgemeinen Staatenzusammenhang zu den Zeiten des Römischen Einflusses nicht ohne Gewicht sehen.

Auf gleiche Weise behaupteten sich die Kappadocier, ungeachtet ihr Land, wie wir oben gesehen, schon einmal in den Händen der Griechen gewesen war (S. 205.), indem Eumenes dasselbe zu seiner Satrapie erhalten hatte. Aber Ariarathes, der seinen Stamm von einem der sieben Pasargaden (Th. I. S. 156.) ableitete, gewann nach Eumenes' Tode, während der großen Kriege zwischen den Feldherren Alexander's, dieses seinem Vater entrissene Land durch Armenische Hülfe wieder (310), und behauptete es seit dieser Zeit unabhängig von den Griechischen Fürsten. Mit diesen, besonders den Syrischen, kamen die Kappadocischen Könige bald in genaue Verbindung und Verschwägerung, und wurden so in die Verwickelungen der Asiatischen Staatenverhältnisse gezogen. Von der Verfassung dieses Staats weiß man, daß neben dem Könige eine Anzahl von adeligen Dynasten bestand, welche mit demselben allein Herren aller Grundstücke und der darauf haftenden Leibeignen waren. Großen Einfluß auf das Ganze übte ein Hoheprieſter, welcher der nächste nach dem Könige und mit ihm aus gleichem Geschlechte war. Der Tempel, worin dieser Priester dem heiligen Dienst der durch ganz Vorder- und Mittelasien unter verschiedenen Namen verehrten Naturgötter vorstand, war in Comana, wo ihm weitläufige Ländereien und mehr als sechstausend Leibeigene (Hierodulen) gehörten.

Die beiden Reiche Paphlagonien und Pontus erhielten sich durch dieselben Umstände, welche bei der Entstehung der übrigen Reiche erwähnt sind, von der Herrschaft der Macedonier unabhängig. Mithridates (s. 302), der eine Zeitlang unter des Antigonus Fahnen gefochten, und ein vertrauter Freund des Demetrius gewesen war, gründete das Reich Pontus von einer kleinen Festung in Paphlagonien aus, und hat daher auch den Beinamen des Stifters (Ktistes) erhalten. Die gemeinschaftliche Gefahr von den eingedrungenen Galliern brachte seinen Enkel Mithridates II. schon in Verbindung und Verschwägerung mit den Syrischen Königen; der allmählig hinzugefügte Besitz der Griechischen Küstenstädte (wie denn Sinope 183 erobert und zur Hauptstadt gemacht wurde), und die später erfolgte Ausdehnung nach Osten in den Bergstrichen an dem Meere, gaben diesem Reiche die Bedeutung, mit welcher wir es später hervortreten sehen werden.

erzählenden Kriege mit den Römern zurückkehrte, vertrieb ihn zwar wieder (274), und war zum zweiten mal Herr des vielbestrittenen Landes, aber nur auf kurze Zeit. Da sein unruhiger Geist immer nach neuen Unternehmungen strebte, ließ er sich von Kleonymus, der mit seinem Neffen Areus um den Spartanischen Thron stritt, zu einem Kriege gegen Sparta verleiten. Zum Vorwande mußte ihm die Befreiung der Städte vom Joche des Antigonus dienen; in der That dachte er den ganzen Peloponnes für sich zu gewinnen. Er schlug die durch Argiver und Messenier verstärkten Spartaner, und würde die Stadt im ersten Schrecken genommen haben, aber sein Zaudern gab den Spartanern wieder Muth; hinter den Gräben und Bollwerken, mit welchen Lacedämon seit dem Kriege gegen Demetrius versehen war und verstärkt durch ihre Bundesgenossen, schlugen sie alle seine Angriffe ab. Unterdeß war Antigonus in Macedonien glücklich gewesen, hatte die meisten Städte wieder erobert, und eilte nun nach dem Peloponnes, um hier des Pyrrhus Unternehmungen zu vereiteln. Von Argos her wollte er in das Lakonische Gebiet eindringen, aber Pyrrhus kam ihm schon entgegen. Denn dieser hatte die langwierig gewordene Belagerung von Sparta aufgegeben, und wollte sich jetzt der Stadt Argos bemächtigen, wo zwei Parteien in heftigem Streite waren, deren eine ihn zur Hülfe herbeigerufen hatte, während Antigonus die andere unterstützte. In finsterer Nacht rückte Pyrrhus in Argos ein, wo seine Truppen in den engen Gassen bald in Verwirrung geriethen. Es entspann sich ein heftiger Kampf, Pyrrhus wollte sich zurückziehen, da rückte ihm sein Sohn mit dem besten Theile des Heeres und den Elephanten nach, wurde aber dem Vater verderblich, indem er ihm in der engen zum Thore führenden Gasse den Weg versperrte. Ein Elephant, der seinen heruntergefallenen Führer suchte, rannte wüthend in die dichten Massen und zertrat Freund und Feind. Die Verwirrung war entsetzlich. Die Soldaten des Pyrrhus thaten sich selbst mehr Schaden als die Feinde. In dem Gedränge wurde der König von einem Argiver verwundet; er wandte sich gegen den Angreifer, als dessen Mutter, die vom Dache herab die Gefahr ihres Sohnes gewahr ward, in der Angst mit beiden Händen einen losgebrochenen Ziegel auf den Kopf des Pyrrhus warf, der vom Pferde sank, und von einem herbeieilenden Soldaten des Antigonus getödtet ward (272).

So war dieser von seinem gefährlichsten Feinde befreit, dessen Ehrgeiz und kriegerischer Geist ihm sein neu erworbenes Königreich

noch lange streitig gemacht haben würden. Zwar versuchte Alexander, des Gebliebnen Sohn, ihm dasselbe zu rauben, aber der Erfolg, den er anfangs hatte, war von kurzer Dauer. Antigonus blieb hierauf im ruhigen Besitze Macedonien's, und suchte, nach dem Beispiele und im Geiste seiner Vorfahren, Griechenland in Abhängigkeit zu bringen. Es gelang ihm dieses auch zum großen Theile, im Peloponnes besonders mit Hülfe der dort emporgekommnen Tyrannen. Athen bekriegte er, um es für seine Anhänglichkeit an Pyrrhus zu züchtigen. Wenigstens war dies der Vorwand. Die Athener vertheidigten sich mit großer Ausdauer, bis Hunger sie zur Uebergabe zwang *). Sie mußten in den Piräeus und Munychia so wie in das Museum Besatzung einnehmen. Aus dem letzten Punkte zog Antigonus sie nach einigen Jahren wieder heraus.

Fast überall in Griechenland schienen die Verhältnisse der Auflösung entgegen zu gehen. Räuberbanden bildeten sich aus Söldnern und Verbannten, und machten das Land unsicher. Es war eine Zeit, sagt Plutarch **), wo Alle sich aufs Rauben legten. Dennoch ermannten sich die Griechen noch ein mal, ihre Freiheit gegen Macedonien zu schützen. Aber andere Völker, als die glänzenden der Blüthezeit, traten jetzt hervor, denn weder Athen, noch Sparta, noch Theben, hatten so viel von der alten Kraft behalten, um wieder an die Spitze treten zu können. Besonders war es Achaja, das in der frühern Geschichte, so lange der Dorische Stamm sein Uebergewicht im Peloponnes ausgeübt und Athen den Gegensatz desselben gebildet hatte, immer unbedeutend geblieben war, welches jetzt der Mittelpunkt eines neuen politischen Lebens ward.

Der alte Bund der zwölf Städte Achaja's, welcher in diesen Zeiten der Verwirrung gänzlich zerstört worden war (indem entweder die kämpfenden Fürsten, Demetrius, Kassander u. A., sich dieser Städte bemächtigt oder Tyrannen in ihnen begünstigt hatten), fing um das Jahr 280 sich von Neuem wieder zu gestalten an. Dyme, Paträ, Tritäa und Pharä vereinigten sich zuerst wieder; bald nachher traten auch die übrigen Städte zu. Die Verbindung der Achäer war auf Gleichheit gegründet, indem hier nicht wie in Böotien eine Hauptstadt

*) Niebuhr (Kleine histor. u. philol. Schriften S. 462) nennt diesen Krieg die letzte Lebensregung Athen's, seinen Ausgang den Zeitpunkt des geistigen Absterbens der Griechischen Nation. Er setzt diesen Ausgang in Ol. 129, 2 oder 3 (262).

**) Aratus. C. 6.

allein herrschen wollte, sondern die jährlichen Bundesversammlungen zu Aegium allen Gliedern gleiches Recht ließen. Der jährlich wechselnde Strategos hatte auf dem Bundestage den Vorsitz, im Felde den Oberbefehl. Wichtig für ganz Griechenland ward aber der Bund erst, als sich ihm auch andere Staaten anschlossen, und dies geschah durch den Aratus.

Dieser merkwürdige Mann war in Sicyon geboren. In seiner frühen Jugend, als der Tyrann Abantidas seinen Vater, einen der angesehensten Männer Sicyon's, hatte ermorden lassen, und auch ihm nach dem Leben trachtete, wurde er nur mit großer Mühe errettet, und zu Argos von den Freunden seines Vaters erzogen. Der bitterste Haß gegen alle Tyrannen keimte im Herzen des heranwachsenden Jünglings. Abantidas war nicht mehr, an seiner Stelle herrschte in Sicyon ein anderer Despot, Nikokles. Diesen wollte Aratus stürzen, so gering auch die Hülfsmittel waren, die ihm bei dem Wagstück zu Gebote standen. Aber seine Klugheit und Unerschrockenheit überwanden alle Schwierigkeiten. Späher des Tyrannen umlauerten ihn, er wußte sie zu täuschen, und machte sich mit geringer Mannschaft, die fast nur aus Sklaven und einigen Abenteurern, welche er vom Hauptmann einer Räuberbande miethete, bestand, gegen Sicyon auf. Der kleine Haufen, durch des Aratus Beispiel und Zureden ermuthigt, überstieg beim Anbruch des Tages die Mauer und nahm die Söldner des Nikokles gefangen. Nun eilten die Bürger schaarenweise herbei, und zündeten das Haus des Tyrannen an, der sich nur durch unterirdische Gänge rettete. So war Sicyon ohne alles Blutvergießen befreit (251).

Diese Freiheit gegen neue Tyrannen und gegen die Könige von Macedonien zu sichern, führte Aratus Sicyon dem Achäischen Bunde zu, in dem er bald ein so großes Ansehen gewann, daß er zum Strategen gewählt wurde. Als die von ihm nach Sicyon zurückgerufenen Verbannten wegen ihrer eingezogenen Güter Ansprüche erhoben, und dadurch Zwistigkeiten entstanden, welche der neuen Freiheit gefährlich zu werden drohten, ging er unter vielen Nachstellungen von Seiten des Macedonischen Königs Antigonus nach Aegypten. Ptolemäus Philadelphus schenkte ihm und der Sache der Freiheit hundert und funfzig Talente, von denen er einen Theil anwandte, jene Streitigkeiten auszugleichen.

Ein noch größeres Verdienst um Griechenland erwarb er sich, als er zum zweitenmale Strateg des Bundes war, durch die sehr schwie-

rige Befreiung der Korinthischen Burg, dieser Fessel Griechenland's, wie sie, ihrer Lage wegen, von den Macedoniern genannt ward. Antigonus Gonatas hatte sie durch List in seine Gewalt gebracht, und war darüber (so wichtig schien ihm dieses Ereigniß) in einen solchen Freudentaumel gerathen, daß er, als ein bejahrter Mann, von Flötenspielerinnen umgeben, und bekränzt, jubelnd über den Markt zog. Aratus gewann durch große Versprechungen einige Macedonische Söldner, daß sie ihm eine niedrige Stelle der Mauer verriethen und bei seinem Unternehmen behülflich zu seyn verhießen. In einer mondhellen Nacht erkletterte er mit vierhundert Mann die Mauern, und war innerhalb der Stadt der Burg schon nah, als Lärm entstand. Ganz Korinth gerieth in Bewegung, aber Aratus verlor den Muth nicht. Während er selbst mit hundert Begleitern den Felsen erklimmte, fielen die übrigen dreihundert, die er zurückgelassen, die Macedonier, welche sich unterdeß gesammelt hatten, plötzlich an, zerstreuten sie und kamen dann dem auf der Höhe kämpfenden Aratus zu Hülfe. Beim Anbruch des Tages war der Sieg errungen, und die Korinther traten, auf die Ermahnung ihres Befreiers, dem Achäischen Bunde bei (243). Es war dies eine sehr wichtige und einflußreiche That des Aratus, denn wie die Macedonier die Burg von Korinth verloren hatten, war es um ihre Vorherrschaft im Peloponnes geschehen. Auch Megara fiel vom Antigonus ab, und verstärkte den Bund. Aratus wurde jetzt von den Achäern ein Jahr ums andere zum Strategen gewählt, und sie würden es jährlich gethan haben, wenn es nicht wider das Gesetz gewesen wäre.

Der Bund vergrößerte sich noch immer mehr. Der Tyrann von Megalopolis legte freiwillig seine Herrschaft nieder, und ließ die Stadt beitreten. Dagegen kostete es viele Mühe, den Aristippus, Tyrannen von Argos*), zu bezwingen, und als es endlich geschehen war, bemächtigte sich wieder ein andrer Tyrann, Aristomachus, der Stadt. Auch die Befreiung Athen's wollte Aratus bewirken, als ihm aber der Versuch das erste mal fehlschlug, gingen die Athener in ihrer Schmei-

*) Von diesem Aristippus erzählt Plutarch, daß er sich jeden Abend, nachdem er die Sklaven aus dem Hause gejagt, mit seinem Kebsweibe in ein kleines Zimmer im obersten Stockwerke verkrochen habe. Er setzte sein Bett auf eine Fallthür, welche das Gemach verschloß, und die Mutter der Geliebten nahm die Leiter, deren er sich zum Hinaufsteigen bedient, bis zum folgenden Morgen hinweg. In einem solchen Todesathmen brachten die damaligen Griechischen Tyrannen ihre Tage hin.

chelei gegen Macedonien so weit, daß sie sich bei einem Gerüchte von dem Tode des Aratus bekränzten, als bei einer freudigen Begebenheit. Dennoch war jetzt der Einfluß Macedonien's auf Griechenland gebrochen, und es würden schöne Zeiten für dasselbe begonnen haben, wenn zwischen den Achäern, den Aetoliern und Sparta Einigkeit hätte bestehen können.

Die Aetolier, eine Völkerschaft, welche noch zur Zeit des Peloponnesischen Krieges von dem Thucydides als halbbarbarisch vorgestellt wird, hatten jetzt, wo Macedonien und der Norden Mittelpunkt der Griechischen Angelegenheiten geworden war, durch ihre rohe Kraft, und durch die Festigkeit ihres gebirgigen Landes Bedeutsamkeit gewonnen. Der Anfang ihres Bundes ist in die Zeit Alexander's des Großen zu setzen *). Sie hatten zu Thermum ihre jährlichen Gemeindeversammlungen (Panätolium), und ein Strategos stand an ihrer Spitze. Das südliche Thessalien, Akarnanien, Lokris, Phocis und Böotien waren die Länder, über welche sie mit abwechselndem Glücke ihren Einfluß geltend zu machen suchten. Statt mit dem Achäischen Bunde gemeinschaftlich zur Befreiung Griechenland's zu handeln, fürchteten sie ihn vielmehr, und ließen sich mit dem Antigonus Gonatas in Unterhandlungen ein, um den Achäern entgegenzuwirken. Den Macedonischen Königen konnte nichts erwünschter seyn, als diese innere Entzweiung Griechenland's. Als die Aetolier mit dem Sohne und Nachfolger des Antigonus Gonatas, Demetrius II. (reg. 240—230), in Krieg geriethen, wurden sie zwar von den Achäern unterstützt, allein diese Eintracht war von kurzer Dauer.

Unter der Regierung dieses Demetrius war Macedonien in Verfall und Verwirrung, und dieser Zustand dauerte in der ersten Zeit seines Neffen und Nachfolgers, des Antigonus Doson, fort. Die Athener wollten dies benutzen, von der drückenden Oberherrschaft frei zu werden, und riefen den Aratus herbei, welcher den Macedonischen Befehlshaber vermochte, für eine Summe von hundert und funfzig Talenten die Häfen, das Vorgebirge Sunium und die Insel Salamis zu räumen. Aratus, der, wo es die Sache der Freiheit galt, keine Kosten scheute, trug selbst zwanzig Talente dazu bei. Auch legten mehrere Tyrannen im Peloponnes, die an dem Demetrius eine große

*) Schorn, Geschichte Griechenland's von der Entstehung des Aetolischen und Achäischen Bundes. S. 25.

Stütze verloren hatten, ihre Gewalt jetzt freiwillig nieder, unter ihnen der oben genannte Aristomachus, der Argos jetzt selbst mit dem Achäischen Bunde vereinigte.

---

17. Agis III. und Kleomenes III.

In den Zeiten dieses Wachsthums der Achäer trug sich im Innern Sparta's eine Staatsveränderung zu, welche aus der seit dem Peloponnesischen Kriege immer wachsenden Ausartung hervorging. Das Aussterben der alten Familien, deren Zahl von neuntausend auf siebenhundert herabgekommen war, und die auf den Vorschlag des Ephoren Epitadeus gegen das Lykurgische Gesetz Jedem gestattete freie Verfügung über das Grundeigenthum hatte den Reichthum in die Hände weniger Bürger gebracht. Dadurch geriethen alle Uebrigen in die drückendste Abhängigkeit von den begüterten Oligarchen, bei diesen erlosch die alte Zucht und Strenge der Lebensweise, Weichlichkeit und Schwelgerei traten an die Stelle jener äußersten Frugalität früherer Zeiten. Auch für die Könige waren die üppigen und genußreichen Höfe der Aegyptischen, Syrischen und Macedonischen Herrscher verführerische Vorbilder, um sich Ausschweifungen zu überlassen, die in Sparta unerhört waren und das Wesen des Staates an der Wurzel angreifen mußten.

Doch lebte gerade in einigen Gliedern des königlichen Stammes die Erinnerung an die Kraft und Würde der alten Zeit, und regte in ihnen die Hoffnung einer Wiedergeburt des Staates, durch die Wiederherstellung der alten Verfassung, auf. König Agis III. war es, der zuerst diesen Versuch machte. Sein Vorschlag ging dahin, alle Schulden zu erlassen, und das Gebiet von Lakonien aufs Neue so zu theilen, daß 4,500 Loose den eigentlichen Spartanern und 15,000 den waffenfähigen Perioiken zugetheilt würden. Die Ersteren sollten aus den tüchtigsten und kräftigsten der Letzteren ergänzt werden, ohne Zweifel die einzige Maaßregel, wodurch der siechе Staat erfrischt und gerettet werden konnte. Auch die alte Lebensweise, so wie die Strenge der gemeinschaftlichen Speisung sollten wieder hergestellt werden. Bei der Jugend fand der Plan Beifall, aber bei den älteren Bürgern, an deren Spitze des Agis schwelgerischer Mitkönig Leonidas stand, lebhaften Widerstand. Ein dem Agis befreundeter Ephor, Lysander, brachte es

zwar dahin, daß Leonidas abgesetzt, und an dessen Stelle Kleombrotus mit der Königswürde bekleidet wurde, aber Alles, was Agis in Gemeinschaft mit dem neuen Könige durchsetzte, lief zuletzt auf Verbrennung der Schuldverschreibungen hinaus. Agis zog hierauf dem Aratus gegen die Aetolier zu Hülfe, bei seiner Rückkehr dachte er zur Vertheilung der Ländereien zu schreiten, aber er fand Alles verändert. Die Reichen hatten während seiner Abwesenheit die Regierung wieder an sich gerissen, und den verbannten Leonidas zurückgerufen. Agis und Kleombrotus mußten in Tempel fliehen; dem Letztern schenkte Leonidas das Leben, unter der Bedingung, daß er Sparta verließe, Agis hingegen fiel als ein Opfer der Rachsucht der beleidigten Optimaten. Man lockte ihn aus seinem Zufluchtsorte, die Ephoren, mit mehreren ihnen zugethanen Geronten hielten ein so regelloses als parteiisches Gericht über ihn, und ließen ihn mit dem Strange hinrichten. Auch die Mutter und Großmutter des Gemordeten ließen die Unmenschen auf gleiche Weise tödten (240).

Allein das unglückliche Ende des Agis schreckte den dem Vater höchst unähnlichen Sohn des Leonidas, Kleomenes, von ähnlichen Unternehmungen nicht ab. Von Natur ehrbegierig und heftig, aber von edler und erhabener Gesinnung, ward er durch seine Gemahlin Agiatis, die Wittwe des Agis, mit welcher ihn Leonidas, wegen ihres Reichthums und ihrer Schönheit, verheirathet hatte, auf die Pläne des Ermordeten hingeleitet, und als er nach seines Vaters Tode König ward (236), wollte er zur Ausführung schreiten. Allein er fand bald, daß er in Sparta auf keine Unterstützung rechnen könne, und daß er sich im Kriege erst Ruhm und Einfluß erwerben müsse. Gelegenheit dazu gaben die Achäer, die das allgemeine Interesse von Griechenland nur aus dem Gesichtspunkte ihres Bundes betrachteten, und den ganzen Peloponnes mit demselben vereinigen wollten. Da sie in dieser Absicht die Arkadier beunruhigten, kam Kleomenes diesen zu Hülfe, und es entspann sich ein Krieg, in dem die Achäer den kürzern zogen. Denn Aratus, listig und kühn, wenn es darauf ankam, den Feind zu täuschen, und unversehens zu überfallen, war im offnen Felde rathlos und verzagt. Kleomenes glaubte nunmehr das Ansehen des Achäischen Bundes ganz entkräften zu können, und sah im Geiste schon die alte Würde Sparta's und seine Hegemonie wiederhergestellt; aber dazu bedurfte er eines unumschränkten Oberbefehls ohne die hemmende Einmischung der Ephoren. Diese waren es aber, die auch seinen Plänen zur Staats-

umwälzung im Wege ſtanden, ſo reifte der Entſchluß in ihm, ſich ihrer zu entledigen. Plötzlich eilte er mit den Söldnern ſeines Heeres aus dem Felde nach Sparta. Die Ephoren wurden überfallen und getödtet, achtzig andere Bürger, von denen Kleomenes den meiſten Widerſtand fürchtete, aus Sparta verwieſen. In einer gleich darauf zuſammenberufenen Volksverſammlung rechtfertigte Kleomenes das Geſchehene, und verhieß das ins Werk zu richten, was Agis zu vollenden verhindert worden ſey (226).

Im Sinne dieſes unglücklichen Königs geſchah denn auch die beabſichtigte Staatsveränderung. Die Stühle der Ephoren ließ Kleomenes hinwegnehmen, bis auf einen, auf dem er ſelbſt ſitzen, und Recht ſprechen wollte. Nach Verkündigung einer allgemeinen Schuldenerlaſſung, machte er ſelbſt den Anfang, ſein Vermögen zur Vertheilung herzugeben, worauf die Uebrigen ſeinem Beiſpiele folgten. So wurde das Land nun vertheilt, wobei ſogar die verjagten Achtzig nicht leer ausgingen, ſondern die Erlaubniß zur Rückkehr erhielten, ſobald der Staat wieder zur Ruhe gekommen ſeyn würde. Von den angeſehenen Perioiken nahm Kleomenes ſo viele unter die Zahl der Spartiaten auf, daß wieder ein Heer von viertauſend einheimiſchen Hopliten gebildet werden konnte. Die Uebungen der Jugend und die Einrichtungen der Syſſitien ordnete er wieder ſo, wie ſie vor Alters geweſen waren. Er ſelbſt ging auch hier mit ſeinem Beiſpiele voran, und richtete ſeine Koſt auf eine wahrhaft Spartaniſche Weiſe ein. Auch jede andere Ueppigkeit verbannte er aus ſeinem Leben, und vertauſchte die Prachtgewänder der letzten Könige mit dem ſchlichten Lacedämoniſchen Mantel. Seinen Bruder Euklides ernannte er zum Mitkönig, da Leonidas ohne einen ſolchen geherrſcht hatte, und ſchien dadurch zu beweiſen, daß er weniger ſeine, als ſeines Vaterlandes Herrſchaft gründen wolle.

Dieſer Zweck konnte natürlich mit einem friedlichen Verhältniß zu dem Achäiſchen Bunde nicht beſtehen, auch ſuchte Kleomenes den Krieg wol, um dadurch ſeinen Einfluß in Sparta ſelbſt mehr zu befeſtigen. Er ſetzte daher den Kampf gegen die Achäer fort, und unterwarf ſich glücklich und ſiegreich den größten Theil des Peloponnes, ſo daß die Achäer Abgeordnete ſandten, um Frieden zu begehren. Kleomenes verlangte die alte Hegemonie für Sparta, und wollte zum Oberhaupte des Bundes erwählt ſeyn. Man war nicht abgeneigt, dies zu bewilligen, aber jetzt erwachte die Eiferſucht des Aratus. Er erfüllte die

Achäer mit einem solchen Mißtrauen gegen den Kleomenes, daß sie verlangten, der König solle ohne alle Begleitung nach Argos kommen, wo eine Zusammenkunft verabredet worden war. Tief gekränkt durch dieses Verfahren, begann Kleomenes den Krieg sogleich wieder, und mit solchem Erfolge, daß Aratus sich jetzt zu einem Schritte entschloß, den man von ihm am wenigsten hätte erwarten sollen. Er, welcher seinen Ruhm auf die Befreiung Griechenland's vom Macedonischen Joche gegründet hatte, rief jetzt die Macedonier als Retter herbei, und erkaufte sogar diesen Schutz mit der Ueberlieferung der Burg von Korinth. Antigonus Doson, durch solchen Preis gewonnen, eilte mit einem Heere nach dem Isthmus, dessen Eingang Kleomenes besetzt hielt. Allein der durch die Bemühungen der Achäer veranlaßte Abfall der Stadt Argos, hinter dem Rücken des Kleomenes, nöthigte diesen zurückzukehren, und da der Versuch der Wiedereroberung mißlang, sich in das Spartanische Gebiet zurückzuziehen. Antigonus drängte ihm nach, entriß ihm die meisten eroberten Städte des Peloponnes wieder, und schlug ihn im dritten Feldzuge so entscheidend bei Sellasia (222), daß Kleomenes, im tiefen Schmerz über seine zertrümmerten Hoffnungen, für sich kein Heil mehr sah, als die Flucht nach Aegypten zu Ptolemäus Euergetes, in der Erwartung, hier Geld und Schiffe zur Rückkehr nach dem Peloponnes zu erhalten. In der That schien die höchst günstige Meinung, welche Ptolemäus von dem geistvollen Fremdlinge gewann, die nahe Erfüllung dieser Aussichten zu verheißen, aber der Tod dieses Königs vereitelte sie. Der schwache Ptolemäus Philopator fürchtete den Kleomenes, und die Eifersucht seiner Hofleute stürzte den Spartaner zuletzt ins Verderben. Sie bedienten sich eines Messeniers, Nikagoras, der den Kleomenes haßte, um ihn beim Ptolemäus zu verläumden, so daß dieser ihn verhaften ließ. Mit Hülfe einiger Gefährten entkam Kleomenes zwar aus dem Gefängnisse; da sie aber die Stadt durchzogen, und das Volk zur Freiheit aufriefen, ohne daß sich ihnen ein Einziger anschloß, endeten sie wie Spartaner, und gaben sich selbst den Tod.

Das Werk des Kleomenes ward in Sparta unterdeß wieder zerstört und der vorige Zustand hergestellt, aber keine Ordnung und keine Gesetzmäßigkeit wieder gewonnen, sondern nur der Untergang der letzten Ueberbleibsel Spartanischen Geistes und Spartanischer Freiheit vollends herbeigeführt.

Auf diese Weise wüthete Griechenland von Neuem in seinem

Innern, und bot sich selbst der fremden Herrschaft dar. Aber die Früchte dieser Entzweiung kamen den Macedonischen Königen nur kurze Zeit zu Gute, denn bald wurden sie selbst, so wie das Ziel ihres Ehrgeizes, Griechenland, eine Beute des Alles verschlingenden Rom's, dessen Geschichte uns auf die letzten Begebenheiten des um seine Unabhängigkeit immer schwächer und erfolgloser ringenden Griechenland's führen wird.

---

18. Griechische Kunst und Wissenschaft.

Wenn man von der Griechischen Kunst und Litteratur dieser Periode spricht, so darf man dabei noch viel weniger an die geographische Beschränkung auf das eigentliche Griechenland denken, als in der frühern. Die politische Geschichte hat uns schon gelehrt, wie mit der Sprache sich auch der Sinn für Griechische Geisteswerke über so viele durch Alexander's Eroberungen erst eröffnete Länder verbreitete, welche bis dahin völlig barbarisch gewesen waren. Und bald sollte derselbe Geist auch in der Westwelt seinen mächtigen Einfluß üben. Aber in dem Maaße, wie er sich ausbreitete, nahm er an innrer Trefflichkeit ab. Um dieselbe Zeit, wo die Griechen ihre politische Unabhängigkeit einbüßten, weil der alte Geist und Sinn erloschen war, oder nur noch in Einzelnen und vorübergehend hervorbrach, fielen auch Kunst und Litteratur von der bewundernswürdigen Höhe, die sie in dem vorigen Zeitraume erreicht hatten. Die Griechische Plastik fing schon bald nach dem Lysipp (oben S. 137.) zu sinken an. Sie brachte keine schöpferischen Geister mehr hervor, und verlor sich in das Weichliche und Streben nach Effekt. Doch geschah auch dieses noch mit Geist, Geschmack und Talent, und die Alten berichten, daß die bildende Kunst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. wieder aufgelebt sey, ohne jedoch die alte Höhe wieder zu erreichen. Auf dieser Stufe hielt sich die Kunstübung noch Jahrhunderte lang, und zierte die Städte, wo Sinn und Geschmack für Griechische Kunst herrschten, noch fortwährend mit trefflichen Werken.

Der Zustand der bildenden Kunst in diesen späteren Jahrhunderten Griechischer Wirksamkeit war besser als der der schönen Redekünste, da jene, wenn sie von einer großen Zeit einmal erzeugt und auf den rechten Weg geleitet ist, weit weniger unter dem Einflusse des Staats-

lebens steht, als die Litteratur, welche stets von den herrschenden Gesinnungen und Ansichten abhängig ist. Auch suchte die Geistesthätigkeit auf dem Gebiete der letzteren, weil der politische Sinn erstarrt war, diejenigen Zweige, welche mit den Lebensverhältnissen der Menschen in der wenigsten Berührung stehen. Trennte sich dadurch die Wissenschaft vom Leben, so wurde dagegen ihr Umkreis außerordentlich erweitert. Der Riesengeist Aristoteles, der wie den Schlußpunkt einer frühern, so den Anfang einer neuen Periode bezeichnet, bearbeitete die Naturgeschichte zuerst wissenschaftlich. Mit großartiger Freigebigkeit verschaffte ihm Alexander die Mittel, die seltenen, und damals noch ganz unbekannten Erzeugnisse des fernen Asien's kennen zu lernen. Aristoteles eroberte für die Wissenschaft, was sein großer Schüler für das Leben erobert hatte. Auch die Erdbeschreibung wurde in dem Maaße, als der Stoff für sie wuchs, immer mehr angebaut, und mit der wissenschaftlichen Sternkunde in Verbindung gesetzt. Hier ist vorzüglich Eratosthenes zu nennen, der vom Ptolemäus Euergetes als Aufseher der Bibliothek nach Alexandria gerufen wurde. Er war ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen und der erste systematische Geograph. Diese Forschungen bedurften wieder der Mathematik, welche ebenfalls in diesem Zeitraume außerordentliche Fortschritte machte. Der noch jetzt so hochgeschätzte Euklides lebte unter Ptolemäus Lagi zu Alexandria.

Welche litterarische Schätze in dieser Hauptstadt Aegypten's durch die Bemühung ihrer Könige aufgehäuft wurden, ist oben erwähnt. Diese großen Anstalten und Einrichtungen, die Athen zu den Zeiten des Perikles weder aufzuweisen hatte, noch ihrer bedurfte, und der Aufenthalt so vieler Gelehrten am Hofe der Ptolemäer waren von so großem Einflusse auf den ganzen damaligen Zustand der Litteratur, daß diese Periode davon den Namen der Alexandrinischen führt. Von der freien, aus dem innern Geiste hervorquellenden Schöpfung wandte sich jetzt Alles zur systematischen Anordnung, Sichtung und Beurtheilung der überlieferten Reichthümer hin, Bemühungen, welche in Bezug auf die schönen Redekünste ein neues Gebiet hervorriefen, die Kritik. Die Schule der Kritiker und Grammatiker, unter welchen Aristarchus vorzüglich berühmt ist, untersuchte den Werth und die Aechtheit der gepriesenen Geisteswerke einer frühern Zeit und die Richtigkeit der Texte. Eine vorzügliche Sorgfalt wandte sie auf den Homer, der fortwährend als Quell und Mittelpunkt aller Griechischen Poesie

galt. Die eigenen Erzeugnisse dieser Zeit tragen fast sämmtlich das Gepräge einer einseitigen Nachahmung der bewunderten Muster, und suchen den Mangel ächt dichterischen Geistes durch Gelehrsamkeit und rhetorischen Prunk zu verdecken.

Nur das Theater, weil es durch die Darstellung in einer unmittelbaren Berührung mit dem Leben blieb, von welchem die übrige Litteratur sich gesondert hatte, bildete, und zwar in seinem alten Sitze, zu Athen, eine eigenthümliche Gattung aus, die neue Komödie, wie sie im Gegensatze der alten Aristophanischen genannt wird. Denn da diese schon mit dem Ende des Peloponnesischen Krieges unterging (oben S. 141.), keineswegs aber die Lust an der komischen Bühne, so gestaltete sich diese der Zeit und ihrem poetischen Geiste gemäß. Die bestimmten Individuen der alten Komödie waren verschwunden, die nunmehr auftretenden Personen stellten allgemeine Charaktere dar. An die Stelle mächtiger Demagogen traten polternde Väter, verschwenderische Söhne und verschmitzte Sklaven; an die Stelle der Staatsverhältnisse Familien- und Liebesverwickelungen. Der kecke Hohn und der ausgelassene Muthwille machten einer feinen Sittenschilderung, und artigen mit allem Zauber der Attischen Sprache ausgestatteten Scherzen Platz. Dieses bildet den Charakter der neuen Komödie, deren Eigenthümlichkeit in dem Theater der modernen Völker oft bis zur Beibehaltung gar nicht mehr passender Verhältnisse nachgeahmt worden ist. Ihr berühmtester und vorzüglichster Dichter war Menander, dessen Blüthe gleich nach dem Anfange des gegenwärtigen Zeitalters fällt. Noch kann die Idylle als eine diesem Zeitalter eigenthümliche Gattung der Poesie gelten; Theokrit aus Sicilien, welcher sie zuerst ausgebildet hat, lebte am Hofe der Ptolemäer. Auch hier ist der Charakter der Zeit unverkennbar, da sich die Idylle von der poetischen Auffassung und Darstellung großartiger, das Ganze umfassender Verhältnisse zu den Schilderungen einzelner Naturscenen wendet.

Von den in dieser Periode neu entstandenen philosophischen Schulen sind hier, ihres großen Einflusses auf das Leben wegen, zwei zu bemerken, die Epikurische und die Stoische. Epikurus, ein Athener (st. 270), leugnete die göttliche Weltregierung, ließ das All durch Zufall entstehen und erhalten werden, und erklärte das Vergnügen, die angenehmen Empfindungen, für das höchste Gut. Obschon nun in der ursprünglichen Lehre des Epikur dieses höchste Gut mit dem bloßen Sinnengenuß nicht schlechthin zusammenfällt, so war doch aus seinem

System gar kein Antrieb zu irgend einem der Bestimmung des menschlichen Daseyns angemessenen Streben herzuleiten, und das der Sinnlichkeit schmeichelnde, jede Sittlichkeit vernichtende Mißverständniß sehr leicht, daß der Mensch der Wollust nachzutrachten habe. Aber eben dieses verschaffte dem Systeme viele Anhänger, in einer Zeit, wo lautre, fromme und biedre Gesinnungen fast gänzlich aus dem Leben verschwunden waren, wo nichts mehr geachtet wurde, als Reichthümer und Genüsse, wo diese allein noch für ein würdiges Ziel der Anstrengung galten, und das sich selbst gern täuschende Laster begierig nach einem Systeme haschte, welches die Befriedigung der Lüste sogar mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen schien.

Um dieselbe Zeit lebte und wirkte Zeno, aus Citium auf der Insel Cypern, dessen Philosophie von einer Halle (Stoa) zu Athen, in welcher er lehrte, die Stoische heißt. Sie bildet einen vollkommnen Gegensatz zu der Epikurischen. Tugend, lehrten die Stoiker, ist das einzige wahre Gut, Laster das einzige wahre Uebel; alle äußeren Dinge kommen bei der Schätzung dessen, was dem Menschen frommt, nicht in Betrachtung, und sind dem Weisen gleichgültig, der die Lust eben so wenig sucht als die Unlust flieht, für den der Schmerz kein Uebel ist, und der die Quelle aller Befriedigung in seinem Innern trägt. In einer Zeit, die fast allgemein dem Laster fröhnte und aus feiger Selbstliebe dem Despotismus und seiner Uebermacht huldigte, fanden sich edlere Gemüther, welche republicanische Tugenden bewahrten und übten, von dieser strengen Sittenlehre angezogen. In der That ist sie weit erhabner und edler, als die Epikurische, und vermag zu Heldenthaten anzufeuern, aber dem menschlichen Gemüthe wird sie von einer andern Seite nicht minder gefährlich, als die Glückseligkeitslehre. Der Stoicismus flößt dem Menschen eine Selbstgenügsamkeit ein, die ihn zu dem verderblichsten Hochmuthe, zu einer Vergötterung seiner Tugenden und seiner selbst führt, und ihn gegen alle Mängel seiner Natur blind macht. Wo der Mensch des Trostes bedarf, hält ihm diese Philosophie nichts als eine kalte Resignation und Ergebung in die unerbittliche Nothwendigkeit entgegen, welche keine Beruhigung gewähren kann. Die Stoiker waren am weitesten von dem Gedanken der Alles versöhnenden, alle Widersprüche ausgleichenden und vermittelnden Liebe entfernt, welcher erst mit dem Christenthume in die Welt kam.

Alte Geschichte.

Viertes Buch.

Die Römer, von der Gründung der Stadt bis zur Alleinherrschaft des Augustus.
(754—30 vor Chr.)

System gar kein Antrieb zu irgend einem der Bestimmung des menschlichen Daseyns angemessenen Streben herzuleiten, und das der Sinnlichkeit schmeichelnde, jede Sittlichkeit vernichtende Mißverständniß sehr leicht, daß der Mensch der Wollust nachzutrachten habe. Aber eben dieses verschaffte dem Systeme viele Anhänger, in einer Zeit, wo lautre, fromme und biedre Gesinnungen fast gänzlich aus dem Leben verschwunden waren, wo nichts mehr geachtet wurde, als Reichthümer und Genüsse, wo diese allein noch für ein würdiges Ziel der Anstrengung galten, und das sich selbst gern täuschende Laster begierig nach einem Systeme haschte, welches die Befriedigung der Lüste sogar mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen schien.

Um dieselbe Zeit lebte und wirkte Zeno, aus Citium auf der Insel Cypern, dessen Philosophie von einer Halle (Stoa) zu Athen, in welcher er lehrte, die Stoische heißt. Sie bildet einen vollkommnen Gegensatz zu der Epikurischen. Tugend, lehrten die Stoiker, ist das einzige wahre Gut, Laster das einzige wahre Uebel; alle äußeren Dinge kommen bei der Schätzung dessen, was dem Menschen frommt, nicht in Betrachtung, und sind dem Weisen gleichgültig, der die Lust eben so wenig sucht als die Unlust flieht, für den der Schmerz kein Uebel ist, und der die Quelle aller Befriedigung in seinem Innern trägt. In einer Zeit, die fast allgemein dem Laster fröhnte und aus feiger Selbstliebe dem Despotismus und seiner Uebermacht huldigte, fanden sich edlere Gemüther, welche republicanische Tugenden bewahrten und übten, von dieser strengen Sittenlehre angezogen. In der That ist sie weit erhabner und edler, als die Epikurische, und vermag zu Heldenthaten anzufeuern, aber dem menschlichen Gemüthe wird sie von einer andern Seite nicht minder gefährlich, als die Glückseligkeitslehre. Der Stoicismus flößt dem Menschen eine Selbstgenügsamkeit ein, die ihn zu dem verderblichsten Hochmuthe, zu einer Vergötterung seiner Tugenden und seiner selbst führt, und ihn gegen alle Mängel seiner Natur blind macht. Wo der Mensch des Trostes bedarf, hält ihm diese Philosophie nichts als eine kalte Resignation und Ergebung in die unerbittliche Nothwendigkeit entgegen, welche keine Beruhigung gewähren kann. Die Stoiker waren am weitesten von dem Gedanken der Alles versöhnenden, alle Widersprüche ausgleichenden und vermittelnden Liebe entfernt, welcher erst mit dem Christenthume in die Welt kam.

Alte Geschichte.

Viertes Buch.

Die Römer, von der Gründung der Stadt bis zur Alleinherrschaft des Augustus.
(754—30 vor Chr.)

1. Rom's Gründung.

Italien's Südküsten sind in unserer frühern Erzählung schon hervorgetreten, als wir der Pflanzorte gedachten, welche die Hellenen in der Zeit der reichen Entfaltung ihres Volks dort angelegt haben, und des üppigen Gedeihens derselben auf dem reichen Boden des herrlichen Landes. Es wurde die Halbinsel Italien damals von vielen unabhängigen Völkerschaften bewohnt, die in späteren Zeiten sämmtlich von dem Einen Rom unterjocht wurden. Darüber ist das Andenken ihrer Thaten und die Kunde von ihren Einrichtungen, als sie noch frei waren, größten Theil erloschen. Daher auch ihre Abstammung und Stammverwandtschaft, so wie ihr früheres Vorhandenseyn oder ihre Einwanderung auf den Boden Italien's sehr dunkel und Gegenstände einer schwierigen Forschung sind. Zu diesen schwierigen Fragen gehört besonders auch die, in welcher Weise die im alten Italien vorkommenden Pelasgischen Völker mit den Pelasgern in Griechenland zusammenhängen. Entschieden ist indeß, daß die Namen nicht bloß zufällig übereinstimmen, sondern daß die Italischen Pelasger mit jenem urgriechischen Stamme zu einem und demselben Völkerzweige gehören.

Zu den merkwürdigsten altitalischen Völkern gehören die an Cultur vor den übrigen hervorragenden Tusker oder Etrusker, auch Tyrrhener genannt, in den Zeiten früherer Macht und Blüthe über einen großen Theil Italien's verbreitet, später auf Etrurien (das heutige Toscana und einige Bezirke des Kirchenstaats) beschränkt. Sie lebten hier in zwölf gesonderten Republiken, oder Städten mit dazu gehörigen unterworfenen Landschaften *); die Verfassung war aristokratisch,

*) Doch machten zuweilen mehrere von einander unabhängige Städte gemeinschaftlich einen von diesen zwölf Staaten aus. Otfried Müller Etrusker II, 1, 3.

eine kriegerische Priestercaste bildete den herrschenden Stand. Die Glieder derselben umgaben sich mit einem großen äußern Pomp in Gewändern und Abzeichen. Ihnen war die größere Masse des Volkes unterthänig, die Rechte der übrigen Freien waren gering. Zwischen den einzelnen Republiken bestand ein Bund, der nur in älteren Zeiten große Festigkeit hatte, später mehr zur Vermeidung innerlicher Kriege zwischen den Städten, als zum Schutze gegen auswärtige Feinde diente. Der Bundestag hatte über einzelne Staaten eine sehr geringe Macht Das Land bot edle Erzeugnisse im Ueberflusse dar, und die Etrusker waren voll Eifer und Thätigkeit, den Boden zu bebauen und zu benutzen, aber auch voll Talent und Geschick für mancherlei Künste des Lebens. Sie hatten ihre Städte mit Mauern umgeben, ähnlich jenen cyklopischen des ältesten Griechenland's. Einige derselben, so weit sie nicht von feindlicher Gewalt mit Mühe auseinander gesprengt sind, bestehen noch jetzt, aus riesenmäßigen Werkstücken aufgeführt, in unvergänglicher Festigkeit. Auch die Plastik war den Etruskern nicht fremd, aber die von einheimischen Künstlern herrührenden Kunstgebilde *), obschon die Formen richtig sind, und sich ein ungemeiner Fleiß darin zeigt, sind steif, hart und ohne Anmuth. Der Charakter der Nation hatte etwas Ernstes, Finstres, in sich Gekehrtes. Alles den äußern Gottesdienst Betreffende hatten die Etrusker vorzüglich ausgebildet, Opfer, Feste, Ceremonien; sie rühmten sich der Kunst, der Willen der Götter aus Zeichen zu errathen, und den Sinn schreckender Wunderzeichen zu deuten. Die Weissagungen, vornehmlich die aus den Eingeweiden der Opferthiere und was die Blitze verkündeten, hatten die Etruskischen Priester in ein förmliches System gebracht, und die vermeinte Wissenschaft kam von ihnen zu den Römern. Diesen Aberglauben des Volkes wußten sich die Regierenden in Rom außerordentlich zu Nutze zu machen, und der Wahrsager wurde an ihrer Seite eine bedeutungsvolle, wichtige Person, durch dessen Aussprüche die Menge nach Gefallen gelenkt werden konnte. Auch die Musik der Römer stammte aus Etrurien, und ihre darstellenden Sänger kamen eben daher. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts der Stadt wurden die vornehmen Römischen Jünglinge in Etruskischer Sprache und Litteratur unterrichtet, wie später in Griechischer. An eine freie Entwicke-

*) Mit diesen darf man die in Etrurien von Griechen gefertigten Kunstwerke, die wol auch Etruskisch genannt werden, nicht verwechseln.

lung des Geistes in Wissenschaft und Dichtung darf hier nicht gedacht werden, und das Griechische, welches man sich aneignete, vermochte keine lebendigen Wurzeln zu schlagen *). Seeräuberei (worunter man eben so sehr das Ausrüsten von Fahrzeugen zur Plünderung fremder Küsten als fremder Schiffe zu verstehen hat) und Seehandel, die sie sehr früh und ausgedehnt trieben, und ihr Kunstfleiß machten die Etrusker reich; im Gefolge des Reichthums kamen Luxus und Ueppigkeit, so daß die alte Waffenkraft des Volkes schon erschlafft war, als es mit dem kriegerischen Rom zusammenstieß und von ihm besiegt wurde.

Rom's frühere Geschichte ist nicht weniger als die anderer Völker ungewiß und mit Fabeln vermischt. Die Gründung der Stadt ist in Dunkel und Mythen gehüllt; und es gab außer der zunächst zu erzählenden, bekanntesten Sage von Rom's Entstehung, im Alterthum noch manche andere, sehr abweichende Erzählung darüber. Auch nach der Gründung verflißen noch Jahrhunderte, ehe das volle Licht historischer Gewißheit einbricht, und die Geschichte derselben ist größtentheils ausgeschmückte ältere Sage, in die man wol auch Erdichtungen späterer Griechen aufzunehmen nicht verschmäht hat. Aber man muß sie darum nicht weniger kennen lernen als die unbezweifelte Geschichte der späteren Jahrhunderte, denn in dem Schimmer jener Sagen sind historische Erinnerungen, wenn auch nicht auszuscheiden, doch zu erkennen. Auch sind die Beziehungen und Anspielungen alter und neuer Schriftsteller auf mythische Personen und Begebenheiten am häufigsten, weil sie in ihrem wunderbaren Glanze so lieblich sind, und sich mehr einschmeicheln, als die wahre Geschichte mit ihrem ernsten Charakter.

Eine dichterische Sage läßt den Aeneas (Th. I. S. 197.) nach der Zerstörung Troja's mit flüchtigen Troern nach Italien kommen, und sich in der Landschaft Latium, bei dem dort wohnenden Volke der Latiner niederlassen. Diese Latiner, in deren Mitte Rom entstand, deren Sprache es redete, waren ein Mischvolk, halb aus einem Altgriechisch-Pelasgischen, halb aus einem eigenthümlich Italischen Bestand-

*) „Die Aristokratie schmückte sich mit Griechischen Künsten, wie mit den Producten des Orients, die der Handel zuführte; vor Allem wurde, was jene Künste zur Schau und Ergötzlichkeit darboten, für die Ehre der einheimischen Götter angewandt. Auf mannichfachem Wege floß Griechische Sage, Dichtung, Kunst und Wissenschaft auf Etrurien ein, und wurde hier möglichst nationalisirt und den Verhältnissen angepaßt, ohne jedoch im Allgemeinen zu einem neuen und erfreulichen Ganzen entwickelt zu werden." O. Müller a. a. O. IV, 8, 6.

theil erwachsen. Dort, heißt es, gründete des Aeneas Sohn, Ascanius, eine Stadt, Alba longa. Als seine Nachkommen hier etwa vier Jahrhunderte regiert hatten, soll, der mythischen Erzählung zufolge, von dieser Stadt aus Rom angelegt worden seyn, bei folgender Veranlassung.

Procas, ein König in dieser Herrscherreihe, hinterließ zwei Söhne, Numitor und Amulius. Amulius stieß seinen ältern Bruder vom Throne und um der Herrschaft desto sichrer zu seyn, tödtete er den Sohn desselben, und machte dessen Tochter, Rhea Silvia, zu einer Vestalin, d. h. Priesterin der Göttin Vesta, ein Amt, kraft dessen sie ewig Jungfrau bleiben mußte. Aber trotz des Gelübdes, welches sie abgelegt hatte, gebar sie dennoch von dem Gotte Mars zwei Kinder, welche der tyrannische Oheim sogleich in einer Mulde in die Tiber tragen ließ. Die Mutter ward in Verwahrung gebracht.

Aber der angeschwollene Strom trat bald zurück, und die Kinder blieben an der Wurzel eines wilden Feigenbaums sitzen. Hier säugte eine Wölfin sie, bis Faustulus, des Königs Oberhirt, sie fand, und sie mitleidig seiner Frau, Acca Laurentia, nach Hause brachte. Er zog sie als Hirtenknaben groß, und nannte sie Romulus und Remus. Früh zeichneten sich beide Knaben durch Körperstärke und Muth gegen wilde Thiere und Räuber aus. So waren sie herangewachsen, als sie eines Tages mit den Hirten des Numitor über einige Weideflecke in Streit geriethen. Die Hirten ergriffen den Remus und führten ihn vor Numitor, welcher, durch das kräftige und furchtlose Wesen des Gefangenen aufmerksam gemacht, in ihm seinen Enkel ahnete. Indeß hatte Faustulus dem ältern Bruder Romulus das Geheimniß seiner wahren Geburt entdeckt, Beide eilten zum Numitor, und die Erkennung geschah vollständig. Die Jünglinge unternahmen es sogleich, das dem Großvater und ihnen selbst angethane Unrecht zu rächen. Von einem streitbaren Haufen unterstützt, überfielen sie den Amulius, tödteten ihn, und setzten ihren Großvater Numitor wieder auf den Thron.

Zum Dank für diesen Dienst ward beiden Brüdern gestattet, an dem Orte, wo sie ausgesetzt und gerettet worden, eine Niederlassung zu gründen. Aber bald entstand ein Streit zwischen ihnen, wem die Ehre zukomme, Stifter der Stadt zu werden. Götterzeichen sollten den Ausschlag geben, und Beide stellten sich auf zwei verschiedene Hügel, sie zu erwarten. Dem Remus erschien zuerst eine glückliche Vorbedeutung, sechs vorüberfliegende Geier, dem Romulus später zwölf Geier. Der Wille der Götter erschien nun doch zweideutig, jeder der

Brüder legte ihn zu seinem Vortheile aus, und es kam zu einem Streite, in welchem Remus erschlagen wurde und Romulus Sieger blieb.

Dieser schritt nun zur Ausführung des bisher verhinderten Baues der neuen Stadt, unter mancherlei frommen und heiligen Gebräuchen, zu welchen auch folgender gehörte. Er spannte einen weißen Stier und eine weiße Kuh vor einen Pflug, zog damit rings umher eine Furche, die den Umfang der neuen Stadt und die Linie der nachher zu errichtenden Mauern bezeichnete. Da, wo ein Thor stehen sollte, ward der Pflug aufgehoben, weil dieser Ein- und Ausgang nicht heilig seyn durfte. Die ganze Stadt begriff nur den Palatinischen Berg.

Das Stiftungsfest Rom's ward am 21. April, wo alljährlich die Palilien gefeiert wurden, begangen *). Es war dies ein ländliches Fest, eine Weihung und Entsündigung des Hirten und der Heerde.

---

2. Raub der Sabinerinnen. Erste Staatseinrichtungen Rom's.

Um die neue Stadt besser zu bevölkern, legte Romulus auf dem Capitolinischen Berge, unter dem Schirme der Religion, eine Freistatt für Flüchtlinge und Verbannte aus den benachbarten Staaten an. Selbst entlaufene Sklaven fanden Aufnahme. Dadurch angelockt, kamen Viele, aber es fehlte an Weibern. Diesem Mangel abzuhelfen, wurden Gesandte in die nächsten Städte geschickt, Jungfrauen für die Römer zur Ehe zu begehren, aber diese Einladungen überall mit höhnender Verachtung zurückgewiesen.

Die jungen Römer, erzählt die Sage, suchten sich nun mit Gewalt und List zu verschaffen, was man ihnen in Güte nicht bewilligen wollte. Romulus ließ bekannt machen, daß an einem gewissen Tage dem Neptun zu Ehren Wettspiele zu Fuß und Roß gegeben werden sollten, und lud die benachbarten Städte dazu ein. Dies lockte die

*) Ueber das Jahr der Erbauung Rom's waren schon die Alten sehr verschiedener Meinung. Die bekanntesten Rechnungen sind die des Cato, der für die Gründung der Stadt Ol. VI, 4, und die des Varro, der Ol. VI, 3. annahm. Jener entspricht das Jahr 752, dieser das Jahr 753 vor unserer Zeitrechnung. Wir folgen in den künftigen chronologischen Angaben der letztern, als der am allgemeinsten eingeführten. Zu merken ist, daß man, um Jahre vor Chr. und Jahre der Stadt mit einander zu vergleichen, das nächste Jahr vor der Aera also 754 zu Grunde legen muß. Uebrigens bedarf es wol kaum der Erinnerung, daß in den Zahlenangaben der ersten Jahrhunderte an chronologische Genauigkeit nicht zu denken ist.

Bewohner derſelben mächtig herbei. Es erſchienen die Nachbarn aus den Städten Cänina, Cruſtumerium und Antemná, ganz beſonders aber viele Sabiner*) mit Weibern und Kindern, und erfreuten ſich des Feſtes. Am letzten Tage deſſelben aber brach die verrätheriſche Abſicht hervor. Alle Augen waren noch auf das Schauſpiel gerichtet, als auf ein gegebenes Zeichen die Römiſchen Jünglinge hervorbrachen, und jeder eine Jungfrau ergriff, während die fremden Zuſchauer, überraſcht von dem gewaltſamen Angriff, nichts thun konnten, als fliehen. In Rom ließen ſich die Geraubten leicht beruhigen, aber in den beleidigten Staaten gedachte man der Rache. Man rüſtete ſich und eilte zum Angriff, aber ohne die allgemeine Vereinigung aller Kräfte abzuwarten.

Die Cäninenſer machten den Anfang, und wurden geſchlagen, die Antemnater und Cruſtuminer wagten und litten das Gleiche. Romulus weihete auf dem Capitoliniſchen Hügel dem Jupiter den erſten Tempel, um die Beute, die er mit eigner Hand dem getödteten Anführer der Cäninenſer abgenommen, darin niederzulegen**).

So viel Glück erregte neue Feinde; jetzt beſchloſſen die verbundenen Sabiner, gemeinſchaftlich Rom anzugreifen, und Titus Tatius, der König von Cures, der Sabiniſchen Hauptſtadt, wurde der Anführer. Die Feſtung der Römer auf dem Capitoliniſchen Berge kam durch die Verrätherei der Tarpeja, einer Tochter des Befehlshabers, in die Hände der Sabiner, und die Römer wurden hart bedrängt. Doch ſetzten ſie den Feinden den tapferſten Widerſtand entgegen, und der Kampf würde ſobald noch keine Entſcheidung gewonnen haben, hätten ſich nicht die geraubten Sabinerinnen endlich verſöhnend zwiſchen die kampfluſtigen Männer geſtellt, und durch alle Gewalt weiblicher Schmeichelkünſte die Streitenden zur Verſöhnung geneigt gemacht. Der Friede kam unter folgenden Bedingungen zu Stande: Tatius und Romulus ſollten Beide als Könige gleiche Gewalt und gleiches Anſehn in Rom

*) Die Sabiner, Nachbarn der Latiner, waren ein durch Strenge der Sitten, Genügſamkeit und Frömmigkeit ausgezeichnetes Volk. Stammverwandt mit ihnen waren viele andere Völker Italien's: die Samniter, Lucaner, Picenter, Marſer, Marrucíner, Peligner, Veſtiner, vielleicht auch die Herniker. Niebuhr nennt dieſen Stamm mit einem gemeinſchaftlichen Namen den Sabelliſchen. Von anderm Urſprunge war der Oſciſche Stamm, zu welchem die Auſoner gehörten, und wiederum von einem andern das Volk der Umbrer.

**) Man nannte die Beute, welche der eine Feldherr dem andern abgenommen, die Spolia opima, und es gehörte dieſes zu den größten Seltenheiten.

neben einander genießen, die Stadt ſollte zwar, nach dem Namen des Stifters, Rom und jeder Einzelne ein Römer heißen, das geſammte Volk aber nach dem Vaterlande des Tatius, der Stadt Cures, Quiriten; ſo viele Sabiner, als nur wünſchten, ſollten das Römiſche Bürgerrecht erhalten. Dieſe gründeten nun eine neue Stadt auf dem Capitoliniſchen und Quirinaliſchen Berge. Aber zwiſchen den beiden Königen konnte wahre Eintracht nicht beſtehen. Tatius ward ſchon im fünften Jahre ſeiner Mitregentſchaft zu Lavinium, im Tumult bei einem Opferfeſte, erſchlagen. Romulus ſoll nachher noch ſiegreiche Kriege gegen Fidenä und Veji geführt haben.

Die ganze Sage vom Raube der Sabinerinnen und von der Doppelherrſchaft des Romulus und des Tatius iſt für nichts anderes zu halten, als für den mythiſchen Ausdruck der hiſtoriſchen Thatſache, daß in dem Römiſchen Volke ein Sabiniſcher Beſtandtheil, urſprünglich auf beſondere Hügel angeſiedelt, war, und daß das zwiſchen beiden Völkern urſprünglich nicht beſtandene Eherecht unter blutigen Kämpfen erwuchs. Das Sabiniſche Element Rom's zeigt ſich beſonders darin, daß der größte Theil des Gottesdienſtes Sabiniſch war*).

Die inneren Einrichtungen und die älteſte Verfaſſung Rom's ſtellt die geſchichtliche Ueberlieferung als Anordnungen des Romulus dar, da es vielmehr theils altitaliſche Staatsformen waren, theils das Ergebniß allmähliger Entwickelung.

Die alten Römiſchen Vollbürger, Patricier genannt, waren in drei Stämme oder Tribus getheilt, welche Ramnes, Tities, Luceres hießen. Die Ramnes waren der Latiniſche Beſtandtheil, die Tities der Sabiniſche, größeren Schwierigkeiten unterworfen iſt die Deutung des dritten. Jede Tribus zerfiel in zehn Curien, deren jede ihren eignen Gottesdienſt hatte. Nach Curien wurden die früheren Volksverſammlungen allein gehalten, in welchen alſo auch nur die Patriciſchen Geſchlechter abſtimmten.

In Abhängigkeit von einzelnen Patriciern, obſchon nicht in Dienſtbarkeit, ſtanden die Clienten. Die Patricier ſtanden zu ihnen im Verhältniß der Patrone, d. i. Schutzherren, und räumten ihnen auf ihren Gütern Land zur Bebauung ein, nicht als Eigenthum, ſondern als widerruflichen Beſitz. Sie vertraten ſie vor Gericht, und halfen ihnen in der Noth, wogegen denn auch die Clienten verpflichtet waren, ihrem

*) Niebuhr Röm. Geſch. zweite Ausg. Th. I. S. 300.

Patron auf alle Weiſe beizuſtehen und ſeine Laſten tragen zu helfen. Erſt ſpäter löſete ſich dies Verhältniß und die Clienten verloren ſich unter die Plebejer.

Dieſe, die Plebejer, bildeten eine von den Patriciſchen Geſchlechtern verſchiedne Gemeine, vollkommen frei, aber ohne Stimmrecht, und ohne die Befugniß zu Aemtern und Würden gelangen zu können. Sie beſtand theils aus ſpäter Eingewanderten, theils aus den Bewohnern der eroberten Landſchaft. Es waren Landwirthe und Feldarbeiter, Reiche und Arme, keinesweges nur geringes Volk, ſondern auch Adel der gewonnenen Städte befand ſich unter ihnen *).

Die Macht und die Rechte der Könige waren denen der Griechiſchen Fürſten in der heroiſchen Zeit ähnlich. Der König war oberſter Richter, Heerführer und Opferprieſter; er berief Senat und Volksgemeinde, wo über Geſetze, Krieg und Frieden Beſchlüſſe gefaßt wurden. Der Senat beſtand anfangs aus hundert Gliedern, dann wurden hundert, und ſpäter noch eben ſo viele hinzugefügt, ſo daß jeder der drei Patriciſchen Stämme durch hundert repräſentirt war.

Keine Staatshandlung durfte ohne vorhergegangene Befragung der Götter vorgenommen werden. Zu dieſem Geſchäft waren zwei Prieſtercollegien, die Auguren und die Haruſpices, eingeſetzt. Jene weiſſagten aus dem Fluge der Vögel, aus dem Geſange derſelben, aus dem Freſſen gewiſſer Hühner, aus Donner und Blitz, und aus noch manchen anderen Dingen. Stellten ſie am Himmel Beobachtungen an, ſo ſaßen ſie, das Geſicht gegen Morgen gerichtet, an einem erhabenen Ort, der von allen Seiten eine freie Ausſicht gewährte, und templum hieß. Die Haruſpices waren bei der Schlachtung der Opferthiere zugegen, und weiſſagten aus dem Falle, und beſonders aus den Eingeweiden derſelben den Willen der Götter.

Auch die Zeichen der königlichen Würde waren Etruskiſch. Vor dem Könige her ſchritten zwölf Lictoren, einer hinter dem andern, und jeder trug ein Bündel Stäbe (fasces), in welchen ein Beil ſteckte, zum Symbol der Gewalt über Leben und Tod.

Den Tod des Romulus erzählt die Sage ſo, daß der König, als

*) Dies iſt die Lehre Niebuhr's, des tiefen Forſchers dieſer Geſchichte, über die älteſte Verfaſſung Rom's. Nach der frühern Meinung beſtand ſchon die älteſte Römiſche Bürgerſchaft aus Patriciern und Plebejern, die ſich wie Adel und geringere Bürger entgegenſtanden; waren ferner ſämmtliche Bürger — nicht bloß die Patricier — in den Curien, und die Clienten von den Plebejern nicht unterſchieden.

er einst am Ziegensumpfe eine Musterung hielt, während einer Sonnenfinsterniß und unter einem heftigen Ungewitter, der Erde entrückt wurde. Das Volk, welches entsetzt geflohen war, und voll Kummer seinen väterlichen König suchte, wurde durch den Bericht des Julius Proculus, eines angesehnen Mannes, beruhigt. Dieser nämlich versicherte, daß ihm Romulus erschienen sey in glänzender Rüstung und vergrößerter Gestalt, und zu ihm gesprochen habe: „Geh, und sage den Römern, wenn sie Besonnenheit und Muth üben, werden sie zur höchsten menschlichen Macht gelangen. Ich aber werde als euer Schutzgott Quirinus über euch walten."

---

3. Numa Pompilius.

(Reg. 715—672 vor Chr.)
(39—82 der Stadt.)

Nach dem Tode des Romulus schritt der Senat nicht zur Wahl eines neuen Königs, sondern übte während eines einjährigen Zwischenreiches alle königliche Gewalt, indem jeder Senator, wie ihn die Reihe traf, fünf Tage die königliche Regierung führte. Das Volk aber, welches sich wahrscheinlich härter gedrückt fühlte, verlangte wiederum einen König, und nun entstand Streit zwischen den Römern und Sabinern, aus welchem Volke der neue Herrscher seyn sollte, bis man sich endlich vereinigte, daß die Römer einen König aus den Sabinern wählten, und zwar den Schwiegersohn des Tatius, Numa Pompilius, einen wegen ausgezeichneter Weisheit und Frömmigkeit hochverehrten Mann. Die Sage, der seine Geschichte ganz angehört, stellt diese Weisheit als ein unmittelbares Geschenk der Gottheit dar, indem sie berichtet, daß Numa von der Nymphe Egeria, der er vermählt gewesen, in nächtlichen Zusammenkünften, Belehrung empfangen habe. Später hat man ihn für einen Schüler des fast zwei Jahrhunderte nach ihm fallenden Pythagoras ausgegeben, von dessen ausnehmender Weisheit das Gerücht auch nach Rom gedrungen war. So wenig gilt der Sage die Zeitrechnung, wenn sie das innerlich Gleichartige durch eine äußerliche Verknüpfung andeuten und darstellen will.

Solchen Eingebungen der Gottheit oder der höchsten menschlichen Weisheit gemäß sind denn auch die Zwecke, welche die Sage dem Numa zuschreibt, nämlich Friede, Tugend und Ehrfurcht vor den Göttern

unter den Römern herrschend zu machen. Daher vertheilte er Aecker, welche Romulus erobert hatte, unter die güterlosen Bürger, um ihnen im Ackerbau eine dem ganzen Staate heilbringende Thätigkeit anzuweisen *). Dann wird besonders die Anordnung des Gottesdienstes auf ihn zurückgeführt. Er ließ, so oft eine feierliche Handlung des Gottesdienstes, Opfer oder Aufzüge vorgenommen wurden, jedesmal Herolde durch die Straßen gehen, welche Ruhe gebieten mußten, und Enthaltung von allen Geschäften, damit kein Geräusch, kein Toben und Lärmen der Handwerker und anderer Arbeiter, die nothwendige Stille stören möchten.

Auch neue Arten von Gottesdienst führte er ein. Dahin gehört die Einsetzung der Vestalischen Jungfrauen, dergleichen es, wie aus der Geschichte des Romulus hervorgeht, in der Mutterstadt Alba longa gab. Die Pflicht und das Amt dieser Priesterinnen bestand besonders darin, auf dem Altar das heilige Feuer zu bewahren. Dieses war für den ganzen Staat dasselbe, was für jedes einzelne Hausweſen das ebenfalls stets brennende Feuer auf dem Heerde im Vorhofe, der geheiligte Mittelpunkt, und der Staat wurde dadurch gleichsam für eine heilige Familie erklärt. Das Verlöschen dieses Feuers ward für ein großes den Staat betreffendes Unglück gehalten, und diejenige Vestalin, welche sich dabei eine Nachlässigkeit hatte zu Schulden kommen lassen, erfuhr eine sehr harte Strafe. Diese Priesterinnen sollten den unbescholtensten Wandel führen; eine Vestalin, welche das Gelübde der Keuschheit verletzte, wurde lebendig begraben. Am Collinischen Thore war ein Hügel, in welchen man eine tiefe Höhle grub. In diese Höhle setzte man ein Bett und einen Tisch mit wenigen Lebensmitteln, Brot, Wasser, Milch und Oel, und stellte eine brennende Lampe daneben. Die Verurtheilte ward in einer ganz verhüllten Sänfte durch die Stadt hieher getragen. Wer dem traurigen Zuge begegnete, ging still vorbei, oder folgte mit wehmüthigem Blicke und schweigend nach. Am Eingange der Höhle verrichtete der oberste Priester einige Gebete, hob dann die tief verschleierte Vestalin aus der Sänfte, und stellte sie auf die Leiter, auf der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward zurückgezogen, und eingeschlossen in den engen Grabeskerker hörte die

*) „Alle alte Gesetzgeber, und vor allen Moses, gründeten den Erfolg ihrer Anordnungen für Tugend, Rechtlichkeit und gute Sitte, auf Landeigenthum, oder wenigstens gesicherten erblichen Landbesitz, für die möglich größte Zahl der Bürger.“ Niebuhr.

Unglückliche die auf ewig verriegelte Thür zum Leben mit Erde bewerfen, und die Seite des Hügels wieder füllen. Doch genossen die Vestalinnen auf der andern Seite die größte Ehre, welches bewies, wie hoch man diesen Dienst achtete, bei dem Viele auch andere heilige Geheimnisse suchten.

Auch die Fetialen wurden als eine Institution Numa's betrachtet. Diese Priester waren für Kriegserklärungen und Friedensschlüsse bestimmt. Wenn ein Volk die Römer verletzt und zum Kriege gereizt hatte, so wurde durch die Fetialen erst Genugthuung gefordert, und wenn diese nicht erfolgte, erschienen sie wieder an der Grenze, und erklärten den Krieg unter gewissen Ceremonien. Diese Feierlichkeiten sollten den jähen Ausbruch wilder Leidenschaften zurückhalten.

Zu ähnlicher Absicht diente auch die göttliche Verehrung des Jupiter Terminalis oder des Gottes Terminus (Grenze), dem alle Grenzsteine geheiligt wurden. Bei diesen sollten jährlich unblutige Opfer dargebracht werden, damit theils die Grenze immer in Erinnerung erhalten würde, theils, damit die Bewahrung oder Verletzung derselben als eine Religionssache und als eine Angelegenheit der Götter angesehen werden möchte. Und wie diese Grenzsteine nicht bloß das Gebiet der Römer von dem der benachbarten Völker schieden, sondern auch die Ländereien der einzelnen Bürger von einander, so sollte diese heilige Verehrung derselben nicht allein die Kriege zwischen Rom und den Nachbarn verhindern, sondern auch unter den Bürgern Rom's Friede und Eintracht erhalten.

Schön ist die Sage, wie dies dem Könige gelungen, und sein frommer Sinn das ganze Volk durchdrungen habe. Die Jahre seiner Regierung verflossen in stillem Glück, ohne Trübsal, ohne Krieg. Der Tempel des Janus, den er erbauet hatte, dessen geschlossene Thüren den Frieden, die geöffneten aber den Krieg bedeuten sollten, war unter ihm stets verschlossen. Ja über ganz Italien, heißt es in dieser poetischen Schilderung, verbreiteten sich Friede und Glück, und die Völker schlossen sich mit liebendem Vertrauen an Rom, von dessen Könige dieser Segen der Götter ausging.

4. Tullus Hostilius.

(Reg. 672—640 v. Chr.)
(82—114 d. St.)

So gestaltete die Sage die beiden ersten Könige Rom's, und ihr gehören sie gänzlich an. Mit dem dritten beginnt eine andere Zeit. Wir stehen jetzt auf historischem Grund und Boden. Aber auch was wir von der Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte wissen, ist von der Sage überliefert und zum Theil durch sie umgebildet.

Die Wahl der Curien fiel nach Numa's Tode auf Tullus Hostilius, der in der Sinnesart wieder dem Romulus glich und große Lust am Kriege fand. Bei Veranlassung einiger gegenseitigen Streifereien brach Krieg gegen Alba longa, Rom's Mutterstadt, aus. Schon standen beide Heere gerüstet zum Kampfe einander gegenüber, als man nach einer uralten, auch bei anderen Völkern gewöhnlichen Sitte beschloß, die Entscheidung des Streites auf den Zweikampf einzelner Männer aus beiden Heeren ankommen zu lassen, mit der Bedingung, daß der Theil, dessen Vorfechter unterliegen würde, sich dem siegenden Theile unterwerfen sollte.

Der Vorschlag ward angenommen, und das Schicksal selbst schien die Hand dazu zu bieten, indem in dem Römischen Heere drei Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im Albanischen drei andere aus dem Geschlecht der Curiatier sich fanden, die, von beiden Seiten auserwählt, den Kampf übernahmen. Die Fetialen bekräftigten mit ihren heiligen Gebräuchen die Gültigkeit des Vertrages, und beide Heere stellten sich als erwartungsvolle Zuschauer um die Kämpfenden her.

Das Zeichen ward gegeben, und mit feindseligen Waffen stürzten die Jünglinge auf einander. Nach langem, wüthendem Kampfe sank endlich ein Römer und noch ein Römer zu Boden. Schwer verwundet standen alle drei Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber, ein Jubelgeschrei ertönte aus dem Albanischen Lager, und der tiefgebeugte Römische Stolz wagte keine Hoffnung mehr zu fassen. Da plötzlich entfloh der Horatier, noch durch keine Wunden entkräftet, und nöthigte die drei Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennte er die dreifache Gewalt, wohl vorausseh end, daß die Feinde ihm einzeln nur ungleich, nach dem Verhältnisse ihrer schwereren oder leichteren Wunden, folgen würden. Nach kurzer Flucht blieb er stehen, und blickte

zurück. Da sah er die drei Feinde weit von einander getrennt, und einen nur nahe hinter sich. Auf diesen stürzte er mit gewaltiger Wuth, durchbohrte ihn, und rannte auf den zweiten los. Durch alle Lüfte schallte der Zuruf der hoffnungschöpfenden Römer, und kräftig gestärkt durch die Ermunterung der Seinen, gab der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrei der Römer verdoppelte sich, und als er auch den dritten endlich, der schwer verwundet und athemlos herbeikeuchte, mit leichter Mühe zu Boden streckte, da lief Alles auf ihn zu, und umarmte und begrüßte ihn jauchzend als Sieger. Die Albaner unterwarfen sich der Römischen Herrschaft.

Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drei Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des Römischen Heeres nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester, sie war einem der gefallenen Albaner verlobt gewesen, und da sie nun dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing sie laut zu jammern an; sie rang die Hände, löfete das Haar, und nannte schmerzlich klagend den geliebten Namen. Im Taumel seines Sieges erbitterte das den wilden Sinn des Bruders, ihm schien diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu seyn. Er fuhr die Schwester wild an, und stieß sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. „Geh hin zu deinem Buhlen, sprach er, mit deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die du der todten Brüder, und des lebenden, und deines Vaterlandes vergessen kannst! So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauern wird!"

So groß das Verdienst des Schwestermörders um das Vaterland auch war, er wurde vor Gericht gestellt, und zum Tode verurtheilt. Die letzte Entscheidung blieb jedoch dem Volke, und dieses, gerührt durch des Vaters flehentliche Bitten, ihn nicht seines letzten Kindes zu berauben, sprach den Horatius von der Todesstrafe frei. Doch mußten Reinigungsopfer zur Entsündigung dargebracht werden, und der Schuldige selbst ward von den Lictoren mit verhülltem Gesichte unter einer Art von Galgen, d. h. unter einem auf zwei Pfählen ruhenden Balken *), durchgeführt. So glaubte man die göttlichen und menschlichen Gesetze zu befriedigen.

*) Diese Art von Demüthigung wurde nachmals oft in den Kriegen gegen Feinde, die sich ergeben hatten, gebraucht. — Die damals gebrauchten Balken zeigte man noch in späteren Zeiten in Rom.

5. Zerstörung von Alba longa.

Die Albaner trugen das Römische Joch mit großem Unwillen, und Fuffetius, ihr Feldherr, sann sogar heimlich auf Mittel, seine Vaterstadt wieder zu befreien. Er hetzte die Fidenater und Vejenter, zwei andere Nachbarn Rom's, zum Kriege gegen dasselbe auf, und versprach ihnen, wenn es zur Schlacht käme, mit allen seinen Albanern zu ihnen überzugehen. König Tullus rückte den Feinden entgegen, bot die Albaner auf, zu ihm zu stoßen, und stellte sie unter dem Fuffetius auf den rechten Flügel. Das Treffen begann, Tullus stürzte sich auf die Vejenter, Fuffetius dagegen, anstatt auf die Fidenater einzuhauen, zog seine Albaner allmählig rechts herum, wagte es aber doch auch nicht, sich öffentlich mit den Feinden zu vereinigen, sondern wollte abwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. Ein Reiter sprengte zum Tullus heran, und meldete ihm die Bewegung der Albaner; Tullus erschrak, doch faßte er sich schnell, und rief mit scheinbarer Freude so laut, daß die Vejenter es hörten, es geschähe auf seinen Befehl, daß die Albaner die Fidenater umzingelten. Bei diesen Worten sank den Vejentern der Muth, Tullus gelobte, der Furcht und dem Schrecken Tempel zu erbauen, wenn er allein hier Furcht und Schrecken unter zwei Feinde verbreiten würde. Es gelang ihm, die Vejenter flohen, die getäuschten und unschlüssigen Fidenater wurden von den Geschlagenen mit fortgerissen, und die Römer erfochten einen glänzenden Sieg.

Nach der Schlacht stattete Fuffetius dem Tullus seinen Glückwunsch ab. Tullus stellte sich freundlich und dankte ihm. Am andern Morgen berief er beide Heere zu einer Versammlung; die Albaner drängten sich neugierig um den König, die Römer, auf des Tullus Befehl bewaffnet, umgaben sie. „Römer, begann Tullus, wenn uns jemals in einer Schlacht die Götter sichtbar beigestanden haben, so ist es gestern gewesen, denn — ihr wißt es selbst noch nicht — nicht mit den Feinden allein habt ihr gekämpft, sondern auch mit der Verrätherei unserer Freunde. Nicht auf meinen Befehl zogen sich die Albaner von unserer Seite fort; es war ihr heimlicher Plan, zu den Feinden überzugehen. Doch nicht auf das Heer schiebe ich die Schuld; es folgte nur den Befehlen seines Führers. Aber ich denke, Niemand soll wieder etwas Aehnliches wagen, so wahr ich an Diesem ein schreckliches Beispiel geben will." Bewaffnete umringten hier den Fuffetius, der

König fuhr fort: „ich habe beschlossen, das ganze Volk der Albaner nach Rom herüberzuführen, und so aus beiden Städten eine zu machen, wie sie beide vormals aus einer hervorgegangen sind.“ Die Albaner, unbewaffnet, und von Bewaffneten umgeben, schwiegen; zum Fuffetius aber sprach Tullus: „so wie du zwischen Römern und Fidenatern doppelsinnig geschwankt hast, so soll auch dein Körper jetzt zwiefach zertheilt werden.“ Er gab den schrecklichen Wink, und Fuffetius ward von angespannten Pferden lebendig zerrissen. Jedermann wandte von dem unmenschlichen Schauspiele die Augen weg, welches, wie Livius sagt, in der ganzen Römischen Geschichte das erste und letzte in seiner Art gewesen ist.

Unterdeß war schon Reiterei nach Alba geschickt, um die Menge nach Rom zu führen. Jetzt kamen auch Legionen, die Stadt zu zerstören. Traurig zogen die Einwohner fort, Tullus räumte ihnen einen neuen, bisher unbebauten Hügel, den Cölischen, zum Wohnsitz ein, und dieser ward mit Rom vereinigt, welches durch solche Verstärkungen in kurzem allerdings eine ansehnliche Größe erhalten mußte.

Noch andere Kriege werden vom Tullus berichtet, bis endlich der Zorn der Götter, wegen der Versäumniß ihres Dienstes bei den vielen Kriegen, erwachte, und sich in Wunderzeichen und Seuchen kund that. Erschrocken nahm Tullus zu allerlei abergläubischen Gebräuchen seine Zuflucht, aber mitten in einer Beschwörung fuhr ein Blitzstrahl herab, der ihn mit seinem ganzen Hause verbrannte. Er hatte zwei und dreißig Jahre regiert.

---

6. Ancus Martius.

(Reg. 640—616 vor Chr.)
(114—138 d. St.)

Ancus Martius, auf den die Wahl zum Könige fiel, war der Enkel des Numa Pompilius, und, wie es schien, der Erbe seiner frommen und friedlichen Denkungsart. Der unter der vorigen Regierung vernachläßigte Dienst der Götter ward auch sogleich wieder empfohlen und geübt, aber Rom war schon zu sehr in feindliche Verhältnisse verwickelt, als daß die friedliche Denkungsart des Königs hätte walten können. Sabiner, Vejenter, Latiner und andere Nachbarn Rom's

zwangen den Ancus, die Waffen zu ergreifen, und seines Staates sicheres Bestehen zu erkämpfen. Er that es mit Glück, und vermehrte nach hergebrachter Römischer Sitte, durch Aufnahme der Einwohner aus den eroberten Städten, Rom's Bürger. Ein neuer Hügel, der Aventinische, wurde abermals angebaut.

Zur leichtern Versorgung der immer mehr anwachsenden Menge suchte Ancus sich der Tiber, und der Schifffahrt auf derselben, zu versichern. Er nahm den Vejentern den Hafen Ostia an der Mündung dieses Flusses, sammt den dabei gelegenen Salzquellen. Auch befestigte er den jenseits der Tiber gelegenen Berg Janiculus, der eine Vormauer gegen die Etrusker für die Stadt und den Fluß wurde. Zu größerer Bequemlichkeit ward der Berg mit der Stadt verbunden durch eine hölzerne Brücke, pons sublicius, welche als eines der ältesten Werke dieser Art bis in späte Zeiten von den Römern mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet wurde. — So mischte dieser König in seiner vier und zwanzigjährigen Regierung den Ruhm des Krieges und die Wohlthaten des Friedens zur Verherrlichung Rom's mit einander.

---

7. Tarquinius der Alte (priscus).

(Reg. 616—578 vor Chr.)
(138—176 d. St.)

Während der Regierung des Ancus war ein reicher Fremdling, Lucumo, mit seiner Frau nach Rom gezogen, dessen Vater Demaratus, ein Bacchiade aus Korinth, um den Bedrückungen des Tyrannen Kypselus (Th. I. S. 234.) zu entgehen, nach Italien geschifft war, sich in der Etruskischen Stadt Tarquinii niedergelassen, und dort eine Etruskerin geheirathet hatte. Nach dem Tode des Demaratus glaubte sein Sohn in Rom, wo alle Verhältnisse sich erst bildeten, leichter sein Glück machen zu können, und er wandte sich lieber dahin. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht; der König und das Volk nahmen den reichen und freigebigen Ankömmling, der seinen Namen in Lucius Tarquinius umänderte, willig auf. So lautet die gewöhnliche Erzählung. Vielleicht war aber Tarquinius ein rein Etruskischer Großer. Darauf deutet wenigstens der Name, den er zuerst in Rom führte, denn Lucumo bedeutet einen Etruskischen Fürsten. Kaum waren einige

Jahre verflossen, als Tarquinius auch in den Kriegen seine Tapferkeit rühmlichst bewährte, und zu den angesehensten Personen Rom's gezählt ward. Ancus Martius übertrug ihm daher bei seinem Tode die Vormundschaft über seine beiden unmündigen Söhne, und das Volk, durch seine Vorstellungen gewonnen, wählte ihn, mit Uebergehung der beiden königlichen Kinder, zum Könige Rom's.

Man hatte allerdings Ursach mit dieser Wahl zufrieden zu seyn, denn der neue König zeigte in seinen kriegerischen Thaten gegen die Sabiner und Latiner, welche er besiegte, Römische Kraft und Römischen Sinn, und in den Werken des Friedens, den Verschönerungen Rom's, seine Etruskische Cultur. Ihm verdankte Rom die Cloaken, durch welche aller Schmutz aus den Straßen der Stadt und den einzelnen Häusern in die Tiber geleitet wurde. Man muß sich diese Cloaken nicht als enge, niedrige Canäle denken, sondern als weite Gewölbe, zuweilen über zwölf Fuß hoch, mit Mauern von so außerordentlicher Stärke, daß sie im Augusteischen Zeitalter als unnachahmlich bewundert wurden *). Eben so nützlich für Rom war die steinerne Mauer, welche um die Stadt gezogen wurde.

Mehr zur eigentlichen Verschönerung diente die Anlage eines großen Platzes zu öffentlichen Kampfspielen und Leibesübungen, der unter dem Namen des Circus maximus bekannt ist und nachmals immer mehr verschönert wurde. Ringsumher gingen in immer steigender Erhebung Bänke, die nach den Curien vertheilt wurden; der Umfang war so groß, daß er 150,000, oder, wie Einige sagen, 250,000 Menschen faßte. — Zu dem berühmten Jupitertempel auf dem Capitolinischen Hügel legte dieser König ebenfalls den ersten Grund, so wie er auch das Forum oder den zu den öffentlichen Volksversammlungen bestimmten Ort verschönerte.

Diese Bauwerke zu vollführen, zwang Tarquinius das niedre Volk zu hartem Frohndienst. Zur Bestreitung der großen Kosten diente unstreitig die reiche Beute, welche ihm seine glücklichen Kriege und die dauernde Einnahme von den Feldmarken, die den Besiegten entrissen wurden, gewährten. Der glücklichen Kämpfe des Tarquinius gegen Sabiner und Latiner ist schon erwähnt. Dionysius läßt ihn sogar ganz Etrurien besiegen. Wie viel aber auch hier einer ausschmük-

*) „Erdbeben, lastende Gebäude, seit funfzehnhundert Jahren Versäumniß, haben keinen Stein aus den Fugen gebracht und um zehntausend Jahre werden die Gewölbe unversehrt stehen wie heute." Niebuhr.

kenden Geschichtserzählung angehören mag: daß Rom's Macht unter diesem Könige sehr ausgedehnt wurde, ist nicht zu bezweifeln. Die Etrusker sollen ihm bei dieser Gelegenheit die bei ihnen üblichen fürstlichen oder königlichen Ehrenzeichen, die goldne Krone, den elfenbeinernen Stuhl, den mit dem Adler oberhalb geschmückten Zepter und die purpurne Toga *) überreicht haben. Gewiß ist, daß diese Zeichen der königlichen Würde in Rom eingeführt wurden, und nachmals, mit Ausschluß einiger Stücke, selbst den Consuln blieben. Auch der Pomp des Triumphs ist Etruskischen Ursprungs.

Den Senat, der jetzt schon aus zweihundert Mitgliedern bestand, vermehrte Tarquinius noch durch hundert Neuaufgenommene. Auch wollte er den bereits vorhandenen drei Rittercenturien drei neue hinzufügen. Allein gegen dieses Vorhaben setzten sich die alten Geschlechter, und Attus Navius, ein Augur, erklärte, es könne dieses nicht ohne ein neues Augurium geschehen. Der König, der dabei die Ränke der Patricier fürchtete, wollte dieses Mittel nicht anwenden. Er suchte vielmehr diese Kunst in der öffentlichen Meinung zu beschämen, indem er den Augur verpflichtete zu prüfen, ob das möglich sey, was er jetzt denke. Als Attus es für möglich erklärte, gebot ihm der König, einen Schleifstein mit einem Scheermesser zu zerschneiden. Attus Navius, fügt die Erzählung hinzu, that es wirklich, und setzte den König durch dieses Wunderzeichen so in Schrecken, daß er seinen Plan aufgeben mußte; doch erreichte er das Wesentliche seines Zweckes, indem er jeder Rittercenturie eine zweite unter gleichem Namen zugesellte.

Tarquinius erreichte beinah das achtzigste Jahr seines Lebens, starb aber dennoch keines natürlichen Todes, sondern fiel als ein spätes Opfer einer langverhaltenen Rache. Die beiden Söhne des Ancus Martius räumten ihn nämlich aus dem Wege, als sie sahen, daß er damit umging, einen Nachfolger zu bestimmen, wobei sie wieder übergangen werden sollten, da sie doch ein nahes Recht zum Throne zu haben glaubten. Auf ihr Anstiften mußten Hirten mit ihren Holzhauerwerkzeugen zankend und lärmend in das Haus des Königs dringen, und den König zu sprechen begehren, der, nach der damaligen

*) Toga hieß das bei den Römern übliche und ihnen eigne Oberkleid; es war weit herabfließend, von Wolle, und bedeckte den ganzen Körper. Unter dieser Toga trugen sie noch ein Unterkleid (tunica). Im Kriege trat an die Stelle der Toga das Sagum, ein kurzer Rock ohne Aermel.

einfachen Sitte, als Richter ihren Streit entscheiden sollte. Der alte Tarquinius kam heraus, und während er der erdichteten Erzählung des Einen aufmerksam zuhörte, schlug ihn der Andere mit der Axt plötzlich nieder, worauf Beide schnell entflohen.

---

8. Servius Tullius.

(Reg. 578—534 vor Chr.)
(176—220 d. St.)

Den Servius Tullius, dessen Regierung auf die des Tarquinius folgte, machte die alte Dichtung zum Sohn eines Gottes *). Nach einer spätern Erzählung stammte er aus einem guten Geschlechte in der Lateinischen Stadt Corniculum ab, war aber, da seine Vaterstadt von den Römern erobert wurde, und sein Vater in der Schlacht blieb, in Rom geboren, wo seine Mutter als Gefangene und Sklavin in das Haus des Tarquinius gekommen war **). Als Servius noch ein zartes Kind war, brannte ihm einst, erzählt die Sage, das Haupthaar wie in hellen Feuerflocken, die bei seinem Erwachen auf einmal verschwunden waren. Die Gemahlin des Tarquinius, die Königin Tanaquil, in Etruskischer Weisheit wohl bewandert, erklärte dies Wunderzeichen als eine durch die Götter gegebene Vorbedeutung von dem künftigen Glanze des Knaben. Auf ihren Rath wurde Servius nun wie ein königliches Kind und für die höchsten Würden erzogen. Er zeichnete sich durch Geist und Tapferkeit vor Allen aus; Tanaquil und Tarquinius gaben ihm ihre Tochter, und mit derselben vielfachen Antheil an der Regierung.

Auch das Volk ehrte diesen glücklichen und würdigen Emporkömmling, und darauf baute Tanaquil die Hoffnung, den geliebten Schwiegersohn einst als König von Rom zu sehen. Als nun Tarquinius ermordet war, die Lictoren den Mördern nachsetzten, und das Volk neu-

*) Dionysius, IV. S. 207.

**) Nach einem Zeugnisse von großer historischer Glaubwürdigkeit (S. Niebuhr zw. A. Th. I. S. 393) war Servius Tullius ein Etruskischer Befehlshaber, welcher sich an der Spitze eines Kriegerhaufens zu Rom niederließ. Solcher Fragmente wahrer Geschichte der ältesten Zeit Rom's haben sich nur sehr wenige erhalten. Sie stehen in Widerspruch mit der Sage, welche sie nicht aufnehmen konnte, ohne ihren Zusammenhang zu zerstören.

gierig und bestürzt zusammenlief, ließ Tanaquil sogleich die Königsburg verschließen, und den Servius holen. Sie zeigte ihm den entseelten Leichnam, und beschwor ihn, den Tod seines Schwiegervaters zu rächen. Zugleich entflammte sie seinen Ehrgeiz. Nicht die Mörder, sagte sie, müssen herrschen, Dein ist das Reich, wenn Du ein Mann bist. — Darauf rief sie aus einem obern Fenster der Burg dem gewaltig andringenden Volke zu, der König lebe noch, und sey nicht gefährlich verwundet, während der Krankheit werde Servius seine Stelle vertreten, dessen Befehlen möge daher Jeder gehorchen. Servius erschien mit dem Königsmantel, entschied Streitigkeiten, stellte sich bei anderen Dingen, als ob er erst mit dem kranken Könige Rücksprache nehmen müßte. Nachdem er so das Volk an seine Herrschaft gewöhnt hatte, wurde der Tod des Tarquinius bekannt gemacht, und die Curien bestätigten dem Servius die Herrschaft. Die Söhne des Ancus hatten schon auf die falsche Nachricht, daß Tarquinius noch lebe, die Flucht ergriffen.

Auch diese Erzählung scheint Dichtung eines Spätern, was wir dagegen mit Zuverlässigkeit wissen, ist, daß Servius der Wohlthäter der Gemeinde wurde. Er wies den Bürgern derselben Erblooſe von den Landschaften an, welche sie mit ihrem Blute dem Vaterlande gewonnen hatten; aber dies war nur Vorbereitung für die bleibenderen und einflußreicheren Veränderungen, welche er im Geiste seines Vorgängers mit der alten Verfassung machte, und wodurch er eigentlich den Plebejischen Stand gründete. Er theilte zuerst die Gemeine in der Stadt in vier, und die auf dem Lande in sechs und zwanzig Tribus *). Die Basis für diese Abtheilungen war eine räumliche, von den Wohnorten hergenommen. Stadt und Landschaft wurden also in dreißig Bezirke getheilt. Eine andere Eintheilung des Servius umfaßte das ganze Volk. Ihr diente zur Grundlage eine Vermögensschätzung (Census), nach welcher die Bürger steuerten und den Kriegsdienst leisteten. Es bildeten hiernach die sämmtlichen Bürger fünf Vermögensclassen, die wieder in Unterabtheilungen, Centurien genannt, zerfielen, und zwar in folgender Art **).

*) So Niebuhr, welcher nachweist, daß erst durch die Gesetzgebung der zwölf Tafeln die Patricier in diese örtlichen Tribus der Plebejer aufgenommen wurden. Th. II. S. 355. Nach der früher gewöhnlichen Annahme waren die Bürger beider Stände schon damals eben so wol in den Tribus wie in den Curien.

**) Die Angaben hierüber weichen etwas ab. Die obige Darstellung ist die des Dionysius von Halikarnaß.

In die erste Classe gehörten die, welche 100,000 Römische As (damals eben so viele Pfund Kupfer) in Vermögen hatten. Diese Classe bestand wiederum aus achtzig Centurien, d. i. in Beziehung auf den Kriegsdienst, Compagnien Fußvolk. Vierzig davon enthielten die jüngeren Leute von siebzehn bis sechs und vierzig Jahren, die anderen vierzig bestanden aus älteren Männern, die zunächst zur Bewachung der Stadt bestimmt waren. Die dieser Classe eigenen Waffen waren: Beinharnisch, Panzer, Spieß, Schwert, Helm und runder Schild *). Zu ihr gehörten auch noch die Ritter, welche in achtzehn Centurien vertheilt waren, denn Servius hatte noch zwölf hinzugethan **). Die ganze Classe hatte also acht und neunzig Centurien.

Die zweite Classe bestand aus Denen, welche wenigstens 75,000 As besaßen. In ihr waren zwanzig Centurien, die, wie in der ersten Classe, nach dem Alter in zwei Abtheilungen zerfielen. Sie hatten ähnliche Waffen, ausgenommen den Panzer, und eine andre Art von Schilden. Ihnen zugesellt waren zwei Centurien von Waffenschmieden und ähnlichen Handwerkern.

Ein Vermögen von 50,000 As eignete zur dritten Classe. Diese zerfiel gleichfalls in zwanzig Centurien, von denen zehn die jüngere, zehn die ältere Mannschaft in sich faßten. Die ihnen zukommende Waffenrüstung schloß außer dem Panzer auch die Beinharnische aus.

Die Mitglieder der gleichfalls in zwanzig Centurien getheilten vierten Classe mußten ein Vermögen von 25,000 As besitzen. Spieß, Schild und Schwert waren ihre Waffen. An sie schlossen sich zwei Centurien von Trompetern, Hornbläsern, u. dergl. an.

In der fünften Classe war die Zahl der Centurien dreißig, das Maaß des Vermögens 12,500 As. Ihre Waffen waren Spieß und Schleuder, weil sie als leichte Truppen dienten.

Alle übrigen Bürger, deren Vermögen unter diesem Maaß der fünften Classe war, umfaßte die sechste Abtheilung, die eigentlich keine Classe ausmachte, da sie, trotz der Menge ihrer Glieder, nur aus Einer

---

*) Die verschiedene Bewaffnungsart der Classen hatte ihren Grund darin, daß die Aufstellung des Heeres einen Phalanx bildete, in welchem also die vordersten Glieder am stärksten bewaffnet seyn mußten.

**) Nach Niebuhr (zw. Ausg. Th. I. S. 448) waren die sämmtlichen Patricier in den sechs alten Rittercenturien, weil die Aristokratie in ihrem Innern eine vollkommne Gleichheit behaupte, folglich keine Verschiedenheit nach dem Maaße des Vermögens bei ihr denkbar sey.

Centurie bestand *). Sie waren (besonders dringende Fälle ausgenommen) von Kriegsdiensten, die Aermsten auch von Steuern frei.

Wenn nun auf der einen Seite nach dieser Einrichtung die Reicheren durch Geld und Kriegsdienste am meisten angezogen wurden, der ärmere Theil dagegen mehr verschont ward, so war dieses die natürliche Billigkeit, und was jene hier scheinbar verloren, gewannen sie wieder durch das größere Maaß von Einfluß, der ihnen zu Theil ward. Denn in den Fällen, wo die Volksversammlungen nach Centurien Statt fanden, hatte jede derselben eine Stimme, folglich die erste Classe mit ihren acht und neunzig Centurien mehr als alle übrigen zusammengenommen, da die Gesammtzahl einhundert drei und neunzig betrug. Wenn die erste Classe also nur einstimmig war, konnte sie allein den Ausschlag geben, und in ihren Händen war also die ganze gesetzgebende Gewalt.

So gelangten denn durch die Gesetzgebung des Königs Servius die Plebejer zu einem gebührenden Antheil an der Staatsregierung, obschon die Patricier fortdauernd die größte Gewalt behielten: dadurch, daß die Befugnisse der Centurienversammlung beschränkt waren; daß sie allein im Senat saßen, oder doch, als auch Plebejer hinein gekommen waren, die Mehrzahl bildeten; daß sie ferner die Staatsämter bekleideten und allein Priester waren. Ist die Centurieneintheilung auch nicht in ihrer vollkommnen Ausbildung ein Werk dieses Königs; so ist er doch ohne Zweifel als der Gründer derselben zu betrachten, und somit des schönen Gleichgewichts der Stände und Gewalten in der Römischen Verfassung, welches sich in der Folge hieraus entwickelte.

Diese merkwürdigen Einrichtungen für das Innere sind das Wichtigste in der Regierung des Servius Tullius. Von minderer Bedeutung sind seine Kämpfe mit den Auswärtigen. Aber er bewirkte einen Bund zwischen Rom und den Latinischen Städten, der sich an gemeinsamen Gottesdienst, wie so oft bei den Verbindungen alter Völker, knüpfte. Es wurde zu diesem Ende auf gemeinschaftliche Kosten ein Tempel der Diana auf dem Aventinischen Berge errichtet, und Rom erhielt dadurch die Hegemonie. Auch die Sabiner vereinigten sich zu diesem Tempel.

---

*) Da nämlich die Zahl der Centurien in den Classen nach der Masse des steuerbaren Vermögens bestimmt war, so war natürlich eine weit geringere Anzahl reicher Bürger als ärmerer zur Bildung einer Centurie erforderlich.

Zum Dank gegen die Götter über die glückliche Vollendung so vieler wichtigen Dinge, errichtete Servius Tullius dem Glück zwei Tempel. Aber dennoch verließ ihn dieses Glück zuletzt, und die Glieder seiner eignen Familie bereiteten ihm ein schmähliches Ende. Tullius hatte seine zwei Töchter mit den nachgelassenen Söhnen*) des Tarquinius, Lucius und Aruns, vermählt. Der sanftern ältern Tullia gab er den wilden Lucius zum Gemahl, die ungestüme jüngere Tullia dagegen verheirathete er an den friedlichen Aruns. So hoffte er die heftigen Gemüther durch die Verbindung mit den sanften zu mildern. Aber er hatte sich verrechnet; dem Tarquin ward seine allzuzarte Gemahlin verhaßt und verächtlich, und der sanfte Aruns ward seiner wilden Gattin ein Spott, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Wäre sie nur seine Gattin geworden, ließ sie sich oft gegen Lucius verlauten, bald würde sie die königliche Würde in ihrem eignen Hause sehen. Die gleiche Gesinnung machte die beiden Herrschsüchtigen bald vertraut, und kurz hinter einander fielen Aruns und die Frau des Lucius als Opfer dieser Vertraulichkeit. Der Brudermörder Tarquin heirathete die Schwestermörderin Tullia, und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er verabscheuen mußte.

Aber dies war nur das Vorspiel zu weit empörenderen Gräuelthaten. Um den Servius noch vor seinem Tode der königlichen Würde zu berauben, brachte Tarquinius viele Senatoren durch Geschenke und noch größere Versprechungen auf seine Seite. Als er nun glaubte, daß es Zeit zum Handeln sey, zog er die Larve ab. Mit einem Haufen Bewaffneter erschien er auf dem Forum, und rief als Herrscher den Senat zusammen. In der Versammlung ließ er sich auf dem Sitze des Königs nieder, und hielt eine Rede gegen die Regierung desselben. Der alte König, sogleich davon benachrichtigt, eilte voll Zorn, unter geringer Begleitung, nach dem Senat, und wollte den Unverschämten vom Throne herunterstoßen. Aber Tarquinius, jünger und stärker, ergriff den königlichen Greis mit seinen Händen, und stürzte ihn die Treppe auf den Markt hinunter.

---

*) So die Sage, unbekümmert, daß alsdann L. Tarquinius als ein siebzigjähriger Greis die Gewaltthat gegen Servius verübt haben müßte, da sie mit chronologisch rechnet. Die deutende Erzählung Späterer, die dem Uebelstande zu Hülfe kommen wollte, hat daher, um jedem Umstand den Schein gewisser Geschichte zu geben, aus den Söhnen Enkel gemacht.

Der Unglückliche wollte nun blutend und kraftlos sich durch Hülfe einiger Freunde von da wegschleppen, aber bald ereilten ihn wieder von Tarquinius nachgeschickte Mörder, und raubten ihm das noch übrige Leben. So hatte es Tullia gewollt, die auf ihrem Wagen nach dem Markte eilte, und den auf der Treppe stehenden Gemahl zuerst als König begrüßte. Ja so sehr soll diese Tochter die Natur verläugnet haben, daß sie zurück nach Hause fahrend mit ihrem Gespann über den Leichnam ihres Vaters triumphirend hinwegrollte, und das Blut am Wagen zu Hause den Penaten (Hausgöttern) zum Opfer darbrachte. Doch ist kaum zu bezweifeln, daß die Patricier, nachdem sie den Tarquinius und die Seinigen vertrieben, ihre Geschichte mit recht gräßlichen Farben darstellten, damit der Haß gegen sie um so gerechter erscheinen, und sich um so lebendiger erhalten möge.

---

9. Tarquinius Superbus; Abschaffung der Königswürde.

(reg. 534—510 vor Chr.)
(220—244 d. St.)

Tarquinius Superbus (der Uebermüthige) hatte den Thron durch eine Gewaltthat erworben, und durch Gewaltthaten suchte er ihn zu behaupten. Er sicherte seine Person durch eine Leibwache, ließ (so wird erzählt) Senatoren, Vornehme und Reiche tödten oder verbannte sie, und zog ihr Vermögen ein. In den also entkräfteten Senat wählte er keine neuen Mitglieder, und die noch vorhandenen rief er nicht mehr zusammen. Dabei machte er indeß seine Herrschaft den benachbarten Völkern furchtbar. Latium kam unter Rom's Oberhoheit und die Herniker schlossen sich diesem Bunde an. Mit Heeresmacht zog Tarquinius gegen Suessa Pometia, die in üppig fruchtbaren Gefilden gelegene Hauptstadt der Volsker, und nahm es ein. Im eroberten Lande wurden Colonien angelegt, zu Circeji und Segnia. Dieses Verfahren, welches die Römer in der Folge immer beobachteten, schaffte den armen Bürgern Brot, sicherte die Abhängigkeit der Besiegten, und trug daher zur Befestigung wie zum Fortschritt der Römischen Herrschaft nicht wenig bei. Der König führte auch den Bau des Capitoliums mit dem dreifachen Tempel des Jupiter, der Juno und Minerva aus, wo die Sibylliniſchen Bücher niedergelegt wurden, welche die Regierung bei Bedrängnissen und Gefahren als Orakel befragte.

Allein wie glanzvoll auch das Königthum erschien, und welche Aussichten es noch in der Ferne zeigte, es war nicht der Weg, auf welchem das Römische Volk sein Ziel erreichen sollte. Der Umsturz dieser Verfassung ward schon längst von den angesehenen Geschlechtern gewünscht, ein zufälliges Ereigniß führte die Ausführung herbei. Während nämlich Tarquinius mit einem Theile des Heeres Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, einige Meilen unterhalb Rom, belagerte, ward die Gemahlin des Collatinus, eines im Lager befindlichen Vetters der Tarquinier, die berühmte Lucretia, von dem Sohne des Königs, Sextus Tarquinius, in Rom gewaltsam entehrt (510). Die tugendhafte Frau, welche den Schimpf nicht zu ertragen vermochte, gab sich selbst den Tod. Mitgefühl und Bewunderung eines solchen heroischen Untergangs entflammten den Abscheu, den die freche Schandthat erregte, und den Haß gegen die frevelnden Tyrannen im höchsten Grade. Alle Umstände waren den Patriciern jetzt äußerst günstig. Das Heer, auf dessen Beistand sich der König am meisten verlassen konnte, war außerhalb der Stadt, innerhalb derselben aber waren die Kinder und Gattinnen der Soldaten, also lauter Unterpfänder für die Patricier. Gleich nach der That setzten sie sich durch Verschließung der Thore in den Besitz der Stadt. L. Junius Brutus *), ein Verwandter des königlichen Hauses und der Oberste der Ritter, welcher der Verfolgung des Tarquinius nur durch verstellten Blödsinn entgangen war, rief das Volk zusammen, zeigte ihm den blutigen Leichnam der Lucretia, und schilderte die Unthaten des Tarquinius, das Unrecht, welches die Patricier erlitten, endlich auch die Schmach des Volkes selbst, mit starken Farben. Er ließ dabei in den Reichthümern und dem Einverständnisse aller Patricier, so wie in den abgeneigten Gesinnungen vieler Bundesvölker Hülfsmittel sehen, die stark genug seyn würden, eine lange befestigte Tyrannei zu stürzen. In der Volksversammlung ward sogleich beschlossen und durch feierliche Eide bekräftiget, daß Tarquinius mit seinem ganzen Stamme aus Rom und dem Römischen Gebiete verbannt, und daß Jeder, der zu seinem Vortheile etwas thun oder reden würde, des Todes schuldig seyn sollte. Der

*) Die Römischen Vornamen werden in der Regel nur mit einem Buchstaben bezeichnet, als: A. Aulus, C. Cajus, Cn. Cnäus, D. Decimus, L. Lucius, M. Marcus, M' Manius, P. Publius, Q. Quintus, S. Sextus, T. Titus, Ti. Tiberius. — Der zweite Name ist der des Geschlechts, durch den dritten werden die Zweige der großen Geschlechter unterschieden. Zu allen diesen kommt zuweilen noch ein Beiname hinzu.

neuen Verfassung, die demnächst angenommen wurde, gemäß sollte nun die Königswürde auf immer abgeschafft werden, zwei Consuln, jährlich wechselnd und aus den Patriciern zu wählen, sollten die Stelle der Könige ersetzen, und der Senat mit erneueter Wichtigkeit denselben zur Seite stehen. Von den Ehrenzeichen der vorigen Herrscher behielt man nur den elfenbeinernen Stuhl, worauf sie Recht sprachen, und die zwölf Lictoren mit den Beilen in den Fasces, als die Zeichen der Würde und Macht des neuen Amts, bei. Aber die goldne Krone, nebst dem purpurnen mit Gold durchwirkten Mantel, sollte nur bei Festen und Triumphzügen gebraucht werden, wo eine solche Pracht nur die Feier und die Großthaten, nicht die Person über die Gebühr verherrlichte. Die ersten Consuln waren Brutus und Collatinus.

Als der König, von diesen Bewegungen benachrichtigt, nach Rom eilte, fand er die Thore verschlossen. Unterdeß eilte Brutus in das Lager, um auch das Heer aufzuwiegeln, und als Tarquinius dahin zurückkam, fand er auch hier Alles gegen sich, so daß ihm nichts übrig blieb, als nach Gabii zu flüchten, wo sein Sohn regierte.

---

10. Gefahren und Kämpfe um die neue Freiheit.

(509—496 vor Chr.)
(245—258 d. St.)

Der vertriebene König war indeß weit entfernt, die Hoffnung aufzugeben, vielmehr rechnete er nicht allein auf das Volk, als wandelbar und leicht zu gewinnen, sondern unter den Patriciern selbst hatte er noch eine große Partei, die seinen Wünschen entgegen kam. Auch von anderen Staaten erwartete er Hülfe, und gewann in der That die Etrusker, aus welchem Volke seine Mutter stammte. Im Namen der Etruskischen Stadt Tarquinii gingen Gesandte nach Rom, um für den vertriebenen König die Erlaubniß, sich vor dem Volke zu rechtfertigen, auszubitten, und da dies abgeschlagen ward, zum wenigsten das ansehnliche Privateigenthum desselben zurückzufordern. Indem dies, nach langem Widerrathen von Seiten des Brutus, endlich zugestanden ward, erhielten die Gesandten, die zugleich mit Geld und Briefen von dem Könige versehen waren, mehr Zeit, mit der unzufriedenen Partei in Rom, an deren Spitze die eigenen Söhne des Brutus, und nahe Verwandten des Collatinus standen, Unterhandlungen anzuknüp-

sen. Schon waren diese weit gediehen, als ein Sklave die Verschwornen bei ihren Berathschlagungen belauschte, und das Vorhaben den Consuln hinterbrachte. Auf eine härtere Probe konnte wol des Brutus Haß gegen den Tyrannen und seine Liebe zu der neuen Verfassung nicht gestellt werden. Als Consul sollte er über die eigenen Söhne das Todesurtheil sprechen! Aber Brutus schwankte keinen Augenblick zwischen den Forderungen der Natur und des Vaterlandes. Er sprach als Consul und Römer nicht nur das Todesurtheil, sondern sah unverwandt die Köpfe seiner Söhne fallen. Der Grieche Dionysius, der die Römische Geschichte für seine Landsleute schrieb, sagt bei dieser Gelegenheit: „Was ich jetzt erzählen werde, wird, als zu hart, bei den Griechen keinen Glauben finden." In der That tritt eine große Härte und Verleugnung der Naturgefühle bei den Römern oft auf eine überraschende Weise hervor. In diesem Falle wird jedoch der Sieg der Pflicht über die Stimme des Vaterherzens zugleich die höchste Bewunderung erregen.

Collatinus war nicht so entschlossen. Als seinen Neffen das gleiche Urtheil gesprochen ward, versuchte er, ihr Schicksal durch Bitten zu mildern und die Todesstrafe in Verbannung zu verwandeln. Aber Brutus, der sich selbst nichts nachgegeben hatte, war hier noch unerbittlicher, und da Collatinus schon früher auch dafür gestimmt hatte, dem Tarquinius sein Eigenthum zurückzugeben, so sah Brutus darin eine noch schwankende Gesinnung, die ihm nicht zuträglich für den jungen Freistaat schien. Er brachte es also dahin, daß Collatinus seine Würde niederlegen, und mit seinem Vermögen, nebst einem aus der öffentlichen Casse dazugefügten Geschenke von fünf und zwanzig Talenten, Rom verlassen mußte. An die Stelle des Abgegangenen trat P. Valerius.

Die königliche Partei in der Stadt suchte Brutus nicht nur dadurch, daß an allen übrigen Verschwörern das Todesurtheil vollzogen wurde, zu schrecken, sondern auch völlig zu schwächen, indem er aus den Plebejischen Rittern Einige in den Senat aufnahm, des Königs Ländereien unter die ärmeren Bürger vertheilte, und allen mit dem Könige Ausgewanderten Verzeihung anbieten ließ, wenn sie innerhalb einer bestimmten Zeit zurückkehrten. Ob nun gleich von dem letzteren Anerbieten Wenige Gebrauch machten, so wurde doch durch die beiden ersten Maaßregeln ein bedeutender Theil der Plebejer für die neue Verfassung gewonnen, und die Ruhe im Innern befestigt, die um so

nothwendiger war, weil Tarquinius durch offnen Kampf sein ferneres Heil gegen Rom versuchte.

Die Etruskischen Städte Veji und Tarquinii brachten zuerst ein ansehnliches Heer zusammen, welches Aruns, des Tarquinius Sohn, führte. Es kam zu einer hartnäckigen und blutigen Schlacht, welche unentschieden blieb. Die beiden Anführer, Brutus und Aruns, rannten mit gewaltiger Wuth auf einander, und erstachen sich zu gleicher Zeit.

Polybius hat einen sehr merkwürdigen Handelsvertrag der Römer mit Karthago im ersten Jahre nach der Vertreibung des Tarquinius aufbewahrt, in welchem das Römische Gebiet bei weitem größer erscheint, als ein Jahrhundert nachher. Mit diesem Fragment wahrer Geschichte ist die dichterisch ausgeschmückte, der wir sonst hier überall folgen müssen, unvereinbar, denn diese suchte den äußern Verfall, welcher der Verfassungsänderung folgte, sorgfältig zu verhüllen, und hat das Vorurtheil erzeugt, Rom, unter den Königen schwach, sey durch ihre Vertreibung unmittelbar stark geworden.

P. Valerius, auch im zweiten und dritten Jahre der Republik Consul, war Urheber zweier merkwürdigen Gesetze. Das erste war, daß wer sich königliche Gewalt anmaßen würde, der Acht verfallen seyn sollte, und das zweite, daß bei allen Todes-, Leibes- und Geldstrafen es den Plebejern so gut wie den Patriciern gestattet sey, von den Obrigkeiten an ihre Gemeinde zu appelliren. Das Volk beehrte den Valerius dafür mit dem Namen Poplicola (Volksfreund) *).

Indeß drohte Rom wieder eine neue und größere Gefahr. Tarquinius fand wirksamen Schutz bei dem mächtigen Porsena, dem Könige des Etruskischen Clusium. Dieser kam, nachdem seine Verwendung verworfen worden, mit einem so übermächtigen Heere herbei, daß die Römische Besatzung von dem wichtigen Janiculum sogleich vertrieben, und das Heer, das am Fuße desselben an dem Ufer der Tiber stand, geschlagen wurde. Die Feinde wären auch bald über die hölzerne Brücke mit den fliehenden Römern in die Stadt eingedrungen, hätte sie nicht ein heldenmüthiger Mann, Horatius Cocles, aufgehalten. Er beschwor die Fliehenden bei allen Göttern, zu bleiben, und ermahnte sie, die Brücke mit Feuer und Eisen, und welcher Gewalt sie sonst könnten, abzubrechen. „Ich, sagte er, will indeß dem Ueber-

*) Nach Niebuhr erhielt er diesen Beinamen vielmehr darum, weil er die Fasces vor der Versammlung der Curien senken ließ, und dadurch anerkannte, daß die Consuln sich vor der Hoheit derselben (des eigentlichen populus) beugen müßten.

gange wehren, so viel mein einzelner Körper vermag." Es geschah, und unter so vielen Rücken erblickten die Feinde allein seine Brust ihnen zugekehrt, bereit, sie Alle zu empfangen. Nur noch zwei Andere hielt die Scham bei ihm zurück, und diese drei Männer wollten einem ganzen Heere den Weg über die Brücke versperren. Unterdeß wurden hinter und unter ihnen die Pfähle eilig zerhauen, und die Römer riefen ihre treuen Streiter zurück. Doch nur die beiden Anderen gingen, Horatius blieb allein stehen und wehrte sich so lange, bis er hinter sich das Gepraſſel der zerbrechenden Brücke und das Jubelgeschrei der jenseits stehenden Römer hörte. Nun rief er: „Heiliger Flußgott, nimm mich mit günstiger Welle auf," und so stürzte er mit der ganzen Rüstung in den Fluß hinab. Unverletzt schwamm er durch den Hagel der ihm nachgesandten Wurfspieße zu den Seinen hinüber, die ihm mit Lobsprüchen und Geschenken lohnten.

Indeß beherrschte Porsena den Fluß und alle Zugänge zu der Stadt, und die Söhne des Tarquinius setzten an das jenseitige Ufer über, und verheerten durch Streifzüge das Römische Gebiet. Eine fürchterliche Hungersnoth entstand bei den Belagerten, und da die Römer keinen allgemeinen Ausfall mehr wagten, so erwartete Porsena die Uebergabe der stolzen Stadt, und Tarquinius seinen Einzug schon mit Gewißheit.

Auch die Römer verzweifelten an einem glücklicheren Ausgang der Dinge, da trat ein junger Mann auf, Mucius Scävola. Er stellte dem Senat die Ermordung des Porsena als das einzige Rettungsmittel dar, und bot sich selbst zur Ausführung an. Die Noth hob die Bedenklichkeit über die Schande einer solchen That, und die Begeisterung, welche das Entstehen neuer Verhältnisse in den Gemüthern der Mitlebenden hervorruft, ließ den Mucius die Gefahr eines solchen Unternehmens verachten. Mit einem Dolche unter dem Mantel, ging er in das Lager, und drängte sich in den dichtesten Haufen vor dem königlichen Sitz. Hier wurde eben den Soldaten der Sold ausgezahlt. Neben dem Könige saß sein Schreiber, Beide fast gleich gekleidet, und Mucius, der nicht wußte, welcher Porsena sey, auch durch Fragen sich nicht verrathen durfte, ließ sich vom Ungefähr leiten, stürzte an den Schreiber los, und ermordete ihn statt des Königs. Ergriffen entwaffnet, soll er bekennen, wer er sey. Mehr Schrecken erregend als selbst erschrocken, blickt er um sich, und spricht: „Ein Römischer Bürger bin ich, Mucius ist mein Name. Ich habe als Feind den

Feind ermorden wollen, und scheue jetzt nicht den eignen Tod. Männlich handeln und männlich leiden, beides ist Römisch. Und ich bin nicht der Einzige, der diese Gesinnung gegen dich hegt, eine lange Reihe nach mir strebt nach derselben Ehre. In jeder Stunde soll ein Mörder dich umlauern, überall sollst du von nun an für dein Leben zittern, so hat die Römische Jugend geschworen. Dem allgemeinen Kampf entsagen wir, mit dir allein wollen wir's zu thun haben." Der König, durch diese Rede erzürnt und erschreckt, droht, ihn ins Feuer werfen zu lassen, wenn er nicht die Art der Verschwörung genauer entdecke. „O sieh, sprach Jener, wie verächtlich der Körper Denen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen" — und mit diesen Worten streckte er seine rechte Hand in die lodernde Flamme des nahen Opferheerdes, und ließ sie verbrennen, indeß er, wie in fremde Gedanken vertieft, dastand. Ein Grausen ergriff die Umstehenden, der König selbst ließ ihn vom Feuer wegreißen und kündigte ihm seine Freiheit an. „Gut, sagte Mucius, so nimm denn zum Danke für dein Geschenk die Nachricht, daß dreihundert Römische Jünglinge sich wider dich verschworen haben. Wir looseten, und mich traf das Loos zuerst. Die Folgenden werden zu seiner Zeit dich nicht verfehlen."

Die Angst vor diesen Gefahren und die Achtung vor dem Römischen Charakter bewogen hierauf den Porsena, den Römern Frieden anzubieten, sagen die Römischen Geschichtschreiber. Aber aus anderen Nachrichten geht hervor, daß die Römer nicht nur das Etruskische Gebiet, welches sie in früheren Kriegen erobert hatten, zurückgeben und für die Erhaltung eines dauerhaften Friedens Geiseln stellen, sondern sich dem siegenden Könige gänzlich ergeben mußten.

Tarquinius' Rückkehr ward, wie es scheint, von dem Porsena nicht gefordert, und selbst in Beziehung auf die übrigen Bedingungen, die Rom auferlegt wurden, scheint bald Erleichterung eingetreten zu sein. Porsena erlitt darauf gegen die Latiner einen Unfall, den die Römer zur Abschüttelung des Jochs benutzten, um so mehr, als die den Etruskern überlieferten Römischen Geiseln, angeführt von der kühnen Clölia, die Erlaubniß, sich in der Tiber zu baden, benutzt hatten, um hinüberzuschwimmen, und entflohen waren. Der vertriebene Tarquinius, dieser Stütze beraubt, begab sich nach Tusculum, und bewog die Latiner, welche das vorige Band der Unterwerfung zerrissen hatten, zum Kriege gegen Rom (498). Dies geschah in einem Augenblick, wo der Angriff eines äußern Feindes sehr gefährlich zu werden drohte, denn das

Volk, welches durch die Kriege sehr litt, weigerte sich, ins Feld zu ziehen. Allein die Patricier fanden einen Ausweg, indem sie dem armen, durch Schulden gedrückten Volke einen Aufschub gewährten, und zur Beschwichtigung innerer und äußerer Feinde einen Dictator ernannten, d. i. einen Gebieter, den man in Zeiten dringender Gefahr erwählte, und ihm, um Einheit in die Maaßregeln zu bringen, königliche Gewalt verlieh, jedoch höchstens auf sechs Monate. Der erste bei dieser Gelegenheit gewählte Dictator war T. Lartius, welcher so wirksame Vertheidigungsmaaßregeln ergriff, daß die Latiner einen Waffenstillstand schlossen. Im folgenden Jahre (496) wurde der Kampf erneuert, und die Römer wählten abermals einen Dictator. Es geschah eine mörderische Schlacht am See Regillus, die von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft ward, und in welcher zwei Söhne und der Schwiegersohn des Tarquinius blieben. Für Rom wurde sie dadurch am entscheidendsten, daß die friedlich gesinnte Partei unter den Latinern das Uebergewicht erhielt, und sich nun mit den Römern vertrug, aber so, daß jetzt, oder wenigstens bald nachher, ein Verhältniß der Gleichheit zwischen beiden Völkern eintrat.

Der alte Tarquinius, ein neunzigjähriger Greis, aller seiner Kinder durch die bisherigen Kämpfe beraubt, flüchtete nun nach Cumä, einer Stadt Campanien's, wo er auch bald starb. So endete sich der dreizehnjährige Kampf der Römischen Republik gegen ihren ehemaligen König, aber es folgte kein Zustand der Ruhe, weder nach Außen, noch im Innern.

---

11. Einführung der Volkstribunen.

(494 vor Chr.; 260 d. St.)

Die Aufhebung der königlichen Gewalt, durch welche die bisherigen Kämpfe veranlaßt worden waren, hatte dem Volke gegenüber die Macht der Patricier außerordentlich erhöht, und seitdem diese keinen äußern Feind mehr zu fürchten hatten, zeigten sie auch weit weniger Schonung und Rücksicht gegen die Plebejer. Dadurch entstand eine Reibung beider Stände gegen einander, deren Heftigkeit und lange Dauer die Römer hinderte, die unter den Königen begonnene, durch die Vertreibung derselben verlorne Herrschaft nach außen wieder zu gewinnen und weiter auszubreiten. Mit Mühe konnte Rom vielmehr die An-

griffe der benachbarten Völker, der Aequer, Sabiner, Volsker, abwehren, da die Plebejer sich gegen den Druck der Patricier der einzigen Waffe, die ihnen zu Gebote stand, bedienten, der Verweigerung des Kriegsdienstes. Vorzüglich war die Unbarmherzigkeit, mit welcher die Patricier die armen, ihnen verschuldeten Plebejer drückten, ein Gegenstand dieser gerechten Klagen. Denn nach dem alten harten Gesetze hatte der Gläubiger zwar kein Recht an dem Vermögen des Schuldners, wol aber an seiner Person. Erfolgte die Zahlung nicht zur bestimmten Frist, so konnte er ihn als Knecht wegführen oder in die Fremde verkaufen*), und die reichen Patricier bedienten sich dieses Rechts oft auf unmenschliche Weise. Daraus entstand die Widersetzlichkeit des Volks im Jahre 498, welche, wie schon erwähnt ist, die Wahl des ersten Dictators veranlaßte. Als im Jahre nach der Schlacht am Regillus Krieg mit den Volskern und Sabinern war, erschien auf dem Markte ein Alter, in schmutzigen Lumpen, bleich und abgehungert, mit verwildertem Bart und Haupthaar. Der zusammengelaufenen Menge, die in ihm einen wackern Hauptmann erkannte, erzählte er, daß er des Kriegsdienstes wegen seinen Acker habe vernachläßigen müssen, dann hätten die Feinde Alles verbrannt und geplündert. So sey er in Schulden gerathen, die, durch den Wucher angewachsen, ihn in die Knechtschaft gestürzt, wo er auf das unmenschlichste behandelt würde. Dabei zeigte er auf seinem Rücken die Spuren der erlittenen blutigen Mißhandlungen. Sofort durchtobte Aufruhr die Stadt, und das Volk stellte sich nicht eher ein zum Kriegsdienst, als bis der Consul P. Servilius erleichternde Verordnungen verkünden ließ. Nun wurden die Feinde geschlagen, aber nach beendetem Kriege zeigte sich des Servilius Amtsgenosse, Appius Claudius, dessen Geschlecht sich durch die ganze Römische Geschichte in trotzigem Hochmuth und eiserner Gefühllosigkeit gleich geblieben ist, wieder so hart gegen die Schuldner, daß

*) Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln konnte der Gläubiger den Schuldner, statt ihn zu verkaufen, sogar tödten. Ja es schreibt vor, daß mehrere Gläubiger das Recht hatten, ihn in Stücke zu zerhauen, „welches (wie Bethmann-Hollweg sagt, Handbuch des Civilprocesses, Abth. I. Bd. 1. S. 300) durch Grausamkeit und symbolische Bedeutung dem Geiste jenes ältesten Rechts durchaus entspricht.“ Niebuhr zw. Ausg. Th. II. S. 671. führt die Motive an, welche den Gesetzgeber zu einer solchen Unmenschlichkeit bringen konnten; doch hat nach der Versicherung des Gellius nie Jemand davon Gebrauch gemacht. Andere, wie Hüllmann, Römische Grundverfassung, S. 178, halten die buchstäbliche Auslegung für ein Mißverständniß, und erklären: die aus dem Verkaufe des Schuldners gelöst'te Summe soll unter die Gläubiger getheilt werden.

das nächste Jahr (494) dieselben Auftritte herbeiführte. Es wurde ein Dictator erwählt, M. Valerius, der dem Volke Erleichterung seiner Lasten verhieß, und dem es, als einem Valerier, gern in den Krieg folgte. Aber nach geendetem Kriege weigerten sich die Patricier, die Zusage zu erfüllen. Der Dictator, voll Unwillen, legte sogleich seine Stelle nieder. Da zogen die noch außerhalb der Stadt befindlichen Legionen auf den nahe gelegnen heiligen Berg, verschanzten sich dort, und erwählten sich einen eignen Anführer. Nach langem Berathen, wie man der Stadt aus dieser Noth helfen solle, beschloß endlich der Senat, Abgeordnete hinauszusenden und über die Bedingung der Rückkehr zu unterhandeln. Unter den Gesandten war Menenius Agrippa, ein Mann frei von dem Uebermuthe der heftigen patricischen Partei. Er erzählte dem aufgebrachten Volke die Fabel von dem Magen, gegen den die übrigen Glieder sich verschworen hätten, weil er allein Alles verzehre, worauf der ganze Körper verhungert sey. Das Volk begriff den Sinn dieser Dichtung; es zeigte sich auch geneigt, wieder in die Stadt zurück zu kommen, aber unter Bedingungen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Uebel verhindern sollten. Wollten die Patricier nicht den gänzlichen Untergang des Staates hereinbrechen sehen, so mußten sie der Plebs Einiges bewilligen. Die Schulden der Unvermögenden wurden getilgt, die noch Schuldknechte waren, frei gegeben. Zugleich erhielt die Plebs das Recht, aus ihrer Mitte zwei Beamte, unter dem Namen von Volkstribunen, welche jährlich wechselten, zu wählen. Ihre Zahl wurde nachher auf fünf, und späterhin auf zehn gebracht. Sie sollten die Gemeinde gegen die Willkür der Patricier schützen, und konnten mit der Formel Veto alle Beschlüsse des Senats ungültig machen. Ihre Personen waren heilig und unverletzlich. Dieser Anfang der tribunicischen Macht war noch nicht sehr groß; in der Folge hob sie sich aber immer mehr, und griff immer bedeutender in die Verhältnisse des Staates ein.

---

12. Cn. Marcius Coriolanus.

Daß die Patricier und besonders die übermäßig Stolzen unter ihnen, eine solche Macht nur mit Widerstreben aufwachsen sahen und eine Gelegenheit sie wieder zu vernichten suchten, ist leicht zu denken. Diese Gesinnung ward offenbar, als einige Jahre nach der Auswanderung

der Gemeine Hungersnoth entstand. Man bekam zwar Getreide aus Etrurien und Sicilien, zum Theil sogar ohne daß der Staat es bezahlen durfte, aber nun entstand Zwiespalt über die Vertheilung desselben. Ein Theil des Senats wollte, daß man das geschenkte Korn umsonst vertheilen, das gekaufte aber für einen geringen Preis losschlagen sollte; gegen diese Meinung aber trat ein Senator, Cn. Marcius, der wegen der Tapferkeit, mit welcher er die Volskische Stadt Corioli kurz vorher erobert, den Beinamen Coriolanus erhalten hatte, mit großer Heftigkeit auf. Man müsse, sagte er, dem übermüthig gewordenen Volke wohlfeiles Getreide nur um den Preis der Aufopferung seiner neuen Rechte geben. Die Plebejer geriethen darüber in die äußerste Wuth und forderten, was noch nicht geschehen, den Marcius Coriolanus, als einen Verletzer des jüngst zwischen ihnen und den Patriciern geschlossenen Bundes, vor ein Volksgericht. Coriolanus erschien nicht, und wurde abwesend aus Rom verbannt.

Von Wuth und Rache gegen sein Vaterland entflammt, ging Coriolan zu den Volskern. Er ward günstig aufgenommen, und sogar an die Spitze eines Heeres gestellt, welches die Volsker gegen Rom ausrüsteten. Er nahm eine Stadt nach der andern weg, schlug sein Lager fünf Millien von Rom auf (488), und verheerte von da aus das Römische Gebiet, doch ließ er die Güter der Patricier verschonen. Furcht und Schrecken ergriff das Volk, es wollte nicht fechten, sondern bat den Senat, er möchte Friedensunterhandlungen eröffnen. Es geschah, doch Coriolan machte den Abgesandten die Bedingung der Wiederabtretung der den Volskern seit einiger Zeit abgenommenen Orte. Da dieselben Gesandten, als sie bald darauf zum zweitenmale erschienen, gar nicht ins Lager gelassen wurden, so machten sich die Priester auf, geschmückt mit ihren Ehrenzeichen, allein auch sie erweichten den Sinn des Siegers nicht.

Da gingen die Römischen Frauen zu Coriolan's alter Mutter Veturia und zur Volumnia, seiner Gemahlin, und bewogen sie, mit ihnen ins Volskische Lager zu gehen. Volumnia trug noch ihre beiden Kinder auf den Armen, und so hoffte man durch weibliche Thränen zu erlangen, was Gesandten und Priestern nicht gelungen war. Als Coriolanus von einem angekommenen Zuge von Weibern hörte, wandte er sich mit Widerwillen weg. Da ihm aber einer seiner Vertrauten sagte, er sehe seine Mutter, seine Gattin und seine Kinder in dem Zuge, ging er den Kommenden entgegen. Den Thränen der Mutter,

ihren strafenden Worten, den Bitten und Liebkosungen der Gattin konnte er nicht widerstehen, und mit Thränen rief er am Halse der Mutter: „O Mutter, Mutter! Rom hast du gerettet, aber ich bin verloren.“ Er entließ die Frauen, und führte das Heer zurück. Die herrschende Sage der spätern Zeit (denn auch an Coriolan's Geschichte hat die Sage großen Antheil) scheint gewesen zu seyn, daß die erbitterten Volsker ihn umgebracht. Nach Andern nahm er sich selbst das Leben. Dagegen hatte Fabius, der älteste Römische Annalist, erzählt, Coriolanus habe unter den Volskern bis zu einem hohen Alter gelebt, und oft habe man ihn klagen hören, für einen Greis werde die Verbannung erst recht jammervoll. Jene Sage, daß Coriolanus erschlagen worden sey, scheint durch die Annahme entstanden, daß die Volsker sich ohne Weiteres durch den Römer hätten zurückführen lassen. Aber dies ist doch schwer zu glauben. Es scheint vielmehr, daß Rom damals in der That zu den Abtretungen genöthigt ward, die Coriolanus gefordert haben soll. Dieser aber mag den Zug der Volsker nur als Führer einer Schaar Römischer Verbannter begleitet haben *).

---

13. Begebenheiten bis zum Sturze der Decemvirn.

(486—449 vor Chr.)
(268—305 d. St.)

Die Spannung zwischen den beiden Ständen, woraus das Geschick des Coriolanus hervorgegangen war, bekam bald darauf einen neuen Nahrungsstoff an dem für die ganze Römische Geschichte verhängnißvollen, damals durch den Consul Sp. Cassius Viscellinus zuerst angeregten, Ackergesetz. Es gab nämlich im Römischen Staate ein Gemeinland (ager publicus), welches, sobald die Eroberungen angefangen hatten, großen Umfang erlangte. Denn dem Erobrer gehörte nach dem alten Völkerrechte das sämmtliche Land der Städte, die entweder mit dem Schwerte gewonnen waren, oder sich unbedingt ergeben hatten. Diese Aecker wurden theils verkauft, theils einzelnen Bürgern, zwar nicht zum Eigenthum, aber, gegen Erlegung eines Zehnten, zu widerruflichem Besitz eingeräumt. In der Regel ging dieser Besitz auch auf ihre Erben über. In den Anfängen des Staats gelang-

*) Vgl. Niebuhr zw. A. Th. II. S. 273 fg.

ten natürlich nur die Patricier zu diesem Besitz, sobald aber die Plebs gebildet war, und in dem Heere diente, gebührte ihr von dem mit den Waffen gewonnenen Lande ein billiger Theil. Auch wies König Servius Tullius den Plebejern einiges Land an, und ein Gleiches geschah nach der Vertreibung der Könige, als die Patricier die Gemeinde vom Interesse des vertriebnen Königsgeschlechts trennen wollten. Sobald sie aber ihre Alleinherrschaft gegen den plebejischen Adel festbegründet hatten, die Verbannung der Tarquinier unwiderruflich war, verjagten sie die Plebejer vom Gemeinland, und entzogen sich selbst der Entrichtung des Zehnten.

Sp. Cassius, ein Mann von ungemeinen Gaben, den drei Consulate und in ihnen drei Triumphe zierten, machte, als er die Würde zum dritten mal bekleidete (486), den Vorschlag, den Plebejern Aecker vom Gemeinland anzuweisen. Seine aufgebrachten Standesgenossen klagten ihn an, daß er nach der königlichen Gewalt strebe, deswegen suche er die Gunst der Gemeine. In den Curien verurtheilten sie ihn, ließen ihn hinrichten und sein Haus schleifen. Sein Vorschlag zur Ackervertheilung hatte zwar Gesetzeskraft erlangt, doch hintertrieb der Senat die Ausführung, obschon die Tribunen sie häufig in Anregung brachten.

Zu den stets dauernden Kriegen mit den benachbarten Völkern gehörte auch der gegen das durch Künste des Friedens, durch Gewerbe und Handel blühende Veji, der im Jahre 484 begann. Es wurde auf dem Gebiete des Feindes an der Cremera eine Festung angelegt, welche von allen Fabiern, dreihundert und sechs Männern, mit ihren vier bis fünftausend Clienten besetzt wurde. Die Vejenter lockten sie durch eine täuschende Aussicht auf Beute aus der Verschanzung, und hieben Alle nieder (477). Von dem ganzen Fabischen Geschlechte blieb, der Sage nach, nur ein einziger Knabe übrig, welcher es fortsetzte. Ueberhaupt war Rom damals in seinen Kriegen unglücklich, vorzüglich gegen Volsker und Aequer, obschon es gegen sie mit den Latinern und Hernikern verbündet war.

In dem Kampfe, der im Innern zwischen den beiden Ständen geführt wurde, rangen die Plebejer den Gegnern langsam und schrittweise Vortheile ab. Im Jahre 482 gewann die Plebs das Recht, einen der Consuln aus den Patriciern zu wählen. Die Patricier wurden immer erbitterter. Als der Tribun Genucius die Consuln wegen der Nichterfüllung der vom Senate verheißenen Ackervertheilung

verantwortlich machte, ward er am Tage der Anklage in ſeinem Hauſe plötzlich todt gefunden (473). Aber auch ſolche Frevel ſchreckten die Tribunen nur auf kurze Zeit. Durch den Publilius Volero, welcher dieſe Würde in den Jahren 472 und 471 bekleidete, erlangte die Plebs daß die Tribunen in den Comitien (Verſammlungen) nach Tribus erwählt, und die Plebs überhaupt befugt ſeyn ſollte, in dieſen Verſammlungen zu berathen und zu beſchließen. Hier führte kein Conſul den Vorſitz, und keine Auſpicien, welche die Patricier ganz in ihren Händen hatten, waren nöthig.

Um dieſe Zeit litt Rom ungemein durch ſchwere Landplagen *), beſonders durch verheerende Seuchen. Die Peſt, welche Rom im Jahre 463 befiel, war ſo furchtbar, daß ſie beide Conſuln hinraffte, drei Volkstribunen von fünf, und den vierten Theil der Senatoren. Hieraus kann man abnehmen, wie ſie im Volke gewüthet haben muß, da die Sterblichkeit in den niedern Claſſen immer weit größer iſt, als unter den höheren Ständen. Als die nämliche Seuche nach zehn Jahren wiederkehrte, ſollten die Hälfte der freien Einwohner und faſt alle Knechte geſtorben ſeyn. Sie ergriff mit gleicher Wuth die benachbarten Länder, Volsker, Aequer und Sabiner. In dem Elende blieben die Felder unbeſtellt, wodurch im folgenden Jahre Hungersnoth kam.

Dieſe furchtbaren Bedrängniſſe der Natur ſcheinen auf den Kampf der Stände den Einfluß gehabt zu haben, daß ſie einerſeits eine aus Verwilderung der Gemüther erzeugte größere Heftigkeit herbeiführten, andrerſeits den Plebejern nützlich wurden, weil die Peſten den geſchloſſenen Stand weit empfindlicher trafen, als den, der für Ergänzung offen war, und daher die Geſchlechter der Gemeine gegenüber ſchwächten **). Im Jahre 462 trat der Tribun C. Terentilius Arſa mit der Rogation (Geſetzvorſchlag) auf: gleichmäßige Rechte aller Bürger durch geſchriebene Geſetze zu beſtimmen, und der unmäßigen und tyranniſch mißbrauchten Gewalt der Conſuln Schranken zu ſetzen. Die Patricier boten Alles auf, um die Ausführung zu verhindern. Sie nahmen zu offenbarer Gewalt ihre Zuflucht, trieben die Tribunen

*) „Während zwanzig Jahre vor der Einſetzung des Decemvirats ward Rom von allen denkbaren Plagen, Sterbeläuften, Erdbeben, Kriegsunglück ſo heimgeſucht, als ob der Himmel die in ſich zerriſſene Nation von der Erde zu vertilgen beſchloſſen hätte; und vielfache Zeichen, wodurch eine tiefe Erſchütterung und Aufregung der Natur ſich äußert, verkündeten, daß die Zeit aus den Fugen ſey.“ Niebuhr, Th. II. S. 305.

**) Derſelbe, S. 312.

vom Markte, zerstreuten und verjagten die Plebejer. Dies geschah besonders unter der Anführung des Cäso Quinctius, eines Jünglings stolz auf Abkunft, Leibesstärke, Kriegsthaten und Zungenfertigkeit. Die Tribunen klagten ihn auf den Tod an. Er rettete sich zwar durch die Flucht, aber sein Vater, L. Quinctius Cincinnatus, der für ihn Bürgschaft geleistet, mußte dieselbe mit Aufopferung seines Vermögens lösen, so daß ihm nur ein kleines Landgut übrig blieb.

Mitten unter diesen Streitigkeiten bemächtigte sich in einer Nacht heimlich und plötzlich ein Sabiner, Herdonius, mit Hülfe eines ihm folgenden Haufens, des Capitols, zum Schrecken der Stadt. Dieser Gelegenheit bedienten sich die Tribunen, und das von ihnen geleitete Volk weigerte sich nun zu fechten, wenn nicht die Consuln ihnen versprächen, nach vollendeter Vertreibung des Herdonius zur Entwerfung von allgemeinen schriftlichen Gesetzen zu schreiten. Das Versprechen wurde geleistet, und Herdonius vertrieben, aber die Patricier waren nichts weniger als geneigt, ihr Wort zu halten, und um ihren Widerstand durchzusetzen, wählten sie den Cincinnatus zum Consul. Es gelang diesem auch durch Entschlossenheit und Trotz, das Volk für den Augenblick zu beruhigen. Zwei Jahre darauf (458) gerieth Rom in große Gefahr, da die Aequer ein consularisches Heer einschlossen; nur Cincinnatus schien die Republik retten zu können. Die Abgeordneten des Senats, welche ihm die Nachricht brachten, daß er zum Dictator gewählt sey, fanden den Verarmten, bei der großen Sitteneinfalt jener Zeiten, nackt hinter dem Pfluge; er mußte sich von seiner Frau die Toga aus der Hütte bringen lassen, um die Botschaft anständig vernehmen zu können. Er rettete das eingeschlossene Heer und besiegte die Feinde; schon am sechzehnten Tage legte er die Dictatur nieder, doch hatte er vorher seine Macht benutzt, den Ankläger seines Sohnes zu stürzen.

Aber durch den Einfluß dieser und anderer Männer vermochte der Senat nur Aufschub zu erlangen, denn die Tribunen ließen nicht nach. Sie benutzten vielmehr die fortgehenden Kriege gegen Aequer, Sabiner u. s. w., wo die Plebejer nicht entbehrt werden konnten, um ihrem Ziele immer näher zu kommen. Auf diese Weise erkämpften sie der Plebs das Recht, statt fünf Tribunen künftig zehn zu erwählen, und damit die Verdoppelung der Kraft, welche sie zuletzt zum Ziele führte.

Denn nach noch manchen harten Kämpfen, in welchen selbst Consuln von den immer mächtiger werdenden Tribunen vor Gericht gefor-

dert und verurtheilt wurden, ging das Terentilische Gesetz *) durch (454). Drei Patricier wurden nach Italisch-Griechischen Städten gesandt, um die dortigen Gesetze kennen zu lernen, sogar nach Athen sollen sie gegangen seyn. Nach zwei Jahren kehrten sie zurück, und nun wurden zehn Männer (Decemviri), aber aus den Patriciern, auf ein Jahr gewählt, um die Gesetze zu geben, und mit so unbeschränkter Macht, daß alle übrigen Aemter während dieser Zeit aufhörten, selbst das Tribunat (451). Jeder dieser Decemvirn hatte immer zehn Tage den Vorsitz, sprach das Recht, und hatte während dieser Zeit die zwölf Lictoren. Sie entwarfen eine Anzahl zweckmäßiger Gesetze, deren Grundlage Altitalisches, bisher in Rom übliches Recht war. Diese Gesetze waren in zehn Tafeln enthalten, und wurden vom Volke bestätigt.

Aber die zehn Tafeln schienen noch nicht hinzureichen, und die Gesetzgebung noch einer Ergänzung zu bedürfen. Daher wurde das Decemvirat für das folgende Jahr (450) beibehalten, und dieses mal gelangten auch Plebejer zu dieser Würde. Aber sie dienten nur dem frevelhaften Ehrgeiz eines der patricischen Decemvirn, des Appius Claudius. Dieser hatte in dem vorigen Jahre die höchste Popularität bewiesen, so daß das Volk ihn nicht allein wiederum zum Decemvir bestimmte, sondern es ihm auch möglich machte, die Wahl der neun Uebrigen ganz nach seinem Willen zu lenken. Es waren seine Geschöpfe, ohne eignen Willen, auf deren Unterstützung und Mitwirkung für seine Absicht, eine unumschränkte Herrschaft zu gründen, er rechnen konnte. Kaum war die Wahl geschehen, so traten diese gefährlichen Pläne zu allgemeinem Schrecken ungescheut hervor, und eine frevelhafte Willkür begann ihr Spiel. Anstatt, wie bisher, die Zeichen der Herrschaft immer abwechselnd nur einem der Decemvirn zu geben, traten sie Alle mit hundert und zwanzig Lictoren hervor, und die Beile, welche Publicola innerhalb der Stadtmauern aus den Steckenbündeln hatte nehmen lassen, die jetzt aber wieder eingefügt erschienen, zeigten an, mit welchen Waffen man die Widerspenstigen bestrafen würde. Durch heimliche Gelübde hatten sie sich gegenseitig verpflichtet, weder den Senat noch das Volk zusammenzuberufen; sie verfügten über Alles nach despotischem Gutdünken. Besonders wurden die Niedrigeren Opfer ihrer Willkür. Junge Patricier umgaben ihre Richterstühle,

*) Die Römischen Gesetze bekamen ihre Namen nach dem, der sie zuerst vorgeschlagen hatte.

erhielten leicht ungerechte Strafe, Geißelung, ja Tod angeklagter Plebejer, und wurden durch die einzogenen Güter der Hingerichteten bereichert. Durch solchen Lohn bestochen, zog die patricische Jugend die eigne Ungebundenheit der allgemeinen Freiheit vor, und widersetzte sich keiner Willkür der Tyrannen.

So groß war auch die Gewalt der Decemvirn schon geworden, daß sie, ohne weiter zu fragen, nach Verlauf des Jahres ferner ihre Würde behaupten konnten. Als nun die Sabiner und Aequer die Römer feindlich überzogen, und die Decemvirn nicht umhin konnten, wegen der Aushebung der Soldaten den Senat zusammenzuberufen, versuchten zwar die Freunde der vorigen Verfassung diese Gelegenheit zu benutzen und die Decemvirn zu stürzen, die Letztern siegten indeß und behaupteten die Führung der Heere. Aber Heere, die unter solchem Zwiespalt zusammengebracht, in denen eine Menge von Unzufriedenen und Mißvergnügten waren, fochten, wie man leicht denken kann, nicht mit ausgezeichneter Tapferkeit; sie erlitten Unfälle, welche die übermüthigen Herrscher immer verhaßter machten. Endlich bereiteten sich diese durch zwei schändliche Thaten selbst den Untergang. Ein alter Krieger, L. Siccius Dentatus, der in hundert und zwanzig Gefechten gestritten, acht Feinde im Zweikampfe erlegt hatte, fünf und vierzig Narben und eine fast unermeßliche Menge von Belohnungen und Ehrengeschenken zählte, war dieses beispiellosen Ruhmes wegen beim Volke eben so beliebt, als den Decemvirn, die beim Heere waren, verhaßt, weil er gegen die Soldaten von Tribunenwahl und Auswanderung gesprochen hatte. Niemand konnte ihnen leicht so gefährlich werden, als ein solcher Mann; sie beschlossen daher sich seiner zu entledigen. Er ward mit Begleitern ausgeschickt, die den geheimen Befehl hatten, ihn an einem einsamen Orte zu ermorden. Siccius verkaufte sein Leben theuer, und fiel gerächt unter einem Haufen seiner Mörder. Als die Soldaten ihn so fanden, konnten sie dem Vorgeben, er sey von Feindes Hand umgekommen, keinen Glauben beimessen. Der Frevel war offenbar, und erbitterte das ganze Heer gegen die Decemvirn aufs höchste.

In der Stadt sachte Appius, der zur Verhinderung aller Unruhen in Rom geblieben war, durch eine nicht minder abscheuliche That das Feuer des Aufruhrs vollends an. Er stellte einem schönen Mädchen nach, Namens Virginia, deren Vater Virginius, ein Plebejer und Anführer einer Cohorte, im Lager gegen die Aequer stand. Nach-

dem Appius durch allerlei Künste das Mädchen und deren Wärterin vergebens zu verführen gesucht hatte, stiftete er einen seiner Clienten, Claudius, an, welcher das junge Mädchen mit Gewalt aus einer öffentlichen Schule riß; er habe, behauptete er, in Erfahrung gebracht, daß die Dirne Tochter einer seiner Sklavinnen sey, und dem angeblichen Vater Virginius von dessen kinderlosen Frau untergeschoben. Gegen alle Zeugnisse erkannte Appius durch einen Richterspruch dem Claudius das Mädchen zu, in Gegenwart des Virginius, der, von dem Vorfalle schnell benachrichtiget, aus dem nahen Lager nach der Stadt geeilt war. In der Verzweiflung, als er sein Kind gewaltsam fortführen sah, faßte er einen Römischen Entschluß. Er bat um die Erlaubniß, ihr, ehe sie ihm entrissen würde, ein Wort bei Seite sagen zu dürfen, führte sie darauf an die nahen Schlächterbänke auf dem Markte, und stieß ihr ein dort ergriffenes Messer in die Brust.

Ergriffen von einer so außerordentlichen That und zur höchsten Wuth gegen die Urheber erhitzt, sammelte sich das Volk um die Freunde des Virginius, die es an der keuschen Leiche, dem letzten Opfer der Tyrannei, zur Freiheit aufriefen, und überwältigte den Appius mit seiner Schaar. Mit dem blutigen Messer und blutbespritztem Kleide eilte Virginius in das Lager, und erregte dort die gleichen Gefühle und Entschlüsse. Das Heer brach nach Rom auf, und besetzte den Aventinischen Berg; die anderen von der Sabinischen Grenze zurückkehrenden Legionen vereinigten sich mit ihm. Der Senat schwankte, die Decemvirn hatten eine große Partei, die sie noch nicht unbedingt fallen lassen wollte. Da zogen die Heere, und mit ihnen das ganze übrige von Weibern und Kindern begleitete Volk auf den heiligen Berg, wo die Freiheit der Plebs ihren Anfang genommen. Jetzt mußte der Senat nachgeben. Frühere Abgeordnete desselben waren zurückgewiesen worden, nun erschienen zwei Volksfreunde, L. Valerius und M. Horatius, mit Vollmacht zu unterhandeln, und wurden mit außerordentlicher Freude empfangen. Das Volk zeigte die größte Mäßigung, und die Versöhnung kam leicht zu Stande. Die Plebejer kehrten zurück, die Decemvirn legten ihr Amt öffentlich nieder, das Consulat wurde auf den Antrag der sofort erwählten Tribunen wieder hergestellt, mit Provocation (Appellation) an das Volk. Valerius und Horatius wurden zu Consuln erwählt, und befestigten die eben errungene Freiheit des Volks durch neue oder erneuerte Gesetze: daß es künftig nie wieder eine obrigkeitliche Macht geben solle, von der

keine Appellation an das Volk Statt fände; daß die Personen der Tribunen und ihrer Gehülfen, der Plebejischen Aedilen*), heilig seyn; und daß die Beschlüsse der Comitien nach Tribus (Plebiscite) für das ganze Volk verbindlich seyn sollten**). Die Decemviralgesetze wurden nun in zwölf eherne Tafeln gegraben, und öffentlich aufgestellt. Gegen die Schlimmsten unter den Urhebern derselben wurde das Verfahren begonnen. Appius Claudius und einer seiner Amtsgenossen, Oppius, gaben sich, ehe der Gerichtstag eintrat, im Kerker selbst den Tod, die Uebrigen gingen in freiwillige Verbannung.

Die beiden Consuln trugen durch die Liebe des Volks glorreiche Siege über die Aequer, Volsker und Sabiner davon; den Patriciern waren sie, obschon sie ihnen keinerlei Unrecht zufügten, durch ihre Gesetze so verhaßt geworden***), daß sie ihnen den Triumph verweigerten, aber das dankbare Volk erkannte seinen Schützern und Freunden diese Ehre zu.

---

14. Fernere Bestrebungen der Plebejer um politische Gleichheit; Eroberung von Veji.

(445—391 vor Chr.)
(308—363 d. St.)

Auch nach dem Sturze der Decemvirn fuhren die Patricier fort, die Vorrechte ihres Standes mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheidigen, sie konnten aber dadurch die fortschreitende Entwickelung der plebejischen Freiheit nicht hindern. Im Jahre 445 forderte der Tribun Canulejus die Aufhebung des bestehenden Eheverbots zwischen Patriciern und

*) Sie hatten die Polizei der Stadt zu besorgen, und führten die Aufsicht über öffentliche Gebäude, Markte, Lebensmittel und ähnliche Dinge.

**) Es sind bei diesem Gesetze zwei Schwierigkeiten. Die eine, daß nachher noch zweimal Gesetze vorkommen, welche dasselbe mit den nämlichen Worten verordnen; die zweite, daß dadurch schon damals eine Macht an die Plebs gekommen wäre, welche ihre folgenden Bestrebungen ganz überflüssig gemacht haben würde. Man entgeht beiden Schwierigkeiten, wenn man mit Niebuhr annimmt, bei diesem Valerischen Gesetze sey zu verstehen: wenn nämlich Senat und Curien bestätigen. „Ein Plebiscit, sagt er, war noch nichts weiter als eine vom Hause der Gemeinen angenommene Bill, die erst durch den Beitritt der beiden andern Zweige der Legislatur zum Gesetz wird." Zw. Ausg. Th. II. S. 411.

***) Quorum consulatus popularis sine ulla Patrum injuria, nec sine offensione fuit; quidquid enim libertati plebis caveretur, id suis decedere opibus credebant. Livius. III, 55.

Plebejern, und setzte sie nach einigem Streite durch. So wurden persönliche Verbindungen angeknüpft, welche in der Folge die Schärfe des Zwists der Stände sehr milderten. Nicht so gelang es mit einer zweiten, zugleich mit jener von neun Tribunen aufgestellten, Rogation, daß es der Nation frei stehn solle, nach ihrem Gefallen patricische oder plebejische Consuln zu wählen. Der Senat widersetzte sich nach Kräften, aber die nicht weniger unerschütterlichen Tribunen verweigerten dagegen die Aushebung zum Kriegsdienst. In diesem Gedränge, entweder den Bürgern oder den Feinden den Sieg in die Hände zu geben, versuchten die Patricier ein Auskunftsmittel. Wohl wissend, daß nur mit dem Namen auch die Sache erst völlig gewonnen werde, wollten sie mindestens den heiligen und geweihten Titel der Consuln der Plebs entziehen. Man verglich sich dahin, daß die höchste Gewalt auf Kriegstribunen mit consularischer Macht (tribuni militum consulari potestate) übertragen wurde, zu denen auch Plebejer genommen werden sollten. Dennoch wurden die ersten Kriegstribunen (444), unter dem Vorwande, daß bei ihrer Wahl von den Auguren gefehlt worden sey, schon nach drei Monaten wieder abgesetzt, und für den übrigen Theil des Jahres Consuln erwählt. Einige Jahre nachher kehrte man indeß wieder zu der neuen Würde zurück, und so wechselte sie mit dem Consulate bis zur Einnahme Rom's durch die Gallier, von wo sie dann, bis die Plebejer Theilnahme am Consulat erlangten, herrschend blieb. Anfänglich waren drei solcher Kriegstribunen, später vier, dann sechs, in der Regel Patricier wegen des Einflusses, den diese auf die Centuriatcomitien, wo die Wahlen geschahen, übten. Die Consulartribunen theilten die consularische Gewalt mit einer andern, von da bleibenden Magistratur, der der Censoren. Diese hatten die Befugniß, den Census zu halten, d. h. das steuerbare Vermögen zu schätzen, wodurch bei der Einrichtung der Centurien viel von ihnen abhing. Eben so schrieben sie die Bürger in die Tribus ein, und bestimmten durch ihre Verzeichnisse, wer zum Senat und zur Ritterschaft gehöre. Geburt und Vermögen gaben die Anrechte, aber wer seine Pflichten gegen Staat und Stand übertrat, den konnten die Censoren ausschließen und in einen niedrern Stand versetzen. Vergehungen wider Sitte und öffentliches Wohl, entehrende Handlungen, die von den Gerichten nicht geahndet werden können, weil sie gegen kein bestimmtes Gesetz verstoßen, wurden von den Censoren auf diese Weise gerügt und bestraft. Zu

dieſem Umfang der Befugniſſe wuchs die Cenſur erſt allmählig, und erhob ſich dadurch zu einer ſehr bedeutenden Macht im Staate.

Neben dieſen innern Bewegungen und Veränderungen fing Rom in den äußeren Kriegen wieder an, ſich emporzuheben. Die Kämpfe gegen Volsker und Aequer wurden ſiegreich geführt, und dieſe Feinde immer matter, ſo daß der Staat jetzt alle ſeine Kräfte gegen Veji wandte. Dieſer letzte Krieg gegen die bedeutende, ihrer Nähe wegen den Römern doppelt wichtige Stadt dauerte zehn Jahre (406—396). Veji wurde von den übrigen Etruskiſchen Städten ſchlecht unterſtützt, und erlag zuletzt. Bisher hatten die Kriege der Römer nur einige Wochen während des Sommers gedauert. Der Schauplatz des Kampfes lag ſelten über einen Tagemarſch von Rom. Wer ſiegte, plünderte einige Tage die nächſte Gegend, und eilte dann, ſeine Beute in Sicherheit zu bringen. Zu ſolchen Feldzügen konnte der Soldat leicht mit Vorrath vom Hauſe verſehen werden, und bedurfte keines Soldes vom Staate; aber weder geübte Heere noch Kriegsgeiſt konnten ſich dabei bilden. Der Krieg gegen Veji mußte in größerer Art geführt werden. Die Einſchließung der Stadt machte die Anlage von Werken, Winterfeldzüge und die erſte Einführung des Soldes nöthig. Dadurch iſt dieſer Krieg ein wichtiger Wendepunkt für die Entwickelung der Römiſchen Kriegsweiſe und Kriegskunſt geworden.

Es war M. Furius Camillus, der, im zehnten Jahre der Belagerung zum Dictator gewählt, Veji endlich einnahm. Er drang, wie erzählt wird, durch einen Erdgang unter der Mauer, in die Stadt; aber die Geſchichte dieſes Krieges iſt in einzelnen Umſtänden von der Sage ausgeſchmückt. Die Eroberung Veji's und die Ausbreitung, welche das Staatsgebiet dadurch gewann, waren ein bedeutender Fortſchritt der Römiſchen Macht. Auch die Beute muß anſehnlich geweſen ſeyn, da die Fruchtbarkeit des Vejentiſchen Gebiets und die Schönheit der Stadt die Römer ſo lockte, daß der Wunſch entſtand, ein Theil des Volks ſollte nach Veji wandern, und der Römiſche Staat aus zwei Städten beſtehen. Aber dieſem, als einer Veranlaſſung künftiger bürgerlicher Kriege und als einer Spaltung der Kräfte, widerſetzte ſich der Senat und beſonders Camillus. Nach dreijährigem Hader erhielt das Volk eine billige Ackervertheilung im Gebiet von Veji, und wurde dadurch von jenem Gedanken zurückgebracht. Ein Jahr (394) hatte Camillus die Etruskiſche Stadt Falerii eingenom-

men, wie sich denn die Römer nach der Besiegung Veji's immer weiter ausdehnten.

Der Stolz des Camillus befleckte seinen großen Feldherrnruhm und entfremdete ihm die Herzen des Volks. Daß er seinen Triumph über Veji mit weißen, den Göttern geheiligten Pferden gehalten, wurde als Hochmuth und Frevel angesehen; noch mehr erbitterte es, daß er den Zehnten von der Vejentischen Beute zur Lösung eines dem Pythischen Apoll gethanen Gelübdes in Anspruch nahm, zu einer Zeit, wo die Beute längst vertheilt war. Bei jeder Gelegenheit zeigte er, wie sehr er das Volk verachtete und haßte, daher ihn die Tribunen zuletzt vor das Gericht der Tribus zogen (391). Grund zur Anklage ward die Beschuldigung, daß er sich widerrechtlich Stücke von der Vejentischen Beute zugeeignet habe. Das Volk verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe, aber Camillus, der gar nicht erschienen war, verbannte sich freiwillig aus Rom und ging nach Ardea, die Götter bittend, daß sie doch bald eine Zeit der Reue und der Sehnsucht nach ihm über seine undankbaren Mitbürger schicken möchten. Und nur allzuschnell ging sein Wunsch in Erfüllung.

15. Die Gallier in Rom.

(390 vor Chr.; 364 d. St.)

Bald nach Camillus' Verbannung erschienen nämlich vor dem Römischen Senate Abgeordnete der Etruskischen Stadt Clusium, und baten um Beistand gegen gefährliche Feinde. Es gehörten diese zu dem großen Volksstamme der Gallier oder Celten, welcher die Bevölkerung des größten Theils von Westeuropa ausmachte, im eigentlichen Gallien, auf den Brittischen Inseln und auf der Pyrenäischen Halbinsel wohnte. Schwärme dieses Volkes waren über die Alpen gewandert, gelockt durch die Schönheit des Italischen Landes. Ihre wilde Tapferkeit und ihr furchtbares Ansehn verbreitete Schrecken vor ihnen her; so hatten sie einen großen Theil von Oberitalien besetzt, nach ihnen fortan das Cisalpinische Gallien genannt. Noch breiteten sie sich erobernd immer weiter aus, und eben verheerten sie die blühenden Gefilde Etrurien's. Die Römer fanden es nicht rathsam, ein Heer zu senden, sondern schickten die drei Söhne des Patriciers M. Fabius Ambustus als Gesandte ab, die Lage der Dinge zu erforschen, und den Galliern vorzustellen, daß sie gegen Leute, die sie nie beleidigt hätten, nicht feindlich

verfahren möchten. Die Römer würden ihre Freunde auch mit den Waffen zu vertheidigen wissen, doch wünschten sie, den Frieden zu erhalten. Der Auftrag war schonend, aber die drei Fabier überschritten ihn. Die Gallischen Häupter erwiederten, sie hörten zwar jetzt zum erstenmale den Namen der Römer, doch müßten sie tapfre Männer seyn, weil die Clusiner in der Noth bei ihnen eine Zuflucht gesucht hätten. Auch wollten die Gallier den Vorschlag zum Frieden nicht verachten, wenn nur die Clusiner von ihrem überflüssigen Acker ihnen, die daran Mangel litten, etwas mittheilen wollten. Würde das verweigert, so würden sie zeigen, wie sehr die Gallier allen anderen Sterblichen an Tapferkeit überlegen seyen. Als nun die Gesandten fragten, nach welchem Rechte sie fremdes Eigenthum begehrten, und was ein Gallier in Etrurien zu suchen habe, antworteten sie: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwerts, und tapferen Männern gehört Alles." Es kam hierauf zur Schlacht, die Römischen Gesandten mischten sich in die Reihen der Clusiner, und einer derselben durchbohrte sogar im Zweikampf einen der Gallischen Anführer.

Die Gallier, welche dieses als einen Bruch des allgemeinen und heiligen Völkerrechts betrachteten, schickten nach Rom, um sich zu beschweren, und verlangten die Auslieferung der drei Römer. Obgleich nun Einige auch dafür stimmten, so war doch das Ansehen der Fabischen Familie groß genug, die Volksversammlung, vor welche die Sache gebracht wurde, dahin zu bringen, daß man nicht nur die Auslieferung zu verweigern beschloß, sondern dieselben Fabier unter die Kriegstribunen für das folgende Jahr (390) wählte. War je ein tüchtiger und besonnener Feldherr den Römern noth gewesen, so war es jetzt, da Brennus — so hieß der Gallische Anführer — gegen Rom anrückte, das verwegene Volk zu züchtigen. Und gerade jetzt war die Obergewalt in den Händen der Tollkühnen, welche den Krieg muthwillig erregt hatten. Sie führten das Heer hinaus. Am Flusse Allia, elf Millien von Rom, kam es zur Schlacht, einer der unglücklichsten, die je von Römern geliefert worden ist. Eine allgemeine Flucht zerstreute das Römische Heer, ein großer Theil rettete sich nach Veji, die Rom erreichten, blieben nicht in ihren Häusern, sondern flüchteten auf das Capitolium.

Die Gallier standen erstaunt auf dem öden Schlachtfelde. Sie vermutheten eine Kriegslist, und gingen daher nur langsam und vorsichtig auf Rom los. Dies gab den Römern Zeit, Vorrath auf das Capitol zu schaffen und die Heiligthümer in Sicherheit zu bringen.

Viele retteten sich in die benachbarten Städte. Unter diesen war auch L. Albinius, der sein Weib und seine Kinder nach Cäre fahren wollte, und unterweges auf die Schaar der Vestalischen Jungfrauen stieß, die mit den Heiligthümern flüchteten. Erfurchtsvoll bot er den Priesterinnen seinen Wagen an, und ließ Weib und Kinder zu Fuße gehen.

Nur ungefähr achtzig Greise, ehemalige Priester, Consuln und andere hohe Magistrate, fügt die Erzählung hinzu, wollten nicht fliehen, sondern setzten sich, in langer weißer Toga, auf dem Markte nieder, einen Stab in der Rechten, übrigens ernsthaft und unbeweglich. Die Feinde drangen indessen durch die offenen Thore und leeren Straßen, endlich auch auf den Markt, wo diese Greise saßen. Unwissend, ob sie Götter oder Menschen, Todte oder Lebende vor sich sähen, traten sie anfangs ehrerbietig zurück. Endlich wagte es ein Gallier, die Sache näher zu untersuchen. Er ging auf einen der Greise zu und zupfte ihn prüfend am Barte. Ein Schlag über den Kopf belehrte ihn hinreichend, daß Leben in diesen Bildsäulen sey, und nun wurden die Greise sämmtlich niedergemacht.

Die Stadt wurde hierauf größtentheils eingeäschert, aber das Capitol vermochten die Gallier nicht einzunehmen; sie beschlossen, es auszuhungern. Darüber verstrich viele Zeit, und Gallische Haufen mußten in der Nachbarschaft herumschwärmen, Nahrungsmittel zu suchen. Einer dieser Schwärme beunruhigte Ardea, aber der dort befindliche Camillus stellte sich an die Spitze der Ardeaten und schlug die Gallier. Der Verbannte, der hier eine neue Probe seiner großen Feldherrngaben abgelegt hatte, erschien jetzt den Römern zu Veji als der Einzige, der den Staat retten könne, aber um ihn, wie sie es wollten, zum Dictator zu ernennen, bedurfte es zuvor der Einwilligung des Senats. Doch wie wollte man die steile Höhe des Capitols erklimmen, oder auch nur unentdeckt durch die Wachen der Belagerer schleichen? Ein wackrer Mann, Pontius Cominius, führte dieses Wagstück aus. Er schwamm in einer finstern Nacht durch die Tiber, täuschte die Wächter, und erkletterte den wohlbekannten Fels an einer zugänglichen Stelle. Der Senat gab die geforderte Einwilligung mit Freuden, und Camillus wurde zu Veji Dictator.

Indeß hatten die Gallier zu Rom die Spur des Hinaufgekletterten bemerkt, und einige der Entschlossensten unter ihnen versprachen, in der nächsten Nacht den Gipfel zu erklimmen. Halb war auch das Wagestück ausgeführt, und die vordersten waren schon weit in die

Höhe gekommen, ohne daß ein Wächter oder ein Hund die Ankunft der Feinde gewahr wurde. Nur die heiligen Gänse der Juno, die sich oben befanden, und die man aus Frömmigkeit trotz der drückenden Noth noch nicht geschlachtet hatte, erhoben ein Geschnatter, das den Consularen M. Manlius Capitolinus zuerst erweckte. Er eilte sogleich hinzu, hieb den ersten Gallier nieder, stieß dem andern den Schild ins Gesicht, daß er rücklings den Felsen hinabstürzte, und als auf sein Geschrei noch mehrere Römer herbeieilten, ward jeder Gallier, der noch im Klettern begriffen war, zurückgeworfen. Zu den zerschmetterten Körpern dieser Feinde ward am folgenden Tage nach gefälltem Urtheilsspruche auch noch derjenige Römer hinabgestürzt, der in der gefahrvollen Nacht auf dieser Seite die Wache gehabt, aber vom Schlaf überwältiget, die Annäherung der Feinde überhört hatte. M. Manlius hingegen erhielt von jedem Soldaten ein freiwilliges Geschenk an Mehl und Wein, welches sich die Armen in ihrer großen Noth noch abdarbten, um nur dankbar seyn zu können.

Die Hungersnoth auf dem Capitol stieg, indeß konnten sich auch die Gallier kaum länger halten, die ausgeplünderte Gegend bot ihnen keinen Unterhalt mehr dar, und böse Fieber, die Rom in den späteren Sommermonaten bis auf den heutigen Tag zu einem gefährlichen Aufenthalte machen, rafften viele von ihnen hin. Dazu kam die Nachricht, daß die Veneter in ihr Land eingefallen wären. Daher ließen sie sich mit den Römern in Unterhandlungen ein, und verpflichteten sich, gegen tausend Pfund Goldes wieder abzuziehen. Sie erhielten das Gold und zogen damit, nach dem unverdächtigen Zeugnisse des sorgfältigen Geschichtschreibers Polybius, in ihre Heimath. Aber der Stolz der späteren Römer konnte den Gedanken nicht ertragen, daß des Vaterlandes Daseyn von einem barbarischen Feinde erkauft sey. Als das Gold, erzählen daher ihre Geschichtschreiber, herbeigebracht wurde, wog es Brennus auf falscher Wage nach, und warf trotzig, als die Römer sich beschwerten, sein Schwert zu den Gewichten, mit dem Ausrufe: Wehe den Besiegten! Aber in diesem Augenblicke erschien plötzlich Camillus an der Spitze eines Heerhaufens. Er sprang mit entblößtem Schwerte an die Wage und rief: „Weg mit dem Golde! Mit Eisen erkauft der Römer sein Vaterland!“ Die Gallier beriefen sich auf ihren rechtmäßigen Vertrag mit den Belagerten, aber Camillus erwiederte, daß ohne ihn, den Dictator, kein Vertrag gültig sey! Es kam darauf zum Treffen, in welchem die Gallier wichen;

eine zweite Schlacht zwang sie, abzuziehen, und Camillus zog feierlichst in die verödete und zerstörte Stadt ein, unter dem größten Jubel des Volks, welches ihn den Vater des Vaterlands und den zweiten Romulus nannte. Muß nun aber dieser ganze Zusatz von Siegen über die Gallier zu den Fabeln gerechnet werden, so wird nicht minder die Ernennung des abwesenden Camillus zum Dictator dahin gehören.

Rom war, nachdem die Gallier es geräumt, eine öde Brandstätte, die meisten Wohnungen der Landleute zerstört, ein großer Theil der Bürger umgekommen. In dieser großen Noth und Entkräftung wollte das Volk sich nicht noch mit der Wiedererbauung beladen, und der alte Wunsch, nach Veji auszuwandern, trat mit neuer Kraft hervor, von den Tribunen selbst angefacht. Da war es Camillus, welcher sich mit aller Macht dem Volke entgegensetzte, dasselbe beschwor, der Götter heilige Tempel und Altäre nicht zu verlassen, und an die glückliche Lage Rom's erinnerte, das auf heiteren Hügeln erbauet sey, an einem die Zufuhr begünstigenden Strome liege, weit genug ins Land hinein sich erstrecke, um vor Seeräubern geschützt zu seyn, und in der Mitte von ganz Italien dastehe, gleichsam zur Herrschaft des Ganzen bestimmt. Diesen Vorstellungen einer nicht zu verwerfenden menschlichen Weisheit gab auch das Volk schon nach; ein Ausruf, der für eine Götterstimme gehalten wurde, gab vollends den Ausschlag. Denn als man noch im Senate darüber berathschlagte, zog zufällig eine Kriegerschaar über das Forum, und der Anführer derselben rief: „Halt! hier wollen wir bleiben." Diese Worte nahmen die Senatoren in der Curie für einen Wink des Himmels, das Volk ehrte diese Auslegung, und Alles arbeitete an der Wiedererbauung der eingeäscherten Stadt. Sie geschah so ärmlich, wie es sich bei dem Elende, das nach dem Brande und der Zerstörung herrschte, denken läßt; und so unregelmäßig, daß es in den Zeiten des größten Glanzes der Stadt unmöglich war, der Unregelmäßigkeit und wirklichen Enge der Straßen abzuhelfen.

---

16. Sieg der Plebejer in dem Kampfe um die höchsten Staatswürden.

(389—342 vor Chr.)
(365—412 d. St.)

Noch war die Wiederherstellung der Stadt nicht vollendet, als die Volsker und andere benachbarte Völker sich erhoben, um von Rom's

Zerrüttung Vortheil zu ziehen, aber Camillus, zum dritten male Dictator, besiegte sie und vereitelte ihre Pläne.

Auch im Innern des Staats war kein Friede. Das Elend der Zeit, die Nothwendigkeit gleichzeitig in Stadt und Land die zerstörten Häuser aufzubauen, Zugvieh, Geräth, Saatkorn anzuschaffen, führte allgemeine Verschuldung herbei, und die reichen Patricier übten rücksichtlos harten Druck. M. Manlius, der Retter des Capitols, in bitterer und unwilliger Stimmung gegen seine Standesgenossen, weil alle Ehre auf Camillus gehäuft, seiner That die gehoffte Dankbarkeit und Auszeichnung nicht zu Theil ward, wandte sich dem Volke zu, und ließ sich von den Klagen und dem Elende desselben zu Handlungen bewegen, die ihm den Vorwurf zugezogen haben, daß sein Erbarmen unrein gewesen, und aus ehrgeizigen Absichten entsprungen sey. Als er einst auf dem Forum einen alten Kriegsgefährten, einen durch vielfache Thaten ausgezeichneten Hauptmann fand, den der Wuchrer gefesselt wegführte, zahlte er die Schuld für ihn, und der Gerettete verkündete das begeisterte Lob seines Befreiers vor allem Volke. Von dem Tage gehörten die Herzen des Volkes dem Manlius, der sich immer mehr Ansprüche auf dessen Dankbarkeit erwarb. Er verkaufte sein bestes Grundstück, um von dem Erlös Bürger, die in Schuldknechtschaft schmachteten, zu befreien. Sein Haus ward der Sammelplatz der Plebejer; dort klagte er selbst seine Standesgenossen als Urheber des allgemeinen Elends an, und beschuldigte sie der Veruntreuung öffentlicher Gelder. Deswegen ließ ihn der aus einem Kriege gegen die Volsker zurückkehrende Dictator A. Cornelius Cossus als einen Verläumder ins Gefängniß werfen. Als aber die Menge des vor dem Kerker versammelten Volkes eine Empörung befürchten ließ, ward er wieder frei gegeben. Bis dahin war Manlius, wie zweideutig auch sein Betragen erscheinen mochte, wahrscheinlich nur ein ehrgeiziger Bürger, kein schuldiger*); nunmehr durch die Absicht seiner Verächter, ihn zu verderben, gereizt und gedrängt, strebte er nach königlicher Herrschaft. Diesmal verbanden sich die Volkstribunen mit dem Senat; Manlius ward von der Volksgemeinde gerichtet und verdammt, und

*) Niebuhr, Th. II. S. 325, der ersten Ausg. In der zweiten, S. 684. fg. nimmt er an, daß Manlius von den Centurien freigesprochen, aber von den Curien verurtheilt worden sey. Ueber seinen Tod gab es eine ganz abweichende Erzählung. Dieser zufolge behauptete Manlius mit seinen Anhängern in offner Empörung das Capitol, und fand durch Verrätherei seinen Untergang.

vom Tarpejischen Felsen des Capitols herabgestürzt, demselben Orte, wo er das Vaterland gegen die hinanklimmenden Feinde gerettet hatte (383).

Aber nach dem unglücklichen Ausgang des Manlius stiegen die Uebermacht der Patricier und die Noth des Volkes immer höher, täglich wurden Schuldknechte den Gläubigern zugesprochen und in die Hauskerker geführt. Da, als die Gemeinde dem Elende fast zu erliegen begann, traten im Jahre 376 die Tribunen L. Sextius und C. Licinius Stolo mit mehreren Rogationen auf, in denen sie Alles umfaßten, was frühere Tribunen einzeln ohne Erfolg gefordert hatten. Die Größe ihrer Gesetzgebung und die Besonnenheit, mit welcher sie sie durchführten, rettete Rom vom Abgrunde, und führte es einer ungeahneten Größe entgegen. Und doch weiß die Geschichte von der Persönlichkeit dieser großen Männer so gut wie nichts. Als die Seele der Unternehmung muß Licinius betrachtet werden, da die Gesetze seinen Namen führen.

Die erste Licinische Rogation enthielt billige Bestimmungen über die Staatsländereien. Keiner sollte davon mehr als fünfhundert Jugern *) besitzen, die Besitzer den Zehnten bezahlen, damit die Steuern vermindert werden könnten, der Besitz auch Plebejern erlaubt seyn, und vielleicht auch vom überschüssigen Lande Austheilungen an arme Bürger gemacht werden. Das zweite Gesetz bestimmte, daß, um die verschuldeten Bürger in Stand zu setzen, ohne Ketten und Kerker ihrer Schulden entledigt zu werden, vom Capital der Schulden der Betrag der bisher gezahlten Zinsen abgerechnet werden sollte, und daß das Uebrige in drei Jahren abzutragen sey. Dem dritten Gesetz zufolge sollten von nun an keine Kriegstribunen mehr, sondern stets wieder Consuln, und einer derselben immer aus den Plebejern, erwählt werden. Ohne diese letztere Bestimmung würde sich das Bestreben der Patricier, das anerkannte Recht in der Ausübung zu vereiteln, alljährlich erneuert haben.

Die Licinischen Gesetze wollten weder eine neue Verfassung schaffen, noch den patricischen Stand aufheben; nur daß beide Stände

*) 500 Jugern sind ungefähr 490 Magdeburger Morgen. Wenn man erwägt, daß dies Maaß nur für den Besitz von Staatsländereien galt, nicht für das Eigenthum anderer Güter, dem keine Schranken gesetzt waren; daß die 500 Jugern ganz in Ackerland und Pflanzungen bestanden, indem die Gemeintrifft zur Weide diente; und wie gesegnet der Ertrag des Südens ist: so sieht man, daß das Gesetz den Reichthum und große Wirthschaften durchaus nicht unterdrücken wollte.

neben einander, gleich berechtigt, die Souveränetät theilen und den Staat verwalten sollten. Dieß mußte nun zur endlichen Entscheidung kommen; darum boten auch die Patricier Alles gegen diese Gesetzvorschläge auf. Der Senat gewann die acht übrigen Tribunen, daß sie den Vortrag in der Volksgemeine hinderten. Licinius und Sextius nahmen dagegen zu keinem revolutionären Mittel ihre Zuflucht, sondern hielten sich an solche, welche ihnen vermöge der Verfassung zustanden; sie hinderten die Wahlen der Consulartribunen, so daß bei dem fortdauernden Zwiste der Staat fünf Jahre ohne curulische Magistrate*) blieb. Da sie nicht leidenschaftlich verblendet die Sache ihres Standes auf Kosten des Ganzen fördern wollten, so gaben sie, wenn ein äußerer Feind drohte, ihren Widerspruch auf, und ließen es geschehen, daß Consulartribunen ernannt wurden. Sie aber wurden von Jahr zu Jahr in ihrer Würde bestätigt, und zu ihren Genossen immer mehr Freunde ihrer Gesetze gewählt, während die Zahl und die Entschlossenheit der Widersacher immer mehr abnahm. Als nun die Tribus abstimmen sollten, bekleidete der Senat den Camillus mit der Würde eines Dictators, um es zu verhindern, aber er mußte unverrichteter Sache abdanken. Eben so vergeblich blieb die Ernennung eines zweiten Dictators. Die Tribus nahmen die Rogationen an, und endlich, nachdem eine abermalige Dictatur des Camillus wiederum fruchtlos geblieben war, that es auch der Senat. Als nun aber L. Sextius zum Consul bestimmt ward, verweigerten die Patricier die Bestätigung, und es wäre, da das Volk schon die Waffen ergriffen hatte, fast zum Bürgerkriege gekommen, wenn nicht der achtzigjährige Camillus, der verderblichen Kämpfe müde, jetzt selbst zur Einigkeit gerathen hätte. So war denn der eine der beiden muthigen Verfechter der Volksfreiheit, L. Sextius, im Jahre 366 der erste plebejische Consul. Es ward der Eintracht ein Tempel geweiht, den Camillus gelobt hatte. Dieser starb, ein hochbetagter Greis, im nächsten Jahre an der Pest.

Als die Patricier inne geworden waren, daß sie das lang vertheidigte Consulat dem Volke endlich würden Preis geben müssen, hatten sie es vorher noch eines Vorrechts beraubt, und sich dasselbe vorbehalten, um doch den ganzen Verlust nicht auf einmal zu tragen. Da

*) Diejenigen, die das Recht hatten, auf dem elfenbeinernen Stuhle (sella curulis) zu sitzen. Dahin gehörten der Dictator, die Consuln, die Censoren, und die nun bald dazu tretenden Prätoren und curulischen Aedilen.

nämlich mit dem Conſulat die richterliche Gewalt verbunden war, ſo trennten ſie dieſe jetzt von demſelben, und übertrugen ſie einem eignen aus ihrer Mitte zu erwählenden Magiſtrate, Prätor genannt. Auch wurden zwei neue Aedilen aus den Patriciern ernannt, welche mit den Ehrenzeichen der hohen Magiſtrate bekleidet, und deswegen curuliſche Aedilen genannt wurden. Zu dieſer Würde erhielten indeß die Plebejer ſchon im folgenden Jahr Zutritt.

Indeß konnten die Patricier es nicht ſogleich verſchmerzen, daß ihnen der ausſchließliche Beſitz des Conſulats entriſſen war, und als nun gar im Jahre 356 ein Plebejer, C. Martius Rutilus, zur Dictatur gelangte, und nach einem glorreichen Feldzuge wider ihren Willen triumphirte, brachten ſie es durch ihre Ränke dahin, daß für das nächſte Jahr wieder zwei patriciſche Conſuln gewählt wurden. Derſelbe Rutilus war 351 zwar Cenſor; doch erfolgten noch mehrere Verletzungen des Liciniſchen Geſetzes bis 342, von welchem Jahre an es nicht wieder übertreten wurde. Ja es wurde damals ſogar verordnet, daß es verſtattet ſey, auch beide Conſuln aus den Plebejern zu nehmen. Es ſcheint, daß die Plebs dieſen Sieg nicht ohne eine neue heftige Bewegung erhielt, und wahrſcheinlich hängt ein in dieſem Jahre ausgebrochener Aufſtand des Heeres damit zuſammen.

---

17. Der erſte Samnitiſche Krieg; Unterwerfung der Latiner.

(343—338 vor Chr.)
(411—416 d. St.)

Die Liciniſche Geſetzgebung wurde die Grundlage des ſchönen, preiswürdigen Gleichgewichts in der Römiſchen Verfaſſung, und riß die Schranke nieder, welche der Entwickelung der Volkskraft durch die Bevorrechtung Eines Standes bisher entgegengeſtanden hatte. Fortan trat die Republik auch gegen das Ausland mit einer ſolchen Kraft hervor, daß ſie ſich immer ſiegreicher emporhob, und bald den Kampf um die Herrſchaft über Italien beginnen konnte.

Die Samniter, ein vorzüglich kriegeriſches und tapferes Volk, waren damals in der Fülle ihrer Macht, an Volksmenge und Ausdehnung des Gebiets Rom und dem ganzen mit ihm verbundenen Latium weit überlegen. Sie breiteten ſich in dieſer Zeit erobernd aus, und

griffen die Sidiciner an, welche Capua um Hülfe baten. Capua war reich und groß, seine Landschaft, Campanien, eine der fruchtbarsten und üppigsten der Welt. Aber eben dadurch waren die Campaner entartet. Ihr ungemessener Luxus, ihre Schwelgerei und Unsittlichkeit waren höchst berüchtigt. Sie wandten sich jetzt an Rom (343), um Schutz gegen die siegenden Samniter zu erhalten. Rom sandte zwei Heere; das eine, unter dem Consul M. Valerius Corvus, dem ersten Feldherrn seiner Zeit, traf mit den Samnitern am Berge Gaurus zusammen, wo eine entscheidende Schlacht geschlagen ward. Lange schwankte der Sieg, denn die Samniter wichen den Römern weder an Muth noch an Bewaffnung. Endlich entschied die Ausdauer der Römer, die Feinde flohen. Die Römer bekannten, nie mit einem hartnäckigern Feinde gekämpft zu haben. Die Samniter antworteten auf die Frage, warum sie geflohen: weil die Augen der Römer zu brennen, aus ihren Mienen Wahnsinn und Wuth zu leuchten geschienen. Auch der andre Consul, A. Cornelius Cossus, wiewol er in eine gefährliche Lage gekommen war, siegte zuletzt, und die Römer hatten noch nie Triumphe gesehen, wie die dieser Consuln.

Sie endeten indeß den Kampf bald durch einen Frieden (341), weil die Latinischen Städte, die damals in einem Bundesverhältniß zu Rom standen, und ihm seine Kriege führen halfen, jetzt feindselige Absichten zu zeigen begannen. Sie wollten des drückenden Verhältnisses zu Rom entledigt seyn, und strebten nach Theilnahme an der Herrschaft. Ehe es zum Kampfe kam, boten sie einen Vergleich an. Sie wollten mit den Römern ganz zu Einer Nation zusammentreten; die Hälfte des Senats und ein Consul sollten aus ihrer Mitte genommen werden. Eine solche Forderung beleidigte den Stolz aller Römer, man verwarf sie mit Entschiedenheit, und griff entschlossen zu den Waffen (340).

Die Latiner, mit denen die Campaner gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, standen noch in Campanien, wo die Consuln, T. Manlius Torquatus und P. Decius Mus, ihnen zuvorkommend, sie aufsuchten. Ein zwei Jahre vorher erfolgter schrecklicher Aufstand Römischer Legionen in Campanien hatte die Feldherren vorsichtig gemacht, die schärfste Mannszucht zu beobachten, und so gaben sie aus wichtigen Gründen hier das Gesetz, daß bei Lebensstrafe keiner wagen sollte, außer seinem Gliede und ohne Vorwissen der Consuln sich mit dem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Der Consul, T. Manlius, berühmt

durch eine schöne That kindlicher Liebe, die er als Jüngling vollbracht *), und durch die Besiegung eines riesenmäßigen Galliers im Zweikampfe, den Beginn seiner kriegerischen Ehre, hatte einen Sohn im Lager, der mit einigen Reitern abgeschickt ward, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit stieß er auf den Anführer der Tusculanischen Reiterei, der ihn zum Zweikampfe herausforderte. Der junge Manlius widerstand dem Zuge der Ehre nicht, erlegte seinen Gegner, und kehrte mit dessen Rüstung freudig zu seinem Vater zurück. Aber diesem schien auch der glänzendste Sieg, gegen das strenge Gesetz erfochten, der Strafe nicht entgehen zu dürfen, und daß der Vater nicht verzeihen könne, was gegen das Verbot des Consuls geschehen war. Er befahl, den siegreichen Jüngling, welcher der Stolz seines Geschlechts zu werden versprach, der nicht wie die Söhne des Brutus gegen Vaterland und Tugend gefrevelt hatte, zu enthaupten. Der alten Welt war das Gesetz und seine Erfüllung das Höchste, sie kannte die Liebe nicht, welche, höher als das Gesetz, allein im Stande ist, die streitenden Pflichten und Gefühle zu versöhnen. Doch schien die Härte des Manlius selbst Römischen Seelen so fürchterlich, daß die Jünglinge den Consul, so lange er lebte, flohen und verwünschten.

Am Fuße des Vesuv entbrannte die heftige Schlacht. Mit Muth und Hartnäckigkeit fochten die Latiner, und der eine Römische Flügel, den der Consul Decius befehligte, fing an, vor ihnen zu weichen. Da man nun darin nach dem Glauben der Zeit einen Unwillen der einheimischen Götter erkannte, weihte sich Decius nach herkömmlicher Sitte den zürnenden Gottheiten zur Rettung des Heeres als Opfer, und stürzte sich unter den üblichen Feierlichkeiten in das feindliche Heer **).

*) Sein Vater war L. Manlius Imperiosus, ein durch Starrsinn und Uebermuth verhaßter Mann, der seinen eignen Sohn mit empörender Härte behandelte. Als er einst die Dictatur bekleidet hatte, wurde er nach vollendeter Amtsführung von dem Volkstribunen M. Pomponius vor Gericht gefordert. Das hörte der Sohn, und sogleich ging er zum Tribun, der ihn gern einließ, weil er bei der vorausgesetzten Stimmung gegen seinen Vater eine neue Beschuldigung gegen diesen zu erhalten hoffte. Sobald sich aber der Jüngling mit dem Ankläger allein sah, setzte er ihm einen Dolch auf die Brust, und drohte, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er nicht sogleich einen Eid schwüre, in der Klage gegen seinen Vater nicht weiter zu gehen. Der erschrockene Tribun beschwur es, und der Proceß unterblieb.

**) Eine ähnliche Handlung war die des Römischen Ritters Curtius (362). Als ein Erdbeben auf dem Markte einen großen Spalt im Boden zurückließ und die Auguren sagten, daß Rom die kostbarsten Dinge hineinwerfen müsse, stürzte er sich mit seinem geschmückten Rosse in den Schlund.

Diese grause That entflammte das Römische Heer mit neuer Kraft, und es siegte endlich über die tapferen Latiner; ihren hartnäckigen Widerstand aber ganz zu vernichten, gelang erst in einer zweiten Schlacht, bei Minturnä.

Das Jahr 338 brachte die völlige Eroberung Latium's. Doch wurden die Latiner nicht wie Unterjochte behandelt; die Römer sorgten nur mit einer eben so selbstsüchtigen als wohlberechneten Staatskunst dafür, daß ihnen die verbundenen Latinischen Städte nie wieder gefährlich werden könnten. Dahin zweckte vornehmlich, daß ihnen Landtage untersagt, das Recht gültiger Ehen und des Landeigenthums auf die Bürger jeder einzelnen Stadt beschränkt wurden: Einrichtungen, welche alles Gemeinschaftliche zwischen diesen Städten aufhoben, und sie einander entfremdeten.

Ein Jahr vor dieser Unterwerfung der Latiner war der Plebejer Q. Publilius Philo mit drei Gesetzen durchgedrungen, welche jene große Veränderung in der Verfassung, die mit dem plebejischen Consulate begonnen hatte, zur Vollendung brachten (339). Dem erstern dieser Gesetze zufolge mußten die Curien den Beschlüssen der Centurien ohne weiteres ihre Zustimmung geben, wodurch die Curienversammlung zu einer bloßen Förmlichkeit wurde; nach dem zweiten waren Beschlüsse der Plebs (Plebiscite) für alle Quiriten verbindlich *); nach dem dritten mußte künftig immer einer der beiden Censoren ein Plebejer seyn. Im Jahre 337 war derselbe Publilius Prätor, der erste aus den Plebejern. Von keiner innern Zwietracht mehr gehemmt, schritt Rom fort auf der Bahn der Heldengröße zu einem immer größern Umfange des Wirkens und Herrschens.

---

18. Fernere Kriege mit den Samnitern und den übrigen Italischen Völkern.

(326—290 vor Chr.)
(428—464 d. St.)

Die Samniter waren aus dem ersten Kriege mit den Römern in ungeschwächter Kraft hervorgegangen, und standen diesen, welche nach

*) Dies ist nun entweder eine bloße Bestätigung des gleichlautenden Valerischen Gesetzes (oben S. 292), oder, nach Niebuhr (Th. III. S. 170), es wurde jetzt das Veto der Curien bei der Gesetzgebung durch die Centurien abgeschafft.

weiterer Ausdehnung ihrer Herrschaft strebten, am meisten im Wege. Die Samniter wußten und fühlten dieses, daher konnte der Friede nicht von Dauer seyn.

Dem zur Befestigung ihrer Eroberungen sehr weise berechneten Systeme zufolge, fuhren die Römer fort, Colonien anzulegen. Sie verpflanzten Anbauer nach Cales, einer Stadt der Ausoner, nach Anxur und nach Fregellä (328). Die Besitznahme von Fregellä war offenbare Verletzung der Rechte der Samniter, denn diese hatten die Stadt nicht lange vorher den Volskern entrissen und zerstört; es war aber zugleich offenbare Vorbereitung zum Kriege, weil der Ort, durch seine vortheilhafte Lage am Liris, einen wichtigen Angriffspunkt gegen sie bildete. Daher forderten sie von den Römern die Aufhebung dieser Colonie, während jene sich beschwerten, daß die Samniter den Griechen von Neapolis *), mit welchen die Römer in Streit gerathen waren, Hülfe gesandt. Darüber kam es zum Kriege (326). Das größere Unrecht war auf der Seite Rom's, aber die Samniter würden sich wahrscheinlich eines ähnlichen nicht enthalten haben, wenn sich ihnen ein gegen Rom zu erringender Vortheil dargeboten hätte.

Ein Römisches Heer, welches vor Neapolis gerückt war, wurde von einer Partei in der Stadt, die des Krieges müde war, eingelassen. Gegen die Samniter trat der strenge **) und tapfre L. Papirius Cursor als Dictator auf. Da er bald nach dem Antritte seines Amtes das Heer verlassen und nach Rom reisen mußte, untersagte er es dem Q. Fabius Maximus Rullianus, seinem Reiteroberſten ***), sich während seiner Abwesenheit in ein Gefecht mit dem Feinde einzulassen. Dieser aber überschritt den Befehl, und trug einen glänzenden Sieg davon. Dennoch wollte ihn der Dictator seinen Ungehorsam mit dem Leben büßen lassen, und nur die Fürbitte des Volkes rettete ihn. Papirius erfocht nun selber noch Vortheile über die Samniter, worauf sie um Frieden baten, ihn aber nicht erhielten, weil das herrschsüchtige Rom das Gefühl Ueberwundener verlangte, wenn es unterhandeln

*) Es waren damals zwei Städte, Palädpolis (Altstadt) und Neapolis (Neustadt), die nachmals zusammenschmolzen, und nur den letztern Namen führten.

**) Als sich die Ritter einst bei ihm über die Last ihrer Geschäfte beklagten und um Milderung baten, erwiederte er: ich erlaube euch, so oft ihr von euren Pferden steigt, dieselben nicht über den Rücken zu streichen.

***) Der Reiteroberſte (magister equitum) war der vom Dictator selbst erwählte Amtsgehülfe, der ebenfalls gänzlich unter den Befehlen desselben stand.

ſollte, und dieſes hegten die Samniter noch nicht. Nach neuen Verluſten wollten ſie ſich im zweiten Feldzuge darauf harte Bedingungen gefallen laſſen, da aber die Römer Anerkennung der Abhängigkeit verlangten, beſchloſſen ſie mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte fortzukämpfen.

Sie wählten zum Heerführer einen ausgezeichneten Feldherrn, den Pontius, Sohn des Herennius, eines einſichtsvollen mit Griechiſcher Bildung vertrauten Mannes (321). Der erſte Verſuch glückte ganz außerordentlich. Pontius wußte die beiden Römiſchen Conſuln glauben zu machen, das Samnitiſche Hauptheer, welches eigentlich bei Caudium ſtand, belagere Luceria. Er war überzeugt, daß die Römer eine Stadt nicht Preis geben würden, durch welche ſie die große Apuliſche Ebene beherrſchen und die Samniter im Rücken bedrohen konnten. Die Conſuln wählten auch, um ſo ſchnell als möglich dort anzukommen, den kürzeſten Weg, welcher ſie durch die Caudiniſchen Päſſe führte, wo ihnen die Samniter auflauerten. Kaum hatten ſie die Päſſe betreten, als ſie ſich überall umringt und nirgends einen Ausweg ſahen. Sie verſuchten ſich durchzuſchlagen, erlitten aber eine Niederlage *).

Die Samniter waren, nach der Erzählung der Römiſchen Geſchichtſchreiber, zweifelhaft, was ſie mit ihren eingeſchloſſenen Feinden machen ſollten, und fragten den Herennius. Dieſer rieth, ſie entweder Alle niederzumachen oder frei zu laſſen, damit Rom im erſten Fall durch einen ſo großen Verluſt muthlos, oder im zweiten durch eine ſolche Milde verſöhnt werde. Allein ſey es, daß Pontius dies nicht glaubte, oder daß er, ohne ſolche Bedenklichkeiten, dieſen Entſchluß gleich gefaßt hatte — kurz, er ließ ſich vielmehr von dem eingeſchloſſenen Heere Bedingungen zugeſtehen, welche dem ganzen Kriege ein Ende machen ſollten. Die Römer ſollten das Samnitiſche Gebiet und alle dort angelegten Colonien räumen. Die ſämmtlichen Ritter, ſechshundert an der Zahl, wurden als Geiſeln zurückbehalten, der übrige Heerhaufe entlaſſen, nachdem er zuvor durch das Joch gekrochen, und dadurch beſchimpft war.

Die Großmuth des Pontius wurde übel belohnt. Die Römer beſchloſſen, den Nachtheil des unter dieſen Umſtänden geſchloſſenen Friedens nicht über ſich ergehen zu laſſen. Sich der Auslegung der Fetialen bedienend, erklärten Senat und Volk den Vertrag für ungültig

*) Daß man eine ſolche, obſchon Livius das Gegentheil ſagt, annehmen muß, erweiſt Niebuhr, Th. III. S. 246 fg., aus Stellen anderer alter Schriftſteller.

und nicht bindend, weil er nicht unter den gehörigen Feierlichkeiten geschlossen sey. Die göttlichen und menschlichen Gesetze glaubte man dabei nicht zu verletzen, weil man die Consuln, welche die Urheber des Vertrags waren, und die übrigen Bürgen den Samnitern zu beliebiger Strafe auslieferte; dazu hatte sich der eine Consul Sp. Postumius, gleich freiwillig erboten. Aber die Samniter nahmen die ausgelieferten Personen nicht an, um nicht durch die Bestrafung der Einzelnen die Gesammtheit des Römischen Volkes für schuldlos zu erklären. Doch entschied sich im Verlaufe des Krieges das Glück nicht für die gerechte Sache, und die Consuln des folgenden Jahres stellten das Waffenglück bald wieder her. Während der eine in Samnium eindrang, ging der andere, Papirius Cursor, nach Apulien, wo die Samniter Luceria wieder erobert hatten, schlug hier das Heer derselben, und gewann die Stadt. Und so vollständig wurde das erlittene Mißgeschick wieder gut gemacht, daß nicht nur die Samniter zur Vergeltung durch das Joch kriechen mußten, sondern daß man mit der Eroberung Luceria's auch die dort gefangen gehaltenen Römischen Geiseln wieder befreite. Doch gingen die Römer aus Mäßigung oder Erschöpfung einen Waffenstillstand ein, bei welchem aber allerdings auch der Vortheil fast allein auf ihrer Seite war. Denn während dieser zweijährigen Waffenruhe mit den Samnitern ergab sich ihnen fast ganz Apulien. Aber nach der Erneuerung des Krieges im Jahre 316, erlitten die Römer bei Lautulä eine Niederlage *), welche Abfälle Unterworfner zur Folge hatte. Doch hatten die Römer nach einigen Jahren Alles wieder gut gemacht, und die Kräfte der Samniter ermatteten immer entschiedener.

Der Schrecken, den diese neuen Fortschritte der Römer verbreiteten, machte die Etrusker für ihre eigne Unabhängigkeit besorgt. Seit der Einnahme Rom's durch die Gallier hatten sie, wahrscheinlich fortwährend von diesem Volke bedrängt, mit den Römern fast immer im Frieden gelebt, jetzt wollten sie den schnellen Siegeslauf derselben wo möglich noch hemmen. Sie eröffneten den Krieg (311) mit einem Angriff auf Sutrium, wichen aber bald vor dem anrückenden Römischen Heere hinter den Ciminischen Wald. Dieses dichte und finstere Waldgebirge schien nun ein Bollwerk zu seyn, welches die Römer, der Caudinischen Pässe eingedenk, nicht durchbrechen würden. Aber

*) Invenio apud quosdam, adversam eam pugnam Romanis fuisse. Livius IX, 23. Vgl. Niebuhr, Th. III. S. 264 fg.

den Consul Fabius Maximus Rullianus, den wir oben schon als Reiteroberſten des Papirius Curſor kennen gelernt haben, ſchreckte die Schwierigkeit des Unternehmens nicht von dem Verſuche ab. Es gelang; Fabius führte das Heer hindurch (310), und gewann gegen die überraſchten Etrusker einen Sieg, nach welchem die drei Hauptſtädte Cortona, Peruſia und Arretium um Frieden baten, der ihnen auf dreißig Jahre gewährt wurde. Die That ward dadurch noch folgenreicher, daß die Samniter nun verhindert waren, ſich mit den Etruskern zu vereinigen. Schon hatten ſie, da Rom ſeine Kräfte jetzt theilen mußte, über den andern Conſul C. Martius Rutilius den Sieg in einem Treffen erhalten, in welchem dieſer ſelbſt verwundet worden war. Deswegen ſollte ein Dictator ernannt werden; der Senat richtete ſeine Blicke auf den Papirius Curſor, und ließ den Conſul Fabius erſuchen, des alten Haſſes zu vergeſſen, und den tüchtigſten Feldherrn nicht zu übergehen. Fabius zeigte ſich dieſes Vertrauens würdig, er ernannte den Papirius zum Dictator, obſchon es ihm nicht leicht wurde, ſeine perſönlichen Gefühle zu unterdrücken. Er ſelbſt ſchlug bald darauf am Vadimoniſchen See die Etrusker, welche mit dem verzweifelteſten Muthe fochten, von Neuem, und ſo entſcheidend, daß ihre Macht damals gebrochen wurde. Nicht minder entſcheidend war der Sieg des Dictators über die Samniter bei Longulä. So ward Rom von dem gedroheten Untergange gerettet, aber der Krieg war damit nicht geendigt, vielmehr traten immer, wenn Rom an einem Orte ſiegreich war, an einem andern neue Feinde auf. Die Umbrer und Marſer nahmen an dem Kampfe gegen die Alles bedrohende Stadt Theil, und indem die Römer in dem äußerſten Winkel Italien's mit den Salentinern fochten, die für die Samniter die Apulier angriffen, hatten ſie zugleich einen Krieg ganz in der Nähe ihrer Stadt mit den Hernikern.

Bei den Samnitern ſtiegen Erbitterung und Haß gegen Rom in dem Maaße als ihre Kräfte ſanken, und die Römer vergalten ihnen dies durch eine planmäßige Verwüſtung ihrer Landſchaften. Zwei und zwanzig Jahre hatte dieſer Krieg nun gedauert, da bequemten ſich die Samniter endlich zu einem Frieden (304), in welchem ſie Rom's Hoheit anerkannten *). Sie wurden auf den Umfang ihres eignen Landes beſchränkt, und mußten ihr Bündniß mit den Marſern, Pelignern, Marrucinern und Frentanern aufheben. Es wurden dieſe dage-

*) Niebuhr, Th. III. S. 304, nach Dionyſius.

gen in ein Schutzbündniß mit Rom aufgenommen, wodurch die Republik über ihre Kräfte verfügen konnte, eben so wie über die der Aequer, die das Bürgerrecht erhielten, und der Herniker, welche den Latinern gleichgestellt wurden. Die Samniter hatten sich dem Frieden nur gefügt, um ihre ganz erschöpften Kräfte zu sammeln, entschlossen, alsdann einen abermaligen Kampf um ihre Unabhängigkeit zu wagen.

Als sie daher neu gestärkt die Lucaner angriffen, und von den Römern aufgefordert wurden, die eroberten Orte zu räumen, weigerten sie sich Folge zu leisten, und so entbrannte der dritte Krieg mit ihnen (298), während der Etruskische noch fortdauerte. Von neuem verwüsteten und zerstörten die Römer das unglückliche Samnium, aber die Samniter ließen sich nicht abhalten, jetzt einen großen Plan auszuführen, den sie schon im vorigen Kriege gefaßt hatten, nämlich ein Heer nach Etrurien zu senden, und, während dort durch die außerordentliche Vereinigung von Kräften Alles zur Entscheidung stand, im eignen Lande lieber das Schwerste zu leiden. Fast ganz Etrurien ergriff die Waffen, die angränzenden Umbrischen Völker traten bei, und durch Geld gewann man ein Gallisches Hülfsheer. Mit der Nachricht von diesen Rüstungen kam eine andere nach Rom, welche Bestürzung erregte, daß nämlich ein Samnitisches Heer in Campanien eingefallen sey. Der Senat konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn jetzt, wie im vorigen Kriege, die Unterthanen abfielen, es gelten könne, Rom selbst zu vertheidigen. Er ordnete daher die Befestigung der Stadt an, und verstärkte die gewöhnliche Aushebung der freien waffenfähigen Mannschaft noch durch Freigelassene und Ausgediente. Von einem Theil dieser Sorgen befreite die Kunde, daß der Consul Volumnius die Samniter am Vulturnus geschlagen, und sie aus Campanien verjagt habe, aber es blieb immer noch die größere Gefahr zu besiegen, die Versammlung so großer feindlicher Streitkräfte in Etrurien.

Von der Consulnwahl für das nächste Jahr (295) hing das Schicksal Rom's, spätere Geschlechter dürfen sagen, das der Welt ab. Ueber Fabius Maximus war Niemand in Zweifel, da Alle in ihm den trefflichsten Feldherrn erkannten; er bat sich den P. Decius Mus zum Amtsgenossen aus. So wurde jener zum fünften, dieser zum vierten mal Consul. Wie nie vorher rüstete sich Rom, besonders wurde die Reiterei weit über das sonst gewöhnliche Maaß verstärkt. Durch ein Heer, welches Etrurien überfiel und verwüstete, gelang es den Consuln, die Etrusker und Umbrer von den übrigen Verbündeten abzuziehen,

und in der großen Hauptschlacht bei Sentinum in Umbrien (295) bloß die Gallier und Samniter vor sich zu haben. Schon wich das Römische Heer vor der wüthenden Tapferkeit der Feinde, als der Heldensinn des Decius Mus das Glück gleichsam nöthigte, sich für Rom zu erklären; denn er beschloß durch eigne Aufopferung, wie einst sein Vater (S. 305.), das Vaterland zu retten. Er weihte sich den Göttern der Unterwelt, und trieb nun in der That, wie er der gewöhnlichen Weihungsformel hinzufügte, Flucht und Furcht, Tod und Verderben, und der unterirdischen Götter Zorn vor sich her in die Feinde, deren Niederlage Fabius mit dem durch die Heldenthat begeisterten Heere vollendete. Die Soldaten, welche dem Triumphzuge des Letztern folgten, priesen in ihren kunstlosen Liedern den ruhmvollen Tod des Decius nicht minder als den Sieg des Fabius.

Aber dieser Sieg hatte Rom nur vom nahen Verderben gerettet, noch nicht seiner Feinde Standhaftigkeit und Freiheitsliebe bezwungen. Der Krieg dauerte noch lange fort; denn, sagt Livius, die Samniter, so wenig ihnen das Glück auch günstig war, ermüdeten nicht in der Vertheidigung ihrer Freiheit, und wollten lieber besiegt werden, als den Sieg nicht versucht haben. Im Einzelnen mißlang jedoch in der That die Vertheidigung nicht immer, und selbst Livius, der verfälschenden und ausschmückenden Jahrbüchern folgt, muß einige Male bedeutende Niederlagen der Römer zugestehen. Eine solche erlitt der Consul Q. Fabius Maximus Gurges, der Sohn des Rullianus, gegen C. Pontius (292). Als der Senat schon eine beschimpfende Strafe über den geschlagenen Feldherrn verhängen wollte, wandte dies der greise Vater durch seine Bitten beim Volke ab, und erhielt die erbetne Erlaubniß, seinen Sohn ins Feld begleiten zu dürfen. Es geschah eine zweite Schlacht, in welcher der Sieg sich abermals auf die Seite der Samniter neigte, und der Consul schon umringt war, als der alte Fabius ihn an der Spitze der Reserve rettete und den Tag wandte. Die Niederlage der Samniter war entscheidend, ihr großer Feldherr Pontius ward gefangen, die Römer aber befleckten ihren Sieg durch die Hinrichtung eines Mannes, der einst ihrem zu Caudium eingeschlossnen Heere Leben und Freiheit gelassen *).

*) „Hannibal's Verfolgung ist unwürdig, Perseus Tod gräßlich, Jugurtha's grausam: aber die größte Makel in den Römischen Annalen ist, daß C. Pontius, sieben und zwanzig Jahre, nachdem er so milde und linde das Amt geübt, welches das Schicksal ihm anvertraut hatte — hingerichtet ward." Niebuhr, Th. III. S. 253.

So mußten im zweiten Jahre nachher (290) die Samniter abermals einen Frieden schließen, dessen Bedingungen uns bei dem großen Mangel an Nachrichten über diese Zeit *) unbekannt sind, der aber ihre Macht so geschwächt haben muß, daß sie später auch nicht mehr als Haupt einer Verbindung gegen Rom auftreten konnten. Ueberblickt man das Ganze des sieben und dreißigjährigen Kampfes, und erwägt die unermüdliche Tapferkeit der Samniter; so überzeugt man sich, daß es die Vorzüge der Verfassung und aller politischen Einrichtungen der Römer waren, so wie die größere Weisheit und Planmäßigkeit ihrer Maaßregeln, durch welche sie zuletzt obsiegten.

Nach diesem Frieden wurden auch die Sabiner bezwungen, und vergebens boten die Etrusker die Hülfe der Gallier auf. Denn für eine Niederlage, welche die Römer erlitten, rächten sie sich durch weit schwerere, welche sie den Galliern beibrachten, so daß diese vom Jahre 282 an fünf und vierzig Jahre mit den Römern Friede hielten. Diese Gallischen Kämpfe stählten, wie Polybius **) sagt, die Römer so, daß sie dem Pyrrhus wie vollendete Athleten entgegen traten. Mit den Etruskern schlossen sie erst Frieden, als dieser König schon in Italien stand, und gewährten ihnen, wie es scheint, sehr günstige Bedingungen ***).

Während des zweiten Samnitischen Krieges brachte es die grausame Behandlung, die ein wegen väterlicher Schulden in Haft gerathener Jüngling von einem Wucherer erfuhr, dahin, daß ein Gesetz (das Pöteliſche) gegeben wurde, wodurch die Lage der Schuldgefangnen gemildert, den Gläubigern dagegen ein förmliches Recht auf die Güter des Schuldners gegeben ward. Ganz hörte die Schuldknechtschaft jedoch keinesweges auf; sie dauerte vielmehr während der ganzen Republik und bis in die Kaiserzeit hinein ****).

Eine Bewegung ganz anderer Art als die, welche bisher im Innern Rom's Statt gehabt hatten, erregte Appius Claudius Cäcus, indem er während seiner Censur (312) Söhne Freigelassener in den Senat aufnehmen wollte. Diesem widersetzten sich die Senatoren,

*) Das zehnte Buch des Livius schließt mit dem Jahre 461 der Stadt; das elfte bis zwanzigste sind verloren.

**) II, 20.

***) Niebuhr, Th. III. S. 504.

****) Bethmann-Hollweg Handbuch des Civilprozesses, Abth. I. Bd. 1. S. 304. Vgl. Rein, das Römische Privatrecht S. 816.

nun schritt er aber zu einem Unternehmen viel folgenreicherer Art. Er schrieb nämlich in die Tribus die gesammten geringeren Bürger ein, Handelsleute, Handwerker und Schreiber, welche sonst durch ihr Gewerbe von den Ehren des plebejischen Standes ausgeschlossen waren, wozu Grundbesitz oder wenigstens ein bäuerliches Gewerbe gehörten. Dadurch entstand eine Spaltung zwischen den ehrenhaften Bürgern, und einer Marktpartei (forensis factio). Man kann sich dieses Verfahren des Appius nur durch die Annahme erklären, daß er, im Sinne des patricischen Standes, die angesehnen Plebejer haßte, und sie durch die Gleichstellung des großen Haufens mit ihnen wieder herabstürzen wollte von der Stelle, auf welche sie die Liciniſche Gesetzgebung gehoben hatte*). Nun geschah es durch die Marktpartei, daß Cn. Flavius, der Enkel eines Freigelassenen, sich zum curulischen Aedilen emporschwang, worauf die meisten Adlichen die goldenen Ringe und die Ritter den silbernen Pferdeschmuck ablegten, wie bei allgemeiner Trauer.

Von der Gefahr, die dem Staate durch diesen übermäßig demokratischen Einfluß drohte, befreite ihn Q. Fabius, den wir schon als den ersten Feldherrn seiner Zeit kennen gelernt haben, indem er, als er einige Jahre nachher mit seinem Freunde Decius Censor war, jene geringeren Bürger und die Freigelassenen auf die vier städtischen Tribus einschränkte, und dafür den Beinamen des Größten (Maximus) erhielt, den ihm, wie Livius sagt, so viele Siege nicht hatten erwerben können. Indem jene unruhige Menge jetzt nur in vier Tribus stimmen konnte, war ihr Einfluß auf die Tribusversammlungen höchst beschränkt; bedeutender konnte er in den Centurien seyn, aber im sechsten Jahrhunderte der Stadt hörte der Census höchst wahrscheinlich auf, Princip der Centurieneintheilung zu seyn, und diese wurden Theile der Tribus, so daß man auch in den Centurien nur so viel galt wie in den Tribus.

Appius Claudius hatte übrigens seine Censur durch eine nach Capua angelegte Kunststraße, von ihm die Appische genannt, und durch eine Wasserleitung berühmt gemacht.

Das letzte Vorrecht, welches die Patricier noch behauptet hatten, den ausschließlichen Besitz des Priesterthums, verloren sie im Jahre

*) „Die Oligarchie haßt die unabhängige Wohlgeburt, welche sich ihr gleich fühlt: sie sieht im niedrigen Volk, wo sie manchen Einzelnen mit beschützendem Gefühl redlich wohlwollen mag, Verbündete gegen jene Gehaßte.“ Niebuhr, Th. III. S. 354

300 auf den Antrag der Volkstribunen Quintus und Cneus Ogulnius. Appius Claudius ſprach gegen den Antrag, P. Decius, der ſich nachher bei Sentinum dem Tode weihte, für die Rechte ſeines Standes. „Der Conſul P. Decius, rief er an ſeinen Vater erinnernd aus, erſchien damals den unſterblichen Göttern eben ſo fromm und rein, als ſein Amtsgenoſſe T. Manlius, wenn dieſer ſich zum Tode hätte weihen laſſen.“ Es wurden nun durch einen Volksbeſchluß die Collegien der Pontifices (höhere Prieſter) und Auguren durch Plebejer vermehrt.

Einige Jahre nach dem dritten Samnitiſchen Kriege kam es in Rom nochmals zu einer heftigen Entzweiung zwiſchen den Ständen, die langen Hader, und ſogar noch einen Auszug der Gemeine, den letzten, auf den Janiculus herbeiführte. Wiederum war Schuldendruck die Veranlaſſung, da der lange Krieg Verarmung herbeigeführt hatte. Wir ſind über die näheren Umſtände dieſer Begebenheit faſt gar nicht unterrichtet. Die Tribunen hatten einen Vorſchlag zur Ausgleichung gemacht, auf den die Reichen nicht eingehen wollten; der ausgezognen Gemeine mußten ſie dann mehr bewilligen *). Die Verſöhnung bewirkte Q. Hortenſius als Dictator. Nach ihm heißt das bei dieſer Gelegenheit (286) gegebne Geſetz, welches die geſetzgebende Gewalt ganz in die Hände der Volksgemeine brachte **).

---

19. Krieg gegen Tarent und Pyrrhus. Unterwerfung Italien's.

(282—265 vor Chr.)
(472—489 d. St.)

Um dieſe Zeit waren die Griechiſchen Städte Unteritalien's von ihrer früheren Blüthe tief herabgeſunken. In Kriegen mit den einheimiſchen Italiſchen Völkern und dem ältern Dionyſius von Syrakus waren ſie entweder ganz zerſtört und verödet, oder hatten mit ihrem Wohlſtande einen großen Theil ihrer Bevölkerung eingebüßt. So geſchah es, daß Thurii, von den Lucanern bedrängt, ſich an die Römer um Hülfe wandte, und ſie erhielt. Dies war gar nicht nach dem Sinne der

*) Niebuhr im Rheiniſchen Muſeum f. Philol. Bd. II. S. 588 fg., wo er ein neu entdecktes Fragment des Dio Caſſius ergänzt und erläutert.

**) Hier heißt es nun zum dritten mal, daß Plebiſcite für alle Quiriten verbindlich ſeyn ſollten (S. oben S. 306). Nach Niebuhr wurde durch das Hortenſiſche Geſetz auch das Veto des Senats für Beſchlüſſe der Volksgemeine aufgehoben.

Tarentiner, der noch bedeutendsten unter den Italischen Griechen, denn sie fürchteten die Römer weit mehr als die Lucaner. Sie suchten daher ein Bündniß gegen Rom zu Stande zu bringen. Noch standen Gallier und Etrusker in den Waffen, und jetzt traten auch die unermüdlichen Samniter — zum vierten male — als Feinde ihrer alten Nebenbuhler, nunmehr ihrer Gebieter, auf. Mit den Lucanern belagerten Thurii die Bruttier, eine erst wenige Menschenalter vorher aus zusammengelaufenen Söldnerschaaren und empörten Knechten entstandene Völkerschaft; so wild waren die Zeiten. Ein Römisches Heer schlug sie, entsetzte Thurii und legte eine Besatzung hinein. Mit Tarent selbst aber begann der Krieg bei folgender Veranlassung.

Eine Römische Flotte von zehn Schiffen erschien in den Gewässern Tarent's, um hier zu landen. Die Tarentiner waren eben mit der lustigen und schwelgerischen Feier der Dionysien beschäftigt, als sie diese Flotte erblickten. Da erinnerte Philocharis, ein viel geltender Mann, seine Mitbürger an einen alten Vertrag, kraft dessen es einer Römischen Flotte verboten sey, über das Vorgebirge Lacinium hinauszuschiffen. Mehr bedurfte es nicht, um das gegen Rom erbitterte, vom Wein erhitzte Volk zur Ungebühr zu reizen. Die Römer wurden sogleich angegriffen, vier Schiffe in den Grund gebohrt, eines genommen, die Gefangenen getödtet oder in die Sklaverei verkauft. Um sich nun bei dem einmal angefangenen Krieg in Vortheil zu setzen, zog ein Tarentinisches Heer gegen Thurii, welches beschuldigt wurde, die Barbaren zuerst herbeigerufen und jetzt zu dieser Verletzung des Vertrages veranlaßt zu haben. Die Stadt mußte sich ergeben. Die Römische Besatzung ward entlassen, und alle der Anhänglichkeit an den verhaßten Staat verdächtige Bürger vertrieben (282).

Sobald die Römer von diesem Vorfall unterrichtet waren, schickten sie eine Gesandtschaft nach Tarent, um eine billige Genugthuung zu fordern, denn den Krieg hätten sie damals gern vermieden. Als aber Postumius, das Haupt der Gesandtschaft, vor dem Volke öffentlich sprach, wurde er auf das muthwilligste verhöhnt, so oft er, als ein Ausländer, sich eines Ausdrucks bediente, der den verwöhnten Ohren nicht das feinste Griechisch schien. Endlich drängte man ihn sogar zum Theater hinaus, ja ein trunkener Possenreißer trieb die Unverschämtheit so weit, dem Römer die Toga schändlich zu besudeln, zum großen Jubel und Gelächter der ausgelassenen Menge. „Lacht, so rief ihnen der beleidigte Römer zu, so lange ihr noch könnt, denn ihr

werdet lange zu weinen haben, weil dieses Kleid in Strömen eures Blutes gewaschen werden wird." Ohne eine weitere Antwort erhalten zu haben, verließen die Gesandten Tarent, und bald darauf erhielt der Consul Aemilius, der an der Spitze des Heeres in Samnium stand, von Rom aus die Anweisung, nochmals Genugthuung zu verlangen, und, wenn sie ausgeschlagen wurde, den Krieg zu beginnen.

Die Tarentiner wählten den Kampf, und schon seit langer Zeit gewohnt, ihre Kriege mit fremden Feldherren und Söldnern zu führen, richteten sie jetzt ihre Blicke auf den uns aus der Macedonischen Geschichte wohlbekannten König Pyrrhus von Epirus. Zu diesem sandten sie, um seine Hülfe anzurufen, sie stellten vor, wie leicht der Kampf seyn würde, da man auf große Unterstützung der Samniter, Lucaner, Messapier, und auf die Unzufriedenheit der meisten anderen Italischen Völker zählen könne. Pyrrhus, ein großer Feldherr und edler, königlicher Geist, aber in einer Zeit, wo ein Glückswechsel den andern drängte, in seinem Thatendurste von einer Unruhe gestachelt, die eben so leicht wieder aufgab, als sie errang, verhieß die erbetne Hülfe, deren Preis die Herrschaft über Italien und Sicilien werden sollte, und schickte sogleich seinen durch glänzende Beredsamkeit ausgezeichneten Freund Cineas so wie dreitausend Epiroten voraus. Die Römer zogen sich aus der Nähe Tarent's wieder zurück.

Bald erschien Pyrrhus selbst mit einer zahlreichen Flotte, auf welcher er zwanzigtausend Mann Fußvolk, zweitausend fünfhundert Leichtbewaffnete, dreitausend Reiter und zwanzig in Italien noch nie gesehene Elephanten*) eingeschifft, aber unterweges durch einen Sturm einen Theil dieser Mannschaft eingebüßt hatte. Bei seiner Ankunft (281) gab er sogleich dem üppigen und weichlichen Tarent eine der Stadt auch in diesem Augenblick noch fremde, ja verhaßte, kriegerische Gestalt. Er ließ die Gymnasien und Vergnügungsörter schließen, stellte ohne Schonung und mit Ernst Werbungen, und mit den Geworbenen Uebungen an. Die Tarentiner ertrugen diese Anstalten unwillig; viele verließen die Stadt, indem sie, wie Plutarch sagt, diese Unterbrechung ihres lustigen Lebens Knechtschaft nannten, so daß auch Pyrrhus die Thore mit seinen Soldaten besetzen ließ, und sich der angesehensten Personen bemächtigte um einen möglichen Abfall zu verhindern.

*) Man nannte lange in Italien die Elephanten Lucanische Ochsen.

Unterdessen war der neue Römische Consul P. Valerius Lävinus wieder herangenahet. Pyrrhus ging ihm nicht gleich feindlich entgegen, weil seine Bundesgenossen noch nicht versammelt waren. Vielmehr trug er auf eine friedliche Ausgleichung zwischen Rom und den Italischen Griechen an, und erbot sich zum Schiedsrichter ihrer gegenseitigen Klagen. Da die Römer dieses ausschlugen, so nahm der König, zu einem Kampfe bereit, seine Stellung zwischen Pandosia und Heraklea (280).

Als er hier von einem Hügel herab das aufgestellte Römische Heer sah, äußerte er, der größte Kriegskenner seiner Zeit, ihm komme diese Anordnung der Barbaren (so hießen den Griechen auch die Römer) nicht barbarisch vor. Als aber die Römer über den Fluß Siris gingen und ihn zur Schlacht nöthigten, mußte er den Muth, der diesen wohlgeordneten Körper beseelte, noch mehr bewundern. Siebenmal wurde der Angriff erneuert, und nur der ungewohnte Anblick der Elephanten, welcher die Römischen Pferde und dadurch die Soldaten verwirrte, entschied endlich die bedeutende Niederlage der Römer; doch bestätigten die dem Feinde zugekehrten Leichname die Tapferkeit, mit der sie gefochten. „Mit solchen Soldaten, rief Pyrrhus aus, wäre die Welt mein; und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre." Er selbst war in höchster Lebensgefahr gewesen, und seine besten Führer und Soldaten lagen auf dem Schlachtfelde. Aber der Sieg vereinigte Heere Italischer Völker um ihn, und von Rom fielen Unterthanen ab. Diese Vortheile wollte er benutzen, er liebte langwierige Kriege nicht, sondern wünschte einen schnellen und glänzenden Frieden. Darum sandte er den Cineas nach Rom.

Die Bedingungen, welche dieser dort vortrug, waren die des Siegers. Rom solle die Unabhängigkeit aller Griechisch-Italischen Städte anerkennen, den Samnitern, Lucanern, Bruttiern und Apuliern Alles zurückgeben, was es ihnen entrissen. So hart dieses klang, schienen doch die Umstände schwer genug, um es in Erwägung zu ziehen, und nachdem Cineas im Senate mit seiner einschmeichelnden Redekunst gesprochen, vergingen Tage in steten Versammlungen, ohne daß ein Entschluß gefaßt ward. Da ließ sich Appius Claudius, jetzt ein blinder Greis, der sich lange von dem Senat entfernt gehalten hatte, in die Versammlung tragen, um von dem Schimpfe eines solchen Friedens abzumahnen. „Wie? rief er, bisher habe ich den Verlust meiner Augen betrauert; jetzt wünschte ich auch noch taub zu seyn,

daß ich die unwürdigen Rathschläge eurer Feigheit nicht anhören dürfte. Wie stolz klangen nicht eure Reden, daß ihr dem Macedonischen Alexander den Ruhm der Unbezwinglichkeit geraubt haben würdet, wenn er nur nach Italien gekommen wäre! Und nun zittert ihr vor einem Haufen von Molossern, die immer eine Beute der Macedonier gewesen sind? vor einem Abenteurer, der sein Lebenlang um die Gunst eines der Waffenträger dieses Alexander gebuhlt hat?" In diesem Tone sprach er, und sogleich stimmten Alle für den Beschluß, den Gesandten mit der Antwort zu entlassen: es sey nicht eher an Friedensunterhandlungen zu denken, als bis Pyrrhus Italien verlassen habe. Cineas konnte bei seiner Rückkehr den Eindruck, den alles dieses auf ihn gemacht, nicht lebhaft genug schildern. Der Senat, sagte er, sey ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen, und er fürchte, Pyrrhus fechte gegen die Köpfe der Hydra. Dieser rückte nun zwar bis Präneste, seine Vorposten bis achtzehn Millien von Rom, vor, in der Hoffnung, die Etrusker fortzureißen; mit diesen hatte Rom indeß eben Friede geschlossen. Einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt hielt der König für zu bedenklich, aber er setzte sich auch nicht in den eingenommenen Landschaften fest, sondern trat den Rückzug an bis nach Tarent. Der Römische Senat ließ die Legionen, die am Siris geschlagen waren, für ihre Flucht den Winter hindurch unter Felldächern im Schnee der Gebirge büßen.

Zu einer Unterhandlung über die Auswechslung der Gefangnen schickten die Römer bald darauf eine Gesandtschaft an den Pyrrhus, bei welcher sich auch C. Fabricius Luscinus, der 282 Consul gewesen war, befand. Ihn hatte schon vorher Cineas dem Könige als einen Mann geschildert, der bei der höchsten Armuth wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit zu Rom in der größten Achtung stände. Pyrrhus nahm ihn freundschaftlich auf, und bat ihn, ein reiches Geschenk, wofür er keine niederträchtige Gefälligkeit verlange, bloß als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. Fabricius schlug es aus. Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die gerühmte Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe stellen. Er ließ zu dem Ende vorher insgeheim seinen größten Elephanten, ein Thier, desgleichen Fabricius nie gesehen hatte, hinter einen Vorhang führen. Nach geendeter Unterredung gab er ein Zeichen, der Vorhang ward weggezogen, und der Elephant streckte mit einem entsetzlichen Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hin. Pyrrhus beobachtete be-

gierig die Mienen des Fabricius, aber dieser wandte sich gelassen um, und sagte lächelnd: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant.“ Noch verschiedene Versuche machte Pyrrhus, diesen heldenmüthigen Mann zu bewegen, als sein Freund und erster Feldherr bei ihm zu bleiben, die bei einem Römer natürlich nichts fruchteten. Den Antrag wegen Auswechslung der Gefangnen lehnte der König ab, um dem Fabricius jedoch einen Beweis seiner Achtung zu geben, erlaubte er den Römischen Gefangenen, zu dem bevorstehenden großen Feste der Saturnalien nach Rom zu gehen, dort mit den Ihrigen fröhlich zu seyn, und sich nachher wieder in seinem Lager als Gefangene einzustellen. Sie gingen und kehrten zur gesetzten Frist zurück, ja der Senat setzte Todesstrafe darauf, wenn jemand von ihnen zurückbliebe.

Den Feldzug des folgenden Jahres (279) eröffnete Pyrrhus damit, daß er in Apulien einrückte, wo er sich mit der Belagerung fester Plätze beschäftigte, bis er bei Asculum auf die Römischen Consuln stieß, P. Sulpicius und P. Decius Mus, den Sohn Dessen, der sich in der Schlacht bei Sentinum geopfert hatte. Die Nachrichten über den Ausgang dieser Schlacht lauten nicht übereinstimmend, wahrscheinlich wurden die Römer wieder geschlagen, aber sie zogen sich in ihr festes Lager, welches Pyrrhus, allzusehr geschwächt, nicht angreifen konnte. Der Consul Decius war geblieben, aber auch Pyrrhus war verwundet, der Kern seiner Truppen lag auf dem Schlachtfeld und als einer der Seinigen ihm zu dem Siege Glück wünschte, erwiederte er: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!“ Wenigstens war er ohne allen Erfolg, denn der König zog sich wiederum nach Tarent zurück.

Als C. Fabricius das Jahr darauf (278) als Consul mit seinem Amtsgenossen das Heer wider den Pyrrhus führte, erhielt er einen Brief von des Königs gewissenlosem Leibarzte, worin dieser sich erbot, seinen Herrn gegen eine angemessene Belohnung zu vergiften. Die Consuln sandten sogleich den Brief dem Pyrrhus, der vor Erstaunen ausrief: „Eher könnte die Sonne von ihrem Laufe abgelenkt werden, als Fabricius vom Wege der Rechtschaffenheit.“ Er strafte den Arzt, wie er es verdiente *), und sandte den Römern zur Dankbarkeit alle

*) Diese Geschichte wird von den Alten außerordentlich verschieden erzählt. M. s. Niebuhr, Th. III. S. 595, welcher glaubt, daß beide Theile das Gerücht nur verbreitet

Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Zugleich bot er durch Cineas von Neuem den Frieden an, erhielt aber die vorige Antwort: erst müsse er Italien verlassen, ehe an Verträge zu denken sey. Für die Gefangenen erhielt er eben so viele gefangene Samniter und Tarentiner zurück.

Diese Beharrlichkeit der Römer setzte den Pyrrhus in nicht geringe Verlegenheit, da es ihm an Kraft und Willen fehlte, einen so erschöpfenden Krieg fortzusetzen, nach Epirus aber unverrichteter Sache zurückzukehren, ihn allzuschimpflich dünkte. Daher kam ihm eine Aufforderung der von Karthagern und einheimischen Tyrannen wiederum hart bedrängten Sicilischen Griechen, ihnen zu Hülfe zu kommen, äußerst gelegen. So konnte er den Römischen Krieg mit Ehren abbrechen, und seine Macht, wie er hoffte, durch den Besitz der reichen Insel bedeutend vermehren. Er schiffte sich daher sofort ein, und ließ in Tarent und den übrigen Städten nur eine Besatzung zurück. Anfangs war er in Sicilien gegen die Karthager glücklich. Aber nach einiger Zeit entzweite er sich mit den Griechen, und behandelte die, welche ihm Grund zum Argwohn gaben, grausam und despotisch, worauf Alle von ihm abfielen. Dadurch gerieth er in eine so gefährliche Lage, daß er den dringenden Bitten der Tarentiner und Samniter, wieder nach Italien zu kommen, mit Freuden Gehör gab (276).

Hier war seine Gegenwart in der That sehr nöthig. Denn die Römer hatten seine Abwesenheit benutzt, die Samniter, Lucaner, Bruttier und Tarentiner siegreich zu bekämpfen. Pyrrhus ging nach Tarent, und als er sein Heer durch Tarentiner und Samniter verstärkt hatte, rückte er auf den Consul Manius Curius Dentatus los, welchen er bei Beneventum, wo er den Samnitern gegenüberstand, zu überraschen gedachte, ehe der andere Consul aus Lucanien herbeieilen könnte (275). Allein trotz der Ueberraschung erlitt Pyrrhus diesesmal eine entschiedene Niederlage. Seine Truppen waren nicht mehr die alten, Griechische Landstreicher und Barbaren konnten die Epirotischen Veteranen, die in den Schlachten umgekommen waren, nicht ersetzen. Gegen die Elephanten war von den Römern ein Mittel gefunden worden; sie machten sie mit ausgeworfenen Brandpfeilen, die mit Werg und Theer umwickelt und mit Widerhaken versehen waren, scheu und wüthend, daß sie plötzlich umkehrten, ihre eigenen Herren zertraten, und

hätten, um einen anständigen Vorwand zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen zu erhalten. Denn ein förmlicher Waffenstillstand scheint geschlossen, ehe Pyrrhus sich nach Sicilien einschiffte.

das Heer in Unordnung brachten. Curius hielt seinen Triumph zu Rom mit vier Elephanten. Pyrrhus kam mit wenigen Reitern nach Tarent. Nachdem er hier die Trümmer seines Heeres gesammelt, gab er Italien auf, und kehrte nach Epirus zurück. Gegen seine Italischen Bundesgenossen, Lucaner, Bruttier und Samniter, wurde noch drei Jahre gekämpft, da ergaben sie sich (272) und huldigten dem Römischen Volke. Tarent suchte noch Schutz bei den Karthagern, welche, jetzt wieder Herren von Sicilien, von nun an selbst die Römer zu fürchten anfangen mußten. Sie erschienen auch mit einer Flotte vor Tarent, wodurch zuerst das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen und Rom gestört ward. Aber die von Pyrrhus zurückgelassene Besatzung übergab den Römern die Burg, worauf die Stadt folgte. Sie verlor ihre Mauern und Schiffe, und mit einem Theile ihrer Kunstwerke schmückte der Consul seinen Triumph.

Eine Römische aus Campanern bestehende Legion war im Anfange des Krieges zum Schutz nach Rhegium geschickt worden, hatte aber, nach dem Beispiel Griechischer Söldner in Messana und mit deren Unterstützung, sich Rhegium's bemächtigt, die Einwohner beraubt, vertrieben oder getödtet. Jetzt wurde sie von den Römern bezwungen, und was bei dem Sturme nicht umkam, ward zur gerechten Strafe hingerichtet. Die Stadt ward in die Bundesgenossenschaft Rom's aufgenommen, dessen Herrschaft, nach der bald darauf erfolgten völligen Bezwingung der Sallentiner und Messapier, sich bis zu den beiden südlichsten Spitzen Italien's ausdehnte (266). Die Besiegung des Pyrrhus erregte aber auch im Auslande die größte Aufmerksamkeit auf ein Volk von solcher Kraft und Tüchtigkeit. Der Aegyptische König Ptolemäus Philadelphus schickte Gesandte nach Rom, und ließ den Römern zu ihren Siegen Glück wünschen, und ihnen ein Bündniß antragen. Die Römer nahmen es an, und machten dem Könige durch vier Gesandte den Gegengruß. Diese wurden zu Alexandria auf das ehrenvollste aufgenommen und reichlich beschenkt.

Die nach so langem Widerstande nun gänzlich besiegten Italischen Völkerschaften erfuhren nicht alle einerlei Behandlung. Eine Anzahl von Städten (Municipia) hatte das Römische Bürgerrecht erhalten, einige mit Stimmrecht in Rom, andere, und zwar die meisten, ohne dasselbe. Ihnen zunächst standen in eigenthümlichen Verhältnissen die Latiner. Die meisten im Kriege besiegten Italischen Völker führten den Namen Bundesgenossen; diese behielten ihre eigne Verfassung,

waren aber verpflichtet, Mannschaft zu stellen, auszurüsten und zu besolden. Endlich gab es solche, die, als Strafe für Abfall, ganz in den Zustand von Unterthänigkeit herabgedrückt waren (dediti), kein gemeines Wesen hatten, und durch Obrigkeiten, aus Rom gesandt, regiert wurden. Daß, um alle diese Völker und Städte in der Abhängigkeit zu erhalten, durch ganz Italien viele Römische Colonien gegründet wurden, ist schon an verschiedenen Orten erwähnt. Auch wurden Kunststraßen nach den wichtigsten Plätzen angelegt, auf denen ein Heer in großer Geschwindigkeit fortkommen konnte. Dahin gehört die schon erwähnte Appische Straße, in der Folge bis Brundusium erweitert. Sie war, namentlich in der ersten Anlage von Rom bis Capua, ganz mit harten Quadersteinen gedeckt, und so dauerhaft, daß sich beträchtliche Strecken bis auf unsere Tage erhalten haben.

Um diese Zeit hatten sich denn auch durch alle die beschriebenen Stürme hindurch die inneren Verhältnisse des Staats fest geordnet. Die beständigen Kriege leiteten den Gährungsstoff nach außen hin ab; die häufige Aussendung von Colonisten verhinderte die Ueberfüllung der Hauptstadt mit brotlosem Volke; die strenge Beobachtung der gesetzlichen Form und die damals noch sehr große Kraft der Religion waren starke Bande, um das Ganze des blühenden Staatskörpers fest zusammenzuhalten. Die Verfassung hatte sich nunmehr so ausgebildet, wie sie der Grieche Polybius ein Jahrhundert später gesehen und bewundert hat. Alle drei Regierungsformen, sagt er, hatten Theil an der Römischen. Wenn man die Gewalt der Consuln abgesondert betrachtet, sollte man die Verfassung für monarchisch, wenn die des Senats, für aristokratisch, wenn die des Volks, für demokratisch halten. Da aber jede Gewalt der andern entgegentreten und sie unterstützen, ihr schaden und nützen kann, so sind sie dadurch zu gegenseitigen Rücksichten gezwungen, und Alles greift harmonisch in einander.

In den ersten Zeiten der Republik lebten die Römer in großer Einfachheit, ohne Reichthümer, ohne die Verfeinerung und Cultur der Griechen und die daraus hervorgehenden Bedürfnisse. So groß war die Frugalität, daß man, statt des Brotes, Mehlbrei als gewöhnliche Nahrung genoß. Im fünften Jahrhundert der Stadt änderten sich diese Verhältnisse schon. Es entstanden ansehnliche Gebäude, Bildwerke wurden aufgestellt; goldne und silberne Geschirre, die man in die Tempel weihte, zeugen von dem steigenden Reichthum des Staats. Um die Zeit, wo die Unterwerfung Italien's vollendet ward, schlug

man in Rom die ersten Silbermünzen. Doch waren in dieser schönsten Zeit Rom's eine noch unverdorbene Tüchtigkeit und Genügsamkeit vorhanden; die Größe des Staats war noch nicht auf Kosten der Sitteneinfalt errungen. Dies hat uns schon das Beispiel des Fabricius gezeigt, der auch als Censor den Consularen Cornelius Rufinus aus dem Senate stieß, weil dieser zehn Pfund Silbergeschirr in seinem Hause hatte. Zum Manius Curius Dentatus, dem Besieger des Pyrrhus, schickten, als er sein erstes Consulat verwaltete, die Samniter Gesandte, einen Frieden zu vermitteln. Diese fanden ihn auf einer hölzernen Bank am Feuer sitzen, und sich ein Gericht Rüben kochen. Lächelnd wies er ihre Geschenke ab, und sagte: „ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn." So waren damals noch die Gesinnungen der großen Männer Rom's. Andrerseits muß man freilich beachten, daß solche Sittenzüge als hervorstechende sich nur dann im Andenken der Menschen zu erhalten pflegen, wenn sie den Gegensatz zu einer schon ausartenden Tugend bilden.

---

20. Der erste Punische Krieg*).

(264—241 vor Chr.)
(490—513 d. St.)

Nachdem ganz Mittel- und Unteritalien bezwungen war, richteten die Römer ihre Blicke auf Sicilien, von welchem sie jetzt nur ein schmaler Meeresarm trennte. Die Einmischung in die Angelegenheiten dieser Insel brachte sie in feindselige Berührung mit den Karthagern, aus der sich bald Kriege um die Herrschaft über die Westwelt entwickelten. Alle bisherigen Thaten der Römer sind nur als Vorübungen zu diesem außerordentlichen Kampfe zu betrachten; er gehört zu den anziehendsten und tragischesten in der Weltgeschichte, man mag die Größe der dazu aufgebotenen Kräfte, oder den tiefen Fall des unterliegenden Theils, oder die großen Folgen für den Sieger betrachten.

Die große Verschiedenheit der beiden Staaten hatte auf die Führung wie auf den Ausgang dieser Kriege den größten Einfluß. Karthago war ein Handelsstaat, es besaß, was gewöhnlich damit ver-

---

*) Pöner oder Punier hießen die Karthager wegen ihrer Phönicischen Abkunft.

bunden iſt, eine große Seemacht und vielen Geldreichthum; beides machte, daß es ſeine Landmacht vernachläſſigte. Denn mit Ausnahme der wenigen vornehmen jungen Karthager, welche eine kleine Anzahl von Reiterei gebildet zu haben ſcheinen, beſtand das Landheer meiſtens aus Miethstruppen, welche Africa, Ligurien, Gallien und andere Länder für Geld lieferten. Doch ſtanden Karthager als Feldherren an der Spitze. Aber eben wegen dieſer Beſchaffenheit des Landheeres waren die Karthager ſtets vor einem Mißbrauche der Macht, die ſie ihren Feldherren anvertrauten, beſorgt. Daher wurden dieſen Bevollmächtigte aus dem Senate zur Seite geſetzt, daher mußten ſie vor der Behörde der Hundertmänner ſtrenge Rechenſchaft ablegen, wobei der unglückliche Ausgang ihrer Unternehmungen oft gleich einem böſen Willen mit der größten Strenge, ja Grauſamkeit beſtraft wurde. Hier alſo ſtanden ſie am meiſten im Nachtheil gegen die Römer, welche gerade damals aus den Kriegen mit den Samnitern, Galliern und dem Pyrrhus, wie aus einer Kampfſchule, als wohlgeübte Fechter hervorgingen.

Sicilien war es, wo, wie ſchon erwähnt, der Zunder zu dieſer ungeheuren Flamme bereitet wurde. Dieſe Inſel, ſchon ſo lange der Schauplatz der heftigſten politiſchen Gährungen, fiel bald nach dem Tode Timoleon's, der ihr ſeinen Geiſt nicht hinterlaſſen konnte, in ihren vorigen Zuſtand unaufhörlicher Unruhen zurück. Um die Zeit, wo in Oſten der Kampf um das Erbe Alexander's heftig entbrannte, erlangte Agathokles, der Sohn eines Töpfers, durch Klugheit und Tapferkeit die Oberherrſchaft in Syrakus (317), und nachdem er ſich dort durch Ströme von Blut befeſtigt hatte, unterwarf er ſich auch die meiſten übrigen Städte der Inſel. Erſchreckt durch dieſe Fortſchritte, ſchickten die Karthager ein Heer nach Sicilien, und belagerten den Agathokles in Syrakus. Aber dieſer faßte den kühnen Entſchluß, den Krieg nach Africa zu verſetzen. Er entkam der Karthagiſchen Flotte, landete mit einem Heere an der Africaniſchen Küſte *), und

*) Diodor (XX, 8.) erzählt, daß die Schönheit des Landes, die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle der Naturerzeugniſſe und der Ueberfluß, in welchem die Bewohner lebten, die Bewunderung der Sicilier erregt habe. Da nun das von Natur ſo fruchtbare Sicilien, aus welchem ſie kamen, im Alterthume, wie ſich ſchon aus der Menge der volkreichen Städte ſchließen läßt, auch im hohen Grade angebaut war, ſo kann man denken, was Nordafrica damals für ein Land geweſen iſt, und wol auch wieder werden kann, wenn es einmal den Barbaren ganz entriſſen ſeyn, und dauernden Europäiſchen Anbau erhalten haben wird.

drang hier so siegreich vor, daß seine Eroberungen wahrscheinlich von bleibenden Folgen gewesen seyn würden, wenn nicht neue Unruhen in Sicilien ihn zurückgerufen hätten. Ein Friede, welchen er hierauf mit den Karthagern schloß, räumte diesen ihre früheren Besitzungen auf Sicilien ein, das übrige blieb dem Agathokles. Acht und zwanzig Jahre hatte er durch Kraft, List und empörende Grausamkeit seine Herrschaft erhalten, da wurde er von einem seiner Lieblinge vergiftet, und noch athmend auf den Scheiterhaufen geschleppt (289). Sogleich erhob sich wieder die alte Verwirrung, Tyrannen bekämpften einander, Campanische Miethssoldaten des Agathokles, Mamertiner genannt, hatten sich Messana's bemächtigt, und führten von da aus einen räuberischen Krieg, die Karthager suchten die Zerrüttung für sich zu benutzen. Darüber wurde Pyrrhus, der ein Schwiegersohn des Agathokles war, nach Sicilien gerufen, wie schon erzählt ist. Als er die herrliche Insel wieder räumen mußte, rief er aus: „welch einen Kampfplatz überlassen wir hier den Römern und Karthagern!"

Bald zeigte es sich, wie richtig er die Zukunft vorausgesehen hatte. Hiero, vom Stamme des in Syrakus hochverehrten Gelon, nach dem Abzuge des Pyrrhus erst Feldherr, dann, als er sich allgemeine Liebe erworben, König der Syrakuser, hatte die Mamertiner entscheidend geschlagen, und würde ihnen auch Messana entrissen haben, wenn ihnen die Karthager nicht Hülfe zugeführt hätten, indem sie sich selbst in der Stadt festsetzten. Zugleich aber hatte auch ein anderer Theil der Mamertiner seine Zuflucht zu den Römern genommen.

Die Römer waren anfangs unentschlossen; sie schämten sich, als Helfer dieser Rotte zu erscheinen, da sie selbst kurz vorher ihre eigenen Bürger wegen ähnlicher Frevelthaten in Rhegium dem Henkerbeile überliefert hatten. Allein die Furcht vor der wachsenden Macht der Karthager, denen der Besitz Messana's den Weg zur Alleinherrschaft in Sicilien und den Uebergang nach Italien gebahnt haben würde, überwog am Ende diese Scham. Der Consul Appius Claudius Caudex (ein Bruder des Cäcus) wurde beauftragt, den Mamertinern Hülfe zu bringen (264), und trotz der auflauernden Karthagischen Flotte setzten die Römer nach Messana über, welches ihnen von den Mamertinern übergeben wurde. Der Karthagische Feldherr Hanno ließ sich aus der Burg locken. Dafür verurtheilten ihn die Karthager den Kreuzestod zu sterben, und nun verbanden sie sich mit dem Könige Hiero. Beider Heere schritten zur Belagerung Messana's, mußten

aber bald dem Römischen Consul weichen, der sie in die Flucht schlug, und nun seinerseits vor den Mauern von Syrakus erschien. Die Consuln des folgenden Jahres setzten diesen Krieg mit so vielem Glücke fort, daß sich ihnen sieben und sechzig Sicilische Städte ergaben, und Hiero sich entschließen mußte, den Frieden anzubieten. So gelegen den Römern eine Verbindung mit Syrakus auch kam, schon um ihrem Heere Lebensmittel zu sichern, so legten sie dem Könige doch ziemlich harte Bedingungen auf. Er mußte auf den Besitz der meisten verlornen Städte verzichten, den Römern eine Kriegssteuer zahlen, und ihnen Unterstützung geloben. Die Karthager blieben also allein auf dem Kampfplatze, und verstärkten ihre Landmacht außerordentlich, um dem Feinde, mit welchem sie sich zum ersten male maßen, vollkommen gewachsen zu seyn. Agrigent ward zum Mittelpunkt ihrer kriegerischen Bewegungen gemacht.

Aber sogleich griffen die Römer diese Stadt an, und obschon sie sieben Monate lang hartnäckig widerstand, und ein Karthagisches Heer sogar die Belagerer wieder belagerte, wurde sie endlich doch erobert und allen Gräueln der Plünderung Preis gegeben, von den Bewohnern fünf und zwanzig tausend in die Knechtschaft verkauft (262). Jetzt faßten die Römer den Plan, sich zu Herren der ganzen Insel zu machen. Aber dazu gehörte, daß sie sich auch auf das Meer wagten, indem die Karthager vermöge ihrer Flotten schon Sicilische Seestädte wieder gewannen, und Italien's Küsten bedrohten. Je länger aber Karthago im Besitz dieses Elements und in dem Genuß aller der Vortheile war, welche die lange Uebung auf demselben gewährt, desto mehr schien für das nur in Landkriegen geübte Rom der Entschluß, es zu beschreiten, kühn, ja fast unausführbar.

Doch die Römer ließen sich von keiner Schwierigkeit zurückschrekken, und beschlossen eine Flotte zu bauen. Man nahm ein beim Uebersetzen nach Messana erobertes fünfrudriges Karthagisches Schiff zum Muster, und übte, während die Schiffe erbauet wurden, die Bemannung auf dem Lande in dem gleichmäßigen Ruderschlag. Schon im Jahre 260 erschien die neue Flotte auf dem Meere. Zwar wurde der eine Consul Cornelius Scipio Asina mit siebzehn Schiffen von den Karthagern eingeschlossen und gefangen genommen, aber sein Amtsgenosse C. Duilius machte dies vollständig wieder gut. Er brachte auf seinen Schiffen die Enterbrücken an, vermöge deren die beweglichen Karthagischen Schiffe an die unbehülflichen Römischen angekettet

wurden, und die Römischen Soldaten in die feindlichen eindringen konnten. Dadurch ward der Kampf in eine Art von Landschlacht verwandelt, und diese Erfindung bewährte sich, besonders durch ihre unerwartete Neuheit, so gut, daß Duilius bei Mylä die hundert und dreißig Schiffe starke Karthagische Flotte schlug, und den ersten Seetriumph feierte. Es ward ihm eine mit den erbeuteten Schiffsschnäbeln verzierte marmorne Ehrensäule errichtet *), und als eine bei der damaligen Sitteneinfalt noch sehr auffallende Auszeichnung die Erlaubniß gewährt, sich, so oft er von einem Gastmahle nach Hause kehrte, von einem Fackelträger und einem blasenden Flötenspieler begleiten zu lassen — gleichsam ein täglicher Triumph, sagt ein Römischer Schriftsteller. Der Erfolg dieses Seesieges erstreckte sich bis nach Sardinien und Corsica, wo eine Römische Flotte glücklich kämpfte, und in Sicilien wurden gleichfalls mehrere Städte erobert.

Da der kühne Versuch, eine Seemacht zu bilden, so gut gelungen war, so faßten die Römer sogleich einen zweiten, nicht weniger kühnen Plan. Sie beschlossen, nach dem Beispiele des Agathokles, die Karthager in Africa selbst anzugreifen. M. Atilius Regulus bahnte durch einen großen Seesieg bei Eknomus den Weg dazu (256). Dreihundert und dreißig Römische Schiffe kämpften gegen dreihundert und funfzig feindliche. Karthago verlor hundert und vierzehn, theils von den Römern zerstörte, theils erbeutete Schiffe, und Beiden zusammen kostete die Schlacht an dreißigtausend Menschen. Regulus fand nun kein Hinderniß weiter von Seiten des Feindes, aber unter seinen eigenen Soldaten erhob sich ein Murren, da schon der Name Africa ein Schreckbild war. Der entschlossene Consul glaubte, daß die Furcht am sichersten durch Furcht vertrieben würde, und die den Widerspenstigen angedrohte Todesstrafe verschaffte ihm schnellen und pünktlichen Gehorsam. Er landete beim Vorgebirge Hermäum, eroberte Clupea, und plünderte ungehindert das herrlich bebaute reiche Land. Als ihm im Anfange des nächsten Jahres (255) die Karthagischen Feldherren mit einem Heere Einhalt thun wollten, wurden sie, durch ungeschickte Wahl des Orts, welcher den Gebrauch der Elephanten und der Reiterei hemmte, völlig geschlagen.

---

*) Der untere Theil dieser Säule (columna rostrata) mit einer Inschrift im damaligen Latein, ist 1565 wiedergefunden worden, und noch jetzt in Rom zu sehen.

Regulus, der seinem Nachfolger im Amte die Beendigung des nun schon so leichten Kampfes nicht überlassen wollte, bot den Karthagern Frieden an. Aber die Abtretung von Sicilien und Sardinien, die unentgeldliche Auslieferung aller Römischen Gefangenen, die Wiedererstattung der Kriegskosten und die Verpflichtung, den Römern zu jeder Zeit mit funfzig Triremen zu Hülfe zu kommen, und ohne diesen Staat weder Krieg noch Frieden zu beschließen, — waren so harte Bedingungen, daß der Karthagische Senat mit kräftigem Entschluß den Vorsatz faßte, lieber Alles zu dulden. Und allerdings war die Gefahr nahe. Der Römische Consul schickte sich an, die mit Flüchtlingen aus dem verheerten oder bedroheten Lande überfüllte, und folglich vor einem drückenden Mangel nicht zu rettende Hauptstadt zu belagern. In dieser Noth erschien den Karthagern ein unerwarteter Retter. Ein Spartaner, Xanthippus, der an der Spitze Griechischer Soldtruppen nach Karthago gekommen war, in seiner Landessitte erzogen und des Krieges wohl kundig, trat auf, bewies den Karthagern auf das deutlichste, daß sie, bei den großen Kriegsmitteln, die sie besäßen, ihre Niederlage nur der Ungeschicklichkeit ihrer Feldherren zuschreiben könnten, und verhieß den Sieg, wenn man seinen Rathschlägen folgen wollte. Er wurde mit Vertrauen angehört, man überließ ihm die Führung des Heeres, und das Zutrauen steigerte sich zur Begeisterung, als er nun die Soldaten nach Griechischer Weise ordnete und in Bewegung setzte. Mit einem Heere von dieser Gesinnung konnte der einsichtsvolle Griechische Feldherr viel ausrichten, und da er auch die Elephanten besonders gut zu gebrauchen wußte, so erlitten die Römer eine entscheidende Niederlage, wobei der siegesstolze Regulus selbst in Gefangenschaft gerieth; nur Wenige retteten sich nach Clupea. Die Letzteren, welche hier von den Karthagern belagert wurden, zu befreien, sandte Rom eine Flotte von dreihundert und funfzig Schiffen ab, aber die Natur selbst schien jetzt die Karthager begünstigen zu wollen. Nachdem die Römische Flotte die Karthagischen Schiffe glücklich besiegt und die Mannschaft aus Clupea eingenommen hatte, wurde sie auf dem Rückwege bei Kamarina von einem heftigen Sturme überfallen und fast ganz vernichtet, doch auch nicht ohne die Schuld der anführenden Consuln, welche mit Römischem Stolze, wie Polybius sagt, auch den Naturkräften trotzen zu können glaubten, und den Warnungen des Steuermannes kein Gehör gegeben hatten. Karthago züch-

tigte indeß die Africanischen Völker, welche bei der Anwesenheit der Römer abtrünnig geworden waren, und hoffte, auch ohne den Xanthippus — welcher, um dem Neide zu entgehen, Africa verlassen hatte — die durch zwei solche Verluste geschwächten Römer leichter zu besiegen. Es bot alle seine Kräfte auf, zur See und zu Lande mit verstärkter Macht zu erscheinen.

Der Muth der Römer war jedoch nicht gebrochen, und aus den Eichenwäldern Italien's kam schnell eine neue Flotte hervor, mit der sie Panormus auf Sicilien eroberten, und an den Küsten Africa's, in der Gegend der Syrten, verheerende Landungen machten. Aber ein abermaliger Sturm, welcher die Flotte, als sie von Africa mitten durch das Meer nach Italien zurücksegeln wollte, überfiel und zerstreute, brachte den Senat zu dem Beschluß, die Seemacht in diesem Maaße nicht wieder herzustellen, sondern auf sechzig Schiffe zur Beschützung Italien's zu beschränken. Auch der Landkampf auf Sicilien wurde mit Zaghaftigkeit geführt, weil die Römer seit der Niederlage des Regulus in Africa die Elephanten außerordentlich scheuten, bis der Proconsul L. Cäcilius Metellus dem Karthager Hasdrubal bei Panormus eine gewaltige Niederlage beibrachte (250), wobei er ihm hundert und vier jener gefürchteten Thiere abnahm, welche in Rom beim Triumphe zur großen Freude des Volkes mit aufgeführt wurden. Der Karthagische Feldherr wurde zum Tode verurtheilt.

Um diese Zeit schickten die Karthager den Regulus nach Rom, wegen Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln, nachdem sie ihn vorher hatten schwören lassen, daß er, im Fall er nichts ausrichtete, wieder in die Gefangenschaft zurückkehren werde. Aber weit entfernt, die von den Karthagern gewünschte Auswechselung zu befördern, widerrieth er diese Maaßregel vielmehr, als eine nur den Feinden nützliche, und kehrte, nachdem seine Meinung die Entscheidung des Senats bestimmt hatte, in seine Haft zurück, wo er der härtesten Behandlung entgegen sehen mußte. Daß er in Karthago wirklich unter ausgesuchten Martern hingerichtet worden, wird zwar von mehreren alten Schriftstellern berichtet, von Neueren aber mit großer Wahrscheinlichkeit für eine Römische Erdichtung gehalten, um den Haß gegen Karthago zu verstärken.

Im weitern Verlaufe des Kampfes suchten die Römer den Karthagern ihre zwei wichtigsten Punkte auf Sicilien, Lilybäum und Drepanum, zu entreißen, aber mit schlechtem Glücke. P. Claudius Pul-

cher, im Jahre 249 Consul, verlor durch eine Niederlage *) eine nach dem Siege bei Panormus erbaute Flotte, sein Amtsgenosse L. Junius Pullus eine zweite in einem Sturme. Die Römer waren so erschöpft, daß sie der Herstellung der Flotte zum zweiten mal entsagten. Sie mußten sich wieder auf den Landkrieg beschränken, dessen Schauplatz Sicilien blieb, wo jetzt eine Reihe von Jahren mit großer Hartnäckigkeit gekämpft wurde. Hamilcar Barcas, ein Karthagischer Feldherr von außerordentlichem Geist und Talent, trat im Jahre 247 als furchtbarer Gegner Rom's auf, bemächtigte sich eines Berges **) bei Panormus, behauptete sich hier drei Jahre lang mitten unter den Römern, und machte von da aus beständige Angriffe auf ihr Gebiet, zu Wasser und zu Lande. Nachdem er hierauf diesen Ort, gezwungen oder freiwillig, verlassen hatte, entwickelte er nicht mindern Feldherrngeist in einem eben so hartnäckigen Kampfe beim Berge Eryx, wo er sich der am Abhange desselben gelegenen Stadt gleiches Namens bemächtigte und sich zwischen den Römern, welche die Spitze und den Fuß des Berges besetzt hielten, behauptete.

Doch alle diese Kämpfe führten zu keiner Entscheidung des Krieges, und die Römer beschlossen, zum dritten male ihr Glück zur See zu versuchen. Der Staat war zwar nicht mehr im Stande, die Kosten einer neuen Rüstung aufzubringen, er hatte schon, um die öffentlichen Schulden zu bezahlen, zur Verschlechterung der Silbermünzen seine Zuflucht genommen, aber der Eifer und die Begeisterung seiner Bürger ersetzten diesen Mangel. Viele einzelne Personen rüsteten gemeinschaftlich auf eigne Kosten fünfruderige Schiffe aus, voll Vertrauen zu einem für ihr Vaterland glücklichen Ausgange dieses Krieges, in welchem Falle sie allein die Wiedererstattung der Kosten hoffen konnten.

Auf diese Weise wurden bald zweihundert Schiffe segelfertig, mit welchen der Consul L. Luctatius Catulus die sich im Besitz des Meeres sicher wähnenden Karthager überraschte, und in der Gegend von Drepanum und Lilybäum sogleich einige bequeme Punkte einnahm (242).

*) Diese Niederlage schien den Römern eine Strafe der Götter, denn da die heiligen zu Rathe gezogenen Vögel nicht hatten fressen wollen, hatte Claudius sie ins Meer werfen lassen, und spöttisch gesagt: wenn sie nicht fressen wollen, mögen sie saufen. Der Senat befahl ihm, seine Würde niederzulegen, und einen Dictator zu ernennen, worauf er, der Republik zu spotten, einen seiner Clienten, den Sohn eines Freigelassenen, ernannte. Für diese Frechheit wurde er zu einer Geldstrafe verurtheilt.

**) Es war der, heut zu Tage wegen seines Klosters zu Ehren der heiligen Rosalia berühmte, Monte Pellegrino, ein starrer Kalksteinfelsen.

Eiligst erschien eine Karthagische Flotte unter dem Befehle des Hanno, beladen mit Vorräthen, Waffen und einer in der Eil zusammengerafften Bemannung; sie war bestimmt, alles dieses in Eryx abzusetzen, dagegen den Hamilcar mit seinen tüchtigen Soldaten einzunehmen und dann den Kampf unter der Leitung dieses Helden mit den Römern zu versuchen. Allein Luctatius, der diese Absicht merkte, beschloß, trotz des ungünstigen Windes, lieber sofort mit den schwerbeladenen Karthagischen Schiffen zu kämpfen, als späterhin mit den erleichterten und dem Hamilcar. Er griff sie daher bei den Aegatischen Inseln an, und der glücklichste Erfolg krönte seinen wohlberechneten Plan. Dieser Seesieg entschied den Krieg. Die Karthagische Regierung sandte dem Hamilcar Vollmacht, nach seinem Ermessen zu unterhandeln, und die Kräfte müssen so erschöpft gewesen seyn, daß keine günstige Wendung der Angelegenheiten mehr zu hoffen stand, weil dieser tapfere und hochherzige Feldherr sich zu einem Vertrage entschloß, welcher den Römern die größten Vortheile gewährte. Die Karthager sollten Sicilien räumen, binnen zwanzig Jahren zweitausend und zweihundert Talente zahlen, und alle Römische Gefangene ohne Lösegeld losgeben. Diese Bedingungen wurden in Rom vor der Ratification des Friedens noch geschärft, der Contribution tausend Talente hinzugefügt, die Räumung mehrerer kleiner Inseln bei Sicilien bedungen. Auch hierin mußte die Karthagische Regierung sich fügen.

Sicilien ward die erste Römische Provinz, welchen Namen fortan alle eroberten Länder führten. Die Provinzen wurden als wahres Eigenthum des Römischen Volks betrachtet, und waren den jährlich abgesendeten Prätoren und Proconsuln *), welche sie verwalteten und die Steuern beitrieben, zum Gehorsam verpflichtet. Ihr Zustand war härter als der der Italischen Völker. Indeß ward Sicilien, als das erste Land, welches, nach dem Ausdruck des Cicero, den Römern zeigte, wie herrlich es sey, über ausländische Völker zu herrschen, und weil

*) Anfangs gab es im Römischen Staate nur Einen Prätor. Während des ersten Punischen Krieges fing man an, zwei zu erwählen, und als die Eroberungen sich häuften, wurde auch die Zahl der Prätoren noch vermehrt. Zwei blieben in Rom und besorgten dort, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß, die Rechtspflege, die anderen wurden als Befehlshaber in die Provinzen gesandt. In der Folge wurden die Provinzen in consularische und prätorische getheilt. Jene verwaltete ein Proconsul, diese ein Proprätor. Die abgehenden Consuln und Prätoren erhielten nämlich nach dem Ablaufe ihrer Amtszeit, der Regel nach auf ein Jahr, eine Statthalterschaft, welche, so kurz die Zeit auch war, als ein Mittel angesehen wurde, sich außerordentlich zu bereichern.

ein großer Theil freiwillig übergetreten war, milder behandelt als die später eroberten Provinzen. Es bestanden auch damals dort noch einige nicht zur Provinz geschlagene Gebiete, besonders das klein Syrakusische Königreich des Hiero, welches von diesem guten Fürsten mit Weisheit und Milde beherrscht ward, obschon er seine wahre Unabhängigkeit eingebüßt hatte.

---

21. Fernere Erwerbungen.

(238—219 vor Chr.)
(516—535 d. St.)

Die Demüthigung Karthago's war mit außerordentlichen Anstrengungen und Opfern erkauft worden. Siebenhundert Kriegsschiffe hatte der Krieg gekostet, die Nation war um einen ansehnlichen Theil ihrer echten alten Bürger ärmer, und trotz wiederholter Vermögenssteuern hatte man sich genöthigt gesehen, geringhaltiges Geld zu schlagen. Dafür hob der glänzende Erfolg das Selbstgefühl und den Stolz der Römer desto höher; in jedem Einzelnen erwuchs der unerschütterliche Gedanke, der Römischen Herrschaft könne und dürfe nichts widerstehen. Zugleich übertäubte nun aber auch die Ländergier, die mit jedem Zuwachs unersättlicher wurde, die Stimme der Ehre immer mehr, und vermochte den Staat zu Schritten, vor denen man ein halbes Jahrhundert vorher noch erröthet seyn würde.

Diese Gesinnung zeigte sich bald in dem Verfahren gegen Karthago während des Friedens. Erschöpft durch den langwierigen Krieg, waren die Karthager nicht im Stande, ihre Miethstruppen zu bezahlen, worüber diese sofort zu den Waffen griffen, und die dem Staate unterworfenen Völker Nordàfrica's zum Abfall reizten. Bereitwillig folgten diese der Aufforderung, und die von allen Seiten bedrohten Karthager, deren Hauptstadt schon eingeschlossen war, mußten in dieser gefährlichen Lage noch Zwietracht zwischen dem angesehenen Hanno und ihrem besten Feldherrn, dem Hamilcar Barcas, ausbrechen sehen, welche in der Folge dem Staate höchst verderblich wurde. Für dieses mal gelang es indeß, die Streitenden auszusöhnen, und der Krieg, welcher über drei Jahre (240—237) mit außerordentlicher Wuth und Grausamkeit geführt worden war, wurde besonders durch Hamilcar's Feldherrngeist siegreich für Karthago beendet.

Während dieses allgemeinen Aufstandes hatten sich auch die Kar-

thagiſchen Söldner auf Sardinien empört. Als nun Karthago rüſtete, um ſich die Inſel wieder zu unterwerfen, erklärten die Römer den Krieg, weil, wie ſie vorgaben, jene Rüſtungen eigentlich ihnen gölten. Wie ſehr ein ſolches Verfahren die Karthager auch aufbringen und zum Haß gegen Rom entflammen mußte, ihre Kräfte waren damals einem Kriege ſo wenig gewachſen, daß ſie, um den Frieden zu erhalten, ſich zur Abtretung Sardinien's und einer neuen Zahlung von zwölfhundert Talenten verſtehen mußten. Auch Corſica eigneten ſich die Römer jetzt zu. Doch dies genügte ihnen noch nicht. Empörungen, welche auf beiden Inſeln ausbrachen, leiteten ſie von Karthagiſchen Aufhetzereien her und beſchloſſen abermals Krieg. Neue bittende Geſandte erſchienen im Römiſchen Senat; umſonſt, keine Vorſtellung half. Endlich ſagte einer der Geſandten im höchſten Unwillen: „Römer, wenn ihr denn durchaus entſchloſſen ſeyd, uns den Frieden, den wir euch ſo theuer bezahlt haben, nicht zu halten, ſo gebt uns den Preis deſſelben, gebt uns Sicilien und Sardinien zurück. Unter Privatleuten pflegt kein ehrliebender Mann, den ein Handel reut, die Waare zu behalten und auch das Geld dafür nicht zurückzugeben.“ Der Senat wurde von Scham ergriffen, und für diesmal unterblieb der Krieg.

Indeß wurde Rom bald nachher ſelbſt von einem ſchweren Sturm von Norden her bedroht. Die Gallier Oberitalien's hatten ſchon 238 nach fünf und vierzigjähriger Ruhe wiederum die Waffen gegen Rom erhoben, doch wurde dieſer Krieg durch eine unter ihnen ſelbſt ausgebrochne Fehde bald wieder erſtickt. Nach einigen Jahren (232) machte der Tribun C. Flaminius den Vorſchlag, das in Picenum dem Galliſchen Stamme der Senonen früherhin abgewonnene Land an Römiſche Anbauer zu vertheilen, und obſchon der Senat ſich aufs äußerſte widerſetzte, ja mit der Aushebung eines Heeres zum Widerſtande drohte, ging das Geſetz durch *). Da fürchteten die Gallier, es ſey auf ihre gänzliche Vertreibung abgeſehen, und ihre beiden mächtigſten Stämme, die Inſubrer und die Boier, ergriffen nicht nur ſelbſt die Waffen, ſondern zogen auch durch Geld ihre jenſeits der Alpen wohnenden kriegeriſchen Stammgenoſſen, Gäſaten genannt, zur Hülfe herbei (226).

*) Es muß bei dieſem heftigen Zwiſte der Trotz der ärmeren Bürger beſonders aufgeregt worden ſeyn, da Polybius II, 21. in der Flaminiſchen Rogation eine der vorzüglichſten Urſachen der nachmaligen Verſchlimmerung des Volkes ſieht.

Die außerordentlichen Rüſtungen, welche die Römer machten (Polybius berechnet bei dieſer Gelegenheit die Streitkräfte Rom's und der verbündeten, d. i. gehorchenden Italiſchen Völker, auf 770,000 Mann), zeigen ihren Schrecken und ihre Beſorgniſſe. Auch wurde der Krieg ſchwer und äußerſt blutig, und die Römer welche anfangs durch die in Etrurien eingebrochnen Feinde eine Niederlage erlitten hatten, behielten zuletzt nicht weniger durch das gänzlich planloſe Verfahren ihrer Feinde, als durch ihre eigne Kraft die Oberhand. Endlich drangen die Conſuln Cn. Cornelius Scipio und M. Claudius Marcellus über den Po (222); der letztere erlegte den König der Gäſaten, Viridomar, mit eigner Hand, die Gallier flohen, und die Hauptſtadt der Inſubrer, Mediolanum (Mailand), ward von den Römern eingenommen. Die unterworfenen Landſtriche, damals noch nicht zu Italien gerechnet, wurden zu einer Provinz gemacht, welche den Namen Gallia cisalpina oder togata führte. Zur Erhaltung der Ruhe wurden dort zwei Colonien, Cremona und Placentia, geſtiftet.

Noch vor dieſem großen Galliſchen Kriege war ein andrer ausgebrochen, mit den Illyriern. Von dieſem Volke, welches an der dem obern Italien gegenüberliegenden Küſte bis nach Epirus ſich ausdehnte, waren beſonders die ſüdlicheren, mit dieſem Namen vorzüglich bezeichneten Stämme mächtig geworden. Mit ihren zahlreichen, leichten Fahrzeugen beherrſchten und beunruhigten ſie die Griechiſchen Küſten und ſtörten als gefährliche Seeräuber die Sicherheit des Adriatiſchen Meeres. Dies war es, wodurch ſie jetzt in feindliche Berührung mit den Römern geriethen. Als Geſandte des Römiſchen Volkes von der Illyriſchen Königin Teuta Abſtellung der Beſchwerden forderten, wurden ſie unbefriedigt entlaſſen, ja einer derſelben auf der Rückreiſe auf Befehl der Königin ermordet (230). Um dieſen Frevel zu rächen, ſandten die Römer ein Heer und eine Flotte. Der Kampf ward ihnen durch den freiwilligen Uebertritt einiger beherrſchten Stämme erleichtert, und beſonders durch die Verrätherei des Demetrius von Pharus, welcher Illyriſcher Statthalter in Corcyra war; er übergab dieſe Inſel den Römern und unterſtützte ihre übrigen Unternehmungen. Die überall bedrängte Königin mußte ſich den Frieden erkaufen durch Uebernahme eines jährlichen Tributs, durch die Räumung des größten Theils von Illyrien, und durch das Verſprechen, niemals mit bewaffneten Schiffen über Liſſus hinauszugehen (228). Das abgetretene Gebiet ward theils für frei erklärt (beſonders die Inſeln, doch ſo, daß

Römische Besatzungen die vorzüglichsten Punkte bewahrten), theils dem Demetrius von Pharus zum Eigenthume eingeräumt. Als aber dieser bald darauf die Schranken überschritt, welche Rom seinem Ehrgeize gesetzt hatte, wurde er bekriegt (219), unterlag der Römischen Waffengewalt, und mußte nach Macedonien fliehen, wo er am Hofe einen folgenreichen Einfluß gewann.

Die Römer nahmen diese Gelegenheit wahr, Verhältnisse mit den Griechischen Hauptstaaten anzuknüpfen, indem sie ihnen ihre Erfolge gegen die Illyrier durch Gesandtschaften bekannt machten. Die Griechen, welche von jenen Seeräubern sehr viel gelitten hatten, überhäuften die Gesandten mit Ehrenbezeugungen. Die Korinther faßten einen Beschluß, daß die Römer künftig den Zutritt zu den Isthmischen Spielen haben sollten; die Athener ertheilten ihnen das Bürgerrecht und die Erlaubniß, sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen zu lassen.

Damals begann der Kampf zwischen Sparta und dem Achäischen Bunde, welchen die Schlacht bei Sellasia (oben S. 244.) endete. Ein Jahr darauf (221) starb Antigonus Doson, und sein Neffe Philipp II. folgte ihm auf dem Thron von Macedonien. Raub- und Plünderungszüge der Aetolier entzündeten um dieselbe Zeit einen neuen Krieg in Griechenland, welcher der Bundesgenossenkrieg heißt, weil Messenien, Akarnanien, Epirus, Macedonien und der Achäische Bund hier gemeinschaftlich gegen Aetolien auftraten. Philipp erlangte im Verlaufe dieses Krieges große Vortheile über die Aetolier, und glaubte nun der völligen Unterwerfung Griechenland's sicher zu seyn, da Aratus, wegen der geringen Feldherrngaben, die er besaß, ihm weder als Bundesgenosse den ersten Rang streitig machen, noch als Gegner gefährlich werden konnte.

Dies war die Lage der Dinge in Griechenland, als die Kunde von großen Siegen und Fortschritten der Karthager in Italien in dem wiederausgebrochenen Kriege gegen Rom nach Macedonien kam. Demetrius von Pharus, der sich des Unglücks der Römer, seiner Feinde und Verfolger, freute, und ihnen einen neuen Widersacher erregen wollte, rieth dem Philipp, Griechenland, welches ihm doch nicht entgehen könnte, jetzt den Frieden zu geben, und dafür seine Kraft gegen Illyrien zu wenden, von wo aus eine Unternehmung nach Italien bei der sinkenden Macht Rom's leicht seyn werde, und zugleich ein großer Schritt zu einer allgemeinen Oberherrschaft. Durch solche Aussichten

ward der ehrgeizige Philipp leicht gewonnen, die Achäer und Aetolier wünschten den Frieden nicht minder, Alle aber wurden in diesem Vorsatze durch die Ermahnungen bestärkt, welche Agelaus von Naupaktus auf einer allgemeinen Versammlung der Kriegführenden aussprach Dieser staatskluge Mann zeigte den Griechen und dem Könige, wie nothwendig die Eintracht zu einer Zeit sey, wo zwei Mächte, wie Rom und Karthago, einen so schweren Krieg gegen einander führten. Welche von beiden auch den Sieg davon trüge, sie würde mit Sicilien und Italien nicht zufrieden bleiben. Philipp solle daher der Hort und Wächter des durch gegenseitiges Zutrauen zu vereinigenden Griechenland's werden, und die Freiheit, über ihre Kriege und ihren Frieden nach Gutdünken zu beschließen, dadurch retten, daß er jenes schwere Ungewitter im Westen nicht über Griechenland heraufziehen lasse.

So kam der Friede zu Stande, indem die Begebenheiten der westlichen Welt einen entscheidenden Einfluß auf die Verhältnisse des Macedonischen Staatensystems übten.

---

22. Veranlassung des zweiten Punischen Krieges.

Der unglückliche Ausgang des ersten Römischen Krieges hatte Karthago bedeutender Besitzungen und Hülfsquellen beraubt und der Söldneraufstand die begonnene Erschöpfung noch im hohen Grade vermehrt, während der wachsende Ehrgeiz, die Habsucht und die Anmaßungen Rom's die Erneuerung des Kampfes immer unvermeidlicher zu machen schienen. Wo sollten alsdann die Mittel zu einem kräftigen Widerstande gefunden werden, wenn der Staat nicht auf die Eröffnung neuer Hülfsquellen bedacht war? Hamilcar Barcas, den Staatsklugheit, Haß gegen Rom und eigner Ehrgeiz zu diesen Betrachtungen führten, richtete deshalb seine Blicke auf Spanien, welches den Verlust Sicilien's und Sardinien's überschwenglich ersetzen konnte. Der Reichthum dieses Landes an edlen und nützlichen Metallen hatte schon in frühen Zeiten die Phönicier zu einem einträglichen Handel dorthin gelockt, und Spanien's Erzgruben waren noch so wenig erschöpft, daß Hamilcar's Truppen erstaunten, bei den Turdetanern, einem Volke der Südküste, silberne Krippen und Gefäße im gewöhnlichen Gebrauch zu sehen. Schon früh hatten die Karthager, ihrem Stammvolke folgend, in Spanien Niederlassungen angelegt, und unermeßliche Vor-

theile daraus gezogen; Hamilcar aber wollte das Land völlig unterwürfig machen, um sich hier die Mittel zu einem Kriege gegen Rom zu verschaffen, der diesen gefährlichen und verhaßten Nebenbuhler Karthago's in seine alten Schranken zurückweisen, und die Vorherrschaft seines Vaterlandes — vielleicht auch die seinige in ihm — von Neuem begründen sollte. Man erzählt, daß er seinen damals neunjährigen Sohn Hannibal, der den Vater schmeichelnd bat, ihn auf diesem Zuge mitzunehmen, zu einem Altare geführt und ihn feierlich habe schwören lassen, ewig ein Feind der Römer zu seyn.

Die Einwohner Spanien's bestanden damals, außer den dort angesiedelten Phöniciern, Karthagern und Griechen, theils aus dem Volke der Iberer, theils aus Celtischen Stämmen, die hier von den Alten Celtiker genannt werden, theils aus einem Mischvolke von beiden, welche Celtiberer hießen. Diese letzteren saßen in der Mitte des Landes, doch scheint es, daß außer den eigentlichen Celtiberern auch in andern Theilen der Halbinsel Celten und Iberer mit einander vermischt gewohnt haben, und die ganz reinen Iberer nur in den Gegenden von den Pyrenäen bis zum Mittelländischen Meere zu suchen sind *). Die Celten, über das ganze Mittelland und einen großen Theil der Westküste verbreitet, waren das bei weitem mächtigste und streitbarste Volk der Halbinsel, die Iberer im Ganzen mehr friedlich und ruhig **), doch auch sie, einmal gereizt, in der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und ihres Vaterlandes hartnäckig, ausdauernd und von einer unbegränzten Todesverachtung. Solche Völker zu bekriegen war sehr schwer, sie zu unterwerfen wäre fast unmöglich gewesen, wenn ihnen nicht das erste und unerlaßlichste Erforderniß gefehlt hätte, um einem mächtigen Eroberer aus der Ferne zu widerstehen — einträchtiges Zusammenwirken. Hamilcar, der diese Zersplitterung mit überlegener Geisteskraft und einem wohlberechneten Plane benutzte, hatte nach einem neunjährigen Kampfe (237—228) schon einen bedeutenden Fortschritt in der Ueberwältigung Spanien's, an den südlichen und westlichen Küsten, gemacht. Er fiel im Kriege, sein Schwiegersohn und Nachfolger in der Lenkung der Spanischen Angelegenheiten, Hasdrubal, setzte das angefangene Werk fort. Dieser unterwarf noch meh-

*) W. v. Humboldt Prüfung der Untersuchungen über die Ureinwohner Hispanien's, S. 139.

**) Daselbst, S. 149.

rere Völkerschaften, und erbauete die Stadt Neu-Karthago (Carthagena), in deren Nähe vorzüglich ergiebige Silberbergwerke waren, die er mit dem größten Eifer bearbeiten ließ.

Die großen Hülfsquellen an Geld und streitbarer Mannschaft, welche die Karthager in Spanien erwarben, erweckten die Besorgniß der Römer. Aber da sie damals mit den Gallischen Kriegen beschäftiget waren, mußten sie sich begnügen, die Karthager zu einem Vertrage zu bringen, vermöge dessen diese sich verpflichteten, den Iberus (Ebro) nicht zu überschreiten, und diesen Fluß als die nördlichste Grenze ihrer Ausbreitung in Spanien anzuerkennen.

Im achten Jahre seines Oberbefehls in Spanien ward Hasdrubal von einem Gallier ermordet (221). An seine Stelle trat, vom Heere gewählt, sein Schwager Hannibal. Eingedenk seines Knabenschwurs, und Erbe der Gesinnungen seines Vaters, war Hannibal nur von dem Gedanken erfüllt, die Pläne desselben zu vollführen. Der Krieg, den er gegen Rom beginnen wollte, ein Krieg, zu dem die Rachsucht heftig spornte und den die Staatsklugheit dringend rieth, sollte die Macht dieser gefährlichen Nebenbuhlerin an der Wurzel angreifen, und darum auf ihrem eignen Boden geführt werden. Zur Ausführung dieses außerordentlichen Gedankens hatte ihm die Natur jede nöthige Eigenschaft verliehen. Er war der Abgott seines Heeres; Alles an ihm verrieth den angebornen Herrscheradel. Wenn es galt, sich in die Gefahr zu stürzen, war er ganz Kühnheit; in der Mitte der Gefahr verließ ihn die Besonnenheit nie. Keine Anstrengung konnte seinen Körper ermüden oder die Kraft seines Geistes lähmen. Unempfindlich gegen Frost und Hitze, gleichgültig gegen körperliche Genüsse, an keine bestimmte Zeit des Schlafens und Wachens gebunden, theilte er mit seinen Soldaten jede Beschwerde. Oft schlief er unter den Wachen im Kriegsrocke auf bloßer Erde; in seiner Kleidung war nichts Ausgezeichnetes, nur Pferde und Waffen verriethen den Feldherrn. Er war der Erste, wenn es ins Treffen ging, und der Letzte, der das Gefecht verließ. Diese Schilderung eines der außerordentlichsten Feldherren aller Jahrhunderte ist nicht etwa aus einem Karthagischen Geschichtschreiber entlehnt; es ist der Römer Livius, der den Hannibal so zeichnet. Wenn er aber hinzusetzt, daß so viele glänzende Eigenschaften durch Grausamkeit und Treulosigkeit befleckt worden seyen, so bestätigt die Geschichte diese Vorwürfe nicht, welche Römische Verblendung oder Verläumdung dem wüthend gehaßten National-

feinde macht. Ehrgeiz und Rachsucht wird ein strenges Sittengericht an dem Hannibal allerdings tadeln, aber vom Standpunkte der Geschichte kann an einem Manne, dessen Thun großartig und ehrenwerth ist, Das nicht gerügt werden, was sein ganzes Daseyn bedingt. Auch außer dem Kriege zeigte Hannibal glänzende Geistesgaben; er war ein vortrefflicher Staatsmann, und an Bildungsfähigkeit scheint er seine Landsleute nicht weniger hinter sich gelassen zu haben. Mitten unter den Sorgen und Gefahren seiner Feldzüge in Italien beschäftigte er sich eifrig mit der Griechischen Litteratur.

Saguntum, eine reiche Handelsstadt an der Spanischen Küste, Colonie der Griechischen Insel Zakynthus, lag zwar innerhalb des den Karthagern zugestandenen Gebiets in Spanien; da sie sich aber, als natürliche Gegnerin des großen, in bedrohlicher Nähe übermächtigen Handelsstaates, an Rom angeschlossen hatte, so forderte dieses von Karthago Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit der mit ihm verbündeten Stadt. Darum griff sie Hannibal an, als seine Vorbereitungen vollendet und seine Pläne zur Reife gediehen waren. Die Römer schickten Gesandte, um ihn von diesem Unternehmen abzumahnen; Hannibal ließ sie gar nicht vor sich, und eben so wenig konnten sie in Karthago selbst, wohin sie sich wandten, um sich über den verwegenen Feldherrn zu beschweren, die geforderte Genugthuung erlangen. Unterdeß eroberte Hannibal Sagunt (219). Nun rüsteten die Römer zwei Heere aus, um deren Anführung die Consuln, nach der Sitte, loos'ten. P. Cornelius Scipio sollte das eine nach Spanien führen, Ti. Sempronius mit dem andern nach Sicilien, und von da bei Gelegenheit nach Africa übersetzen. Im Cisalpinischen Gallien stand noch außerdem der Prätor Manlius mit zwei Römischen Legionen und elftausend Mann Bundestruppen *).

Nach diesen Vorkehrungen wurden noch einmal Gesandte nach Karthago geschickt, mehr um der Form Genüge zu leisten, als daß man in der That an die Erhaltung des Friedens noch geglaubt hätte. Nachdem in einer Sitzung des Karthagischen Senats die Sache ausführlich verhandelt war, nahm einer der Gesandten, Q. Fabius, seine

*) Die Legion, welche damals vier bis fünftausend Mann und einige hundert Reiter stark war, bestand nur aus Römischen Bürgern. Wo indeß der Bundesgenossen (d. i. der Italischen Völker) auch nicht ausdrücklich gedacht ist, ist doch immer anzunehmen, daß jeder Legion wenigstens eben so viele derselben zugetheilt waren.

Toga in der Form eines Beutels zusammen, und sagte mit stolzer Kürze: „Hierin habe ich Krieg und Frieden, wählt eins von beiden.“ — „Gieb, was du willst,“ antworteten die Karthager. — „So sey es Krieg,“ beschloß Fabius, und die Unterhandlung war zu Ende.

---

23. Hannibal's Alpenübergang und erste Siege.

(218. 217. vor Chr.)
(536. 537. d. St.)

Der kühne Plan, den Hannibal entworfen hatte, war der, von Spanien aus durch Gallien über die unbetretbar geglaubten Alpen in Italien einzudringen. Vorher sorgte er dafür, daß weder Africa noch Spanien gegen Römische Angriffe unbeschützt seyen. Daher sandte er zuvor Spanische Truppen nach Africa, Africanische aber nach Spanien, woselbst er seinem Bruder Hasdrubal den Befehl über Heer und Flotte vertraute.

Er selbst brach im Sommer des Jahres 218 von Neu-Karthago auf, ging über den Iberus, besiegte die meisten zwischen diesem Flusse und den Pyrenäen wohnenden Völker, ließ den Hanno mit einem Heerhaufen zur Behauptung dieses wichtigen Punktes zurück, und eilte mit funfzigtausend Mann Fußvolk, neuntausend Reitern und sieben und dreißig Elephanten über die Pyrenäen. Nachdem er hierauf von den Völkerschaften des südlichen Gallien's den Durchzug theils erkauft, theils erkämpft hatte, setzte er über den Rhodanus (die heutige Rhone) und ging auf die Alpen zu, die er zu ersteigen begann. Es gehörte ein Geist, wie der seine, dazu, um vor den zahllosen Schwierigkeiten, die sich ihm hier entgegenstellten, nicht zurück zu beben. Denn man denke sich ein Africanisches Heer, an glühende Hitze gewöhnt, ein Gefolge von Elephanten, sonst nur in Ebenen brauchbar, ungerechnet die Tausende von Pferden und Lastthieren, die über Felsenabhänge, Schnee und Eismassen geleitet werden mußten; ungebahnte Wege ohne Wagenspur und durch keine Karten dem Wanderer vorgezeichnet; das Gebirge bewohnt von barbarischen Horden, mit denen man unaufhörlich fechten mußte, und die den Vortheil der Ortskenntniß und unzugänglicher Hinterhalte hatten; eine Jahreszeit endlich (es war im November), die auch unter viel günstigeren Umständen einen solchen Zug sehr bedenklich gemacht haben würde. Nach neun-

tägigem Steigen erreichte das muthige Heer den Gipfel des Gebirges*). Hier in diesen luftigen Schneegefilden ließ der Feldherr seine bleichen, ausgehungerten und fast erstarrten Krieger zwei Tage ausruhen, und vertröstete sie auf die grünen Ebenen des milden Italien's, die sich hier in weiter Ferne zeigten. Beim Herabsteigen hatte man zwar keine Feinde mehr zu bekämpfen, dafür häuften sich aber die Schwierigkeiten des Weges, die nur mit außerordentlicher Anstrengung überwunden werden konnten. Auf den jähen, engen, von Schnee und Eis höchst schlüpfrigen Pfaden gleiteten Menschen und Thiere unaufhörlich aus; viele stürzten herab und fanden in den Abgründen ihren Tod; andere sanken in den lockern Schnee und konnten sich nicht wieder herausarbeiten. An einer Stelle war die Straße völlig eingestürzt, und mit unsäglicher Mühe mußte eine neue gebahnt werden. Endlich erreichte man die Thäler des heutigen Piemont, nachdem man funfzehn Tage mit der Uebersteigung der Alpen und fünf Monate mit dem ganzen Marsche von Neu-Karthago aus zugebracht hatte. Bei der Musterung des Heeres fand Hannibal von den neun und funfzigtausend Mann, mit denen er ausgezogen war, nur noch sechs und zwanzigtausend; so zusammengeschmolzen war das Heer durch die Gefechte, Hunger, Kälte und die Gefahren des Weges.

Als der Consul P. Cornelius Scipio auf seinem Wege nach Spanien mit der Flotte nach Massilia kam, war Hannibal gerade an der Rhone erschienen. Dies gab ihm eine so vollständige Gewißheit über die Absicht des Karthagers, daß er sich begnügte, seinen Bruder Cn. Scipio mit einem Theile seines Heeres nach Spanien zu schicken; er selbst eilte mit dem kleinern Theile desselben nach Italien zurück, um mit den am Po stehenden Römischen Truppen den Hannibal abzuwehren. Am Flusse Ticinus stießen die Heere auf einander. Hannibal, der vollkommen fühlte, wie viel auf den Ausgang des ersten Treffens ankam, besfeuerte seine Krieger durch eine flammende Rede, und errang den Sieg, vorzüglich durch die Ueberlegenheit seiner Numidischen Reiterei. Der Consul Scipio selbst war schwer verwundet, und entging der nahen Gefahr, gefangen zu werden, nur durch seinen damals erst sechzehnjährigen Sohn, den nachmaligen großen Ueberwinder des Hannibal. Die Gallier im Heere der Römer gingen

*) Der Punkt, wo Hannibal die Alpen überschritt, ist streitig. Höchst wahrscheinlich war es der kleine St. Bernhard.

gleich nach der Schlacht zum Hannibal über, und die Bojer verbanden sich mit ihm. Dadurch ward Scipio um so mehr genöthigt, sich hinter die Trebia zurückzuziehen, wo auch das gebirgige Land die Karthagische Reiterei weniger gefährlich machte.

Unterdeß war der Consul Sempronius Longus eiligst aus den Sicilischen Gewässern, wo er während dieser Zeit Malta eingenommen hatte, zurückgerufen worden. Er eilte nach Oberitalien, und stieß mit seinem Heere zum Scipio. Dieser, der noch an seinen Wunden krank lag, war der Meinung, man müsse eine Schlacht so lange als möglich vermeiden, so würden die Legionen geübt werden, und die Gallier im Heere des Hannibal erkalten. Aber Sempronius, der eben die Krankheit seines Amtsgenossen zu seinem eignen Ruhme benutzen wollte, drang auf die Schlacht. Dies war Hannibal's heißester Wunsch. Der unvorsichtige Consul ließ sich locken, über die Trebia zu gehen, und wurde gänzlich geschlagen. Die nächste Folge des Treffens war, daß sich die Gallier Oberitalien's völlig auf Hannibal's Seite wandten.

Mit so vielem Mißgeschick begann der Krieg in Italien, und es konnte dagegen nur geringen Trost gewähren, daß Cn. Scipio in Spanien gelandet war, und sich innerhalb des Ebro und der Pyrenäen gegen Hanno glücklich behauptet hatte. Der mit dem Frühlinge des Jahres 217 zu beginnenden Erneuerung des Kampfes sahen die Römer mit bangen Erwartungen entgegen, und erflehten durch heilige Gebräuche die Hülfe der Götter für die Consuln, Cn. Servilius Geminus und C. Flaminius, welche die beiden Eingänge von Nord- nach Mittelitalien bewachten.

Der Consul Flaminius schon durch die Bestrebungen seines Tribunats (S. 334.) mit dem Senate in bitterer Feindschaft, hatte späterhin während seines ersten Consulats den Haß des Adels noch mehr auf sich geladen. Daher hatte er dieses mal, aus Besorgniß, von seinen Gegnern in der Stadt festgehalten zu werden, sein Consulat nicht in Rom unter den herkömmlichen Feierlichkeiten, sondern in dem Lager zu Ariminium angetreten, so daß der Senat ihn sogar, wiewol vergebens, hatte zwingen wollen, wieder zurückzukehren. Ein solches Verhältniß zwischen der Republik und dem Consul mußte auf die Handlungsweise desselben Einfluß haben und Hannibal's Absichten erleichtern. Dieser schlug mit dem Anfange des Frühlings den Weg nach Etrurien ein, und machte mitten durch große Moräste, vier Tage und drei Nächte lang, einen höchst beschwerlichen Zug. Die meisten

Laſtthiere blieben ſtecken, und kamen um; auch viele Gallier erlagen den Beſchwerden, und Hannibal ſelbſt büßte durch eine von den Dünſten der Sümpfe erregte Entzündung ein Auge ein. Flaminius, der in einem Lager bei Arretium ſtand, erſtaunte nicht wenig, den Hannibal auf dieſem Wege ankommen zu ſehen. Dieſer zog an ihm vorüber und verwüſtete das Land, nicht planlos, ſondern nach wohl berechneter Abſicht, indem er vorausſah, daß der Conſul ihm, ohne die Ankunft ſeines Amtsgenoſſen abzuwarten, folgen werde. Er täuſchte ſich nicht, Flaminius brach auf, entweder aus natürlichem Ungeſtüm und Uebereilung, wie Livius meint, oder auch weil er ſeinen Gegnern in Rom keinen Anlaß geben wollte, ihn zu verkleinern. Für dieſen Fall hatte Hannibal eine neue Liſt berechnet. Er lockte den Conſul in ein von Bergen umgebenes Thal an dem Traſimeniſchen See, wo er, durch einen Nebel wie er in dieſer Gegend noch jetzt ſehr häufig iſt, begünſtigt, einen Hinterhalt gelegt hatte. Der von allen Seiten umringte Conſul ſah nirgends Rettung und entging mit funfzehntauſend Römern nur dadurch der Gefangenſchaft, daß ſie Alle tapfer fechtend ihren Tod fanden. Den Gefangenen der Italiſchen Völker gab Hannibal die Freiheit, um die Gemüther von den Römern ab- und ſich zuzuwenden. Zugleich mußte die Furcht vor Rom bei ſolchen Niederlagen ſchwinden. Auch die von dem andern Conſul auf die Nachricht, daß die Karthager in Etrurien eingerückt ſeyen, dem Flaminius zu Hülfe geſandten Heerhaufen wurden vom Hannibal überraſcht und geſchlagen.

---

24. Q. Fabius Maximus.

Die dringende Gefahr machte jetzt mehr als jemals Einheit und Feſtigkeit in den Maaßregeln nöthig, deswegen wurde zu Rom beſchloſſen, einen Dictator zu ernennen. Die Wahl fiel auf den Q. Fabius Maximus, welcher den Auftrag erhielt, die Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, damit man, wenn Italien auch nicht mehr zu behaupten wäre, für Rom im Angeſicht der Schutzgötter kämpfe. Doch blieb Rom ſelbſt von einem Angriffe verſchont; mit Recht glaubte Hannibal ſich jetzt von der Belagerung der Stadt gar keinen Erfolg verſprechen zu dürfen; er zog vielmehr über die Apenninen an die Küſten des Adriatiſchen Meeres. Hier ſtärkte er, in den reichen

Gefilden von Picenum, seine Soldaten und Pferde, und sandte die Nachricht seiner glücklichen Erfolge übers Meer nach Karthago. Dann zog er weiter nach Apulien. Hieher folgte ihm der Römische Dictator, und wohl erwägend, wie viel jetzt auf dem Spiele stehe, vermied er eine Schlacht eben so sorgfältig, als Hannibal sie suchte. Er begnügte sich, den Feind überall im Auge zu behalten, und nahm seine Stellung immer in unzugänglichen Gebirgen. Dies scheinbar unmännliche Verfahren war seinen eignen Soldaten eben so unangenehm als dem Hannibal, und er mußte von ihnen die Spottrede hören, er führe sie vermuthlich darum in die Wolken, weil er verzweifle, sie auf der Erde durchzubringen. Allein er ließ sich weder von der Freunde Spott, noch von des Feindes Kriegslisten irre machen. Hannibal zog durch Samnium nach Campanien, Fabius auch; Hannibal wollte wieder nach Samnium, der lästige Aufseher blieb ihm immer zur Seite, und glaubte ihm den Rückmarsch durch Besetzung eines engen Passes wehren zu können *). Aber durch eine List machte sich Hannibal Bahn. In der Nacht nämlich ließ er einige hundert Ochsen mit brennenden Reisbündeln an den Hörnern auf die Römischen Vorposten jagen. Diese, welche im ersten Schrecken schon das feindliche Heer mit Feuerbränden im Anmarsche glaubten, und überall Flammen sahen, wußten nicht, auf welcher Seite sie sich zuerst vertheidigen sollten, und in der allgemeinen Verwirrung ging Hannibal durch den Paß.

Indeß wurden die Gegner des Fabius auch zu Rom immer lauter. Hannibal eroberte bei dieser Art den Krieg zu führen manche Stadt, ungehindert zog er von einem Meere zum andern, dieses mußte ihm die Italischen Völker allmählig unterwerfen, und eher, meinten die Tadler, würde das Römische Gebiet ganz verheert und verwüstet seyn, als der Feind aus Mangel den Rückzug antreten, was Fabius bezweckte. Die Unzufriedenheit der Römer stieg, als Minucius, der Reiteroberste des Dictators, während einer Abwesenheit desselben, und zwar gegen seinen ausdrücklichen Befehl, bei Gerunium einen kleinen Kampf mit Hannibal versuchte und glücklich bestand. Auf den Vorschlag eines Tribuns gab das Volk dem Minucius, der den Fabius besonders immer heftig getadelt hatte, einen gleichen Antheil am Ober-

*) Vergl. Mannert Geographie der Griechen und Römer. IX, 1. S. 764.

befehl. Kaum sah sich Minucius an der Spitze des halben Heeres und von dem lästigen Zwange frei, so machte er einen Angriff auf die Karthager, fiel aber auch sogleich in einen von Hannibal gelegten Hinterhalt. Schon waren viele Römer niedergehauen, als Fabius zur Hülfe herbeieilte, und nun zog sich Hannibal zurück. „Endlich, soll dieser geäußert haben, hat doch die Wolke, die immer auf den Bergen lag, ein Ungewitter gebracht." Minucius erkannte beschämt die größere Klugheit des Fabius an, pflanzte die Feldzeichen vor dessen Zelt auf, nannte ihn Vater und Erretter, und kehrte bescheiden wieder unter dessen Oberbefehl zurück. Bald nachher endete die Zeit der Dictatur des Fabius, welcher von der Art seiner Kriegsführung der Zaudrer (cunctator) genannt wurde.

25. Die Schlacht bei Cannä.

(216 vor Chr.; 538 d. St.)

Von den beiden Consuln des Jahres 216 war der eine, C. Terentius Varro, durch Volksgunst erhoben, kühn und rasch, der zweite, L. Aemilius Paullus, der als Besieger der Illyrier in Ansehn stand, bedächtig, und geneigt, in der Weise des Fabius zu verfahren. Die aus dieser Verschiedenheit der Gemüthsart hervorgehende Uneinigkeit wurde den Römern nicht weniger verderblich, als die Unbesonnenheit des Varro, und vergeblich hatten sie durch große Rüstungen diesmal eine bedeutende Uebermacht.

Die Consuln fanden den Feind bei Cannä in Apulien. Weil hier eine weite Ebene und die Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei unbezweifelt war, so wollte Aemilius nicht schlagen, aber diese kluge Ueberlegung fand bei Varro kein Gehör. Es war damals der Gebrauch, daß, wenn beide Consuln bei dem Heere waren, sie den Oberbefehl einen Tag um den andern führten, und an einem Tage des Varro geschah die weltberühmte Schlacht bei Cannä, wo Hannibal den Römern die fürchterlichste Niederlage beibrachte, welche sie je erlitten hatten. Der Consul Aemilius nebst mehreren Consularen und anderen Männern vom höchsten Ansehn, ein und zwanzig Kriegstribunen, achtzig Senatoren, so viel Ritter, daß, der Sage nach, Hannibal ganze Haufen von Ringen (der Ritter Ehrenzeichen) nach

Karthago ſandte, und funfzigtauſend Römiſche Soldaten lagen auf dem Schlachtfelde. Varro rettete ſich nur mit ſiebzig Reitern nach Venuſia, wo ſich noch viertauſend Mann zuſammen fanden, als die einzigen Ueberreſte, welche von dem vorher achtzigtauſend Mann ſtarken Heere der Niederlage entgangen waren — einer Niederlage, die, nach dem Ausdrucke des Livius, den größten aller Völker gleich geſetzt werden muß, nur darin nicht, daß ſie von den Römern mit größerem Sinne getragen wurde.

Denn auch jetzt verlor der Senat, unter dem Jammergeſchrei der ganzen Stadt, ſeinen Gleichmuth nicht. Er ließ es ſeine erſte Sorge ſeyn, den vermeinten Zorn der Götter zu beſänftigen. Fabius Pictor ward nach Delphi geſandt, und für den ungewöhnlichen Fall auch ein ungewöhnliches Menſchenopfer gebracht. Man ſchrieb neue Werbungen aus, und ungeachtet der Mangel an Menſchen nöthigte, ſelbſt Sklaven, mit der Hoffnung der Freiheit, zur Ergreifung der Waffen aufzurufen, ſo wollte der Senat doch nicht den von Hannibal angebotenen Freikauf der Gefangenen erlauben, ſelbſt als die Angehörigen die Bezahlung zu übernehmen verſprachen. Und als der Conſul nach Rom kam, ging ihm der Senat entgegen und dankte ihm hochherzig, daß er nicht an der Republik verzweifelt habe.

Dieſe heroiſche Feſtigkeit und Eintracht rettete den Staat, der in der That dem völligen Untergange nahe war. Ein großer Theil der Bundesgenoſſen, die Apulier, Samniter, Bruttier, Lucaner, und faſt alle Italiſchen Griechen gingen zum Hannibal über, ſo wie die reiche Hauptſtadt Campanien's, das wichtige Capua, welches das Römiſche Joch abſchütteln wollte, und unter Karthagiſchem Schutz das Haupt des ganzen Italien's zu werden hoffte. Städte, welche den Römern treu bleiben wollten, wie Caſilinum und Petilia, unterlagen nach dem hartnäckigſten Widerſtande doch Karthago's Macht. Zugleich verheerte eine Karthagiſche Flotte das Gebiet des Königs Hiero, und eine andere ſtand bei den Aegatiſchen Inſeln, um die Gelegenheit zu einem Angriff auf Lilybäum abzuwarten; Sardinien ward gleichfalls zum Aufruhr gereizt. Dazu kam, daß in Oberitalien ein Römiſches Heer mit ſeinem Führer, dem für das nächſte Jahr beſtimmten Conſul, Poſthumius Albinus, von den Galliern niedergehauen ward, und auch Philipp von Macedonien ſich jetzt anſchickte, ein Bündniß mit Hannibal zu ſchließen.

Dies war aber auch der Augenblick in dieſem Kriege, wo Rom

durch Mißgeſchick und Verluſte am tiefſten gebeugt war, Karthago ſich auf der größten Höhe ſeines Glückes befand. Die folgenden Begebenheiten entſprachen den Erwartungen nicht, welche eine Reihe ſolcher Siege erweckt hatte, und nahmen ſpäterhin eine ganz entgegengeſetzte Wendung. Hannibal iſt von Vielen beſchuldigt worden, daß er zu ſiegen verſtanden habe, aber nicht ſeine Siege zu benutzen, er hätte Rom, meinten ſie, im erſten Schrecken nehmen müſſen. Aber der tiefer als ſeine Tadler ſchauende Feldherr ſah dies ohne Zweifel als ein höchſt bedenkliches Wageſtück an, deſſen Gelingen durch alle Siege im offnen Felde noch nicht wahrſcheinlich gemacht wurde. Auch dem nächſten Winteraufenthalte des Karthagiſchen Heeres zu Capua, deſſen ſchwelgeriſche Genüſſe die Krieger verweichlicht und untüchtig gemacht haben ſollen, ſchreibt man einen zu großen Einfluß zu. Der Stillſtand in den glänzenden Fortſchritten des Hannibal erklärt ſich am genügendſten aus dem Umſtande, daß er in dieſem Rieſenkampfe wol als Feldherr der größere war, aber ein aus ſehr verſchiedenen Völkern bunt gemiſchtes Heer gegen Römer führte; ſo wie aus den verderblichen Kriegseinrichtungen Karthago's, dem die Ergänzung ſeiner Heere ſelbſt durch tüchtige Söldner außerordentlich ſchwer war.

---

26. Der Krieg bis zur Schlacht bei Sena.

(215—207 vor Chr.)
(539—547 d. St.)

Die erſten Siegsgefühle erhielten die Römer durch M. Claudius Marcellus wieder, welchen ſie mit Recht ihr Schwert genannt haben, ſo wie den Fabius Maximus ihren Schild. Zweimal vertheidigte er die Stadt Nola gegen Hannibal durch glückliche Treffen (216. 215), von deren erſterem Livius ſagt: es ſey den Römern damals ſchwieriger geweſen, nicht beſiegt zu werden, als nachmals das Siegen. Unterdeß war den Karthagern auch der Verſuch auf Sardinien mißglückt, indem der Prätor Manlius ſie beſiegte, und ihre Feldherren ſelbſt gefangen nahm. Entſcheidender noch für die Römiſche Sache waren die Kämpfe in Spanien, wo die beiden Scipionen befehligten. Sie nöthigten den Hasdrubal, ſeinen Plan, von Spanien aus auf dem Wege des Hannibal über die Alpen in Italien einzudringen und ſeinem Bruder mit einem neuen Heere zu Hülfe zu kommen, aufzugeben, oder doch zu

verschieben. Denn jetzt mußte Hasdrubal nicht bloß für Spanien besorgt seyn, sondern selbst bis nach Africa gingen die Unterhandlungen der Scipionen schon; sie knüpften mit dem Numidischen Könige Syphar eine Verbindung an, und waren ihm behülflich, sich nach Römischem Muster Fußvolk zu bilden. Karthago, welches dies nicht verhindern konnte, mußte sich begnügen, die Eifersucht eines andern Numidischen Königs, des Masiniſſa, gegen jenen zu erregen.

Nicht so glücklich war das Jahr 214 für die Römer, wo Fabius Maximus (zum vierten male) und M. Marcellus Consuln waren. Der alte Freund der Römer, der König Hiero von Syrakus, starb, und am Hofe seines erst funfzehnjährigen Enkels und Nachfolgers Hieronymus gewann die Partei Karthago's ein solches Uebergewicht, daß Rom verlassen, und mit jener Republik ein Bündniß geschlossen ward. Zwar wurde der junge König bald ermordet, dieses aber war den Karthagern noch vortheilhafter. Denn Epicydes und Hippokrates, welche in der allgemeinen Verwirrung an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestellt wurden, waren entschiedene Freunde Hannibal's, und begannen den Krieg nun mit aller Heftigkeit.

Dieser neue Feind setzte Rom in eine nicht geringe Verlegenheit. Der Schatz war schon so erschöpft, daß die Bedürfnisse des Heeres in Spanien durch die freiwilligen Vorschüsse der Generalpächter bestritten, und die Bemannung der neuen Flotte von den reichen Bürgern unterhalten werden mußte. Die Liebe und das Vertrauen zum Vaterlande machten diese Opfer leicht. Viele nahmen keinen Sold, Die, welche es thaten, wurden zum Schimpf Söldner genannt. Die Herren der dem Staat überlassenen Sklaven entsagten für jetzt aller Bezahlung, und die Gelder der Wittwen und Waisen lieh man dem Staate, als dem sichersten Schuldner, an dessen Bestehen man nicht zweifelte*).

Daher eilte der Consul Marcellus mit Zuversicht nach Sicilien, wo der Krieg, bei dem Eifer, mit welchem Karthago Flotten und Heere dorthin sandte, gleichsam alle Kräfte zusammenzudrängen schien. Denn Hannibal that auch in diesem Jahre nichts Entscheidendes. Vielmehr erfochten, unter Anführung des vorjährigen Consuls, Sempronius Gracchus, die gleich nach der Schlacht von Cannä angeworbenen Sklaven

*) Daß übrigens eine solche Gesinnung nicht die Niederträchtigkeit Einzelner ausschloß, zeigen die Untersuchungen gegen Staatspächter und Lieferanten, welche Schiffbrüche und Wegnahme ihrer Schiffe erdichteten, um sich die Ladung von dem Staate noch einmal bezahlen zu lassen.

bei Beneventum durch ihre Tapferkeit den Römern einen Sieg über Hanno und sich die Freiheit. Fabius Maximus gewann Casilinum wieder. Erst im Jahre 212 eroberte Hannibal Tarent, halb durch Verrätherei, halb durch Nachlässigkeit des Römischen Befehlshabers Livius. Dieser warf sich nun in die Burg, welche die Karthager nicht einnehmen konnten. So lange sich Brundusium noch in den Händen der Römer befand, war der Besitz von Tarent dem Hannibal doppelt wichtig, besonders der leichtern Verbindung mit Philipp von Macedonien wegen.

Dieser König hatte indeß bisher noch nichts Bedeutendes gethan. Alle seine Versuche, sich in Illyrien festzusetzen, waren vergeblich gewesen. Er hatte sich zwar der Stadt Oricum bemächtigt, aber als er auch Apollonia wegnehmen wollte, eilte der Römische Prätor Valerius Lävinus mit einer Flotte herbei, und überraschte ihn so unerwartet, daß er seine Schiffe verbrennen, und sich zu Lande nach Macedonien zurückziehen mußte (214). Bald darauf schlossen auch die Römer mit den Aetoliern, Eliern, Lacedämoniern, dem Könige Attalus von Pergamum, ferner mit Illyrischen und Thracischen Fürsten, welche sämmtlich den Philipp haßten oder fürchteten, Bündnisse, wodurch dieser so beschäftigt wurde, daß er an den unmittelbaren Krieg gegen Rom kaum denken konnte, sondern sich begnügen mußte, die Angriffe gegen ihn selbst abzuwehren.

Unterdeß hatten die Römer auch an anderen Punkten durch ihre Beharrlichkeit das Glück fast gezwungen, sich für sie zu erklären. Eine der wichtigsten hierher gehörigen Begebenheiten ist die Belagerung und Einnahme von Syrakus, welche der Consul Marcellus leitete. Dort lebte der große Mathematiker Archimedes, der den Umfang und die Stärke seiner Wissenschaft zu erkennen gegeben hat durch den Ausspruch: „Gebt mir, wo ich stehen kann, so hebe ich die Erde aus ihren Angeln.“ Dieser kühne Geist vertheidigte die Stadt von der See- und Landseite durch die sinnreichsten und künstlichsten mechanischen Erfindungen. Sein Wurfgeschütz richtete unter den Schiffen, Belagerungswerkzeugen und Truppen der Römer die größten Verheerungen an; andere Maschinen hoben die Römischen Schiffe in die Höhe und stürzten sie wieder in das Meer. Gegen eine so geführte Vertheidigung blieben alle Anstrengungen der Römer vergeblich, und Marcellus sah sich genöthiget, nach acht Monaten die Belagerung aufzuheben, und die Stadt bloß einzuschließen. Seine Hauptmacht wandte er unterdeß an, um an anderen Punkten der Insel die Ausbreitung der Karthager

zu verhindern. Erst im dritten Jahre der Einschließung von Syrakus (212) gewann Marcellus durch nächtlichen Ueberfall, während in der Stadt ein Fest gefeiert wurde, einen Theil derselben, die Epipolä. Von da aus eroberte er auch die übrigen mit besonderen Mauern versehenen Theile der Stadt, ohne daß eine in der Nähe befindliche Karthagische Flotte es verhindern konnte. Syrakus wurde der Plünderung der Soldaten Preis gegeben, damals erlosch sein alter Glanz. Als Marcellus von der Höhe die Stadt, die schönste jener Zeit *), überschaute, vergoß er Thränen theils aus Freude über das Gelingen des mühevollen Werks, theils aus Schmerz über den Untergang der berühmten Stadt. Er selbst aber trug dazu bei, sie ihres schönsten Schmucks zu berauben, indem er ihre herrlichen Kunstdenkmäler nach Rom schleppte. Er wollte, sagt ein Geschichtschreiber, den Griechen zeigen, daß er ihre Kunst zu schätzen wisse. Diese Unsitte wurde nachher, als die Römer immer mehr Griechische Städte eroberten, von allen siegenden Feldherren nachgeahmt, und Rom dadurch mit den herrlichsten Kunstwerken so überfüllt, daß es die Vaterstadt der Künste zu seyn schien, die es doch nie war. Bei der Plünderung von Syrakus büßte der treffliche Archimedes, zum großen Schmerze des Marcellus, der einen solchen Mann gern gerettet hätte, sein Leben ein. Der Sage nach ermordete ihn ein beutesuchender Römischer Soldat in seinem Zimmer, wie er in den Sand des Fußbodens Figuren zeichnete, und seine letzten Worte waren: „Zertritt mir meine Cirkel nicht."

Der Prätor Valerius Lävinus, der gegen Philipp von Macedonien Kriegsruhm erworben hatte, ward der Nachfolger des Marcellus in Sicilien. Er griff Agrigent an, wo allein noch eine starke Karthagische Besatzung war, und eroberte es (210), worauf das ganze übrige Sicilien den Römern zufiel. Während sie hier und in Macedonien siegreich waren, schwankte in Italien das Kriegsglück; Sempronius Gracchus fiel in einen Hinterhalt, und in zwei Gefechten erlitten die Römer, nach ihren eignen Aussagen, durch den Hannibal einen Verlust von vier und zwanzigtausend Menschen (212). Aber die Consuln dieses Jahres Q. Fulvius Flaccus und Appius Claudius Pulcher schlugen den Hanno, und zeigten, daß die Angelegenheiten Rom's auch hier eher im Fortschritt als im Rückschritt begriffen seyen, indem sie nun zur Belagerung Capua's schritten.

*) Urbem, omnium ferme illa tempestate pulcherrimam. Liv.

Nur in Spanien schien Rom's Sache gänzlich zu unterliegen. Hier waren, wie es scheint, die Karthager seit den letzten zwei Jahren ansehnlich verstärkt worden, und hatten die Römer sehr zurückgedrängt. Im Jahre 212 beschlossen die Scipionen, wieder angriffsweise zu verfahren, und da sich zwei Karthagische Heere auf der Halbinsel befanden, so theilten sie das ihrige und trennten sich. Der Ausgang war höchst unglücklich für die Römer. Zuerst ward P. Scipio mit seinem Heere überwunden und niedergemacht; Cn. Scipio, den schon früher alle Celtiberer, welche den größten Theil seines Heeres ausmachten, verlassen hatten, konnte nun den vereinten Kräften beider Karthagischen Heere um so weniger widerstehen. Er erfuhr wenige Wochen nach dem Tode seines Bruders dasselbe Schicksal. Nur eine kleine Zahl von Flüchtlingen blieb übrig, die sich mit Mühe zu den jenseit des Ebro stehenden Römischen Besatzungen rettete. Als aber die Karthager herbeikamen, um auch dieses letzte Häuflein zu vernichten, zeigte ein Römischer Ritter, L. Marcius, in der Mitte der Verzweifelnden, die eines großen Feldherrn würdige Unverzagtheit. Er sammelte alle noch übrigen Truppen, flößte ihnen Muth ein, und schlug die Karthager glücklich zurück. So erhielt er den Römern einen Anknüpfungspunkt in Spanien*), der ihnen von der höchsten Wichtigkeit seyn mußte, sowol, um von da aus die Eroberung des Landes wieder zu beginnen, als auch um den Hasdrubal in der Verfolgung seines Planes, ein Hülfsheer nach Italien zu führen, noch ferner zu hemmen. So lange dieses ausblieb, konnte Hannibal's Aufgabe nur die seyn, sich in Italien zu behaupten, und den Römern wo möglich das Gleichgewicht zu halten. Dies führte er unter den schwierigsten Umständen aus; um angriffsweise zu verfahren und entscheidende Unternehmungen zu beginnen, fehlten ihm jetzt alle Hülfsmittel.

Die Römer setzten indeß die Belagerung von Capua fort (211): Fulvius und Claudius führten auch nach dem Ablaufe ihres Jahres den Befehl über das Einschließungsheer. Da die Noth in der Stadt immer größer ward, machte Hannibal einen Versuch, sie zu entsetzen. Aber er bestrebte sich vergebens, den Appius aus seinen Verschanzun-

*) Bei dieser Gelegenheit zeigte der Römische Senat eine merkwürdige Eifersucht für die Würde der Gesetze gegen alle soldatische Gewalt. Da sich Marcius in dem Schreiben über diese Vorfälle, nach dem Ausspruche des Heeres, des Titels Proprätor bedient hatte, nahm er ihm diese Würde wieder, weil die Anführer von dem Volke, nicht von den Soldaten, gewählt werden müßten. Die Kaiserzeit bildet dagegen einen schneidenden Gegensatz.

gen zu locken oder zu vertreiben. Da er in diesen verwüsteten Gegenden aus Mangel an Futter für die Pferde nicht lange verweilen konnte, so beschloß er einen plötzlichen Zug nach Rom, um dadurch wie er meinte, Capua am sichersten zu entsetzen, da man das umlagernde Heer zum Schutze der Hauptstadt nicht würde entbehren können. Seine Ankunft erregte allerdings unter der Menge ein allgemeines Schrecken, allein der Senat, der seine Absicht durchschaute, rief das Heer von Capua nicht zurück, bedurfte auch dessen nicht, da die Consuln zum Glück mit der Bildung zweier neuen Legionen beschäftigt waren, und es daher an streitfähiger Mannschaft nicht fehlte. Auf diese Weise in seiner Erwartung getäuscht, mußte Hannibal, nach einigen unbedeutenden Gefechten und vielfacher Verheerung und Plünderung des umliegenden Gebiets, wieder umkehren. Capua ging darauf an die Römer über, welche seinen Abfall mit außerordentlicher Strenge bestraften; Fulvius Flaccus ließ die meisten Senatoren und andere Vornehme hinrichten, gegen den Willen des Römischen Senats, dessen schriftlichen Befehl zur Schonung er erst nach dem Gerichte eröffnete. Von den übrigen Bürgern wurden Viele als Sklaven verkauft. Die Stadt selbst, die, nach dem Berichte alter Schriftsteller, Rom und Karthago an Größe gleich kam, wurde nicht zerstört, damit die Bebauer der reichen Feldmark, welche der Römische Staat als Eigenthum einzog, einen Aufenthaltsort hätten. Aber ein Gemeinwesen bildete Capua nicht mehr, den Befehl führte von da an ein aus Rom hingesandter Präfect. Durch den Schrecken dieses Strafgerichts sollten alle Abtrünnige zu schneller Unterwerfung vermocht werden. Auch war das Vertrauen zu den Karthagern dahin, da sie Capua nicht zu retten vermocht hatten.

Ein noch entscheidenderes Uebergewicht der Römer entwickelte sich in Spanien. Die Karthagischen Feldherren hatten ihre großen dort erfochtenen Siege benutzt, die abgefallnen Spanischen Völker wieder zu unterwerfen, dann aber unter sich entzweit, vertheilten sie sich im Lande ohne gemeinsamen Plan und Zweck, behandelten die eingebornen Fürsten hart und willkürlich, und versäumten es, die Reste der Römischen Macht in der Halbinsel zu vertilgen oder zu vertreiben. Daher erwachte in Rom der Gedanke, diese Umstände zu benutzen, um in Spanien, wo die Entscheidung des ganzen Kampfes zu liegen schien, wieder erobernd aufzutreten. Aber die Wahl eines dazu tüchtigen Feldherrn war äußerst schwierig, und der Senat beschloß, sie dem Volke

zu überlassen. Man erwartete, daß Derjenige, der sich die Lösung der schwierigen Aufgabe zutraute, sich selbst melden würde, aber diese Erwartung schien gänzlich fehlzuschlagen, traurig blickten die Bürger einander an, und schon begannen sie laut zu klagen, daß es mit der Republik verzweifelt stehe, weil keiner der Ersten im Staate es wage, den Oberbefehl in Spanien zu übernehmen. Da trat plötzlich P. Cornelius Scipio, Sohn des in Spanien gebliebenen P. Scipio, obschon er erst vier und zwanzig Jahre zählte, als Bewerber hervor, und wurde sofort von allen Centurien gewählt. Bei reiferer Ueberlegung schienen zwar seine Jugend, und die üble Vorbedeutung, daß er den Schauplatz seiner Thaten zwischen den Gräbern seines Vaters und seines Oheims finde, Bedenklichkeiten zu erregen, aber durch eine treffliche Rede erfüllte er alle Zuhörer wieder mit dem Muth und der Hoffnung, die ihn selbst beseelten. Dazu kam, daß im Volke eine Sage von ihm ging, wie vom Alexander, er sey von göttlicher Abstammung, und stehe mit den Göttern in besonderem Verkehr. Diese Sage hatte ihren Grund in seiner Gewohnheit, den Tempel auf dem Capitol täglich zu besuchen, und öfters dort eine Zeit lang im Verborgnen zu bleiben, und Scipio widerlegte diese Meinung wenigstens nicht. Er scheint den Glauben der Menge, daß er besonderer Gunst der Götter gewürdigt werde, für heilsam und förderlich gehalten zu haben, da er seine Befehle oder Rathschläge oft als göttliche Eingebungen vortrug.

Als er an der Spitze einer Verstärkung von elftausend Mann in Spanien angekommen war, trat er mit so großer Sicherheit auf, daß er bei seinen Untergebnen ein Zutrauen gewann, welches sich bald zur Begeistrung steigerte. Im Frühling des folgenden Jahres (210) überschritt er den Iberus zum Angriffe, und es gelang ihm sogleich einen Hauptstreich auszuführen. Durch einen unvermutheten Angriff entriß er den Feinden Neu-Karthago, diesen Mittelpunkt ihrer Herrschaft in Spanien, wo ihre Waffen, ihre Kriegsgelder und die Geiseln aus ganz Spanien waren. Die große Beute verschaffte ihm treffliche Hülfsmittel zur Fortsetzung des Krieges. Die Geiseln gab er frei, und gewann dadurch, so wie durch die ihm eigne Mäßigung und Milde, welche er besonders gegen die weiblichen Gefangenen zeigte, die Herzen auch der Spanischen Völker, so daß zwei der mächtigsten Könige des Landes zu den Römern übergingen.

Auch in Unteritalien rangen Marcellus und Fabius Maximus dem Hannibal bedeutende Vortheile ab. Der Erstere erzwang sich 209 bei

Canusium durch seine Beharrlichkeit nach einem verlornen Kampfe, am dritten Tage den Sieg, so daß auch Hannibal ausgerufen haben soll: „das ist ein Feind, der weder durch Glück noch durch Unglück zur Ruhe zu bringen ist. Hat er gesiegt, so verfolgt er die Besiegten auf das heftigste; ist er überwunden, so erneuert er den Kampf mit den Siegern." Hannibal mußte sich in das Bruttische Gebiet zurückziehn, und Fabius Maximus, in demselben Jahre zum fünften male Consul, konnte Tarent ungestört belagern. Da die Burg noch immer in den Händen der Römer war, und in der Stadt einige Verräther gewonnen wurden, so fiel sie dem Consul ohne große Mühe in die Hände und büßte bei dieser Gelegenheit, wie vorher Syrakus, die Ueberreste ihres alten Reichthums ein. Rom gewann aus der gemachten Beute an dreitausend Talente. Auf die Frage: was man mit den Standbildern machen solle, gab Fabius, wie Livius erzählt, die altrömische Antwort: „man solle den Tarentinern ihre erzürnten Götter lassen."

Das folgende Jahr (208) ist durch den Untergang des trefflichen M. Marcellus, der damals in seinem sechzigsten Jahre zum fünften mal Consul war, bezeichnet. Er hatte sich mit seinem Amtsgenossen, T. Quinctius Crispinus, zwischen Bantia und Venusia vereinigt, um einen neuen Kampf mit Hannibal zu versuchen, und Beide waren ausgeritten, um den Feind und die Gegend zu erkunden, als sie von Numidischen Reitern, welche im Hinterhalt lagen, überfallen wurden. Crispinus ward tödtlich verwundet, Marcellus blieb auf der Stelle, nicht frei von dem Tadel, daß er sich einer solchen Gefahr allzu kühn und unvorsichtig ausgesetzt habe. Hannibal betrachtete lange und mit Rührung den Leichnam, und ließ ihn ehrenvoll bestatten.

Der Verlust des Marcellus schien um so mehr zu beklagen, da im folgenden Jahre die Ankunft des Hasdrubal in Italien endlich erfolgte, ungeachtet Scipio, dem der Senat auf unbestimmte Zeit den Oberbefehl in Spanien verlängert hatte, nach der Eroberung Neu-Karthago's in seinen ferneren Unternehmungen nicht minder glücklich gewesen war. Von den eingebornen Fürsten verstärkt, hatte er den Hasdrubal bei Bäcula angegriffen und geschlagen, wodurch die Verehrung der Spanischen Völker für ihn so wuchs, daß sie ihm den Königsnamen beilegen wollten, den er aber als ein Römischer Bürger ablehnte.

Diese Hinneigung zu den Römern scheint den Hasdrubal noch mehr bestimmt zu haben, das Land mit seinen Spanischen Truppen zu verlassen, und den lange gehegten Plan, den Einfall in Italien und

die Verbindung mit seinem Bruder, jetzt auszuführen *). Es beweiset den Feldherrngeist des Hasdrubal, daß er, trotz seiner Niederlage, durch welche er tief in das innere Land zurückgedrängt war, seine Macht wiederum sammelte, den wahrscheinlich durch die beiden anderen Karthagischen Feldherren beschäftigten Scipio täuschte und über die Pyrenäen kam. Er legte den Weg durch Gallien und über die Alpen schneller und leichter als sein Bruder zurück, rückte in Oberitalien ein, und schreckte Rom mit einer nicht geringen neuen Gefahr, während auch die treugebliebenen Italischen Völker, durch den langen furchtbar verwüstenden und zerstörenden Krieg aufs äußerste erschöpft, immer schwieriger wurden. Sogar zwölf Römische Colonien hatten nicht lange vorher die fernere unerschwinglich gewordene Lieferung von Geld und Mannschaft verweigert, und man mußte größere Bewegungen fürchten, wenn der Unmuth der Unterworfenen, besonders der Etrusker und Umbrer, von Hasdrubal aufs neue angeregt wurde.

Doch auch aus dieser Noth ward Rom durch sein Glück und die rechtzeitige Kühnheit des Consuls C. Claudius Nero gerettet. Dieser stand, während sein Amtsgenosse, M. Livius Salinator, von Umbrien aus den Hasdrubal abwehren sollte, dem Hannibal zwischen Grumentum und Venusia gegenüber, und beide Consuln bemühten sich, die Vereinigung zwischen den Karthagischen Feldherren, welche, wie aufgefangene Briefe des Hasdrubal lehrten, in Umbrien vor sich gehen sollte, zu verhindern. Aber Nero faßte den kühnen und unerwarteten Entschluß, die beiden Römischen Heere zu vereinigen, und mit verbundener Kraft den Hasdrubal zu vernichten. Er zog schnell und heimlich mit dem ausgesuchtesten Theile seines Heeres aus Apulien fort, und ließ einen Legaten **) mit den übrigen Truppen dem Hannibal gegenüber zurück, der in dem entscheidendsten Augenblicke in der That getäuscht wurde. In sechs Tagen langte Nero mit Hülfe von Wagen und Lastthieren, unterwegs noch von Freiwilligen verstärkt, in dem La-

*) Man kann allerdings fragen, warum er dies nicht früher, als die Gelegenheit viel günstiger war, ins Werk gerichtet. U. Becker, in seinen Vorarbeiten zur Geschichte des zweiten Punischen Krieges, leugnet, daß dieser Plan von Hasdrubal schon lange gehegt, und daß dies überhaupt jemals die Absicht der Karthagischen Staatsregierung gewesen sey. Ihm zufolge hat diese nur Spanien behaupten wollen, und haben beide Brüder, Hannibal und Hasdrubal, den Angriff auf Italien wider den Willen Karthago's gemacht.

**) So hießen die Amtsgehülfen und Unterfeldherren der Statthalter in den Provinzen und der Oberbefehlshaber im Kriege.

ger des Livius bei Sena an. Hasdrubal ahnte, was geschehen sey, und wollte über den Metaurus zurückgehn. Aber die Consuln setzten ihm eiligst nach, und nöthigten ihn zur Schlacht. Hasdrubal focht seines Vaters und seines Bruders würdig. Aber Nero entschied das Treffen, indem er den Karthagern in den Rücken fiel. Als Hasdrubal die völlige Niederlage der Seinen sah, stürzte er sich mitten in das feindliche Heer und fand fechtend seinen Tod.

Als die Nachricht von diesem großen Siege nach dem in banger Erwartung harrenden Rom gelangte, wollte man ihr anfangs gar keinen Glauben beimessen, bis die bestätigende Botschaft der siegreichen Feldherren anlangte und einen grenzenlosen Jubel hervorrief. Es war, sagt Polybius, als wenn Hannibal selbst aus Italien vertrieben sey. Wegen des Triumphs machten die Consuln mit einander aus, daß Livius im Gefolge seines Heeres auf dem Triumphwagen, Nero hingegen zu Pferde und ohne Heer einziehen solle, weil die Schlacht in des Livius Provinz vorgefallen war. Indeß waren Aller Augen auf den Nero gerichtet; er, dessen kühner und trefflich ausgeführter Entschluß den Ausschlag gegeben, war der wahre Held des Tages. Gleich nach der Schlacht war er in das Lager dem Hannibal gegenüber geeilt. Dort ließ er den Kopf des Hasdrubal vor die feindlichen Posten werfen, und sandte zwei gefangene Africaner zum Hannibal. „Nun erkenne ich Karthago's Geschick," rief dieser vom höchsten Schmerze ergriffen aus, und zog wieder in das Bruttische Land in den äußersten Winkel Italien's.

---

27. P. Cornelius Scipio Africanus.

Wenn uns die ersten Jahre des Krieges Karthago im vollen Glanze der Siege und des Glückes, die folgenden ein Gleichgewicht der streitenden Mächte zeigen: so beginnt von dem Untergange des Hasdrubal die dritte Periode des Krieges, wo Rom die Früchte seiner Beharrlichkeit erntet und über seine Feindin, vor Allem durch Scipio's Geist und Thaten, den vollkommensten Sieg davon trägt.

Vom Erfolge des Kampfes auf der Pyrenäischen Halbinsel hing besonders der Ausgang des ganzen Krieges ab. Hier drängten nach den zuletzt erzählten Begebenheiten die Römer einen andern Hasdrubal, Gisgo's Sohn, bis in die Gegend von Gades zurück. Doch da,

wie Livius sagt, kein Land durch die Beschaffenheit sowol des Bodens als der Völker so geeignet ist, den Krieg immer wieder von Neuem zu entzünden, als Spanien, so sammelten Hasdrubal und ein anderer Bruder Hannibal's, Mago, bald wieder ein neues so zahlreiches Heer, daß es die Truppenstärke des Scipio bei weitem übertraf. Dennoch griff dieser die Feinde in der Nähe des Bätis (Guadalquivir) an, und gewann durch die große Klugheit seiner Anordnungen einen vollständigen Sieg. Auf dem Rückzuge ward das Punische Heer, von dem alle Spanischen Bundesgenossen sofort abfielen, fast völlig vernichtet, und die beiden Feldherren retteten sich mit Mühe nach Gades (206).

Von hier eilte Hasdrubal nach Africa zum König Syphax (der damals mit Karthago im Frieden war), wo er mit Scipio zusammentraf, welcher gleichfalls, nicht ohne große Gefahr, sich hieher begeben hatte, Beide in der Absicht, diesen mächtigen Fürsten für sich zu gewinnen. Der schon früher erwähnte Masinissa, welcher bisher in Spanien für die Karthager gefochten hatte, war, seit der letzten Schlacht, mit den Römern auch schon in Unterhandlungen getreten. Es entstand daraus ein Wettstreit zwischen Rom und Karthago in Unterhandlungskünsten, dessen Erfolg erst späterhin sich entwickelte; jetzt kehrte Scipio glücklich nach Spanien zurück, um die Städte zu überwältigen, welche den Römern widerstanden. Einige derselben, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an Karthago und ihres Hasses gegen Rom kein glimpfliches Schicksal erwarteten, wurden erst nach der hartnäckigsten Vertheidigung bezwungen. Die Bewohner von Astapa ergriffen ein verzweifeltes Mittel, den Feinden in der Zerstörung der Stadt und der Ermordung der Ihrigen zuvorzukommen. Sie luden alle ihre Kostbarkeiten auf einen ungeheuren Scheiterhaufen mitten in der Stadt, setzten ihre Weiber und Kinder darauf, und stellten Wächter daneben, denen sie befahlen, wenn die Eroberung der Stadt nicht mehr abzuwenden sey, nichts übrig zu lassen, woran der ergrimmte Feind seine Wuth auslassen könne. Hierauf gingen die Männer den Römern entgegen, fielen fechtend und nicht ungerächt, während drinnen Weiber und Kinder durch das Schwert der Ihrigen umkamen, und zuletzt alle Uebriggebliebenen sich in die lodernden Flammen stürzten. Von einer solchen bis zur Wuth gesteigerten Hartnäckigkeit in der Vertheidigung der Städte, von heldenmüthiger Aufopferung im unmittelbaren Kampfe für den heimischen Heerd, hat Spanien in den verschiedensten

Perioden seiner Geschichte ganz besonders merkwürdige und glänzende Beispiele gegeben.

In Gades allein saß noch Mago, und schöpfte aus einigen günstigen Umständen noch Hoffnung. In dem Römischen Lager, wo während einer Krankheit Scipio's der von demselben vielfach gebrauchte und hervorgezogene Marcius den Oberbefehl führte, war unter den Soldaten eine Empörung ausgebrochen. Zugleich war ein neuer Krieg von den Spanischen Fürsten Indibilis und Mandonius begonnen, welche vor einiger Zeit von den Karthagern zu den Römern übergegangen waren, jetzt aber, voll Unwillen ihre eignen ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht, die Freiheit ihres Volkes wo nicht schon gänzlich verloren, doch auf das gefährlichste bedroht zu sehen, die Partei wieder gewechselt hatten. Scipio hemmte indeß die Ausbreitung des einen und des andern Uebels, und Mago verließ endlich auch Gades auf Befehl des Karthagischen Senats. Diesem gemäß sollte er nach Oberitalien schiffen, um durch Hülfe der mitgegebenen Schätze die Ligurier und Gallier zu bewaffnen, und die Römer noch einmal vom Norden aus anzugreifen. Als er sich nun aus Spanien entfernte, und auf den Balearischen Inseln überwinterte, verließ auch Scipio das von den Karthagern zwar völlig gereinigte, aber den einheimischen Völkern nun erst noch abzugewinnende Land, und ging nach Rom, wohin er eine große Summe in gemünztem Gelde und vierzehntausend Pfund rohen Silbers brachte. Da man nicht wohl annehmen kann, daß er seine Provinz ohne Befehl von Rom verlassen hatte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er zurückgerufen worden ist, auf Betrieb seiner zahlreichen Gegner und Neider im Senate *). Aber das für ihn begeisterte Volk drängte sich in ungewöhnlicher Zahl in die Wahlcomitien, um ihn zum Consul für das nächste Jahr (205) zu ernennen.

Scipio's Geist war von dem Gedanken einer neuen großen Unternehmung erfüllt. Er wollte den Krieg mit nicht geringerer Kühnheit enden, als mit der Hannibal ihn begonnen, durch einen Angriff auf Africa selbst nämlich, wozu er auch, schon in Spanien mit diesem Plane beschäftigt, mit den Numidischen Königen Syphax und Masinissa Verbindungen angeknüpft hatte. Da sein, vielleicht eben deswegen erwählter, Amtsgenosse, Licinius Crassus Dives, sich als Ponti-

*) U. Becker a. a. O. in Dahlmann's Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Bd. II. Abth. 2 S. 156.

fer Maximus nicht von Italien entfernen konnte, so ward diesem der Krieg gegen Hannibal in Unteritalien übertragen, dem Scipio aber zu seinem Amtsbezirke Sicilien angewiesen, mit der Erlaubniß, von der Insel aus nach Africa überzugehn, wenn es ihm heilsam für die Republik schiene (205). Diese Erlaubniß war nicht ohne langen Widerspruch ertheilt worden. Fabius Maximus hatte sich derselben theils aus Vorsicht, theils aus Neid und Mißgunst gegen Scipio, mit aller Macht widersetzt, und ein großer Theil des Senats hegte dieselben Ansichten. Mit derselben engherzigen Gesinnung, welche in der Erschöpfung des Staats leicht einen Deckmantel fand, verweigerte man ihm die zu seinem großen Unternehmen erforderlichen Legionen, Schiffe und Kriegsbedürfnisse. Scipio aber zeigte bei dieser Gelegenheit, welche Hülfsquellen ein großer und zugleich milder Geist in der Herrschaft über die Gemüther der Menschen besitzt. Er wandte sich an die Italischen Bundesgenossen, und diese wetteiferten, ihn mit den nothwendigen Bedürfnissen zu versehen. Die Etruskischen Städte brachten den Reichthum ihres Landes an Eisen, Holz, Leinwand und Waffen zur Ausrüstung der Flotte dar; die Umbrer, Sabiner, Marser, Peligner, besonders streitbare Völker, stellten viele freiwillige Mannschaft, indem Scipio die Erlaubniß zu einer förmlichen Aushebung weder erhalten, noch dringend gesucht hatte. Und Alles ward mit solcher Schnelligkeit betrieben, daß dreißig neue Schiffe innerhalb fünf und vierzig Tagen von Grund aus erbauet und gerüstet wurden. Scipio setzte darauf nach Sicilien über, indeß Mago von den Balearischen Inseln mit dreißig Kriegsschiffen, zwölftausend Mann Fußvolk und zweitausend Reitern bei Genua erschien, dessen er sich sogleich bemächtigte. Ligurier und Gallier strömten ihm von allen Seiten zu.

Während so auf beiden Seiten Kräfte zum Angriffe in Bewegung gesetzt wurden, saß Hannibal im Bruttischen Lande fest und ruhig. Furchtbar erschien er auch in dieser Bedrängniß, daher hatten die Römer ihn nicht anzugreifen gewagt, als er nicht angriff, sowol während des Jahres, wo Hasdrubal geblieben war, als auch in dem folgenden, wo überdies eine den Römern und Karthagern gleich gefährliche Krankheit den Kampf an dieser Stelle verhindert zu haben scheint. Nur Lucanien ward von den Römern wieder bezwungen.

Auch der Krieg in Griechenland war von den Römern fast ganz aus der Acht gelassen, so daß die Aetolier, von dem Macedonischen

Könige bedrängt, mit ihm und seinen Bundesgenossen, den Achäern, Böotiern, Akarnanern, Epiroten und dem Bithynischen Könige Prusias, Frieden schlossen. Diesem traten auch die Römer für sich und ihre Bundesgenossen, die Könige Pleuratus von Illyrien und Attalus von Pergamum, die Athener, Lacedämonier u. s. w., bei. Sie begnügten sich mit einigen Besitzungen an der Illyrischen Küste, und überließen Griechenland für jetzt dem Philipp, um ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg gegen Karthago zu wenden.

Scipio war das ganze Jahr hindurch in Sicilien mit seinen Zurüstungen und Vorbereitungen beschäftigt, verschob aber den Angriff auf Africa auf das folgende Jahr (204). Sein Oberbefehl war verlängert worden, aber es schien, als ob ihm nun durch den Einfluß der Furchtsamen und Mißgünstigen das ganze Unternehmen aus den Händen gewunden werden sollte. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich sein Legat, Pleminius, bei der im Jahre vorher geschehenen Einnahme von Lokri hatte zu Schulden kommen lassen, wurden zu einer Anklage gegen ihn selbst gemacht, wozu man noch andere, ihm unmittelbar zur Last fallende Vorwürfe fügte. Er gehe, sagte man, in Griechischer Tracht in den Gymnasien umher, und beschäftige sich mit Büchern und Griechischen Uebungen; eben so träge und verweichlicht genieße sein ganzes Heer der Anmuth von Syrakus, und Hannibal nebst Karthago seyen ganz in Vergessenheit gerathen. Zwei Volkstribunen wurden nebst einem Prätor und zehn Legaten nach Sicilien geschickt, an Ort und Stelle diese Anschuldigungen zu untersuchen, und im Nothfalle den Scipio seines Amts zu entsetzen und nach Rom zu bringen. Aber Scipio wurde völlig unschuldig befunden, nicht nur an der That des Pleminius, sondern auch in Beziehung auf alle übrigen Vorwürfe. Er führte den Abgeordneten das Heer und die Flotte vor, ließ diese ihre Uebungen machen, und zeigte alle Vorräthe von Waffen, Korn und anderen Bedürfnissen, welche er unterdessen angeschafft hatte, so daß er die Tribunen mit Bewunderung erfüllte. In jenen Anklagen muß man die Regungen des Widerstandes der altrömischen Gesinnung gegen das um diese Zeit sichtbarwerdende Eindringen des Griechischen Wesens sehen. Scipio stellte in sich selbst die herrlichste Mischung des Römischen und Griechischen dar, in einem Gleichgewichte, über welches Rom nie hätte hinausgehen sollen. Fabius Maximus war gewiß auch in dieser Hinsicht sein Gegner, so wie der des Marcellus.

Nun schritt Scipio zum Werke. Im Hafen von Lilybäum schiffte er sich mit dem Heere ein, und landete nach einer Fahrt von zwei Tagen in der Nähe von Utica. Die Karthager hatten damals den Syphax ganz für sich gewonnen, indem sie ihm die schöne Sophonisbe, die Tochter Hasdrubal's Gisgo, zur Gemahlin gegeben hatten. Dadurch ward aber Masinissa, dem sie schon früher versprochen war, heftig gereizt. Er unterhandelte heimlich mit den Römern, und als Scipio gelandet war, schloß er sich ihm an. Eine ansehnliche Schaar Karthagischer Reiterei ward von den Römern und Masinissa's Numidiern niedergehauen. Scipio breitete sich im Lande weiter aus, und unternahm die Belagerung von Utica. Da er aber diese Stadt nicht nehmen konnte, und Syphax die Karthager jetzt mit einer bedeutenden Macht unterstützte, so ward er genöthigt, an das Meer zurückzugehen und auf einer Landspitze Winterquartiere zu beziehen, wo er von den Feinden eingeschlossen ward. Um dies auch von der Seeseite zu bewerkstelligen, rüsteten die Karthager eine neue Flotte aus.

So schienen die Verhältnisse in einer neuen Verwickelung begriffen, der Ausgang abermals höchst ungewiß zu seyn. Aber Scipio beschämte die Furcht der Römer, und stürzte die Hoffnungen der Karthager durch eine That, welche Polybius, wegen ihrer wichtigen Folgen, die ausgezeichnetste und kühnste nennt, welche dieser Held je vollführt hat. Den Winter hindurch waren mannichfache Unterhandlungen zwischen Scipio und Syphax gepflogen worden; aber während dieser gern die Rolle eines Friedensvermittlers spielen wollte, verfolgte jener ganz andere Zwecke. Unterrichtet, daß die Heere des Hasdrubal und Syphax, deren Stärke auf 100,000 Mann angegeben wird, in zwei abgesonderten Lagern unter Zelten, aus Holz und Rohr verfertigt, ständen, beschloß er, in einem nächtlichen Angriff diese Lager anzuzünden und die daraus entstehende Verwirrung möglichst zu benutzen. Durch Römische in Sklavenkleider gehüllte Hauptleute, welche die Friedensunterhändler begleitet hatten, war zuvor Alles genau ausgekundschaftet worden. Der Anschlag gelang über die Maaßen, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Es war Mitternacht, als die Römer Feuer in das feindliche Lager warfen, und schon hatten die Flammen sich weit verbreitet, als die bestürzten Africaner, aus dem Schlafe geschreckt und keinen Feind ahnend, halbnackt und unbewaffnet, in großer Verwirrung durch einander eilten, die Feuersbrunst zu löschen, und sich

plötzlich mitten unter den eindringenden Römern sahen. Tausende fanden in dem Feuer einen jammervollen Tod, andere Tausende fielen durch das Schwert; nur mit wenigen Reitern entkamen Syphax und Hasdrubal (203).

Dies unerwartete Unglück versetzte den Karthagischen Senat in Schrecken und Rathlosigkeit, und nur die Wahl schien zu bleiben, den Hannibal aus Italien herbeizurufen, oder Rom um Frieden zu bitten, als Syphax, durch Sophonisbe's Bitten zur Ausharrung in der Treue und zur Aufbietung neuer Kräfte bewogen, ihnen wieder Muth einflößte. Dieser wuchs noch durch die Ankunft von zehntausend waffenlustigen Celtiberern, welche ihr Vaterland verlassen hatten, um für ihre Beutelust und wol auch für ihren Haß gegen Rom bei den Karthagern Nahrung zu finden. Nun wagten es die Karthager, den Römern im offenen Felde wieder entgegen zu treten; allein obgleich die Celtiberer, die an Rom's Vergebung verzweifeln mußten, auf das muthigste fochten, wurden sie wiederum geschlagen. Entscheidender noch ward dieser Sieg für die Römer dadurch, daß Syphax, von Masinissa und Lälius, dem Legaten des Scipio, verfolgt, gefangen genommen ward, auch die meisten Landstädte, des harten, durch den bisherigen langen Krieg erzeugten Druckes müde, den Römern ihre Thore bereitwillig öffneten. Die Karthager versuchten zwar unterdeß einen Angriff auf die bei Utica liegende Römische Flotte, aber Scipio vereitelte ihn durch seine guten Vorkehrungen. Nach diesen abermaligen Unglücksfällen wurden Hannibal und Mago aus dem fremden Lande zur Vertheidigung des heimischen Heerdes nach Africa gerufen. Indeß versuchten die Karthager auch Friedensunterhandlungen, sowol beim Scipio als zu Rom, aber wol nur zum Scheine, um indeß Hannibal's Ankunft zu erwarten. Lälius war schon früher mit Syphax und anderen vornehmen Numidischen Gefangenen nach Rom gekommen; es erschienen auch Gesandte vom Masinissa, die um Bestätigung der ihrem Herrn vom Scipio übertragenen Königswürde baten. Die Freude und der Jubel, den Alles dieses in Rom erregte, waren unbegrenzt, und der Prätor befahl sogleich, alle Tempel zu öffnen, damit Jedermann sein heißes Bedürfniß, den Göttern zu danken, befriedigen könne. Den Gesandten des Masinissa antwortete der Senat: Scipio habe in Allem, was er Gutes über ihn verfügt, recht gehandelt. Sie erhielten für sich und ihren Herrn Geschenke. Als aber die Bevoll-

machtigten von Karthago ankamen, mußten ſie ohne Friedensſchluß ja faſt ohne Antwort, heimkehren.

Mago war im Gebiete der Inſubrer auf ein Römiſches Heer geſtoßen, nach der tapferſten Gegenwehr geſchlagen, und ſchwer verwundet nach der Meeresküſte gebracht worden. Hier traf ihn der Befehl aus Karthago, worauf er ſich mit dem Heere einſchiffte, aber noch in den Sardiniſchen Gewäſſern an ſeiner Wunde ſtarb. Hannibal hatte ſeit der Zeit, wo wir zuletzt ſeiner gedachten, gezeigt, daß er im Unglück noch größer ſey, als im Glück. Mit einem Heere, das, aus den mannichfaltigſten Völkerſchaften gemiſcht, nur um Beute und Sold focht, hatte er ſich dennoch bis zu dieſem Augenblick faſt ganz auf den Bruttiſchen Winkel Italien's beſchränkt gegen die Römer behauptet, ohne daß je auch nur die mindeſte Meuterei in ſeinem Lager ausgebrochen wäre *). P. Sempronius Tuditanus, Conſul im Jahre 204, welcher kurz vorher den Frieden mit Philipp geſchloſſen und in der Schlacht von Canná ſich als Tribun rühmlichſt ausgezeichnet hatte, konnte nur durch Verſtärkungen eine von Jenem erlittene Niederlage wieder gutmachen. Im nächſten Jahre (203) erhielt Hannibal den Befehl zum Abzuge.

Ueberwältiget faſt von den ſchmerzlichſten Gefühlen, ſah der Held ſich gezwungen, das ſechzehn Jahre lang behauptete Italien zu verlaſſen, und zwar unter ſolchen Umſtänden. Denn nicht als Sieger der Römer, ſondern abgerufen von dem bedrängten Vaterlande, deſſen letzter Troſt und Hort er ſeyn ſollte, zog er ab; doch konnte auch Rom ſich noch nicht ganz ſeiner Freude überlaſſen, denn es bedachte den Ausſpruch des um dieſe Zeit geſtorbenen Fabius Maximus, daß Hannibal im eigenen Lande erſt der wahrhaft gefährliche Feind ſeyn werde, und Zweifel drängten ſich auf, ob Scipio auch mit Hannibal und ſeinem

*) Ac nescio, an mirabilior adversis, quam secundis rebus fuerit: quippe qui, cum et in hostium terra per annos tredecim, tam procul ab domo, varia fortuna bellum gereret exercitu non suo civili, sed mixto ex colluvione omnium gentium, quibus non lex, non mos, non lingua communis; alius habitus, alia vestis, alia arma, alii ritus, alia sacra, alii prope Dei essent; ita quodam uno vinculo copulaverit eos, ut nulla nec inter ipsos, nec adversus ducem seditio exstiterit; cum et pecunia saepe in stipendium, et commeatus in hostium agro deessent. —— Post Hasdrubalis vero exercitum cum duce, in quibus spes omnis reposita victoriae fuerat, deletum, cedendoque in angulum Bruttium cetera Italia concessum, cui non videatur mirabile, nullum motum in castris factum? Livius, XXVIII, 12.

Heere, das mit dem Blute vieler Römischen Consuln benetzt sey, den in dieser Lage so gefährlichen Kampf glücklich bestehen werde. Rom und Karthago erwarteten also mit gleicher Besorgniß den Ausgang des Kampfes in Africa, wo Hannibal nach einer kurzen Fahrt bei Leptis landete.

Merkwürdig ist bei dieser Gelegenheit das Verfahren des Römischen Senats gegen einen seinen Amtsbezirk überschreitenden Consul. Cn. Servilius Cäpio, in diesem Jahre Consul und mit dem Kriege im Bruttischen Lande beauftragt, bildete sich ein, Hannibal sey aus Furcht vor ihm nach Africa entwichen, und wollte seinen vermeinten Sieg dadurch vollenden, daß er den Fliehenden über das Meer verfolgte. Hier berührte er aber offenbar das Gebiet des Scipio. Man ernannte also eigens einen Dictator, der ihm kraft seiner höhern Gewalt befahl, zurückzukommen. Auch die Consuln des folgenden Jahres (202) begehrten das Commando in Africa, weil sie das ruhmvollste Geschäft mit Neid und Unwillen in den Händen eines Andern sahen, der es gegen alles Herkommen führte. Der Senat sah sich daher bewogen, den Consul Tib. Claudius Nero dem Scipio mit gleicher Gewalt nachzusenden. Aber Stürme trieben ihn auf dem Meere umher, und sein Consulatjahr verfloß, ehe er Africa zu sehen bekam.

---

28. Die Schlacht bei Zama; Ende des Krieges.

(202—201 vor Chr.)
(552—553 d. St.)

Hannibal ging von Leptis über Adrumetum nach Zama, und hier, fünf Tagereisen von Karthago, traf er auf das Römische Heer. Die Vorposten desselben fingen drei seiner Kundschafter auf, und brachten sie vor den Scipio, der sie durch sein Lager führen ließ, und sie, von Allem unterrichtet, dem Hannibal zurückschickte. Sie erzählten, daß grade an demselben Tage Masiniſſa mit zehntausend Mann zu den Römern gestoßen sey, aber noch mehr als dieses beunruhigte den Hannibal die große Zuversicht des feindlichen Heerführers. Daher wollte er versuchen, ob eine mündliche Unterredung den Frieden ohne Schlacht herbeiführen könnte. Scipio nahm den Antrag an. Hannibal sprach den Wunsch aus, daß Rom niemals über Italien, und Karthago nie-

mals über Libyen, als die vom Schicksal beiden Staaten angewiesenen Grenzen, hinausgestrebt haben möchten; er erinnerte den Scipio an den Wechsel des Glücks, der sich in ihm, dem Sieger bei Canná, so einleuchtend zeige, und bot ihm die Verzichtleistung Karthago's auf Spanien und auf alle Inseln zwischen Africa und Italien an; aber Scipio forderte unbedingte Unterwerfung, und das Gespräch blieb ohne Erfolg. Mit bitterem Kummer kehrte Hannibal zurück und forderte seine Truppen zur Anstrengung aller ihrer Kräfte auf, indem er sie an das Schicksal erinnerte, welches ihrer Weiber und Kinder harrte, wenn sie unterlägen. Auch Scipio unterließ nicht, den Seinen die Wichtigkeit des Augenblicks vor Augen zu stellen. So geschah die entscheidende, höchst folgenreiche Schlacht bei Zama (202). Hannibal ward so völlig geschlagen, daß er nur einen kleinen Theil seines Heeres nach Adrumetum rettete. Doch gibt ihm Polybius das ehrenvolle Zeugniß, daß er an dem verhängnißvollen Tage alles Mögliche gethan, um den Sieg zu erhalten, und man darf annehmen, daß nur die geringere Zahl und die schlechtere Beschaffenheit seiner Truppen, welche Mängel er durch Elephanten vergeblich zu ersetzen suchte, an seiner Niederlage Schuld waren.

Hannibal, der jetzt, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren, seine Vaterstadt, die er als neunjähriger Knabe verlassen hatte, zuerst wiedersah, rieth seinen Mitbürgern dringend zum Frieden, ohne welchen keine Rettung mehr denkbar sey. Er wurden deshalb auch sogleich Gesandte an den Scipio geschickt, der ihnen folgende Friedensbedingungen vorlegte: die Karthager sollen künftig auf Africa beschränkt seyn; sie liefern alle ihre Kriegsschiffe bis auf zehn Triremen aus, eben so ihre Elephanten; dürfen ohne Einwilligung der Römer künftig keinen Krieg anfangen; geben dem Masinissa alle seine Besitzungen zurück; zahlen innerhalb funfzig Jahren zehntausend Talente Kriegskosten an Rom (jährlich zweihundert Talente) und liefern alle Römischen Ueberläufer und Gefangenen aus. — Dies war ein Friede, der den Römern nicht nur die Herrschaft des Meeres sicherte, den Karthagern einen förmlichen Tribut auflegte und ihre Macht völlig brach, sondern zugleich jedes künftige Wiederaufleben dieser Macht verhindern sollte, und Karthago's ganze Sicherheit von Rom's Willen abhängig machte. So hart indeß diese Bedingungen auch waren, Hannibal war so überzeugt, daß von ihrer Annahme das Fortbestehen des Staates abhänge, daß

er den Gisgo, welcher in der Volksversammlung dagegen sprach, mit eigner Hand vom Rednerstuhle herabzog. Daher eilten nun Römische und Karthagische Gesandte mit diesen Bedingungen nach Rom, um sie von Volk und Senat bestätigen zu lassen. Hier wurde alles vom Scipio Vorgeschlagene genehmigt, und als der Consul Cn. Cornelius Lentulus, der eben sein Amt antrat (201), im Sinne seiner Vorgänger, darauf bestand, daß ihm Africa als Provinz angewiesen werden sollte, erklärte die ganze Volksversammlung einmüthig, daß Scipio den Frieden schließen und das siegreiche Heer abführen sollte.

Als die Gesandten zurückkehrten, ward die Vollziehung des Friedens sogleich mit der Auslieferung der Flotte und der Römischen Ueberläufer und Gefangenen eröffnet. Die Kriegsschiffe *) wurden Angesichts der unglücklichen Karthager im offnen Meere verbrannt. Vor dem versammelten Heere schenkte Scipio dem Masiniſſa zu dem Reiche, welches er bereits besaß, das von den Römern dem Syphax abgenommene Gebiet, zu einem leuchtenden Beispiel, wie großmüthig die Römer ihre Freunde zu belohnen wüßten. Hierauf kehrte der Sieger mit seinem Heere nach Italien zurück. Auf dem ganzen Wege bis nach Rom strömte das Volk seinem Helden entgegen, der im glänzendsten Triumphe in Rom einzog, geschmückt mit dem Ruhm, den stolzesten und gefährlichsten Nebenbuhler seines Vaterlandes überwältigt zu haben. Den Schatz bereicherte er mit 123,000 Pfund Silber; seine Soldaten wurden mit ansehnlichen Geldgeschenken aus der Beute und mit Ländereien belohnt. Den Feldherrn selbst aber zu belohnen, darin glich die Dankbarkeit des Volks der Größe der Gefahr, aus welcher er den Staat gerettet hatte. Nicht allein Standbilder auf dem Forum, in der Curie und in dem innern Tempel des Jupiter auf dem Capitol, wurden ihm zuerkannt, und sein Sieg durch den Beinamen Africanus, dem ersten, welchen ein Römer nach dem Schauplatze seiner Siege erhielt, verewigt, sondern das Volk bot ihm die Republik, die er gerettet, gleichsam zum Geschenk an, indem es ihm das Consulat auf Lebenszeit ununterbrochen zugestehen, und eine beständige Dictatur geben wollte. Der bescheidene Scipio nahm von allem diesen nichts

*) Einige sagen, es waren fünfhundert Schiffe, ist der Ausdruck des Livius, der dem billigen Zweifel Raum läßt, ob Karthago damals noch im Besitze einer solchen Seemacht gewesen sey.

an, als den ehrenden Beinamen. So lange solche Männer lebten und solche Grundsätze die Oberhand behielten, drohte der Freiheit der wachsenden Republik noch keine Gefahr; als aber ein Jahrhundert später die Feldherren das, was ihnen nicht angeboten ward, zu ertrotzen begannen, wurde ihr in dem Strudel dieses Ehrgeizes der unvermeidliche Untergang bereitet. Damals lag die mächtigste Nebenbuhlerin zu Boden geschmettert, aber auch Italien war furchtbar verwüstet und verödet, seine Blüthe zertreten, und nie sah das herrschende Rom es wieder zu der Volksmenge und dem Wohlstand erhoben, die es vor dem Kriege des Hannibal besessen hatte.

Anzeige.

In demſelben Verlage ſind noch folgende Werke erſchienen:

Graphiſche Darſtellungen

zur älteſten Geſchichte und Geographie

von

Aethiopien und Aegypten

von

M. v. L. (General Rühle von Lilienſtern).

gr. 8., mit einem Atlas von 9 Blatt in Royal-Folio. 1827.
Preis 4 Rthlr.

Während in Italien, Frankreich, England und Deutſchland die Alterthumsforſcher mit Erklärung und Entzifferung der Aegyptiſchen Denkmäler beſchäftigt ſind, welche in dieſen Ländern zuſammengebracht worden — durch deren Kenntniß und die in unſeren Tagen endlich möglich gemachte Entzifferung der Hieroglyphen die Kunde des Alterthums zum Theil eine neue Geſtalt gewinnt, — gibt dieſes Werk die Ausbeute dieſer Studien und ſetzt hiedurch alle Diejenigen, welche ſich dafür intereſſiren, in den Stand, zu wiſſen, welches jetzt der Standpunkt der Kenntniſſe von dem Alterthum Aegypten's und wieweit der Vorhang gelüftet iſt, welcher noch die Chronologie ſeiner früheſten Zeit umhüllte. Was, unter Anderen, von Thom. Young, den Gebrüdern Champollion, W. v. Humboldt, Spohn, Seyffarth u. ſ. w. auf dieſem Gebiete geſchehen, iſt hier zuſammengetragen und gewürdigt, und in den Charten, Tabellen und hieroglyphiſchen Darſtellungen zur Anſchauung gebracht. Folgendes iſt die genauere Angabe des Inhalts:

1) Hiſtoriſch-geographiſche Skizze von Aethiopien; mit 5 kleinen Charten
2) Ueber Pharaonen-Namen in Hieroglyphen-Schrift; mit 117 Darſtellungen auf 2 Blättern.
3) Zur Chronologie der Pharaonen-Zeit; mit 3 Zeitſtrömen und 10 tabellariſchen Darſtellungen.
4) Ueber die primitive Bevölkerung Aegypten's und die Wechſelberührung der Aegypter mit anderen Völkern; mit 1 Charte.
5) Ueber die Hykſos; mit 1 Zeittafel.
6) Zur Geographie der Pharaonen-Zeit; mit 5 kleinen Charten.

Dr. Heinrich Leo

Vorlesungen über die Geschichte des Jüdischen Staats

gehalten an der Universität zu Berlin.

gr. 8. 1828. 1 Rthlr. 10 Sgr.

„Es schien mir dringend nöthig, den Jüdischen Staat einmal von einem allgemeinern Standpunkte politischer Erkenntniß aus zu betrachten, und zugleich schien es der Mühe werth, die welthistorische Bedeutung der alten Jüdischen Nation auch in anderer als in religiöser Beziehung hervorzuheben." — „Die Geschichte des Jüdischen Staats wird in der Regel von Geschichtsforschern höchst stiefmütterlich behandelt; davon mag auch dies einen Theil der Schuld tragen, daß es bei der Jüdischen Geschichte äußerst schwierig ist, auf der einen Seite mit der erforderlichen Achtung Geschichtsquellen zu behandeln, die zugleich Theile des für uns heiligsten Buches sind, und auf der andern doch auch der historischen Kritik und den Forderungen des menschlichen Verstandes vollkommen Genüge leisten." Diese Aeußerungen des Herrn Verfassers in der Einleitung zeigen, daß sein Werk nicht bloß für Theologen bestimmt ist, sondern die Berücksichtigung jedes Geschichtsfreundes erwarten darf.

Dr. Herm. Ulrici

Geschichte der Hellenischen Dichtkunst.

Erster Theil: Epos. Zweiter Theil: Lyrik.

gr. 8. 1835. 5½ Thlr.

„Hr. U. hat nach einer doppelten Einleitung, in der er die Idee der Kunst überhaupt so wie die verschiedenen Zweige derselben in ihrer Nothwendigkeit entwickelt, ferner die Bedeutung und den Charakter des Hellenischen Volkes und seiner Geschichte darzustellen sucht, in zwei großen Hauptmassen die Geschichte des Hellenischen Epos bis auf Antimachus und die der Hellenischen Lyrik bis zu den Zeiten Philipp's von Macedonien bearbeitet, die einzelnen Erscheinungen klar und umfassend geschildert und den Faden der Entwicklung, der sich durch das Ganze zieht, mit geschickter Hand ans Licht gebracht. — Die Ausführung ist im Ganzen eine sehr würdige und gelungene. Der Verfasser überschaut seinen Gegenstand in den wesentlichen Theilen, und vermöge seiner eigenen, reichbegabten Individualität weiß er dem todten Material einen so bedeutenden Inhalt zu geben, daß ein reiches Leben unter seiner schöpferischen Hand emporsprießt und daß eine längst vergangene herrliche Zeit in schönen Ansichten sich vor uns aufthut. Eine glänzende Darstellungsgabe hat das Ganze in ein höchst ansprechendes, oft zur Ueberzeugung unwillkürlich zwingendes Gewand gekleidet." (Berl. Lit. Ztg. 1835. No. 35).